Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band XXIV.

(Juli — August — September 1880.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Herd. Hoffmann. — Amsterdam, Gebhard'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Chr. Meyer. — Bern, Huber & Co. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, C. Gerold's Sohn. — Buenos-Aires, L. Jourdan & Co. — Bukarest, Cotzebue & Co. — Capetown, J. H. Nels. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Philipp R. Theobald. — Dorpat, Theodor Hoppe. — G. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — Konstantinopel, Lorentz & Keil. — Kopenhagen, Andr. Jacob. Hoest & Sohn. Wilh. Peter's Hofbuchhandlung. — Lima, C. Niemeyer & Inglemont. — Lissabon, Chr. de Bramont. — Liverpool, Charles Schol. — London, N. Trübner & Co. — Lyon, Delaschaux's Buchhandlung. — Lyon, H. Georg. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Milan, Fr. Dumol. — Montevideo, L. Jourdan & Co. — Moskau, J. Deubner. Eduard Kunik. Alexander Lang. Gautier'sche Buchhandlung. — Neapel, Detken & Rocholl. L. Hoepli's Buchhandlung. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger. — Odessa, Emil Dresdel's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, Hachette & Cie. Gaudy & Fischbacher. J. Meisenbach. — Petersburg, Kais. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, Lor Pellegrin & Co. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — Rio de Janeiro, C. A. H. Lammert. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Eeltjes. — San Francisco, Fr. Will. & J. Beerhard. — Stockholm, Samson & Wallin. — Toronto (Ont.-Rattalien), J. Belsdon. — Turin, C. Clausen. — Waltersville, C. Niemeyer & Inglemont. — Wiesbaden, C. Merke & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Hartl & Held. H. Mary. — Zürich, C. W. Thiel.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Inhalts-Verzeichniß

zum

vierundzwanzigsten Bande (Juli — September 1880).

		Seite
I.	Otto Roquette, Ein Baum im Odenwald. Novelle	1
II.	Erich Schmidt, Theodor Storm	31
III.	V. Jagić, Ueber die Sprache und Literatur der heutigen Bulgaren	57
IV.	† † †, Die Stellung der Hansestädte	72
V.	Adolph Enslin, Die ersten Theater-Aufführungen des Goethe'schen Faust	95
VI.	Friedrich Oetker, Aus dem norddeutschen Bauernleben. Die Hausdichtung	115
VII.	J. Hartz, Aus der Praxis der Einzelhaft	139
VIII.	Theodor Paur, Wegele's Dante	143
IX.	Wilhelm Goldbaum, Fanny Lewald's Reisebriefe	146
X.	Haeckel's gesammelte populäre Vorträge	148
XI.	Paul Gaillen, Die politische Correspondenz Friedrich's des Großen	150
XII.	Literarische Notizen	153
XIII.	Literarische Neuigkeiten	159
XIV.	Marie von Olfers, Natanael. Novelle	161
XV.	Reinhold Pauli, Maria Tudor, Königin von Frankreich	190
XVI.	† † †, Eine russische geheime Denkschrift von 1864	209
XVII.	Gustav Meyer, Die etruskische Sprachfrage	232
XVIII.	Rudolph Genée, Aus der Kindheit des deutschen Theaters	244
XIX.	Karl Hillebrand, Das belgische Experiment I	258
XX.	Julius Rodenberg, Die Weltliteratur und der moderne Staat	279
XXI.	Rosalie Coveling, Ada und Paoletto. Eine vlämische Geschichte. Deutsch von Lina Schneider	293

(Fortsetzung umstehend.)

140682

		Seite
XXII.	Neuere Novellen und Romane	308
XXIII.	G. K. F., Kunſt und Kunſtgeſchichte	312
XXIV.	Julian Klaczko, Macaulay's Eſſay über Dante	318
XXV.	Literariſche Notizen	319
XXVI.	Literariſche Neuigkeiten	324
XXVII.	Hans Hoffmann, Die heilige Barbara. Novelle.	327
XXVIII.	Herman Grimm, Raphael's Schule von Athen	353
XXIX.	Karl Hillebrand, Das belgiſche Experiment. II.	397
XXX.	Charles Grant, Thomas Carlyle als Moraliſt	417
XXXI.	Ferdinand Hiller, Wie hören wir Muſik?	432
XXXII.	Georg Schleſinger, Die Inſel Yezo und die Ainos	449
XXXIII.	Julius Rodenberg, Bilder aus dem Berliner Leben. Sonntag vor dem Landsberger Thor	461
XXXIV.	Otto Brahm, Neuere Novellen und Erzählungen	478
XXXV.	Literariſche Notizen	484
XXXVI.	Literariſche Neuigkeiten	486

Ein Baum im Odenwald.

Novelle

von

Otto Roquette.

„Warum hat der Onkel so plötzlich das Zimmer verlassen?“ — Die Gesellschaft richtete, gleich der jungen Fragerin, die Gesichter nach der Thür, welche sich hinter dem alten Herrn geschlossen hatte. Man schien nicht eben Gewicht auf sein Fortgehen zu legen, sondern wendete sich wieder zum Clavier, an welchem ein junger Mann saß, bereit, den Gesang der Uebrigen zu begleiten. Um ihn herum standen drei Mädchen und ein Jüngling, der für gewöhnlich Fritz, von den Eltern aber mit gerechtem Stolz gern „der Primaner“ genannt wurde. Dieser nahm jetzt das Wort und rief: „Also vorwärts! Es steht ein Baum im Odenwald —“

„Herr von Hohnstein,“ begann eine der jungen Damen, „nehmen Sie eine andere Tonart. Für meinen Alt ist es zu tief gesetzt, Clara's Sopran hat genug Höhe.“

„Aber es ist doch merkwürdig,“ begann Clara, „daß der Onkel so plötzlich aufbricht, in dem Augenblick, da wir den Baum im Odenwald beginnen wollen. Gerade wie gestern, ich habe es wol beobachtet. Und heut' geschah es mit dem Ausdruck eines gewissen Mißbehagens!“

„Laß ihn doch!“ sagte Fritz. „Er spottet gern über uns, daß wir sentimentale Lieder singen, wenn wir am Vergnügtesten sind. Jetzt also — Es steht ein Baum — ja, soll ich denn meine Baßstimme solo singen?“

„Aber Sie haben ja weiter geblättert, Herr von Hohnstein!“ rief Clara, indem sie auf die Noten blickte. „Schlagen Sie die Seiten nur wieder zurück!“ Sie that es selbst, und zwar mit einer gewissen Hast, so daß die Blätter der Liedersammlung hin und her flogen, ohne das rechte Lied zu zeigen.

„Wir können es ja auswendig!“ rief Fritz dazwischen. „Sollen wir denn heut' nicht dazu kommen, diesen Baum im Odenwald zu singen?“

Herr von Hohnstein aber blickte auf die kleine weiße Hand, welche geschäftig vor seinen Augen hin und her fuhr, und schien gar nicht Lust zu haben, ihr Einhalt zu thun. Endlich war das Lied gefunden. „Oder möchten Sie es dem

Onkel nachthun?" fragte Clara mit leichtem Lächeln. „Ist Ihnen das Lied zuwider? Sie waren ja mit ihm auf einer Wanderung durch den Odenwald — richtig! Hat Ihnen der Baum etwa auch einen so unangenehmen Eindruck hinterlassen?"

„Welcher Baum?" fragte der junge Mann, indem er sie mit ernsten Augen anblickte.

Clara stutzte und erröthete ein wenig. „Nun," entgegnete sie, „der Baum — von dem das Lied singt."

„Es stehen viele Bäume im Odenwald — allein, ja, einen weiß auch ich, unter dem ich etwas ganz Besonderes erfahren habe."

Clara fühlte sich eigenthümlich ergriffen durch den Ton und Ausdruck, mit welchem dieses Geständniß gegeben wurde, während die Blicke der beiden andern Mädchen sich mit erwachender Neugier auf den Sprecher richteten. Dieser aber griff schnell in die Tasten und gleich darauf erscholl es in gemeinsamem Gesange:

Es steht ein Baum im Odenwald,
Der hat viel grüne Aest',
Da bin ich wol vieltausendmal
Mit meinem Schatz gewest.

Es sitzet auch ein Vogel drauf,
Der singt gar wunderschön,
Ich und mein Schatz wir hören drauf,
Wenn wir vorübergehn.

Und als ich wied'rum kam zu ihr,
Verdorret war der Baum,
Ein andrer Liebster stand bei ihr,
Oder war es nur ein Traum?

Der Baum der steht im Odenwald
Und ich bin in der Schweiz,
Da liegt der Schnee so kalt, so kalt,
Das Herze mir zerreißt.

So wurde das Lied hier gesungen, welches freilich auch noch in anderen Versionen gedruckt zu finden ist. —

Inzwischen war der Onkel durch den Vorsaal in ein gegenüber liegendes Zimmer geschritten, in welchem zwei Männer beim Schachbrett, deren Frauen mit weiblicher Arbeit am Fenster saßen. Es waren zwei Familien aus Norddeutschland, mit einander verwandt und befreundet, welche hier in Jugenheim an der Bergstraße ein Landhaus gemiethet hatten, um gemeinsam die Sommerfrische zu genießen. Der schöne Gebirgsort am Rande des Odenwaldes, der hier mit seinem üppigen Buchengrün die Berge deckt, während gewundene Thäler nach verschiedenen Seiten in das Innere des Gebirges locken, gab täglich Gelegenheit zu Ausflügen und Wanderungen. Zu diesen beiden Familien war seit einigen Tagen, und nur zu einem kurzen Aufenthalt, ein Herr gekommen, Namens Humbert, welcher von der gesammten Jugend als Onkel bezeichnet werden durfte. Er hatte einen jungen Reisegefährten mitgebracht, der, bisher in diesem Kreise noch nicht bekannt, schnell ein Gegenstand der allgemeinen Theilnahme geworden war. Die Anziehung lag nicht allein in seinem ausdrucksvollen und angenehmen

Aeußeren, wiewol ihn dieses, verbunden mit gesellschaftlich untadelhafter Form, genügend empfahl. Noch sehr jung, zeigte er bereits ein reifes Urtheil und vielseitige Bildung, ja er hatte in Lebensjahren, die bei Aelteren noch zu den prüfungsvollen gehören, bereits alle Vorstufen überwunden, welche in die staatliche Laufbahn führen. Mehr aber, als diese Vortheile, wirkte ein gewisses geheimnißvolles Wesen, in welches er sich nicht sowol einhüllte, das vielmehr als etwas Unwillkürliches von ihm ausging. Er war kein gewöhnlicher junger Herr, er lebte ein Innenleben für sich, es war etwas Besonderes in ihm, das empfanden oder sagten sich Alle. Der Onkel, welcher ihn genauer kennen mußte, gab auf mancherlei Fragen, die an ihn gerichtet wurden, nur kurze Antwort. Er habe Herrn von Hohnstein in Heidelberg getroffen, sei von dort aus mit ihm durch den Odenwald gewandert, und da er den Reisegefährten schätzen gelernt, habe er ihn mit nach Jugenheim gebracht und ihn bewogen, einige Tage in der Familie zu verweilen. Die Aelteren mußten sich damit begnügen, die Jüngeren fragten nicht viel nach seinen persönlichen Verhältnissen, sondern nahmen ihn als guten Genossen in ihren Kreis auf, den er durch seine Begabung zu beleben wußte. Heute schloß der Regentag die Gesellschaft enger in die Zimmer ein, daher denn der Gesang, den man sonst im Freien erschallen ließ, am Clavier geübt wurde.

Nicht lange nachdem Humbert sich zu den Aelteren gesellt hatte, kam auch die Jugend in das Zimmer gestürmt. „Der Onkel ist uns davongelaufen, als wir den Baum im Odenwald zu singen anfingen!“ rief eins der Mädchen. „Herr von Hohnstein schien das Lied auch überschlagen zu wollen. Was ist denn an unserem Lieblingsliede, das sich gerade hier im Odenwalde so hübsch singen läßt, plötzlich auszusetzen?“

Humbert warf seinem Reisegefährten einen Blick zu, den dieser mit einem Lächeln erwiderte, um dann neben Clara's Mutter Platz zu nehmen und ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Es wurde unterbrochen durch den Onkel, welcher begann: „Was ich an dem Liede auszusetzen habe? Wie lautet gleich die erste Strophe?“ Sie wurde ihm hergesagt, und zwar durch drei Stimmen zu gleicher Zeit. „Halt!“ rief er. „Da steckt es. Das Lied ist eben so aufschneiderisch als unmoralisch!“ Die jungen Leute sahen ihn erstaunt und fragend an, die Mütter aber erschraken fast, daß ihre Töchter ein unmoralisches Lied gesungen haben sollten, ein Lied, welches sie selbst doch genugsam kannten und bisher für unverfänglich gehalten hatten.

„Da bin ich wol *vieltausendmal* mit meinem Schatz gewest!“ fuhr der Onkel fort. „Diese Zahl ist unerhört, die Unbestimmtheit derselben erregt dazu nicht geringe Bedenken. Der Mensch, welcher dieses Lied gemacht hat, bekennt sich nicht zu *einem* oder einigen Stelldichein mit seinem Schatz, nein, er rühmt sich sehr tactlos, vieltausendmal mit dem Mädchen unter dem Baume gewesen zu sein. Sehen wir doch einmal zu, wie lange Zeit die Liebelei gedauert haben muß, bis er auch nur *eintausend* Zusammenkünfte mit ihr gehabt haben konnte. Das Jahr hat dreihundertfünfundsechzig Tage. Nehmen wir an, daß er alle Tage zum Stelldichein gegangen ist, auch im Winter, bei Schnee und Glatteis, was im Gebirge etwas zu bedeuten hat, und dividiren wir diese Zahl in Tausend,

so braucht er zwei Jahre und neun Monate, um seine Eintausendmal zu Wege zu bringen. Redet er uns aber von zweitausendmal, so weisen wir ihm fünf Jahre und sechs Monate nach; verlangt er, daß wir ihm dreitausendmal glauben sollen, so rechnen wir ihm vor, daß er das Mädchen acht Jahre, zwei Monate und zwanzig Tage lang unter den Baum bemüht hat. Er aber geht noch weiter und renommirt, nicht von drei-, sondern von vieltausendmal —"

Ein Gelächter unterbrach den Sprecher. Die Mädchen schalten seine Berechnung prosaisch und häßlich, während der Primaner Notizbuch und Bleistift hervorzog, um dem Onkel nachzurechnen. Dieser aber fuhr fort: „Es ist aber nicht anzunehmen, daß ihm möglich gewesen, jeden Tag unter den Baum zu gehen, zumal auch sie zuweilen verhindert sein konnte. Gestehen wir ihm aber wöchentlich dreimal sein Stelldichein zu, so bringt er es bei zweiundfünfzig Wochen im Jahr auf einhundertsechsundfünfzig Gänge, und um seine Eintausend herauszubekommen braucht er sechs Jahre, zwei Monate, vier Tage; für zweitausendmal: zwölf Jahre, vier Monate, acht Tage; für dreitausendmal: achtzehn Jahre, sechs Monate, zwölf Tage!"

Man lachte und wollte nichts weiter von Zahlen hören. „Hast Du das Alles so schnell im Kopfe berechnet, Bruder?" fragte Clara's Mutter.

Humbert aber fuhr unbarmherzig fort: „Nun aber ist dreimal die Woche doch eigentlich auch schon mehr, als man annehmen kann. Sagen wir, er ist wöchentlich nur zweimal dagewesen — immer ein ganz reichliches Maß! — so kommen für eintausendmal neun Jahre, zwei Monate, vier Tage; für zweitausendmal: neunzehn Jahre und zwei Tage; für dreitausendmal: achtundzwanzig Jahre, zwei Monate und achtundzwanzig Tage heraus. Wie viel Jahre aber braucht dieser Mensch für auch nur eintausendmal, wenn man annimmt, daß die Zusammenkünfte unter dem Baum vielleicht nur im Sommer stattfinden konnten, daß die Liebenden für den Winter etwa ein anderes, weniger den Einflüssen der Witterung ausgesetztes Local gefunden hatten —"

„Onkel Humbert!" rief Fritz lebhaft dazwischen, „die Zeit kann auch eingeschränkt werden! Wenn er nämlich nicht täglich nur einmal, sondern jeden Tag zweimal oder dreimal dagewesen ist!"

„O Du heilloser Schlingel!" schrie der Onkel. „Welche ausschweifende Primanerphantasie! Das ist der richtige Uebergang von der bloßen Prahlerei dieses Liedes zu seiner Immoralität! Denn steht etwa darin zu lesen, daß der Mensch, welcher so viel Paar Stiefeln zerrissen hat bei seinen Wegen nach dem Baum, steht denn in dem Liede, daß er das Mädchen endlich auch geheirathet habe? Nein, über die Grenze, nach der Schweiz ist er davongegangen, und nun verspürt der Tölpel Reue, „Das Herze ihm zerreißt"! Was ist denn aber aus der bejahrten Creatur geworden, die er an der Nase herumgeführt hat?"

„Oh!" warf Fritz ein. „Muß er ihr denn davongegangen sein? Er war doch wol nur auf der Wanderschaft und glaubte an ihre Treue. Aber er kehrte zurück und sah mit Schrecken: „Ein andrer Liebster stand bei ihr" — so heißt es in dem Liede, und aus diesem Grunde ging er nach der Schweiz!"

„Immer besser und schlimmer! Immer gravirender für die Moralität! Diese ausbündige alte Person —!"

Jetzt aber stürzten sich die Nichten über den abscheulichen Onkel her und hielten ihm scheltend den Mund zu, während Clara's Mutter das Fenster öffnete und auf den Sonnenstrahl hinwies, der plötzlich durch die Wolken brach. In wenigen Augenblicken stand die Landschaft verklärt und vom Regen erquickt da, und der Sommertag versprach noch einige schöne Stunden. Schnell war die Jugend zum Spazierengehen gerüstet. Humbert folgte mit Clara's Vater, die Uebrigen hatten die noch feuchten Wege zu scheuen und zogen es vor, sich mit einem Gang auf dem Kies des Gartens zu begnügen.

Nachdem die Gesellschaft eine Strecke gegangen war, nahm Humbert den Arm seines Schwagers, und bog mit ihm in einen Seitenweg zwischen Gartenhecken, der sich der Ebene zuwendete. „Laß die Jugend allein auf die Berge steigen!" begann er. „Ich möchte ungestört mit Dir reden — Dir Etwas erzählen. In der That bin ich vorhin jenem Liede von dem Baum im Odenwalde aus dem Wege gegangen, weil es gerade jetzt mich einigermaßen peinlich, jedenfalls ernst genug, berührte. Denn ich habe auch einen Baum im Odenwalde, an den sich traurige Erinnerungen knüpfen. Die Kinder, welche mich ahnungslos darüber zur Rede setzten, suchte ich durch Possen auf andere Gedanken zu bringen, Dir aber will ich doch eine alte Geschichte erzählen, zumal Du und Deine Frau voraussichtlich auch noch in Beziehung dazu treten könntet."

„Wir auch? Du machst mich neugierig!" entgegnete der Schwager.

„Wenn Du meine Erzählung bis zu Ende anhören willst, wirst Du mich verstehen," fuhr der Andere fort. „Laß mich zugleich etwas weit ausholen und ein wenig umständlich verfahren! Wir haben Zeit, und ich hoffe, meine Geschichte wird Deine Geduld nicht in Gefahr bringen.

„Es sind fünfundzwanzig Jahre her, seit ich in Heidelberg die Universität besuchte. Schon damals sonderten mich meine naturwissenschaftlichen Studien häufig von den lebenslustigen Genossen ab. Wenn ich halbe Tage lang in einem alten Steinbruch umherstöberte und geologische Merkwürdigkeiten fand, an welchen Andere nichts Sonderliches entdeckten; oder wenn ich mit Pflanzenbündeln, die nicht nach Blumensträußern aussahen, von einem Ausflug heim kam; oder wenn ich die Taschen voll Schachteln trug, welche meine Ausbeute von Insecten bargen, so wurde ich vielfach ausgelacht und verspottet. Ich ließ mich das nicht anfechten, ging meiner Wege, lebte aber auch nicht durchaus einsiedlerisch. Ich hatte einen bestimmten Kreis, in dem es sonst lustig genug herging. Da machte ich eine Bekanntschaft, die ich mir nicht erwartet hatte, da der junge Mann, der sich mir aus freien Stücken näherte, einem Kreise angehörte, der sich sonst ziemlich ablehnend verhielt gegen Solche, die nicht Standesgenossen waren, oder mit der bevorzugten Corpsverbindung nichts zu thun hatten. Er war Freiherr, ich wußte, daß sein Erbgut nicht weit von meiner Vaterstadt lag, hatte auch durch meinen Vater schon allerlei über seine Familienverhältnisse erfahren. Daß der sonst sehr unzugängliche junge Mann im Stillen seine Blicke auch bereits auf mich gerichtet hatte, wäre mir freilich nicht in den Sinn gekommen.

Eines Tages hatte ich mich etwas weiter von der Stadt in den Odenwald entfernt, und wanderte durch das Schönauer Thal zum Neckar zurück. Trotzdem ich alle Taschen voll von Steinen trug, fand ich am Wege immer noch Etwas,

um mit dem Hammer daran zu klopfen. So ganz vertieft war ich in meine Hämmerei, daß ich erschrak, als ich Jemand neben mir lachend meinen Namen rufen hörte. Der junge Freiherr, den ich mit seinem Vornamen Ansgar nennen will, stand neben mir, stellte sich mir mit ganz zutraulichem Gruße vor und befragte mich über meine eifrige Hantirung. Er gestand, daß er mich schon öfter in dieser Gegend beobachtet habe, und ließ sich von mir erklären und vorweisen, was ich in Händen hatte oder mit mir trug. Merkte ich gleich, daß er nur aus Höflichkeit einiges Interesse dafür zeigte, so konnte ich mich vor dem Entgegenkommen des von der Natur glänzend ausgestatteten jungen Mannes nicht verschließen. Er deutete darauf hin, daß wir Landsleute wären, und so fand sich manches Gemeinsame, was unsere Unterhaltung in Gang brachte. Zusammen schritten wir weiter. Mich wunderte nur, was er allein auf diesen Wegen getrieben und woher er gekommen; denn wie aus der Erde gewachsen, war er plötzlich neben mir erschienen. Da das letzte Dampfschiff — heutzutage fährt keines mehr auf dem Neckar — schon abgegangen war, beschlossen wir, in Neckarsteinach zu übernachten, leerten eine Flasche nach der anderen und wurden, für zwei Leute, die heute die ersten Worte getauscht hatten, ziemlich vertraut mit einander. Eine Grenze war aber doch, sowol von meiner, wie von seiner Seite gezogen und bewahrt worden.

Fortan sahen wir uns öfter, obgleich wir den Ton jenes ersten fröhlichen Abends nicht wieder anschlugen. Ansgar besuchte mich zuweilen, wünschte mich zu kleineren Spaziergängen, etwa auf das Schloß oder nach der Stiftsmühle, abzuholen, die auch zuweilen ausgeführt wurden. Meine übrigen Genossen konnten sich in diese neue Freundschaft nicht finden. Sie begriffen nicht, wie ich mit einem Menschen verkehren könne, dessen stolzes, abstoßendes Wesen berüchtigt, dessen Lebensweise, Ansichten, Forderungen und Bedürfnisse von den meinigen so verschieden waren. Ich erfuhr nun erst allerlei, was ich früher nicht beobachtet hatte. Ansgar gab sein Geld ziemlich freiherrlich aus, und es wurden ihm starke Schulden nachgesagt. Ich aber wußte, daß sein Erbgut, ein Majorat, nicht in den besten Verhältnissen, ja, schon seit langer Zeit, mit Lasten aller Art stark überbürdet war. Mittlerweile bemerkte ich denn auch, daß Geldverlegenheiten ihn häufig verstimmten. Sein Vertrauen ging nicht so weit, mir dergleichen geradezu mitzutheilen, und ich fühlte keine Veranlassung, diese Dinge mit ihm zu besprechen. Aber auch gegen seine Corpskameraden schloß er sein Inneres wenig auf, er galt unter ihnen sogar für eine völlig unzugängliche Natur. Die äußeren Formen guter Kameradschaft verletzte er nicht; über sie hinaus bei ihm gedrungen zu sein, konnte sich Keiner rühmen. Da seine Genossen gewohnt waren, daß er sich häufig absonderte, so wurde sein Verkehr mit mir anfangs weniger augenfällig, dann aber, obgleich von Vielen mißbilligt, zu seinen übrigen ärgerlichen Sonderbarkeiten geschrieben. Und sonderbar war in der That Vieles an ihm, ja es ging ein Zug zum Abenteuerlichen durch sein Wesen, der zuweilen, wie aus einem Rückhalt hervorschießend, die abgeschlossene Vornehmheit auffallend durchbrach. Er konnte Behauptungen aufstellen, Lebenswünsche aussprechen, die in geradem Gegensatz zu seinen sonstigen Anschauungen und Vorurtheilen standen; er konnte aus einer ganz fröhlichen Stimmung heraus

in plötzlichen Trübsinn verfallen und ein tiefes Unbefriedigtsein mit dem Leben aussprechen. Anfangs lachte ich ihn darüber aus. Er nahm es übel, es kam aber doch vor, daß er dann auch mit mir lachte. So weit kannte ich ihn nun doch, daß ich seinen Unfrieden mit sich selbst keiner zu frühen Vergeudung seiner Kräfte zuzuschreiben hatte, worauf überhaupt wol Niemand gekommen wäre, der diese von der Natur so bevorzugte Jünglingsgestalt betrachtete. Eher war mir zuweilen eine gewisse zarte Scheu den Frauen gegenüber an ihm aufgefallen, und niemals habe ich ein cynisches Wort von seinen Lippen vernommen. Aber seine häufigen Verstimmungen fingen an, mir lästig zu werden, und ich ließ ihn offen erkennen, daß er mich dadurch langweile und beeinträchtige. Dann zog er sich kühl zurück, unsere Freundschaft schien fast erloschen, wir gingen mit stummem Gruß an einander vorüber, hatten einander nichts mehr zu sagen. Immer aber war er der Erste, welcher wieder anknüpfte. Dann stürmte er hastig in mein Zimmer, reichte mir die Hand, bat mich um Vergebung, schalt sich selbst, und wußte Worte zu finden, deren herzlichem Ausdruck nicht zu widerstehen war. Gleichwol gingen wir nicht als die Untrennbaren einher, wie das sonst wol bei befreundeten Jünglingen der Fall ist. Jeder war durch seinen besonderen Kreis in Anspruch genommen, und es verging zuweilen eine Woche daß wir nicht mit einander gesehen wurden.

Nun mochte es um die Mitte des Sommers sein, als ich mit einigen meiner Studiengenossen einen weiteren Ausflug in den Odenwald machte, über Schönau hinaus, nach dem höchst anmuthig malerischen Heiligenkreuz-Steinach. Ich hatte das Versprechen geben müssen, mich weder bei Steinen zu verweilen, noch durch Pflanzen oder Insecten aufhalten zu lassen. So wanderten wir getrost über Berg und Thal, bei mancherlei Gesang nach Art der Musensöhne. Der Hauptspaß meiner Genossen war, mich auf dieser Wanderung zu überwachen, denn unwillkürlich griff meine Hand bald nach rechts bald nach links am Wege, wo mir etwas der Untersuchung Werthes erscheinen wollte. Dann wurde ich mit Gewalt zurückgehalten, und es gab Gelächter und Possen den ganzen Weg, über. Während einer solchen Execution, gegen die ich mich wehrte, und bei der es lärmend genug herging, bemerkte ich plötzlich, daß Jemand etwa fünfzig Schritte vor uns herging, stehen blieb und sich umwendete. Ich erkannte Ansgar und eilte auf ihn zu. Da er das gleiche Ziel hatte, forderte ich ihn auf, sich uns anzuschließen. Er warf einen prüfenden Blick auf meine Gefährten zurück, schien zu zögern, willigte aber doch ein und ließ sich vorstellen. Wenig zur Freude aber gereichte es mir, daß die Genossen nur zu sehr merken ließen, wie unwillkommen ihnen der Zuwachs der Geselligkeit war. Scherz und Lachen hörte auf, man sonderte sich ab, und gab mir und Ansgar Gelegenheit, im Zwiegespräch weit voraus zu schreiten. Er hatte nicht seinen besten Tag, und da ich mir die Freiheit nahm, ihn zu fragen, ob ihn die Gesellschaft verstimme, in welcher er mich gefunden, entgegnete er: „Ja und Nein! Deine Leute sind weder unterhaltend noch höflich, doch ist das Angenehme an ihrer Unhöflichkeit, daß man sie leicht los wird. Für mich aber ist es vielleicht besser, daß ich den Weg nicht ganz allein gehe.“ Ich sah ihn fragend an. „Ich rede wol einmal deutlicher!“ fuhr er schnell fort. „Heut bin ich verstimmt über Nachrichten, die ich

von Hause erhalten — was ich so „von Hause" nenne — von meinem Geschäftsführer, meine ich. Der Mensch hat mir zu wenig Geld geschickt —"

„Und Du hast zu viel ausgegeben!" fuhr ich ihm in die Rede. „Die alte Geschichte, die ich längst gemerkt habe, auch ohne Dein Vertrauen!"

„Du sollst es haben!" rief er, und fing an zu lachen. „Nämlich das Vertrauen — denn das Geld ist zum größten Theil nicht mehr in meiner Tasche. Aber welcher Unsinn, sich darüber die gute Laune zu verderben — das willst Du doch sagen, und ich bin ganz Deiner Ansicht. Sieh' nur, wie wundervoll das Nest da im Thale liegt! — Es steht ein Baum im Odenwald —" Er fing an zu singen, und fröhlich wanderten wir unserem Ziele zu. Ich sah mich nach den übrigen Genossen um. Sie waren nicht zu sehen und mußten weit hinter uns geblieben sein.

So kamen wir nach Heiligenkreuz-Steinach, und schritten in den Garten des Wirthshauses, welches man damals vorwiegend besuchte. Kaum waren wir zehn Schritte gegangen, als um das Gebüsch herum, wie auf der Flucht, ein Mädchen stürzte und mit heftigem Anprall auf uns traf, so daß wir Beide unwillkürlich zugriffen, und sie festhielten. Hinter ihr her aber jagte ein junger Mann mit schwarzem Schnurrbart, der beinah in gleicher Weise gegen uns geprallt wäre, sich aber, erschreckt über unsere Gegenwart, und in ziemlich komischer Situation, noch zurück und aufrecht zu halten wußte. Das Mädchen war das blonde Bärbel, Aufwärterin im Wirthshause, eine uns wohlbekannte Person. Ihren Verfolger erkannte ich als einen jungen Serben, deren in jener Zeit viele ihre Studien in Heidelberg machten. Kaum hatte Bärbel uns erkannt, als sie hoch erröthend, sich von uns losmachte, und in's Haus eilte, während der Serbe halb lachend aber doch verlegen uns begrüßte. „Spielerei! Hat nichts zu sagen! Scheues Ding das Mädchen! Nur Spaß!" sagte er in gebrochnem Deutsch, und machte Miene, sich uns anzuschließen. „Mein Herr, ich kenne Sie nicht!" rief Ansgar ihm in seinem kältesten Ton entgegen und schritt an ihm vorüber. Der Serbe stellte sich uns in aller Form vor und schien den unwiderleglich lächerlichen Eindruck, den er gemacht, durch einen angenehmen Gesprächston verwischen zu wollen. Er nannte sich Alexius Rudnik. Von mittelgroßer Gestalt, dunkler, fast orientalischer Gesichtsfarbe, schwarzen Haaren und Augen, hatte er ein so weiches Organ, sprach er in so sanftem Ton, hatte er in seinem Wesen, bei aller weltmännischen Manier, etwas so verbindlich Unterwürfiges, daß man diesem Gemisch widersprechender Züge gegenüber kein rechtes Zutrauen zu ihm fassen konnte. Ansgar verhehlte den Widerwillen gegen seine Annäherung auch gar nicht und entgegnete die Vorstellung so oberflächlich vornehm, daß er seinen Namen kaum über die Lippen brachte. Der Serbe gab zu verstehen, daß er ihm ganz bekannt sei, und ließ sich durch die Ablehnung nicht zurückschrecken. „Herr Baron kennen das hübsche Mädchen auch?" begann er mit sanfter Zudringlichkeit.

Ich merkte wie bei Ansgar die Geduld riß. „In der That," entgegnete er, „das Mädchen zeigt Verstand, wenn es sich Ihren knabenhaften Scherzen zu entziehen sucht. Ich bekümmere mich um das Mädchen garnicht; und um Sie

auch nicht, mein Herr! Ich habe den Weg hierher nicht zurückgelegt, um Ihre angenehme Gesellschaft zu genießen!"

Nur ein leises Aufblitzen in den schwarzen Augen des Gegenüberstehenden machte sich bemerkbar, während er lächelnd und mit sanftem Tone entgegnete: „Mir um so angenehmer gewesen, des Herrn Baron Bekanntschaft gemacht zu haben." Höflich und sehr tief verbeugte er sich und verließ uns.

„Elender Gesell!" murmelte Ansgar, doch laut genug, um es aufmerksamen Ohren noch vernehmbar zu machen. — Wir nahmen in der Nähe des Hauses in einem Rebengange Platz, und gleich darauf erschien Bärbel, um uns zu bedienen.

Sie war eine Verwandte des Wirthes, ein elternloses Kind, und nahm im Hause, wo bei der Arbeit zwischen Herrschaft und Dienerschaft kein sonderlicher Unterschied gemacht wurde, an der Bedienung Theil. Den Verkehr mit den Fremden, meist Musensöhnen aus Heidelberg, überließ man ihr fast allein, zumal sie die Hauptanziehung des Hauses vertrat. Man sprach nicht von einer Einkehr beim Löwenwirth, sondern von einem Besuch bei der hübschen Bärbel in Heiligenkreuz-Steinach. Sie war auch wirklich hübsch, überaus anmuthig, trotz einer gewissen Derbheit, die man doch auch nicht weggewünscht hätte. Nicht eben klein zu nennen, von schlanker Gestalt, lebhaft in Bewegungen und Reden, hatte sie etwas Gesetzteres und so zu sagen Feineres als andere Landmädchen. Auch das ovale Gesicht, über dessen Stirn das blonde Haar sich vom Scheitel immer loskräuselte und sie manchmal wie ein leichter, goldiger Flockenkranz umgab, auch dieses feingebildete Gesicht, das sich zu der ländlichen Tracht reizend genug ausnahm, würde zu einem modischen Anzug nichts von seiner Anmuth eingebüßt haben. Ihre Redeweise und ihr Betragen hatte sich im Verkehr mit den Heidelbergern etwas abgeschliffen. Gleichwol dauerte dieser Verkehr noch nicht lange, da sie noch sehr jung war. Sie hatte etwas Zutrauliches, reichte Jedem unbefangen die Hand und nahm es von näheren Bekannten auch nicht übel, wenn man die Hand ein wenig länger behielt. Doch galt es für ausgemacht, daß Bärbel zudringliche Freundschaftsbezeigungen sehr ernst abzuweisen wisse, und so verstand sie sich unter der akademischen Jugend, die so viel im Löwen verkehrte, beliebt und in Respect zu halten. Ich kannte Bärbel länger als Ansgar, da meine Excursionen mich schon häufig nach Heiligenkreuz-Steinach geführt hatten, und stand als ein guter Kamerad wohl bei ihr angeschrieben. Oft hatte ich meine Taschen vor ihr geleert, alle gesammelten Steine vor sie auf den Tisch gebreitet und dadurch ihr helles Lachen hervorgerufen, da sie schwer begriff, wozu mir das nützen sollte? So auch wurden meine Pflanzenbündel von ihr verlacht. „Nicht in der Apothek' ist das zu brauchen!" rief sie. „Und als Sträußel macht's auch keinen Staat!" Aber so oft ich mit meinen Ladungen ermüdet, hungrig und durstig erschien, kam sie mir fröhlich entgegen, beklagte lachend, daß ich mich so plagen müsse, und sorgte für die Bedürfnisse des Erschöpften, die sie nun schon kannte.

Auch heut' brachte Bärbel Wein und Brod in die Laube, und nahm gesellig mir und Ansgar gegenüber Platz, da es gerade sonst nichts zu bedienen gab. Ueber den Vorfall mit dem Serben ging sie schnell hinweg. „Ich hätte mich

auch ohne Ihr Dazwischenkommen seiner erwehren wollen!" sagte sie und brachte das Gespräch auf etwas Anderes. So plauderten wir eine Weile — nämlich Bärbel und ich, während Ansgar sich ziemlich wortkarg verhielt.

Da erscholl im Garten lautes Gespräch und Rufen, und ich sah meine übrigen Genossen ankommen, mit ihnen, zu meinem Erstaunen, Herrn Alexius Rudnik. Ich wußte, daß Keiner von ihnen bisher mit dem Serben persönlich bekannt war. Er mußte sich also — vermuthlich um die Rückkehr in den Garten schicklicher zu ermöglichen, ihnen vorgestellt haben. Ansgar fuhr bei seinem Anblick etwas auf, während Bärbel sich erhob, und, stehen bleibend, in ruhigem Tone sagte: „Da ist ja auch Der wieder!"

Die Ankommenden warfen einen Blick nach uns herüber, nahmen in der Entfernung Platz und riefen nach der Wirthschaft. Plötzlich sagte Ansgar mit fast gebietender Stimme: „Bärbel! Sie werden an einem Tische die Bedienung nicht führen, an welchem jener Mensch sitzt!"

Das Mädchen fuhr ein wenig zusammen und erröthete. Dann aber, gefaßt und aufrecht stehend, entgegnete sie: „Es hat mir kein Gast vorzuschreiben, Herr Baron, welchen andern Gast ich bedienen soll, und welchen nicht. Aber Sie haben schon Recht, daß ich da nicht hinüber gehen werde. Der Peter mag's thun." Sie ging in's Haus, und kam nicht zu uns zurück. Der Peter, des Löwenwirths Knabe, ging ab und zu, um die Wirthschaft im Garten zu vertreten. Auch beim Abschied zeigte Bärbel sich nicht wieder.

Die Auseinandersetzungen, die ich Tags darauf mit meinen Studiengenossen hatte, über ihren Mangel an Lebensart und Höflichkeit, die Streitigkeiten über die Annehmlichkeit der Person des Serben kann ich übergehen, da sie nicht zur Geschichte gehören. Wochen, Monate vergingen, und an jenen kleinen Conflict mit Alexius Rudnik dachte ich nicht mehr, zumal ich ihn selbst wenig zu Gesicht bekam. Auch nach Heiligenkreuz-Steinach muß ich wol lange Zeit nicht gekommen sein. Ich erinnere mich, daß meine Wanderungen mehr nach der westlichen Seite des Odenwaldes gingen, nach der Bergstraße zu, wo ich in der Umgegend von Weinheim, in dem schönen Birkenauer Thale, einige ergibige Steinbrüche entdeckt hatte.

Hier war es, wo ich oberhalb des Thals einen Baum fand, eine mächtige, breit ausladende Buche, welche meine Bewunderung erregte. Eine etwas verwachsene Waldschneise führte grade bis zum schroffen Abhang des Berges, wo dieser durch Alter, Größe und Schönheit gleich ausgezeichnete Baumriese sich erhob. Es war ein herrliches Waldversteck in scheinbar tiefster Einsamkeit. Einige bemooste Steine lagerten um den Stamm her und boten einen Ruheplatz, der auch den Blick in die Ferne gewährte; nicht umfassend, nicht mannigfaltig, nur über eine Flucht von Bergrücken jenseits des Thales, aber das Ganze in seiner Art stimmungsvoll abschließend. Hier ruhte ich oftmals aus, wenn ich mich müde gesammelt und geklettert hatte. Und hierher verlockte ich einmal Ansgar, der sich, gleich mir, von dem Platze überrascht zeigte und auch an dem Oertchen Birkenau seine Freude zu haben schien. Er sah sich sehr genau um, in meiner Vermuthung nach einem Wirthshause, und ich führte ihn in das mir schon bekannte ein. —

Etwa acht Tage nach dieser Wanderung trat Ansgar in mein Zimmer, aufgeregt und unstät, in unbequemerem Humor als jemals. Er schien Etwas auf dem Herzen zu haben, redete aber nicht, nahm ein Buch und warf es wieder hin, kramte in meinen Steinen so zerstreut, daß er kaum zu wissen schien, was er that. Ich setzte mich an meinen Schreibtisch, wie ich pflegte, wenn ich ihm nicht beizukommen wußte, abwartend, bis er den ersten Schritt zur Anbahnung eines Gespräches thun würde. So saßen wir lange in lautlosem Schweigen. Da hörte ich ihn aufstehen und gleich darauf fühlte ich seine Hand auf meiner Schulter. Ich erhob mich und blickte in sein Gesicht, in dem sich eine ernste innere Bewegung aussprach. „Humbert!" begann er, „Du erträgst viel von mir!"

„Wenn ich Dir nur besser zu helfen wüßte, Ansgar!" entgegnete ich. „Aber Du gibst Dich mir in Deinen Stimmungen so räthselhaft —!"

„Ich war heute ausgegangen, um Dir ein Bekenntniß zu machen!" rief er lebhaft, „Deinen Rath, Deine Hilfe in Anspruch zu nehmen! Aber es geht nicht — ich muß es allein thun, mag Dich nicht mit hineinziehen. Wenigstens jetzt nicht — vielleicht künftig! Verzeihe mir! Leb' wohl!"

Er schritt hastig nach der Thür, ich aber hielt ihn fest, ihn mit dringenden Worten bittend, sich mir offen zu erklären, da das, was ihn innerlich drücke, unmöglich so verzweifelt sein könne, daß man nicht eine Abhilfe finden sollte. Er aber, ganz gegen seine Gewohnheit, umarmte mich stürmisch, preßte meine Hand, schüttelte schweigend den Kopf, eilte davon und ließ mich in eigenthümlicher Bewegung allein. Nachdem ich innerlich alle Möglichkeiten durchlaufen hatte, die Einem in der Jugend als peinliche Verlegenheiten einfallen, beschloß ich, ihn in seiner Wohnung aufzusuchen. Ich fand ihn nicht, im Hause wußte man keine Auskunft über ihn zu geben.

Es war August, die langen akademischen Herbstferien hatten begonnen, die Mehrzahl der Studirenden ging in die Heimath oder sonst für eine Zeit lang auf Reisen. Ich blieb in Heidelberg, viel umherstreifend, auch wol zu größeren Ausflügen gerüstet. Ansgar sah ich nicht wieder, und Niemand konnte mir Auskunft über ihn geben. Er mochte in seine Heimath gereist sein, dachte ich; vielleicht auf sein Erbgut. Viel Verdrießliches war ihm oft von da hergekommen, vielleicht erwarteten ihn auch jetzt nicht angenehme Verhandlungen. Damit suchte ich mich zu bescheiden und erwartete den Spätherbst, welcher entweder den Flüchtling selbst oder eine Nachricht von ihm bringen werde.

In Heiligenkreuz-Steinach war ich lange nicht gewesen. Ende September beschloß ich wieder einmal dorthin zu wandern. Der Herbst färbte die Landschaft schon bunter, machte die Luft erquickend und frisch, Gebirg und Thal glänzten im Sonnenschein. So kam ich frohen Herzens zu meinem Ziele, um so mehr, da ich mir allerlei Thorheiten ausgedacht hatte, um Bärbel herauszufordern. Ich trat in die Wirthsstube, in welcher ich den Löwenvater, wie wir den Wirth zu nennen pflegten, über eine Zeitung gebeugt, sitzend fand. Er erhob sich, da er mich kommen sah, und empfing mich schweigend mit mißtrauischen Blicken. „Wo ist Bärbel?" fragte ich. — „Nicht da!" entgegnete er kurz, indem er mir einen Schoppen hinsetzte. Sie werde ja wol kommen, dachte ich,

ruhte aus und griff ebenfalls nach einem der Tagesblättchen. Bald darauf trat der Peter ein und reichte mir die Hand. „Grüß' doch die Bärbel," sagte ich, „und ob man sie heute gar nicht zu sehen bekäme?" Der Peter sah mich groß an: „Ei die Bärbel —" begann er, stockte und warf einen fragenden Blick auf seinen Vater. Dieser erhob sich. „Sie ist gar nicht mehr bei mir im Hause!" rief er unwirsch und machte Anstalt, das Zimmer zu verlassen. „Nicht mehr bei Ihnen?" fragte ich überrascht. „Ja, wo ist sie denn?" — Der Löwenwirth trat mir näher. „Wenn Sie's nicht wissen" — begann er eindringlich — „ich dacht' schon manchmal, Sie müßten's besser wissen, als ich!" Ich erschrak vor irgend einem Unheil, welches ich witterte, ohne mir noch ein Bestimmtes zu denken. „Löwenwirth!" rief ich, „seid gescheit! Wie könnt Ihr annehmen, daß ich um des Mädchens Verbleib wisse, wenn es nicht mehr in Eurem Hause ist?" — Er begütigte sich: „Nun, es ist nicht bös gemeint. Ich glaub's schon, daß Sie nicht drum wissen." Er verließ die Wirthsstube, augenscheinlich in der Absicht, das Gespräch über den fatalen Gegenstand seinem Sohne zu überlassen. Ich konnte mich gar nicht finden in den Gedanken, daß das Mädchen in einer Weise das Haus verlassen haben sollte, über die der Hausvater nicht reden mochte, wollte aber Aufklärung, so gut sie zu haben war, und hoffte, sie von Peter zu erlangen. Dieser, ein großer Bursch von siebzehn Jahren, machte sich am Schranke bei den Gläsern zu schaffen, wendete sich aber zu mir, so wie sein Vater die Stube verlassen hatte. Auf meine inständige Frage, was mit dem Mädchen geschehen sei, bekannte er denn, daß Bärbel seit sechs Wochen spurlos verschwunden sei. Man habe Nachforschungen in der Umgegend angestellt, aber vergeblich, und endlich habe der Vater damit aufgehört. Es dürfe in seiner Gegenwart nicht mehr von ihr gesprochen werden. „Ich glaube doch nicht" — fuhr Peter fort, indem er mir näher trat und seine Stimme zum Flüstern senkte — „ich glaube nicht, daß sie allein weggegangen ist. Aus dem Hause — ja! Aber nicht weit vom Dorfe hat Nachts Einer mit dem Wagen auf sie gewartet. Den Wagen hab' ich gesehen, wie ich noch spät von Schönau zurückkam — der Vater hatte mich geschickt — wer drin saß, konnt' ich nicht erkennen. Am andern Tag aber, als die Bärbel weg war, fiel mir's ein, und nachher — konnt' ich mir's denken."

„Nun wer denn?" rief ich gespannt. „Mit wem könnte sie entflohen sein?" — Peter zögerte: „Gewiß weiß ich's nicht," entgegnete er, „aber ich denke mir's. Mit dem Herrn Baron!" Ich sah ihn ungläubig, starr an. — „Ja, ja," fuhr er fort, „mit dem Herrn Baron, mit dem Sie so gut Freund sind! Der war zuvor ohne Sie gar zu oft hier. Die Mutter kam auch darauf, daß er's gewesen sein könnte, und hieß mich nach Heidelberg gehen, nach ihm zu fragen. Ich ging zu seinen Leuten, die wußten gar nichts von ihm, und er war schon lange nicht mehr da. Ich bin auch bei Ihnen gewesen, aber Sie waren auch weg. Nun, auf Sie hätten wir schon nicht gerathen, aber Sie konnten doch drum wissen. Hernach meinten wir, wenn die Bärbel mit dem Herrn Baron davon gegangen, dann würden die beiden gerade Ihnen auch nichts davon gesagt haben. Aber weg ist sie seit sechs Wochen. Wenn sie noch wiederkäm, der Vater ließe sie nicht mehr in's Haus."

Mir fiel es wie Schuppen von den Augen. Peters Vermuthung wurde mir nur zu wahrscheinlich. Etwas länger als sechs Wochen war es her, seit Ansgar mich zuletzt besucht und unter dem Druck eines Geheimnisses verlassen hatte. Damals plante er die Entführung des Mädchens — einig mußten sie ja mit einander sein — vielleicht vermuthete er sogar bei mir eine ernstere Neigung zu Bärbel, und sein Gewissen trieb ihn zu mir. Wie dem auch gewesen sein mochte, es stellte sich mir als nur zu wahrscheinlich dar, daß die Thorheit hier einem trostlosen Unheil entgegen gegangen sei. Mir war weh' um's Herz. Nicht daß ich mir jetzt eine große Neigung zu Bärbel vormachte. Mein Verhältniß zu ihr war ein freundschaftliches, fast geschwisterliches gewesen, so weit es das zwischen einem Landmädchen und einem Studenten sein konnte. Aber jetzt, da ich sie auf einem unseligen Pfad wußte, wenigstens annahm, daß es kein Weg dauernden Glückes sein konnte, jetzt empfand ich doch etwas mehr als Mitleid und Antheil. Dazu kam das Gefühl einer Enttäuschung über sie, deren Charakter ich mir so anders vorgestellt hatte. Auch um Ansgar war mir weh. Er hatte eine Schuld auf sich geladen, die ihm sein Leben lang nachgehen konnte. Und auch über ihn fühlte ich mich enttäuscht. Er, der sonst im Verhältniß zu den Frauen so zurückhaltend erschien, er war Monate lang um das Mädchen herumgeschlichen — ja, schon bei unserer ersten Begegnung, schon damals mußte er auf diesen Wegen gewesen sein. Es kam das Gefühl einer Erbitterung gegen ihn über mich, und in sehr verworrener Stimmung legte ich den Weg nach der Stadt zurück.

Der Erste, der mir am andern Morgen auf der Straße begegnete, war Alexius Rudnik. Obgleich wir seit jenem Auftritt im Garten kein Wort mehr gewechselt hatten, sprach er mich mit seinem süßesten Lächeln an und fragte mich, wo das hübsche Mädchen in Heiligenkreuz-Steinach hingekommen sei. Ich wich ihm aus, so gut es ging, versuchte sogar, ganz gleichgültig zu antworten, um Nichts zu verrathen. Auch nach Ansgar fragte er. Er habe so lange nicht das Vergnügen gehabt, den Herrn Baron zu sehen. Er sei auf seine Güter nach Norddeutschland gereist, so gab ich an, werde aber zum Winter nach Heidelberg zurückkehren. „Ach, schade doch" — fuhr der Serbe fort — „schade doch, daß das hübsche Mädchen nicht mehr da ist! Aber, wer weiß, ich finde sie wol wieder!" Ich machte mich von dem fade säuselnden Gesellen los und ging meiner Wege. Ich mochte Niemand begegnen, Jeder konnte mich, so fürchtete ich, auf Ansgar und Bärbel ansprechen, von welchen ich leider selbst doch nichts Bestimmtes wußte.

Abends saß ich über den Büchern. Da hörte ich es die Treppe heraufstürmen. Es war ein bekannter Tritt — ich fuhr auf. Ansgar trat hastig ein, rief meinen Namen und riß mich in seine Arme mit dem gleichen Uebermaß von Empfindung, wie er von mir geschieden war. Unwillkürlich ergriff ich die Lampe und beleuchtete seine Züge. Er sah blühender, stattlicher, schöner aus als jemals, sein Gesicht hatte mich niemals so freundlich angesehen, däuchte mir. Ich aber war zu befangen gegen ihn, um seine Herzlichkeit erwiedern zu können. Er legte seine beiden Hände auf meine Schultern. „Geliebter, theurer Philister, Du zürnst mir!" begann er mit dem Tone eines Glücklichen. „Du

mußt mir zürnen, ich weiß ja! Aber laß mich nur reden und wir werden uns verständigen, auch wenn Du Alles mißbilligst, was geschehen ist. Bei Nacht und Nebel komme ich zu Dir, weil es mir nicht länger Ruhe ließ, und als ich das Licht durch Deine Fenster sah, kam eine Freude über mich — auch wie Licht, Gewißheit einer Aufklärung zwischen uns Beiden. Kurzum, was Keiner in der Stadt vorerst wissen soll, mußt Du erfahren. Ich bin verheirathet. Die Bärbel ist meine Frau!"

Ich sah ihn starr an. „Verheirathet?" Nur das eine Wort konnte ich in meinem Erstaunen hervorbringen.

„Ja, ja!" rief er fröhlich. „Wirklich und richtig verheirathet. Bärbel ist nach bürgerlichem und jedem Rechte jetzt Frau Baronin. Mühe hat es freilich gekostet, bis wir Mann und Frau werden konnten."

„Weshalb aber hast Du das verheimlicht?" fragte ich. „Man denkt über Bärbel nicht gut — ich war gestern in Heiligenkreuz-Steinach —"

„Ach, da mag es freilich arg hergehen über mein armes Weib!" rief er. „Nur noch kurze Zeit, und wir werden uns auch dort legitimiren!"

Er erzählte nun, wie Bärbel endlich eingewilligt, eine Anfangs heimliche Ehe mit ihm einzugehen; wie sie zusammen nach Rheinhessen gereist, wo nach französischem Gesetzbuch eine Civil-Ehe geschlossen werden konnte, und wie sie auf dem Standesamte bürgerlich getraut worden. Wie sich dann in einem Dorfe auch ein Priester gefunden, um, auf Bärbel's Wunsch, die kirchliche Weihe hinzuzufügen. Alles das lange vorbereitet und unter mancherlei Schwierigkeiten, die ich hier bei Seite lasse, durchgesetzt. „Und weshalb ich das Alles so heimlich betrieben habe?" fuhr er fort. „Lieber Freund, bedenke, daß die Schwierigkeiten sich gehäuft haben würden, daß die abscheulichsten Widerwärtigkeiten hinzugetreten wären, wenn ich es öffentlich gethan hätte. Ich bin Student, nebenbei auch noch Freiherr. Der Skandal, wenn meine Corpskameraden und Standesgenossen in meiner Gegenwart hätten die Nase rümpfen und sagen dürfen: Der Freiherr von so und so hat das Schenkmädchen aus dem Löwen in Heiligenkreuz-Steinach geheirathet! Ich wäre aus den Duellen nicht herausgekommen! Ich hätte die Ehre meiner Frau zu schützen gehabt, durfte aber nicht zugleich ihre und somit meine Existenz auf das Spiel setzen. Ich lese Dir von den Lippen ab, was Du entgegnen willst! Diese Heirath, meinst Du, wird ja doch einmal öffentlich werden! Gut, das soll sie auch, aber nicht zuerst hier in Heidelberg, wo Bärbel so Vielen bekannt ist. Wir gehen fort, hoffentlich bald. Hinter uns mögen die Wellen zusammenschlagen, künftig ebnen sie sich wieder. Vielleicht war es recht gut, daß ich für den Anfang nur eine kleine, übrigens ausreichende Summe in Händen hatte. Bald müssen mehr Gelder kommen, da ich einige von dem Majorat unabhängige Parcellen verkaufen lasse. Dann geht's fort in die Welt, und Frau Barbara soll als Baronin alle Ehren haben! Aber Du unfreundlicher Mensch hast mir noch nicht einmal Glück gewünscht!"

„Glück kann ich Dir wünschen, Ansgar — Euch Beiden!" entgegnete ich, wie unter einem Bann. „Obgleich —"

Er nahm das Wort auf: „Obgleich — nun gut! Ich bin auf jeden Ein-

wand vorbereitet, hoffte bei Dir gar nicht auf eine unbedingte Billigung. Also, obgleich —?"

„Du hast mir nur allgemeine Andeutungen über Deine Familienverhältnisse gemacht," sagte ich. „So viel jedoch weiß ich — Dein Gut ist ein Majorat, und wenn Du eine Bürgerliche heiratheſt —"

„Dann wird mein ältester Bub' nicht Majoratsherr, das Gut fällt auf einen zunächst Berechtigten" — so unterbrach mich Ansgar und fing laut an zu lachen. „Gott bewahre meinen künftigen Aeltesten vor einer solchen Erbschaft! Meine Herren Vorfahren haben so gräulich gewirthschaftet, daß dieses verschuldete Gut für den Besitzer eine Last, eine Verlegenheit ist. Als ich es antrat, nicht als Erbe meines Vaters, sondern als Erbe eines Oheims, ging mir ein Licht über die Herrlichkeit auf. Ich will es gar nicht haben für mich und die Meinigen, ich suche nur, was die Andern auch gethan haben, so viel wie möglich für mich heraus zu schlagen, um es dann dem Nächstberechtigten zu überlassen. Dieser ist ein steinreicher Vetter, aber ein geiziger, schäbiger Filz, der sich bereits fürchtet, ich könnte ohne einen Sohn sterben, und er an die Reihe kommen. Ich aber freue mich von ganzem Herzen, ihn gründlich an die Reihe zu bringen. Er hat in unglücklichen Zeiten, da ich unmündig war und der Hilfe bedurfte, Nichts für mich gethan, hat jede Hilfe verweigert. Er ist eigentlich der einzige nähere Verwandte. Die Eltern verlor ich früh, ich wuchs auf, fast losgelöst von Familienbanden. Jetzt will ich auch frei sein und unabhängig von Vorurtheilen. Lange genug bin ich auf Universitäten gewesen, ich trete in den Staatsdienst und hoffe, mir meinen Weg zu bahnen."

So vortrefflich die letzte Wendung klang, trotz aller jugendlichen Leichtfertigkeit des Vorausgehenden, so konnte ich seine zuversichtliche Stimmung nicht theilen. Die abenteuerliche Entführung hatte zu einem besseren Ziele geführt, als ich vermuthet, aber auch diese übereilte Heirath schien mir kein Glück zu versprechen, ja, sie däuchte mir fast unheildrohender, als die bisher angenommene Verschuldung. Ansgar und Bärbel — es wollte mir nicht in den Kopf, diese beiden so verschiedenen jungen Leute als Mann und Frau zu denken. Bärbel als Frau Baronin! Ein wahrhaft peinliches Gefühl ergriff mich bei der Erinnerung, wie ich bisher zu ihr gestanden. Hatte ich auch das Bewußtsein, daß unser Verkehr ernstlich nicht anzufechten sei, so war es schlimm, daß Andere in ähnlicher Weise zu ihr gestanden, und Mancher sich auch wol größere Freiheiten gegen sie herausgenommen haben mochte. Das wußte Ansgar, mußte es wissen, und ich begriff nicht, daß er sich darüber hinaussetzen konnte. Darüber mit ihm zu reden, war jetzt, nach vollendeter Thatsache der Heirath, eigentlich unmöglich. Diese Gedanken trieben mich ihm gegenüber so sehr in den Rückhalt, daß ich kaum ein Wort zu sagen wagte; denn mit jeder Berührung dieser Dinge mußte ich fürchten, ihn zu verletzen. So blieb ich in rathlosem Schweigen, während er lebhaft im Zimmer auf und nieder schritt.

Endlich rief er: „Sitze nicht so heimtückisch verschlossen da! Ich bitte Dich, rede Etwas! Tadle mich! Mache mir Einwürfe jeder Art, damit ich sie widerlegen kann!"

„Du hast Dich in so jungen Jahren schon gebunden, Ansgar —!" begann ich.

„Du meinst," fuhr er mir in die Rede, „ich hätte zehn Jahre warten sollen, bis ich eine Lebensstellung errungen haben würde? Ich hätte Bärbel etwa inzwischen in eine Erziehungsanstalt geben können, nicht wahr? — um sie dann als eine leidlich erzogene alte Person heimzuführen? Oh, Ihr soliden Leute! Ich glaube, Ihr hättet, unbeschadet Eurer Solidität, eher ein Auge zugedrückt, wenn ich eine Zeit lang mit ihr wilde Wirthschaft getrieben, um sie dann laufen zu lassen? Zu meiner Schande gestehe ich, daß ich, ohne einen niederträchtigen Plan im Schilde geführt zu haben, anfangs im blinden Taumel auch auf nichts Besseres zusteuerte. Je mehr ich sie kennen lernte, desto ferner rückte mir das Böse, und mein Entschluß, sie zu heirathen, bestärkte sich. Zu ihrer Ehre sei gesagt, daß sie sehr schwer einwilligte. Wir haben uns früh gebunden, allerdings! Wir wollen in der Jugend das Leben mit einander genießen. Nachher — pah! Das verwünschte Ueberlegen!"

„Verzeih' mir, Ansgar," entgegnete ich, „durch nachträgliche Ueberlegungen denke ich Dich nicht zu langweilen. Nur daß ich anders denke — denn ich bin nicht der Glückliche, der Du augenblicklich bist. Aber Du bist mein Freund, und Bärbel bleibt mir werth —"

„Humbert!" unterbrach er mich mit Lebhaftigkeit. „Eine Frage! Sie hat mir beängstigend auf dem Herzen gelegen, ich wollte sie längst berühren, bis mir die Ueberzeugung kam, daß sie nicht nöthig sei. Ich thue sie jetzt dennoch: Hast Du innerlich Etwas zu überwinden bei dem Gedanken, daß Bärbel meine Frau ist? Hast Du sie geliebt? Vielleicht wirst Du nur aus Klugheit Nein sagen. Mußt Du es aber bejahen, so sag's offen!"

Ich konnte ihm mein Nein mit meinem Ehrenworte bekräftigen. „Siehst Du," fuhr er fort, „Bärbel sagt das auch — denn ich habe längst mit ihr darüber gesprochen. Als sie mir ihr Jawort gab, sprach sie mir die Ueberzeugung aus, Du hättest nur gute Freundschaft mit ihr halten wollen, aber sie klagte, es sei doch nicht recht, daß wir Dich so hintergingen. Und nun thu' mir den Gefallen und besuche uns, meine Frau legt Werth darauf, sich mit Dir auszusprechen, denn Du brave Philisterseele bist gar zu gut bei ihr angeschrieben."

„Wo wohnt Ihr?" fragte ich.

„Das werde ich Dir auch so auf die Nase binden!" rief er lachend. „Unser Asyl ist gut versteckt. Am Liebsten nähme ich Dich gleich mit, denn ich denke nicht hier zu bleiben. Der Schnellzug geht um halb neun Uhr — fürchte nicht, daß ich Dich bei Nacht und Nebel in die weite Welt verlocke! Nur ein paar Stationen. Wir haben noch eine halbe Stunde. Willst Du?"

Ich war einverstanden, ihn zu begleiten. Er stürzte sich jubelnd über mich und war von einer jugendlichen Ausgelassenheit, wie ich ihn nie gesehen, sie ihm nie zugetraut hätte. Zum ersten Mal sah ich den lustigen Studenten in ihm, und das in einer Stunde, da er sich mir als Ehemann vorgestellt hatte. Wir gingen auf den Bahnhof und stiegen in Weinheim aus. Aber wir waren noch nicht am Ziele. Ein Wagen wurde genommen, der uns auf nächtlicher Fahrt durch ein zwischen Felsen eingeschnittenes Mühlenthal führte, bis sich gepflasterte Straßen und Häuser bemerkbar machten. „Sage mir nur, wo sind wir eigentlich?" fragte ich. Fröhlich entgegnete er: „Wir sind da, wohin Du uns selbst

den Weg gewiesen hast — in Birkenau! Du bist mitschuldig und sollst somit am Tische der glücklichen Bösewichter sitzen!" Wir verließen den Wagen. Es war zehn Uhr vorüber, Dunkelheit und tiefe Stille lagerten über dem kleinen Orte. In eine Seitenstraße biegend, zwischen Gartenzäunen und Hecken, auf einem Wege, den der Freund sicher dahinschritt, der mich aber zu häufigem Stolpern und Anrennen brachte, schritten wir weiter, hügelan, einem Licht entgegen. „Sie erwartet uns!" rief Ansgar, seinen Schritt beflügelnd. Im tiefen Dunkel unter Bäumen wurde ein kleines Haus sichtbar. An der Gartenthür sang Ansgar jubelnd ein Stück einer Melodie. Die Thür wurde aufgerissen, eine Dame flog heraus und an seinen Hals. Hinter ihr wurde eine alte Frau sichtbar und ein junger Bursche mit der Lampe. „Wen bringe ich Dir da mit, Frau Barbara?" rief Ansgar, mich in das Häuschen führend.

„Ach Gott! Herr Humbert!" hörte ich Bärbel's Stimme rufen. Die junge Frau schlug die Hände vor das Gesicht, und als Ansgar sie von ihren Augen zurückzog, sah ich Thränen an ihren Wimpern. Zu Erklärungen sollte es aber nicht kommen. Denn der junge Hausherr, in glücklicher Stimmung, sprach von seinem und meinem fürchterlichen Hunger, der befriedigt sein wollte. Da Bärbel ihren Gatten erwartet hatte, stand auch ein gedeckter Tisch mit einer ländlichen Mahlzeit schon bereit. Wir nahmen Platz, und der Wirth war es, der die Unterhaltung fast allein bestritt, während die junge Frau mit ihren Augen an seinen Lippen hing, gegen mich aber anfangs sich sehr befangen zeigte. Sie war modisch, sogar gewählt gekleidet, sah überaus anmuthig aus und konnte beim ersten Blick recht wohl eine Dame vorstellen. Im Gange, in den Bewegungen, in der Sprache, war sie das Bärbel geblieben. Ganz das frühere Bärbel war sie aber doch nicht mehr! Das war lebhaft, frisch, offen, unbefangen gewesen — das jetzige war zurückhaltend, unstät, im Lachen nicht recht von innen lachend, im Ernst fast schwermüthig. Aber so recht zum Ernst im Gespräche ließ es Ansgar auch nicht kommen, indem er Alles vermied, ablehnte oder vereitelte, was an Vergangenes erinnerte. Ich bewunderte seine Kunst, die Unterhaltung in dieser Weise klug zu führen und sich dabei doch halb als übermüthigen Studenten, halb als Hausherrn zu geben. Es kam die Rede auf eine Reise nach Paris, welche die jungen Gatten demnächst unternehmen wollten, für die sie aber erst noch „Nachrichten" abzuwarten hätten. Vorerst wohnten sie in diesem Häuschen, das einer Wittwe und ihrem Sohne gehörte, einfach, ländlich, aber für Glückliche ausreichend behaglich. Ihr Aufenthalt in diesem Asyl fiel im Orte, halb Städtchen halb Dorf, nicht sonderlich auf. Gäste zur Sommerfrische kamen wol ab und zu hierher, und ein junges Ehepaar, das die Flitterwochen in der Stille verleben wollte, mochte auch nicht als etwas Ungewöhnliches gelten.

„Als Ansgar nach irgend Etwas im Zimmer suchte, fiel ihm ein auf der Commode liegender Brief in die Hand. „Woher dies?" rief er. „Ach, ich hab's vergessen!" entgegnete die junge Frau. „Der Heiner (so hieß der Sohn ihrer Wirthin) hat ihn mit von der Post gebracht." — Während Ansgar das Schreiben hastig öffnete und las, flog ein Ausdruck des Unwillens über sein Gesicht, der den Beobachtenden nicht entgehen konnte. „Es ist doch nichts Schlimmes, Ans-

gar?" fragte Bärbel besorgt. „Nichts als bekannte Dinge, und immer dasselbe von Hause — so zu sagen!" entgegnete er, den Brief zusammenlegend und einsteckend. „Das soll uns die gute Laune nicht trüben!"

Mittlerweile war die Mitternachtstunde vorüber gegangen, und ich hielt es an der Zeit, mich nach dem Wirthshause zu begeben, wo durch den Kutscher, der uns nach Birkenau gefahren, ein Zimmer für mich bestellt worden war. Da der Weg durch Hecken und über Gräben etwas im Zickzack ging, wollte Bärbel den Heiner zu meiner Begleitung rufen. „Nein, nein!" rief Ansgar. „Ich gehe selbst mit ihm!" Er küßte Bärbel zum Abschied für die kurze Entfernung und nahm meinen Arm. Nachdem wir etwa fünfzig Schritte von seiner Wohnung entfernt waren, begann er: „Ich muß verreisen, morgen schon, mit dem Frühsten. Anstatt mir Geld zu schicken, schreibt mein Geschäftsführer nur von verworrenen Dingen, die er sich nicht getraue allein zu verhandeln. Meine Gegenwart sei unbedingt nothwendig, ich solle kommen, so bald als möglich, um einen wichtigen Termin nicht zu versäumen. Das heißt nichts Anderes, als morgen schon aufbrechen und mir selbst Geld holen, wenn ich sonst Etwas erhalten will. Es gilt die erste Trennung von meiner Frau, und ich muß ihr diese nun als nothwendig darstellen. Sie wird mitreisen wollen, aber das darf nicht sein, so betrübend auch mir die Trennung ist. Und es wird mindestens eine Woche dauern, ehe ich zurückkehren kann. Humbert — ist es Dir möglich, für diese Zeit in der Nähe zu bleiben? Es wird für Bärbel tröstlich sein, mit Dir von mir reden zu können, in Deiner Begleitung in den Wald zu gehen — denn allein würde sie sich nicht getrauen, das Haus zu verlassen, da sie unsere Weltverborgenheit fast mehr als ich zu hüten strebt."

Ich versprach, bis zu seiner Rückkehr in Birkenau zu bleiben, da ich jetzt, während der Ferien, nicht unbedingt an Heidelberg gebunden war. — Am andern Morgen bestieg Ansgar den Wagen vor der Thür des Wirthshauses. Ich war auf und begrüßte ihn. „Sie hat einige Thränen vergossen," rief er, „aber sie ist gehorsam, tapfer und gut! Geh' nur bald und bring' ihr noch einen Gruß von mir! Leb' wohl!" —

Es war noch früh, selbst auf dem Lande zu früh, um einen Besuch zu machen. Ich nahm ein Buch aus meiner Wandertasche und fing an zu lesen. Denn ein so vorsichtiger Mann war ich doch schon als Student, daß ich mich auch für eine einzige Nachtfahrt mit mancherlei ausrüstete, was nun einmal zu meinen Bedürfnissen gehörte. Das trug mir den Spottnamen eines Philisters ein, an welchen ich mich mit Gleichmuth gewöhnt hatte.

Endlich um zehn Uhr hoffte ich, meiner Baronin Bärbel aufwarten zu dürfen. „Grüß' Gott, Herr Humbert!" rief sie, indem sie mir die Hand reichte. Der Gruß, den ich ihr von Ansgar brachte, lockte einen Strahl der Freude über ihr Gesicht. Sie war schwarz gekleidet, einfach, aber sehr gut in der Anordnung. „Er hat mir erlaubt, alle Tage mit Ihnen in den Wald zu gehn," fuhr sie fort. „Kommen Sie nur gleich, es ist mir besser draußen, als in der Stube, wo ich nicht weiß, was ich thun soll." Sie setzte den Hut auf und schlug einen schwarzen Schleier über das Gesicht, so dicht, daß ich selbst in der Nähe nichts von ihren Zügen entdecken konnte. So gingen wir hinaus. Sie

kannte bereits Fußsteige und Feldwege, wo man Niemand begegnete. Ansteigend kamen wir in den Wald. Und hier auf geebneteren Wegen begann die junge Frau mir zu erzählen, wie „Alles gekommen" sei. Es war nicht ein Bekenntniß aus freudevollem Gemüth, es kam aus einem Herzen, um dessen Glück viel Sorgen herumlagen, es kam in Worten und Redewendungen, welche Schuldgefühl und Aengstlichkeit nicht verhüllten. — Wir wanderten einer Lichtung entgegen, und ich erkannte den verwachsenen Waldweg, der zu meinem Baume führte. Auch die junge Frau wußte hier bereits Bescheid. „Da gehen wir hin, zu dem Baume!" rief sie. „Den haben Sie dem Ansgar zuerst gezeigt, und dahin hat er mich gleich geführt. Denn hier war es, so erzählt er mir, wo er den Entschluß gefaßt hat, daß es so werden sollte, wie es geworden ist." Wir kamen unter die Buche, Bärbel nahm auf einem bemoosten Steine Platz und schlug den Schleier zurück. Sie sah in diesem Augenblicke so schön aus, daß es mich wie ein Schreck durchzuckte. „Gott sei Dank!" rief sie; „hier darf man einmal frei ausblicken! Wo nur der Ansgar jetzt sein mag? Ach, der Arme hat so viel Noth wegen des Gutes und plagt sich oft, daß nicht genug Geld daher kommen will. Und wenn unsere Reise nur nicht nach Paris gehen sollte! Das ist so kostbar, und ich hänge nicht daran. Aber er will mir die große Welt zeigen, er ist so gut, so gut! Und wie soll es künftig werden —?"

Sie kam im Reden von Einem auf das Andere. Die Zukunft machte ihr Sorgen. Es klang aus ihren Wendungen, daß ihre Freude auch in der Gegenwart durch Bangigkeit getrübt sei. Ansgar war noch Student, wenigstens augenblicklich dem Namen nach; er war Freiherr. Sie wußte recht gut, daß, wenn ihre Verheirathung jetzt schon veröffentlicht würde, mancherlei Unzuträglichkeiten eintreten könnten. Um ihn nur sorgte sie. Für sich — ein Seufzer unterbrach ihre Worte, als eine Wendung sie auch auf ihre Familie führte, sie bedeckte ihre Augen mit dem Taschentuche, welches von reichlichen Thränen feucht wurde. Ich brachte es nicht über das Herz, ihr zu gestehen, daß ich in Heiligenkreuz-Steinach gewesen sei. Sie aber schien das als gewiß anzunehmen. „Sagen Sie mir Nichts!" rief sie schluchzend. „Ich kann's mir denken, was sie über mich reden!"

Wir gingen am andern Tage desselben Weges, und am dritten und vierten wieder, und saßen unter dem Baume und sprachen — nicht immer blos unter dem Druck von Sorgen und Aengsten. Ein Brief von Ansgar kam an, der erste, den die junge Frau von ihrem Gatten erhielt. An dem Tage war sie glückselig, obgleich er schrieb, daß seine Abwesenheit sich etwas länger verzögern könnte, als er vermuthet. Aber es war ein langer Brief, und es mußte viel Beglückendes für sie darin stehn. Sie lachte und weinte, und küßte die Zeilen. Wir gingen auch in den nächsten Tagen zu unserem Baume. Die Stimmung wurde freier, ich kramte Thorheiten aus, obgleich ich ein Philister war. Und wenn ich auch gegen die Baronin niemals wieder den Ton anstimmte, wie einst gegen das Bärbel, so brachte ich es doch zu Stande, daß sie mich einmal wieder einen „wieschten Bub" nannte.

Da machte ich eine Bemerkung an mir, über die ich zuerst stutzte, dann aber bis in's Innerste erschrak. Was ich früher, da ich häufig in Heiligenkreuz-

Steinach einkehrte, für das Mädchen nicht empfunden hatte, das begann ich jetzt für die junge Frau zu empfinden. Ja, ich war zum Sterben verliebt in die Frau meines Freundes, die ich in seiner Abwesenheit zu hüten versprochen hatte! Mein Gewissen trat drohend, anklägerisch gegen mich auf, meine Tage verliefen zwischen freudiger Erregung und Beängstigung, meine Nächte in halber Verzweiflung. Bärbel, die sich so sicher in meiner Nähe fühlte, war in ihrem Wesen wieder freier gegen mich geworden, während ich mich jetzt in mich zurückziehen mußte und mit meiner Stimmung nicht aus, nicht ein wußte. Was in mir vorging, ahnte die junge Frau nicht; aber der Druck, der auf meinem Wesen lastete, konnte ihr nicht entgehen. Sie fragte, sie schalt freundschaftlich, sie fing an, mich zu necken, und diese Vertauschung der Rollen machte die Lage des unseligen, verliebten Philisters nur noch schrecklicher. Wahrlich, wenn ich auf eine Seite dieser Geschichte heut' ein humoristisches Schlaglicht zu werfen geneigt bin, so sind es die Nöthe, welche ich selbst in jenen Tagen durchzumachen hatte! Damals aber war mir nicht lächerlich zu Sinne, und was bald geschah, lag weit ab von allem Humor.

Eine Woche war herum, als ich eine andere Bemerkung, mehr prosaischer Art, machte. Kleider, Schuhwerk und Wäsche hielten nicht aus, ich mußte nothwendig auf einen Tag nach Heidelberg, um mich neu auszurüsten. Meine Pflegebefohlene sah das ein und gab mir Urlaub. Beim Abschied schärfte ich dem Heiner ein, der Frau Baronin brav zu Diensten zu sein. Es bedurfte dessen kaum, denn der Bursch, wie seine Mutter, waren der jungen Frau ganz ergeben. Unterwegs konnte ich nun versuchen, mit mir selbst zurecht zu kommen. Ich rief mir das Vertrauen des Freundes in's Gewissen, ich gab mir selbst das Wort, mich in Schranken zu halten, mich zu überwinden. So kam ich nach Heidelberg.

Es war nun schon Octobers Anfang, die zerstreuten Musensöhne sammelten sich wieder in der Stadt, man sah auch bereits viele neue Gesichter. An den gewohnten Plätzen erkannte ich auch Gruppen von Ansgar's Kameraden. Es geschah, was noch niemals geschehen war. Einer derselben trat auf mich zu, mit der Frage, ob ich nicht wüßte, wo Ansgar geblieben sei? Ich durfte in so weit die Wahrheit geben, als ich erklärte, daß er in seine Heimath gereist sei und dort von Geschäften festgehalten werde. Man nöthigte mich dringend, auf einen Augenblick näher zu treten. Ich folgte denn durch den Garten in die Trinkstube, wo mich mehrere junge Herren höflich willkommen hießen. Ein Graf S., den ich wenigstens dem Namen und Ansehen nach kannte, führte das Wort und ersuchte mich, gegen sie, die Freunde Ansgar's, aufrichtig zu sein, da ihnen durch die dritte, vierte Hand aus der Heimath sehr ungünstige Nachrichten über seine Verhältnisse zugekommen wären. Ich mußte bekennen, daß ich nur im Allgemeinen über Verlegenheiten berichtet sei, und bat nun selbst um nähere Mittheilung. Kurz, ich erfuhr, daß Concurs über seine Besitzthümer verhängt, daß ihm Nichts, gar Nichts, als eine Last von Schulden geblieben sein sollte. Man verwahrte sich noch gegen die Richtigkeit dieser Nachrichten, nannte sie unverbürgt, zeigte aber, ich mußte es erkennen, eine ernste Theilnahme für

den Freund. Als ich mich empfahl, wurde mir die Einladung zu Theil, die Herren einmal Abends auf ihrer Trinkstube zu besuchen.

Unter diesem Zuwachs von Sorgen packte ich mein Bündel, und fuhr am nächsten Morgen zurück nach Birkenau. Klopfenden Herzens betrat ich wieder die Schwelle des kleinen Häuschens. „Ach, Gott sei Dank, daß Sie nur wieder da sind!" Mit diesen Worten empfing mich die junge Frau. Es lag etwas Unruhiges, Verstörtes in ihrem Wesen. Ich fragte, ob sie Nachrichten von Ansgar habe? Sie verneinte es, verhehlte ihre Beklemmung nicht und gab ihrer Sehnsucht Worte, die mich im Tiefsten rührten. Ich hoffte sie zu zerstreuen. Aber sie lehnte ab, mit mir in den Wald, überhaupt aus dem Hause zu gehen. In meiner eignen bedrängten Gemüthslage um eine Unterhaltung verlegen, griff ich nach einem Buche, in welchem ich Ansgar's Eigenthum erkannte, und erbot mich zum Vorlesen. Sie sagte nicht Ja, nicht Nein, sondern seufzte nur, ich aber begann trotzdem die erste Scene des „Hamlet," die ich gerade aufgeschlagen hatte. Ob die junge Frau zuhörte, kann ich nicht sagen, aber ich hatte noch nicht zehn Minuten gelesen, als sie einen leisen Schrei that, nach dem Fenster zeigte und in das Zimmer zurück floh. Ich wendete mich, und erkannte durch das niedrige Fenster das Gesicht des Serben, welcher lächelnd herein grüßte. Da er gleich darauf weiter schritt, nach der Seite der Hausthür, stürzte ich hinaus und vertrat ihm den Eingang. Die Unterredung, welche wir jetzt mit einander führten, wieder zu geben, muß ich unterlassen. Trotz seines weichlichen Wesens, sprach er doch Worte, die mich aufbrachten. Er habe gut spionirt und habe gefunden, sagte er. Man habe ihn zwar hier von einer Frau Baronin erzählt, er kenne dergleichen aber wol. Ich wurde ernster, suchte ihn hinweg zu complimentiren, bei ihm aber war dergleichen verloren. Zum Glück kam Hilfe. Heiner packte ihn am Rockkragen, und riß ihn mit wuchtigen Armen zu Boden. Bärbel und die Wittwe schrieen laut auf, es mußte Lärm in der Nachbarschaft geben, den ich vermeiden wollte. So warf ich mich über die Ringenden, mahnte, suchte sie von einander zu bringen, und während dem gelang es Alexius Rudnik, sich aus den Armen des Heiner zu befreien, schlangengleich empor zu schießen und aus dem Garten zu entfliehen. Sein Verfolger mußte aufgeben, ihn einzuholen. Dieser gräuliche Auftritt war in der Zeitdauer einer Minute vorüber gegangen. Fremde Augen mochten ihn nicht mit angesehen haben, da das Haus abgelegen, der Lattenzaun des Gartens durch hohe Sonnenblumen und andere Herbstgewächse für Blicke aus der Entfernung ziemlich abgeschlossen war. Größere Noth bereiteten mir der brave Heiner und seine Mutter. Es hatte ein Mensch vor ihrer Thür das Messer gegen mich gezückt — das war ein Raub- und Mordanfall, den sie dem Ortsvorsteher anzeigen zu müssen glaubten, der ganzen Nachbarschaft zur Warnung und Wahrung mittheilen wollten. Daß Heiner selbst Veranlassung zu der Entdeckung des Asyls gegeben, erkannte ich bald durch einige Kreuz- und Querfragen. Am vergangenen Sonntag war er in Weinheim gewesen und hatte mit andern Burschen von dem Baron, der bei ihm wohnte, gesprochen. Da war der „Schwarze" schnell auf ihn zugekommen. — Weinheim ist ein von den Heidelbergern häufig besuchter Ort — und habe ihn ausgefragt. Heiner, der nicht wußte, daß hier ein Geheimniß zu hüten sei, hatte getrost ge-

antwortet und zu seiner Verwunderung plötzlich einen Gulden in seiner Hand gefühlt, den er mit seinen Kameraden vertrinken sollte. Das bekannte er jetzt Alles, schalt sich selber und wollte alle Burschen des Ortes gegen den Flüchtling aufbieten. Ich beschwor ihn und suchte ihn zu besänftigen, ich bat ihn, nur erst die Rückkehr des Barons abzuwarten, bis dahin den Fall noch geheim zu halten. Ob das möglich sein werde, wenn Ansgar noch lange ausblieb, daran zweifelte ich freilich selbst.

Die junge Frau war keine nervöse Natur, aber das Gefühl der Abhängigkeit von einem geliebten Gatten, seine Abwesenheit, die Sorgen, welche während dem mehr und mehr in ihr aufwuchsen, hatten sie eingeschüchtert und ängstlich gemacht. „Ach, mein Gott, wenn der Ansgar nur bald zurückkäme!" Das war Alles, was sie hervorbringen konnte. Daß Alexius Rudnik sie früher schon belästigt hatte, wußte ich ja und empfand es als ein Unglück, daß dies und wol auch noch Anderes, was sich für sie schlimmer deuten ließ, als es war, aus ihrer Vergangenheit nicht weggelöscht werden konnte. Obgleich nun nicht anzunehmen war, daß der Eindringling so bald wieder kommen werde, so wünschten Heiner und seine Mutter, welche immer nur das geschwungene Messer vor ihren Augen sahen, daß Thür und Fenster gut bewacht würden, und legten mir nahe, die Nacht in ihrem Hause zuzubringen. Es sollte nicht dazu kommen.

Denn als ich nach meinem Wirthshause ging, sah ich einen offenen Wagen heran kommen, und erkannte darin Ansgar. Er sprang heraus mit dem Rufe: „Wie geht es Bärbel?" — „Du wirst mit Sehnsucht erwartet!" gab ich zurück. Aber gespannt und besorgt fügte ich hinzu: „Wie geht es Dir? Bist Du zufrieden mit dem Erfolg Deiner Reise?"

„So so!" entgegnete er. „Davon später! Du reisest hoffentlich noch nicht ab? Komm nur bald hinauf zu uns!" Er drückte mir die Hand und eilte nach seiner Wohnung. Viel Gutes konnte er nicht erlebt haben, sein Gesicht war blaß, in seine Züge schien mir einige Schärfe gekommen, sein Wesen hatte etwas Gezwungenes. — Da ich bei der Begrüßung der Liebenden nicht zugegen sein mochte, ließ ich einige Stunden vergehen. Da kam der Heiner, den sie geschickt hatten, mich zu rufen.

Ansgar saß „reisemüde", wie er sagte, in der Ecke des hochlehnigen alten Canapees, während die junge Frau mir fröhlich entgegen kam. Jetzt, da sie ihn wieder hatte, glänzten ihre Augen, und war er ernst und schweigsam, so wurde sie um so munterer und gesprächiger, um ihn zu erheitern. Er gab zu, daß er unangenehme Tage, voll von lästigen Geschäften, durchlebt habe — deutlicher ließ er sich auch später nicht gegen mich heraus — und daß die Reise nach Paris vorerst wol aufzugeben sein werde. Bärbel aber lachte und suchte ihren Gatten durch Gespräche von Allem abzuziehen, was ihn zu drücken schien. Sie hatte bisher sein Gesicht noch nicht von Schatten umflort gesehen, und mir war es, als schickte sie zwischen aller Lustigkeit zuweilen einen ängstlich fragenden Blick zu mir herüber, um sich dann um so lebhafter um den Geliebten zu bemühen. Von dem Eindringen des Fremden war bisher noch nicht die Rede gewesen. Zur Sprache mußte es kommen, nur fragte sich, ob schon heut', und wer von uns zuerst die Rede darauf bringen werde. Bärbel fühlte sich jetzt so

ſicher und gutes Muthes, daß ſie das Abenteuer vergeſſen zu haben ſchien; ich meinerſeits ſchwankte, ob ich des Freundes augenſcheinlich bedrücktes Gemüth mit noch einer neuen Sorge belaſten ſollte. Da war es denn Heiner, der damit herausrückte und auch uns reden machte. Ansgar's Augen wurden groß, es funkelte etwas von dämoniſchem Auflodern darin. Schnell aber ſtrich er mit der Hand über die Stirn und ſagte gelaſſener, als ich erwartete: „So iſt auch dieſes Aſyl nicht mehr für uns da! Wir werden aufbrechen müſſen. Nur heut' noch nicht — heut' laßt uns noch glücklich ſein!" Bärbel flog an ſeine Bruſt, ich aber ergriff ſeine Hand, die er mir darbot, und ſuchte meine Bewegung zu verbergen, ſo gut es gehen wollte. —

Tags darauf reiſte ich nach Heidelberg zurück. Ich durfte auch Ansgar demnächſt erwarten, da er vor ſeiner „Abreiſe" — wie er ſich ziemlich unbeſtimmt ausdrückte — ſeine Verhältniſſe in der Stadt zu ordnen hatte. Eine Ahnung ſagte mir, daß dieſe Verhältniſſe, in ſo fern ſie Geld betrafen, verworren genug ſein mochten, zumal ich befürchtete, daß er von ſeiner Reiſe die erwartete große Summe nicht werde mitgebracht haben. Die Thorheit, ja das Unglück ſeiner Verheirathung lag mir bekümmernd vor Augen und auf dem Herzen. Gegen dieſe ſtumm getragene Betrübniß gaben auch Luft und Himmel kein Ablenkungsmittel. Der Spätherbſt ſchickte ſeine erſten erbarmungsloſen Boten über die Gegend, Regengüſſe und ſcharfe Winde, die das feuchte Laub forttrugen und von den Bergen bis in die Straßen der Stadt ſtreuten. In wenigen Tagen ſah das prachtvolle Thal grau, vernebelt und verdroſſen aus. Die Muſenſöhne ſchlenderten nicht mehr in fröhlichen Zügen durch die Straßen, fröſtelnd, unter dem Regenſchirme ſuchte jeder nur bald unter Dach zu kommen. Beinahe eine Woche war vergangen, als ich in einem regenfreien Augenblicke Ansgar in einer Gruppe ſeiner Kameraden entdeckte. Obgleich ſie in eifriger Verhandlung waren, ſprang er auf mich zu, um mir die Hand zu reichen und mir zu ſagen, daß er mich Abends beſuchen werde. Ich blieb zu Hauſe, erwartete ihn aber vergeblich.

Dafür ſollte ich am nächſten Abend einen um ſo unerwarteteren Beſuch empfangen. Denn nachdem ich erſt einen leiſen Tritt auf dem Vorplatz, dann ein ſchüchternes Pochen an meiner Thür vernommen, trat eine ſchwarz verſchleierte weibliche Geſtalt ein, in welcher ich ſofort Bärbel erkannte. Ich empfing ſie erſchreckt und mit Worten des Erſtaunens, ſie aber ſank auf einen Stuhl neben der Thüre nieder, der Sprache kaum mächtig. „Ja, ja, ich bin's!" ſagte ſie nach einigen Augenblicken. „Ich wußte mir keinen andern Rath. Ansgar's Wohnung in der Stadt weiß ich gar nicht, obgleich ich zu ihm wollte, aber die Ihrige hatten Sie öfter genannt, ich konnte mich herfragen." — „Aber Bärbel — Frau Baronin!" verbeſſerte ich mich, wie es nur zu oft geſchah — „was treibt Sie allein nach der Stadt?"

„Meine Angſt treibt mich!" rief ſie. „Ich halt es allein nicht aus. Höchſtens zwei Tage wollte er außen bleiben, am dritten ſchrieb er mir kurz, er könnte noch nicht zurück kehren. Seitdem ſind ganze acht Tage vergangen, und er hat nicht geſchrieben. Es muß etwas vorgehen — vor dem ich mich zu fürchten habe! Ach, er iſt ſo verändert von ſeiner Reiſe zurück gekehrt. Keine

Freude mehr in ihm, kein Glück! Er schlief nicht mehr, er hatte bei Tage keine Rast, er konnte mein frohes Gesicht nicht mehr ertragen! Gott im Himmel — hätte er mich doch nicht geheirathet! Ihm wäre besser ohne mich!" Ein Strom von Thränen erstickte ihre Stimme, sie brach in ein Schluchzen aus, von dessen Jammer ich im Innersten ergriffen wurde. Ich schlug ihr vor, inzwischen in meiner Stube auszuruhen; ich wollte selbst einen Rundlauf thun, um ihren Gatten aufzusuchen. Jetzt aber überkam sie eine neue Furcht. Sie machte sich Vorwürfe, ihr Asyl verlassen zu haben; Ansgar könnte unzufrieden mit ihrem Ueberfall sein, derselbe könnte ihm Unannehmlichkeiten bereiten. Wir waren noch zu keinem Entschluß gelangt, was zu thun sei, als ich unten im Hause laute Stimmen vernahm, die nach mir fragten, gleich darauf ein Gepolter die Stiege herauf. „Es kommen Leute zu Ihnen!" rief die junge Frau erschreckt. „Kann ich da hinaus?" Hastig lief sie auf die nächste Thüre zu und verschwand durch dieselbe. Ein größerer Schreck erfaßte mich. Es war meine dunkle Schlafkammer, in der die Baronin sich verborgen hatte! Aber nun galt es Fassung und Geistesgegenwart.

Gleich darauf traten zwei junge Männer bei mir ein. Den Einen erkannte ich als den Grafen S., der Andere, ebenfalls ein Kamerad Ansgar's, wurde mir erst vorgestellt. „Wir überfallen Sie im Auftrage Ihres und unseres Freundes," begann der Graf. „Er hat nothwendig mit Ihnen zu sprechen und wollte bestimmt wissen, ob Sie zu dieser Stunde zu Hause wären. Denn er hat keine Zeit zu verlieren. Sie erlauben, daß ich inzwischen hier bleibe, während mein Begleiter unsern Freund holen geht." Der Andere ging, während der Graf auf meine Einladung Platz nahm. „Haben wir nicht doch Recht gehabt mit unserer Hiobspost?" begann er. „Alles hat der arme Kerl verloren, Alles! Zu Ihnen, der Sie ihm so nahe stehen, darf man ja reden, was man gegen Andere gern unberührt läßt. Aber der Verlust des Besitzthums und Vermögens ließe sich verschmerzen, wenn auch schwer, bei Ansgar's Bedürfnissen — er hätte sich eben durchschlagen und arbeiten müssen. Gescheit genug ist er, um etwas Tüchtiges in der Welt zu werden. Das ist nun auch so gut wie verdorben durch diese unglückselige, tolle, wahnsinnige Heirath!"—

Ich saß in großer Verlegenheit, denn der Graf sprach so laut, daß Bärbel jedes Wort hören mußte. „Warum mußte denn gleich geheirathet sein?" fuhr er fort. „Hätte er nur einen gewöhnlichen dummen Streich gemacht — nun, schön wär's nicht gewesen und Verlegenheiten hätte es bringen können, aber es war doch eine Abhilfe denkbar. Das ist jetzt unmöglich. Was er uns verhehlt hatte, mußte er uns dann wol bekennen auf das niederträchtige Vorgehen jenes Serbiers — nun Sie werden den Verfolg ja gleich von ihm selbst erfahren. Wir konnten ihm auf sein Geständniß unsere Ansicht nicht verhehlen, und ich denke mir, Sie sind einverstanden, daß er sich durch diese Abenteuerlichkeit für's Leben unglücklich gemacht hat. Ja, unglücklich, elend für's ganze Leben! Und unglücklich wird auch das arme Mädchen — oder vielmehr seine Frau. Sie soll gescheit sein, um so mehr wird sie's einsehen und empfinden!" So redete er fort, ohne daß ich auch nur Miene machen durfte, ihn zum Schweigen zu bringen.

Endlich kam Ansgar, und auch der Graf behielt seinen Platz. „Humbert," begann der Freund, „es wird morgen Etwas vorgehen, was Du vermuthlich mißbilligen mußt, welches aber keiner Debätte über das Für und Wider mehr zu unterwerfen ist. Ich werde morgen früh dem Serbier Rudnik mit der Pistole gegenüber stehen."

Nun denke man sich meine Lage! In meiner Kammer saß die Gattin meines Freundes, welche dies Alles anhören mußte. Ich erwartete in jedem Augenblicke, daß Bärbel hervorstürzen und die schreckliche Eröffnung unterbrechen würde. Ansgar fuhr fort: „Der Schuft hat sich öffentlich in Wirthshäusern gerühmt, die Gunst Bärbel's früher genossen zu haben, als ich. Er hat geprahlt, auch Dich bei ihr gefunden zu haben — ruhig, ereifere Dich nicht! Zwischen uns wäre es Unsinn. Und fange nur Du nicht auch noch Krakehl mit ihm an! Ich hoffe, es soll in Einem hingehen. Er hat die Ehre meiner Frau verletzt, so habe ich meine Heirath eingestanden, und es ist gut so. Ich habe ihn gefordert, morgen früh soll es vor sich gehen, und zwar unter unserem Baume, draußen — Du weißt ja! Mir war der Ort anfangs nicht recht, er ist aber doch bequem gewählt. Die Wagen können auf der anderen Seite des Berges gut warten, und kriege ich etwas ab, so — habt ihr nicht weit mit mir bis zu meiner Wohnung in Birkenau. Und nun, Humbert, kommt Dein Amt! Bei der Action will ich Dich nicht haben, Dir kann aber Viel — Viel für mich zu thun bleiben!" Ansgar hatte bisher mit erzwungener Kälte und Bestimmtheit gesprochen, jetzt aber brach seine innere Bewegung sich Bahn und klang auch durch seine Stimme. „Ich darf Bärbel bis morgen nicht wiedersehen. Wir fahren mit dem Frühesten von hier ab — sie soll Nichts erfahren, als bis es vorüber ist. Und wie ich dann auch zu ihr komme, auf eigenen Füßen, oder — sonst wie — ich bitte Dich, sei Du gegenwärtig, sei und bleibe in ihrer Nähe! Fahre noch heute hinüber, damit Du morgen rechtzeitig da sein kannst!' Sie wird — o Du mein armes, armes Bärbel!" Der Schmerz erstickte seine Stimme, er warf sich mit Kopf und Armen auf den Tisch und ein schwerer Kampf schütterte durch seinen Körper.

Sein Gefährte, sichtlich ergriffen, aber mit erheucheltem Unwillen, stand auf, schritt einmal durch das Zimmer, trat neben ihn, und ihn an der Schulter rüttelnd rief er: „Fasse Dich! Diese Aufregung darf nicht sein! Du brauchst Deine ganze Spannkraft. Wir haben Dir versichert, daß, im schlimmsten Falle, für Deine Frau gesorgt werden soll, und ich wiederhole es Dir! Wenn Herr Humbert heut' noch hinüberfahren soll, so muß er bald Anstalt machen. Also komm!" Ansgar erhob sich, umarmte mich und schritt schweigend nach der Thür. „Um welche Stunde morgen früh?" fragte ich leise den Grafen. „Um sieben Uhr," entgegnete er, indem er dem Freunde folgte.

Ich war allein im Zimmer, und mit angehaltenem Athem lauschte ich, bis der letzte Tritt draußen verhallt und es im Hause still schien. Dann wagte ich es, leise an die Kammerthüre zu pochen. Ich fürchtete, eine Ohnmächtige darin zu finden, aber ganz aufrecht trat die junge Frau hervor, zwar todesblaß, doch mit wahrhaft heldenmüthiger Fassung. „Kommen Sie nur, daß wir den Zug nicht verfehlen!" sagte sie. „Auch wir müssen morgen zeitig auf

dem Platze sein." — „Was haben Sie Alles hören müssen!" rief ich. — „Ich habe nur mit Worten gehört, was ich mir ungefähr so gedacht habe. Jetzt lassen Sie uns nur eilen, da Sie doch auch werden dabei sein wollen!" — „Bärbel, Sie denken doch nicht daran, sich selbst an Ort und Stelle zu begeben, etwa eingreifen zu wollen —?"

„Was könnt' ich hindern?" entgegnete sie. „Wenn sie so etwas vorhaben mit Waffen, das hat mir der Ansgar selbst gesagt, da könnte der Herrgott vom Himmel herunter kommen und Einspruch thun, er thät sie nicht zwingen! Aber dabei will ich sein, ganz versteckt, er soll durch meinen Anblick nicht von der Sache gelenkt werden, ja, dabei will ich doch sein! Und wenn es geschähe, daß er — Ach Gott! Ach Gott! Ein einziges Mal hätte ich ihm gerne noch in die Augen gesehn!" Der Schmerz siegte über ihre Kraft, sie schien einige Minuten ganz außer sich. Dann aber fuhr sie gefaßter fort: „Um mich soll er sich nicht grämen! Ob er stirbt oder leben bleibt, ich weiß, was aus mir werden muß. Sein Unglück will ich nicht sein." — „Bärbel, was reden Sie!" unterbrach ich die Unglückliche. „Ja, es bleibt auch künftig genug Zeit dazu!" entgegnete sie. „Nur jetzt fort, daß wir nicht zu spät kommen!" —

Wer könnte eine Nacht, wie die nun folgende, jemals vergessen? Wir fuhren schweigend nach Birkenau und trennten uns ohne viele Worte. Ich nahm diesmal meinen Platz an einem Fenster des kleinen Hauses, um früh bei der Hand zu sein. Es war die Schlafkammer des Heiner, welcher uns spät empfangen hatte, während seine Mutter schon zu Bette gegangen war. Er wollte mir seine Lagerstätte abtreten und sich sonstwo unterbringen, ich aber zog einen Schemel vor, da mir der Schlaf fern zu liegen schien. Um ihm mein sonderbares Begehren begreiflich zu machen, hatte ich ihm einen Wink gegeben über das, was bevorstand. Bekannt mußte es morgen ja doch werden, es mochte nun ausfallen, wie es wollte. Trotz seines Erstaunens lag er bald im festen Schlafe. Draußen aber stürmte der Herbstwind und machte den Wald rauschen und sausen. Hielt das Buchenlaub ihm noch Stand, so riß er die Blätter von den Gartenbäumen und warf sie, gemischt mit prasselndem Regen, gegen die Fensterscheiben. Bald machte er die Natur in der Umgebung ächzen unter seinem Toben, bald flog er, weithin durch das Thal heulend, in die Ferne, um rückkehrend an Dach und First zu rütteln. Er zerriß die Wolken, daß helle Lichtstreifen dazwischen kenntlich wurden, bis er sie wieder zusammen ballte und seine Flügel durch die undurchdringliche Finsterniß regte. Es mochte zwei Uhr sein, als ich im Hause eine Thür gehen hörte. Leise öffnete ich die meinige und lauschte hinaus. „Ach, es ist gut, Sie schlafen nicht!" hörte ich Bärbel sagen. „Es muß bald Zeit sein!" Ich gab ihr die Stunde an und bat sie, sich noch zurück zu halten. Der Wind legte sich gegen Morgen, mir fielen die Augen zu, ich hatte trotz aller Aufregung gegen den Schlaf zu kämpfen. Doch besiegte ich die Müdigkeit, öffnete leise die Thüren und trat hinaus in die Luft. Sie war kalt und feucht, der Tag graute, ich hörte die Hähne krähen. Das Thal war von Nebel ganz ausgefüllt. Die schreckliche Stunde nahte heran, und ich dachte, daß es besser wäre, wenn wir sie verpaßten. Bald war es Zeit, aufzubrechen, aber die junge Frau regte sich nicht. Da erschien sie am Fenster,

sich das Scheitelhaar zurückstreichend. Sie kam heraus. „Heiliger Gott!“ rief sie angstvoll: „Ich war eingeschlafen! Wie konnte ich schlafen? Wenn es nur nicht zu spät ist!“ Wir rüsteten uns zu dem traurigen Gange durch das neblichte Thal. Die Wege waren von mehrtägigem Regen feucht, zum Theil fast grundlos geworden, höchst beschwerlich für die zu Berge Steigenden. Aber die junge Frau wollte von keinem Hinderniß wissen. Athemlos kamen wir auf der Höhe an. Das Tageslicht hatte über das feuchte Grau der Luft gesiegt, und oben im Walde hing der Nebel nur wie dünne Schleier um Zweige und Gesträuche. Unsere Schritte beflügelten sich, je näher wir dem verwachsenen Baumgange kamen. Jetzt sahen wir am Ende desselben Gestalten, hörten vereinzelte Worte. Bärbel preßte die Hand auf das Herz, die Kräfte schienen ihr zu versagen. Plötzlich krachten zwei Schüsse, fast zu gleicher Zeit. Ich sah eine Gestalt taumeln und hart zu Boden fallen. Die andere (es war Ansgar) stand aufrecht, that einen Schritt, wankte und wurde von den Armen der Andern aufgefangen. Da stürzte Bärbel mit einem Schrei hervor, flog nach dem Baume zu, unter welchem man Ansgar niedergelassen hatte, und warf sich neben ihn auf die Kniee. Die Umstehenden, ergriffen von diesem unerwarteten Zwischenfall, wichen einen Augenblick zurück, während der Arzt den Verwundeten untersuchte. Er erwachte aus einer Betäubung und richtete die Augen auf sein armes, junges Weib, so trostlos, so aus dem Innersten schmerzlich, daß ich mich abwenden mußte. Aber sie war tapfer, störte den Arzt nicht bei seinen vorläufigen Anordnungen, folgte abwechselnd den Händen desselben, als wollte sie seine Kunst studiren, und hing wieder an den bleichen Zügen des Geliebten.

Inzwischen hatte auf der andern Gruppe der zweite Arzt den Tod des Gefallenen festgestellt. Alexius Rudnik war durch die Kugel seines Gegners in das Herz getroffen. Die Secundanten beider Parteien sprachen noch einige Worte, dann trugen die Serbier ihren Todten nach den nicht weit entfernten verschlossenen Wagen. Der Weg führte über den breiten Rücken des Berges durch den Wald und mündete in die Bergstraße. Der schnelleren Fahrt auf der Eisenbahn bediente man sich nicht, um Aufsehn zu vermeiden. Nicht so leicht hatten wir es, unsern schwer Verwundeten nach dem nahen Birkenau zu schaffen. Zwar war Ansgar mit seiner Partei auch zu Wagen gekommen, dieser aber hätte einen endlosen Umweg nehmen müssen, ohne doch bis vor die Wohnung der jungen Leute fahren zu können. Ob im Orte eine Tragbahre so schnell zu erreichen sein würde, war zweifelhaft. Ansgar hörte diese Verhandlungen, strengte seine Kräfte an, suchte sich zu erheben und erklärte mit voller Stimme, daß er gehen werde. Der Versuch mißlang. Es blieb nichts Anderes übrig, als den jetzt von einer Ohnmacht Hingenommenen zu tragen. Man holte aus dem Wagen die Kissen, es fanden sich ein paar Stricke im Verwahrsam des Kutschers, und so wurde eine Art von Bahre für den Verwundeten hergestellt. Ich schritt mit dem Arzte voran, den schweigenden Zug auf dem kürzesten Wege anführend. Er war mühselig und auf dem schlüpfrigen Abstieg des Berges überaus anstrengend. Alle athmeten auf, als wir endlich am Ziele angelangt und Ansgar auf das Lager gebettet war. Hier war Bärbel nun an ihrem Platze. „Wird er leben?“ fragte sie leise den Arzt. „Wir wollen die Hoffnung nicht aufgeben!“

entgegnete dieser, indem er sich um den Kranken beschäftigte. Da Bärbel jede Handreichung selbst übernahm, ging ich einen Augenblick hinaus.

Die Kameraden Ansgar's schritten und standen in dem feuchten Gärtchen fröstelnd umher, Graf S. saß auf einer Bank zwischen zerrissenen Sonnenblumen und welken hohen Malven, stumm brütend mit dem Stock im Boden wühlend. Ich trat zu ihm. Er erhob sich: „Wir haben in dieser Stunde hier nichts mehr zu thun," begann er, „und wollen nur gehen. Ich bleibe heute bestimmt noch in Birkenau. Im Uebrigen bitte ich, wenden Sie sich in Allem, was unsern Freund betrifft, nur an mich. Ich will in einer Stunde wieder vorsprechen." Er winkte seinen Kameraden, welche denn bereit waren, ihre Lebensgeister im Wirthshause wieder aufzufrischen, und ich schickte den Heiner mit den Wagenkissen nach, da der Kutscher dort erwartet wurde. —

Ich übergehe das Aufsehen, welches dieser Fall in Heidelberg machte, dessen Einzelheiten nun erst zur öffentlichen Kenntniß kamen; ich lasse die gerichtlichen Untersuchungen bei Seite, welche sich daran knüpften. Alexius Rudnik wurde mit dem größten Gepränge von seinen Landsleuten zu Grabe geführt, viele andere Studenten, vorwiegend Ausländer, betheiligten sich daran. Ich erfuhr jetzt erst, daß er von sehr vornehmem und reichem Hause stammte. — Gern möchte ich auch die Stunden und Tage mit Schweigen übergehen, welche wir am Krankenlager unseres Freundes zubrachten. Ansgar lebte noch Tage lang, zum Trost seines immer um ihn geschäftigen Weibes, zu seiner eignen Verzweiflung. So jung vom Leben scheiden zu müssen, war hart; leben bleiben, vielleicht mit dauerndem Siechthum behaftet, einem Dasein der Entbehrung entgegen zu gehen, das war noch härter. Solche Gedanken las ich in seinen Augen. Aber willig und freundlich fügte er sich in Alles, was Bärbel zu seiner Pflege anordnete. Es verschlug nichts mehr, und als er am Abend des vierten Tages starb, begrüßte ich das Ende dieser Qualen. Aber es überrieselte mich, als Bärbel sich nach einer Weile von ihren Knieen erhob und trocknen Auges, mit sichrer Stimme sagte: „Ich weiß, daß ich noch eine Weile ohne ihn leben muß — so geschehe Gottes Wille!"

Ansgar's Kameraden wollten den Verstorbenen nach Heidelberg schaffen und mit gleicher Schaustellung zu Grabe geleiten, wie es mit Alexius geschehen war. Bärbel aber that Einsprache. „Er ist mein!" sagte sie; „hier soll er begraben sein, wo ich wohnen bleibe!" Man sah endlich ein, daß es so am Besten sei. Doch ließ sich die Verbindung nicht nehmen, die Leichenfeier in Birkenau mit vollständiger Betheiligung zu begehen. Graf S. hielt sein Wort: Eine ansehnliche Summe wurde vorerst der „Baronin Wittwe" zugestellt, und von ihr, auf meine Ueberredung, angenommen. Denn sie war ganz mittellos und hatte sich noch auf harte Tage zu rüsten. —

Es mochte eine Woche vergangen sein, seit ich in meiner Studentenstube wieder angelangt war, in der so ernst Erschütterndes gesprochen und erlebt worden war. Da erhielt ich einen unerwarteten Besuch. Der Löwenwirth aus Heiligenkreuz-Steinach und seine Frau erschienen bei mir, um sich nach Bärbel zu erkundigen. Die Nachricht von den Unglücksfällen war auch zu ihnen gedrungen, sie hatten gehört, daß Bärbel verheirathet gewesen, daß sie einer un-

gesicherten Zukunft entgegen sehe. Mochte der Löwenwirth einst von der Entflohenen nichts mehr wissen, jetzt war er bereit, der unglücklichen jungen Wittwe sein Haus und seine Hilfe wieder zu bieten. Sie fuhren, nachdem ich ihnen den Stand der Verhältnisse Bärbel's bestätigt hatte, zu ihr hinaus, konnten es aber nicht über sie gewinnen, den Ort, wo sie kurze Zeit glücklich gewesen und wo jetzt das Grab ihres Gatten lag, zu verlassen.

Inzwischen setzte ich mich mit der Familie Ansgar's, über die ich durch den Grafen S. noch näheren Aufschluß erhielt, in Verbindung. Ich meldete seinen Tod, seine Verheirathung, und gab den Verwandten anheim, sich der jungen Wittwe anzunehmen. Die Briefe, welche ich von dorther erhielt, sprachen die Ablehnung in einem Tone aus, daß ich jede weitere Vermittlung wol aufgeben mußte. Graf S. zuckte die Schultern und wollte nichts Anderes erwartet haben. Ich war mit ihm und den übrigen Genossen Ansgar's jetzt häufig zusammen, und manche dauernde Beziehung ist mir aus jener Zeit geblieben. Hatten diese jungen Männer die Verheirathung Ansgar's unbedingt mißbilligt und hart beurtheilt, so hielten sie nach seinem Tode ihr Wort, sich seiner unglücklichen Gattin anzunehmen.

Ich will, ohne viel Betrachtungen oder Darlegung meiner eigenen Empfindungen von damals, dem Ende der Geschichte entgegen eilen. Im Frühjahr wurde Bärbel Mutter eines Knaben, dessen Geburt ihr das Leben kostete. Wir begruben sie neben ihrem Gatten. Der Knabe durfte als legitimer Sohn den Namen seines Vaters tragen, und so tauften wir ihn auf denselben: Ansgar von Hohnstein. Graf S. nebst mehreren Verbindungsbrüdern, und ich, vertraten Pathenstelle, und zugleich wurde eine Summe für die Unterhaltung zusammen gebracht. Es war eine sehr merkwürdige Studententaufe, welche damals in Birkenau stattfand! Eine Feier, welche nicht ohne den gebührenden Ernst verlief, aber eines gewissen Humors auch nicht ermangeln konnte! — Jetzt war uns das Anerbieten der Löwenwirthin, welche sich schon vor der Geburt des Kindes eingefunden hatte, den Knaben zu sich zu nehmen und für's Erste in ihrem Hause aufzuziehen, sehr willkommen.

Später nahm ich ihn, mit Uebereinstimmung seiner übrigen Pathen, welche mir mit ihren Mitteln behilflich blieben, in meine Nähe. Nach meiner Verheirathung hat er Jahre lang in meinem Hause gelebt, meine Frau nannte ihn gern ihren ältesten Sohn. Wir dürfen stolz sein auf die Erfolge unserer Erziehung! Von seinem Vater erbte er die Gestalt und auch wol einige Aehnlichkeit der Gesichtszüge; in seinem Charakter liegt mehr von dem seiner Mutter; Alles in Allem hat er nichts von dem, was Beide ihrem Unheil zutrieb; er ist ein Charakter und eine tüchtige Natur für sich. Du und Ihr Andern kennt ihn ja, denn ich brauche nicht hinzuzufügen, daß ich von meinem jungen Reisegefährten spreche, welchen ich Euch zugeführt habe. Er hatte doch auch endlich von seinen Eltern das Nähere erfahren müssen, und so war schon seit Jahren sein Wunsch, die Stätten, wo sie gelebt und so jung ihre Gräber gefunden, kennen zu lernen. Da er dazu meine Gesellschaft wünschte, der ich ihm freilich der kundigste Führer dort sein konnte, wurde die Reise immer wieder hinaus geschoben. In diesem Sommer endlich war es möglich, unsere Reiseziele zu ver-

einigen. Wir trafen in Heidelberg zusammen. Von dort begaben wir uns nach Heiligenkreuz-Steinach, an das sich noch einige Kindheitserinnerungen meines Gefährten knüpften. Die beiden Alten sind gestorben, der Peter ist jetzt Löwenwirth und seit lange auch bereits Löwenvater. Darauf besuchten wir Birkenau. Die alte Frau, fast achtzig Jahr alt, lebt noch, der Heiner hat erwachsene Töchter, das Häuschen ist durch einen Anbau erweitert worden. Vom Kirchhofe aus, wo die beiden Gräber zwischen wuchernd aufgeschossenem Holundergesträuch kaum aufzufinden waren, stiegen wir hinauf zum Walde, wo die alte Buche noch hoch und kräftig steht, und der Blick hinüber zu den grünen Bergrücken der gleiche geblieben ist. Hier auf den Steinen, bei welchen der Freund einst in schwerer Stunde nieder gelegt wurde, ruhten wir aus, um unsere Pilgerfahrt zu beschließen.

Das ist die Geschichte von meinem Baum im Odenwalde. —

Der Erzähler schwieg, und ohne Worte gingen die Männer eine Weile neben einander her. Sie hatten inzwischen den Rückweg nach Jugenheim angetreten, die Abenddämmerung legte sich über die Berge und die breite, fruchtbare Rheinebene. — Nach einer Weile fuhr Humbert fort: „Mein junger Reisegefährte, Ansgar von Hohnstein, ist nicht immer so gemessen und zurückhaltend, wie Ihr ihn bis jetzt kennen gelernt habt. Die Eindrücke unserer Wanderung sind es, die ihn ernster gestimmt haben. Und weshalb ich Dir, mein lieber Schwager, das Alles so ausführlich erzählt habe? Erstlich, weil es mir Bedürfniß war, die alten Erinnerungen, die ich an den Plätzen des Odenwaldes wieder habe an mir vorübergehen lassen, einmal auszukramen; dann aber, weil ich für gut hielt, Dich damit bekannt zu machen, für den Fall, daß es mit dem jungen Hohnstein und Deiner Clara — richtig werden sollte, was mir denn alle Tage wahrscheinlicher wird."

„Sie sind beide noch sehr jung!" entgegnete Clara's Vater.

„Nun ja, und ich denke auch nicht heute schon den Brautwerber zu machen," rief Humbert. „Gleichwol, der junge Mann ist bereits „in Amt und Würden", man hat ein aufmerksames Auge auf seine Begabung und Kenntnisse gerichtet, eine schnelle und vielleicht bedeutende Laufbahn ist ihm voraus zu sagen. Sprich einmal mit Deiner Frau, sie wird wol schon mehr wissen, als wir Beide. Aber horch! Da kommt ja unsere junge Schar mit Gesang den Bergweg herunter. „Es steht ein Baum im Odenwald —" richtig, schon wieder das alte Lied. Ei, und Ansgar singt es ja schallend und sehr angelegentlich mit! Nun, so will auch ich das Lied wieder mit Gelassenheit anhören!"

Theodor Storm.

Von
Prof. **Erich Schmidt** in Straßburg.

Es ist ein nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst des achtzehnten Jahrhunderts der deutschen Literatur ein Gebiet erschlossen zu haben, das sie vordem wol gestreift, auch auf einige Zeit besessen, aber nicht unverlierbar zu eigen gehabt hatte: die Poesie des Hauses. So lange sich die deutsche Muse in der Rolle einer verbildeten, mit Putz überladenen und ferne Länder durchschweifenden Modedame gefiel, mußte ihr die heimische Behausung gar ärmlich und alles Naheliegende keines freundlich verweilenden Blickes werth erscheinen. Sie hatte vergessen, daß bereits frühere Geschlechter die Behaglichkeit und Herzlichkeit eines friedlichen Stilllebens erfaßt und wenn nicht mit läuternder Kunst, so doch mit gesunder Naivetät dargestellt hatten. Diese Fähigkeit war erwachsen auf dem Boden der Reformation Luther's, der durch Wort und That der deutschen Bürgerfamilie neues Licht und neue Wärme spendete und durch die Gründung des ersten deutschen Pfarrhauses unserem geistigen und gemüthlichen Leben einen stetig wachsenden Schatz zubrachte. Zu jenem satten Hausfrieden, wie ihn Luther's Erläuterung der vierten Bitte meisterlich entfaltet, gesellte sich eine höhere Weihe, welche neben der Tagesarbeit das erbauende Gespräch, die heitere Geselligkeit, die freundlichen Klänge der Musik nicht vermissen läßt. Deutsche Erzähler lernten, so philisterhaft und schulmeisterlich zunächst Manches gerieth, Personen, Zustände und Ereignisse aus ihrer traulichen Umgebung schlecht und recht vorzuführen und die schematisch zurechtgezimmerten biblischen Stücke bieten in ihren anachronistischen Familienscenen erfreuliche Ruhepunkte. Da sehen wir Gott in eigener Person als lutherischen Katecheten die ungleichen Kinder des ersten Menschenpaares prüfen, Susanna mit dem braven Gatten und dem wackeren Gesinde hausfraulich verkehren, ein junges Paar trotz den Anfechtungen des Eheteufels in den gottseligen Stand treten, den Musterknaben Tobias gegen den verlorenen Sohn so nachahmungswerth abstechen. Einfache Gestalten und Motive, nichts weit hergeholt, gelingen dieser schlichten Kunst, deren Rahmen auch genrebildliche Episoden umspannt, z. B. Mahlscenen, wo die Wirthin zum Zulangen mahnt und die Kindlein, diese Himmelspflänzlein, ein Gebet lallen. Auch die unruhigen

Sprudelköpfe, deren Tummelplatz in einer derben, streitlustigen Zeit die schneidige, cynismenreiche Satire und die verschlungenen Pfade des Humors waren, fanden mitten im Drang ihres Lebens und Wirkens Zeit, stille Stunden für ein freundlich heiteres, inniges und sinniges Büchlein zum Preise des häuslichen Herdes, oder wie heutige Ziererei gern sagt, des „Heim".

Doch der über manchem deutschen Dache ruhende milde Glanz verblich, als der dreißigjährige Krieg seine sengende Fackel schwang. Abgewandt von den ausgebrannten Mauern ergötzte sich der curiöse Sinn an fremden, unnatürlichen, aufgeregten und üppigen Scenen. Spät erst sollte die Einkehr im eigenen Haus erfolgen und gewiß ist, daß jene strenge, schmucklose häusliche Zucht, die meist ohne den Antrieb einer starken Neigung nach elterlicher Uebereinkunft, freundschaftlicher oder gönnerhafter Veranstaltung und eigener Berechnung geschlossenen Ehen der Poesie im verflossenen Jahrhundert wenig Nahrstoff zuführten. Noch steht neben der Postille die „Asiatische Banise", Ziegler's von abenteuerlichen Effecten strotzender Roman.

Dann beginnt der Herausgeber einer Wochenschrift kleine Schilderungen aus dem Leben der mittleren Stände zu geben, der zahme Satiriker legt dem bürgerlichen Leser die wohlgetroffenen Conterfeis seiner guten Bekannten vor, die Familie betritt in ihrer Werktagskleidung die komische Scene und macht bald den Königen und Heroen den tragischen Schauplatz streitig. Sogar die lieben Kleinen finden in einem sächsischen Steuerbeamten einen Kinderfreund, der ihnen ein wohlerzogenes Jettchen und ein loses Fritzchen unter der Obhut eines Magisters zu Gespielen gibt. Aber Plattheit, Unnatur, Alt- und Superklugheit waren böse Klippen. Schon spuken die Musen und Grazien aus der Mark vor, wenn Pastor Lange, Lessing'schen Angedenkens, seine treue Lebensgefährtin und Dichtgenossin Doris Schinkenbrötchen vertheilen läßt; ein stolzer Vorwurf für eine horazische Ode und doch literarhistorisch nicht blos eines mitleidigen Lächelns werth. Wie poetisch dagegen verklärt Klopstock gesellige Vergnügungen des täglichen Lebens im „Zürcher See". Die Göttin Freude selbst schwebt hernieder und streut Blumen auf den staubigen Weg der noch in enge Schranken eingezwängten Menschen. Seitdem ist die Poesie wirkende Macht im deutschen Leben, unentbehrlicher Schmuck für die kahlen Wände einer sonst einförmigen Existenz. Die Schranken werden niedergeworfen, empfindungsvoll und empfindsam erhebt ein neues Geschlecht neue poetisch-sentimentale Ansprüche an das Leben und die Mitmenschen, die es gern nach dem Maßstab literarischer Vorbilder beurtheilt, wie Klopstock's Meta und Werther's Lotte. Hier bei Goethe in dieser Ballbeschreibung von der Kinderscene an bis zu den harmlosen Ohrfeigen des Gesellschaftsspieles und in zahllosen anderen Stellen des naiv-sentimentalischen Romans ist deutsche Hauspoesie, und wenn hier das Empfindungsleben des Helden stürmisch anschwillt, bleiben andere in der Sphäre inniger Sinnigkeit stehen, wie Claudius. So unsympathisch uns heute die schlaffe Lebensführung dieser Stillen im Lande sein muß, er war doch eine reine Seele, ein träulicher Dichter, und nicht zuletzt ihm ist es zu verdanken, wenn die guten Leutchen in Voßens „Luise" ihr reichliches Mahl durch gute Lieder würzen. Die Hauspoesie treibt und blüht in manchen Iffland'schen Stücken. Wol war Schiller

berechtigt, Shakespeare's Schatten gegen diese Männlein und Weiblein zu beschwören, einen Riesen gegen Pygmäen, aber auch in diesem Falle zeigte Goethe seine billigere Art, Menschen und Dingen die gute Seite abzugewinnen:

Denn Alles stimmt uns heiter, macht uns froh,
Denn ungefähr geht es zu Hause so.

Und war der Realismus solcher Hauspoesie nur auf die „erbärmliche Natur" angewiesen? Noch heute sehen wir Hofrath Reinhold und Margarethe mit Rührung; wir lieben die prächtige Großmutter im „Herbsttag" und werden warm, wenn alte Jugendfreunde beim Anblick vergilbter Stammbuchblätter das Gaudeamus igitur, oder wenn Oberförsters Claudius' unveraltbares „Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher" anstimmen. Nicht absichtslos sei hier der bestimmte Typen umfassenden Iffland'schen Familie mit ihren biedern alten Hausmöbeln, seiner harrenden Schönen und elegisch angehauchten Junggesellen gedacht.

Musiker hatten sich eingestellt, um manches Gesellschaftslied auf den Schwingen einer gefälligen Weise von Haus zu Haus fliegen zu lassen, und der Meister Illustrator Daniel Chodowiecki hielt auf unzähligen seinen Blättern mit sinnigem Ernst und reichem Humor die Erscheinungen und Stimmungen seiner Epoche fest.

Aber ich bin auf dem besten Wege, mich in die Schatten der Vergangenheit zu verlieren, da ich doch von einem Dichter reden soll, der unter uns im Licht wandelt.

Doch durfte der Versuch gewagt werden, mit einigen Strichen historische Voraussetzungen zwar nicht für die ganze Fülle der Storm'schen Poesie, doch für wesentliche Bestandtheile derselben anzudeuten. Der Dichter selbst soll uns noch dafür zeugen, daß zum mindesten manche dieser Erinnerungen sich unwillkürlich beim Lesen seiner Schöpfungen einfinden. Die hervorgehobenen Fähigkeiten sind vorzugsweise in Norddeutschland, theilweise auch in Mitteldeutschland ausgebildet worden. Es ist nicht nöthig, dies durch Nennung gefeierter Namen aus den letzten Jahrzehnten noch des weiteren zu erhärten. Wenn aber in den beliebten und oft so müßigen Streitigkeiten über die künstlerische Begabung der Norddeutschen und der Süddeutschen, worunter dann in erster Linie die Oesterreicher gemeint sind, das naivere Genußvermögen, die Ursprünglichkeit und frische Sinnlichkeit der letzteren betont wird, so darf der Gegenpart dem Familienleben der ersteren auch manches literarische Verdienst beimessen. Theodor Storm ist ein Sohn der kleinen schleswig-holsteinischen Stadt Husum und stammt aus einer daselbst alteingesessenen Familie. In solchen nordischen Häusern gibt es keinen raschen Wechsel, sondern eine langlebige Generation löst die andere sacht ab. Alte Traditionen werden sorglich vererbt, wie Kästchen und Truhe die Halskette und das Brautkleid der Urahne bewahren, jedes Geschlecht erzählt den folgenden seine Erfahrungen, nicht nur im Bild bleibt der Geschiedene den Nachgeborenen nahe, ernste und heitere Geschichtchen, gewichtige oder scherzhafte Aeußerungen sterben nicht aus. Ein starkes Familiengefühl und eine feste Freundschaft erzeugen fort und fort eine im besten Sinne gemüthliche Geschlossenheit. Pietät, Treue, Andacht auch für das Kleine wohnen gleich guten deutschen Hausgeistern in den alten Räumen, wo oft Urväterhausrath mit modernem Fabricat

friedliche Nachbarschaft hält und manches Stück dem sinnenden Betrachter verklungene Töne, verblichene Bilder wiederum vor die Seele ruft. So gut ein Alterthumsforscher aus schriftstellerischen Berichten, Funden, gegenwärtigen Zuständen, Analogien etwa das alte alemannische Haus neu schafft, so und treuer kann ich mir aus Storm's Werken das Storm'sche Haus in seinen Theilen aufbauen, ja sogar den „Pesel" mit dem richtigen Namen nennen. Jedem Dichter ist es zum Segen, aus einer Landschaft mit stark ausgeprägter conservativer Stammesart hervorzugehen, sowie eine bedeutende Mundart sein Sprachvermögen nährt.

I.

Der Dichter hat seinen ersten durchschlagenden Erfolg mit der Novelle „Immensee" errungen, die, in zahllosen zierlichen Bändchen verbreitet, noch heute dem großen Publicum sein bekanntestes Werk ist. Aber das Urtheil über Storm muß, soll es nicht sehr einseitig gerathen, den weiten Weg zu „Aquis submersus" empor abschreiten. Bisweilen schwelgt ein gefühlvoller Essayist so in der süß wehmüthigen Weichheit der älteren Schöpfungen, daß sie in seiner Spiegelung fast weichlich wird und er mit umflortem Blick die späteren Dichtungen nicht mehr zu fixiren vermag. Resignationspoesie möchte man die große Mehrzahl der früheren Novellen nennen, und ein gut Theil Resignationspoesie lebt und webt auch in den folgenden. Nachdem wir zunächst die Stube der alten Marthe besucht haben, wo das Picken der Uhr Gedanken und Erinnerungen weckt und verflossene Weihnachtsfeste in freundlicher Bilderreihe vorbeigleiten läßt, treten wir in das einsame Gelehrtenzimmer Reinhard's, des Helden von „Immensee". Hier hat ein Frauenbild die Kraft, verflossene Jugendtage mit ihren Freuden und Leiden, Hoffnungen und Enttäuschungen herbeizuzaubern. Echte Kindheitstöne werden laut. Kleine feine Motive deuten in die Zukunft: Reinhard und Elisabeth bauen sich ein Häuschen, er will mit ihr nach Indien ziehen, sie macht es von der Erlaubniß der Mutter abhängig. Während die lustige Gesellschaft Erdbeeren in Hülle und Fülle pflückt, findet unser Paar nichts, weil es sich träumerisch in Waldeinsamkeit verliert. Reinhard findet überhaupt nichts; die Ernte einzuheimsen, fällt den prosaischeren Naturen zu, die sich wenig um Falter und wogende Farrenkräuter kümmern. Reinhard mag seine poetischen Gedenkblätter mehren, mit Elisabeth botanisiren und ihrer Liebe sicher sein — die praktische Mutter legt die Zukunft ihrer Tochter in die kräftige Hand Erichs. Reinhard ist eine gemilderte Werthernatur, Erich läßt sich dem trefflichen Albert vergleichen, aber Elisabeth hat blassere Wangen als Lotte. Die Aehnlichkeit liegt jedenfalls tiefer, als in der Gruppirung. Nicht nur mahnt die Naturempfindung an den von linder, ermattender Frühlingsluft durchwehten Eingang des Goethe'schen Romans, sondern hier wie dort waltet überhaupt der Hang, das Herz wie ein krankes Kind zu halten.

Reinhard sieht die Geliebte als Frau auf dem Gute des Freundes wieder, um dann auf immer von ihr zu scheiden, die in Gedanken die Seine bleibt. Die Ausführung ist sparsam, doch um so ergreifender, denn Storm hat, wie Wenige, die Gabe, Stimmung zu erzeugen, andeutend, nicht ausdeutend. Elisabeth's

Hand gibt stumme Kunde: „Er sah auf ihr jenen Zug geheimen Schmerzes, der sich so gern schöner Frauenhände bemächtigt, die Nachts auf krankem Herzen liegen", oder wie ein kleines Gedicht Storm's entsprechend sagt:

Ich weiß es wol, kein klagend Wort
Wird über deine Lippen gehen,
Doch was so sanft dein Mund verschweigt,
Muß deine blasse Hand gestehen.

Die Hand, an der mein Auge hängt,
Zeigt jenen feinen Zug der Schmerzen,
Und daß in schlummerloser Nacht
Sie lag auf einem kranken Herzen.

Derlei bezeichnende Worte begegnen öfters; wie vortrefflich heißt es von der Katholikin Veronika, sie habe „gefirmte Augen", oder von den blauen Augen der Agnes, man möchte die Veilchen daraus pflücken. Die Natur hilft dem Dichter deuten. So liegt eine schöne Symbolik in der romantischen Nachtscene, wie Reinhard zu der bleichen Wasserlilie, seiner alten Bekannten, schwimmen will, aber sich in den Schlingpflanzen verstrickt. Unerreichbar! Auch ein Volkslied, das Reinhard, „Urtönen" lauschend, irgendwo aufgegriffen hat, muß die Situation mit grausamer Offenheit zum Bewußtsein bringen: „Meine Mutter hat's gewollt, den Andern ich nehmen sollt". So ist's auch hier. Darüber wird der Geliebte ein alter Junggeselle.

Ursprünglich hat ihn Storm heirathen lassen, wie mir jüngst die von Biernatzki herausgegebenen, für Storm's Stammesart und Entwickelung sehr lehrreichen „Scenen und Geschichten aus Schleswig-Holstein" (II. 1850) verrathen haben. Da erzählt zu unserem Befremden die erste Fassung aus Reinhard's späterem Leben, daß er eine brave, wirthschaftliche Frau heimführte, den mit Jubel begrüßten Knaben früh, die Gattin nach dreißig Jahren verlor und dann — nach dreißig Jahren — vereinsamt sein Auge auf die im Abenddämmerschein auftauchende Wasserlilie heftete. Hier war ein dicker Strich geboten. Nicht minder erweist sich jede andere Aenderung als künstlerischer Fortschritt. So war die schöne Scene am heiligen Abend früher burschikoser gehalten und das Harfenmädchen mit den sündhaften Augen sang noch nicht ihr wunderbar leidenschaftliches „Heute, nur heute bin ich so schön". Auch die Varianten neuester Dichter wollen beachtet sein. Ich erfahre, daß Storm zuerst in dem volksmäßigen Liede die Frau hatte klagen lassen „Was ich so süß empfinde, nun ist es worden Sünde", aber die erste Zeile schien ihm schon vor der ersten Drucklegung nicht den rechten Volkston zu treffen, der in dem ruhigen, formelhaften „Was sonst in Ehren stünde" so glücklich gewonnen wurde.

Soll ich die Gestalten anderer Dichter, Otto Ludwig's Apollonius in „Zwischen Himmel und Erde" und Stifter's „Hagestolz" neben Reinhard stellen? Das Problem Ludwig's ist ganz anders geartet: er will das typische Schicksal des allzu gewissenhaften sittlichen Hypochondristen in seiner ganzen Detailentwickelung zeigen. Stifter's beste Figur hingegen unterscheidet sich von Reinhard durch den herben, menschenfeindlichen Zug. Storm und Stifter sind einander in einigen Zügen verwandt, nie aber hat Storm etwas so Unwahres

wie die vielgerühmte „Brigitta", etwas so Affectirtes wie das „Haidedorf", nie so langweiligen Kleinkram wie die „Bunten Steine" geschrieben, nie ist eine blos schildernde Poesie sein Ideal gewesen.

Ihm kam es von vornherein immer darauf an, der künstlerisch geschlossenen, auf einem Conflicte beruhenden Novelle einen tiefen Gemüthsinhalt zu geben, sei es auch auf Kosten einer sogenannten „spannenden" Handlung. Wie die zwei Königskinder im Volkslied stehen seine jungen Liebesleute mit sehnsüchtig ausgebreiteten Armen da. Das Wasser, das sie trennt, ist viel zu tief, der Liebende kein Leander, sondern mehr ein Toggenburger, ohne starke Initiative. Wir möchten manchmal ausrufen, was der kleine Reinhard zu Elisabeth sagt: „Es wird doch nichts daraus werden, du hast keine Courage". In resignirter Gebundenheit leben und träumen sie dahin, getrieben, nicht treibend, ein nachgibiges Wachs in der Faust des Schicksals, der strammen Widerstandskraft ermangelnd, aber Alle von echtester Stimmungspoesie umwoben. „Wir müssen doch auch hoffen", lautet eine sehr vernünftige Mahnung der Angelika; doch gerade in dieser Novelle hat Storm mit zwingender Folgerichtigkeit entwickelt, daß der Held seiner Natur nach gerade da alle Verbindungsfäden durchschneidet, wo die veränderte Situation zur festeren Schürzung des Knotens aufzufordern scheint. Die Resignationsnovelle hat kein Fortissimo des Glücks oder Unglücks als Schluß. Leise Töne schwellen allgemach an, um dann langsam zu verklingen. Den entsagenden Männern liegt der Selbstmord fern. Wenn aber ein Mädchen aus unseligen Verhältnissen heraus dem Dasein entflieht, breitet der Dichter schonend einen Schleier darüber und läßt für die Leser die Frage offen, ob es eine That oder ein Ereigniß war, wodurch das Ende herbeigeführt wurde. Mitunter will uns die Ausbeutung der Motive noch unentwickelt und ihre Zahl beschränkt erscheinen, ohne daß die Empfindungsfülle und das charakteristische integrirende Beiwerk irgend welche ermüdende Einförmigkeit aufkommen ließe. Die in einem bestimmten Bannkreis des Wollens und Fühlens festgehaltenen Figuren sind dabei keineswegs die schattenhaften Jünger einer milchblütigen seraphischen Liebe. Sie haben warmes Menschenblut und der Sinnlichkeit wird ihr Recht. Das nur sinnliche Verlangen jedoch muß nach dem Tode des schönen Kindes einem weihevollen Cultus des Grabes Platz machen. Die er, da sie lebte, nur begehrte, nicht liebte, ist er als Todte nach erloschener Begier ewig zu lieben gezwungen. Zaghaftigkeit und Reflexion bändigen die ungestümen Wallungen des Blutes. So wird Gabriel, der doch in einem Feldzug mitgekämpft hat, die holde Waldblume nicht pflücken oder verpflanzen, sondern nur zum Andenken an sommerliche Tage, Waldesgrün und Nachtigallensang ein grünes Blatt in seinem Liederbuch pressen. Mehr als einer vereinigt in diesen Novellen sinniges Dichten mit sinnigem Botanisiren. Sonst wird gern verschwiegen, was die Leute im bürgerlichen Leben sind und was sie treiben. Wir erhalten Aufschluß über die Alltagsthätigkeit Erich's, die Andeutungen über Reinhard's stilleres Wirken lassen nur vermuthen, daß die Studien, in denen er einst die Kraft seiner Jugend geübt hat und nun sein Alter tröstet, auch der Botanik gelten, wo er denn gewiß häufig weniger an Systematik und Physiologie, als an die weit dahinten liegenden Excursionen mit Elisabeth und an die ferne

Wasserlilie denkt. Storm strebt mit vollem künstlerischen Bewußtsein danach, sein Revier von allen fremden, nicht durch die poetische Idee herbeigerufenen Elementen freizuhalten. Der Oberamtsrichter mengt keine Acten unter die Blätter des Poeten, und wenn wir einmal „Draußen im Haidedorf" eine unmittelbar aus der Amtsthätigkeit gewonnene Anregung wahrzunehmen meinen, so ist diese Dorfgeschichte doch Alles eher, als eine der fatalen Criminalnovellen, die sich auf dem Holzweg zwischen dem neuen Pitaval und der Dichtung bewegen. Desgleichen hat Storm in den Jahren, wo ihn, den muthigen Patrioten, die traurige politische Lage tief getroffen hatte, in seiner Novellistik kein „Schleswig-Holstein meerumschlungen" ertönen lassen. Die wenigen Stellen der Liebe und Empörung aber sind durchaus tendenzfrei. Der Senator in „Abseits" flüchtet mit den Seinen vor der verhaßten Sprache der übermüthigen Fremdlinge in die Stille der blühenden Haide, oder der alte Freischärler spricht hoffnungsfreudig von einer neu beginnenden Herrlichkeit der deutschen Nation, welcher auch sie angehören. 1863 aber faßt der Dichter als landfremder Mann seine Sehnsucht nach der Heimath ergreifend in „Unter dem Tannenbaum", einem schönen Stück Familiengeschichte, zusammen.

Vor der Hand weicht er in der Poesie dem Herben und Gewaltigen aus, obgleich er den Zwiespalt der Vereinigung vorzieht. Die Resignation seiner Menschen bekundet die süße Wollust elegischer Rückblicke, verwundend zugleich und das Balsamfläschchen darreichend. Wo zerstörende Mächte eingreifen, wird ihr feindliches Walten nie rücksichtslos verdeutlicht. So wirkt die Erscheinung der Landstreicherin in „Auf dem Staatshof" nur wie ein greller Blitz. Schwäche, Vermögensverluste, Widrigkeiten des Lebens lassen einzelne Personen heruntekommen; Storm schiebt die kleine Anne Lene vom Staatshof aus dem Leben, er stößt sie nicht. Oder wir hören den Bericht über ein Geschehenes, ohne Augenzeugen des Geschehenen zu sein. Storm will rühren, nicht erschüttern, und ist in jedem Falle der lang nachklingenden Wirkung sicher. Nur derbknochige Leute von unbarmherziger Gesundheit mögen manchmal nicht einsehen, warum sie nicht lieber zu einer lustigen Hochzeit gebeten werden.

Das alte Lied vom Scheiden und Meiden erschallt in reichen Variationen. Reinhard und Elisabeth werden, wie das täglich geschieht, durch äußere Verhältnisse getrennt. Aehnlich ergeht es dem reizenden Fränzchen „Im Sonnenschein". „Angelica" ist mehr Charakterstudie. Ein schwacher Mann, der nicht viel gelernt hat, wenig leistet und all das weiß, wagt es, in sein leckes Schifflein eine Gefährtin zu laden, oder vielmehr er wird Bräutigam ohne zu wissen wie. Ohne den Glauben an ein Glück, das Außerordentliches verwirklicht, quält er sich und die Geliebte, verliert sie, meidet sie, kehrt wieder und findet sie verlobt. Nicht nur hier ist das Mädchen energischer und erfüllter von dem frischen Drang, des Lebens Rosenzeit zu genießen. Warum soll sie keinen Ball besuchen? Er jedoch klagt ähnlich wie das Lied „Hyazinthen": „Ich möchte schlafen, aber Du mußt tanzen." Auch hier eine verständige Mutter. Anne Lene, der in dem mückenspießenden Kammerjunker kein willkommener Freier naht, will andererseits die Primanerexistenz ihres treuen Gespielen nicht belasten. Der gute Doctor in „Drüben am Markt" holt sich einen Korb bei der schönen

Bürgermeisterstochter; so ist er trotz dem sorgsam erstandenen Hausrath ein alter Hagestolz geworden, indessen sein Freund und einstiger Freiwerber, der seine Justizrath, die Braut heimführt. Ohne Groll wird er sogar Hausarzt. Wenn er aber vom Fischen heimkehrt und in seinen alten Notizen blättert, kehrt er zurück in entschwundene Zeiten. Ein leiser, achtungsvoller Humor umgibt die Gestalt des alten Herrn. Er macht uns lächeln, nicht lachen. Daß Storm auch sehr lustige Töne anschlagen kann, lehrt die Humoreske „Wenn die Aepfel reif sind", worin ein Obstdiebstahl und ein nächtliches Stelldichein köstlich verflochten sind. Mehr an Stifter's Hagestolz kann, abgesehen von dem reichen Beiwerk, der Alte in der „Halligfahrt" erinnern. Storm ist Meister in der Kunst, durch das Unausgesprochene zu wirken und im Dämmerschein ahnen zu lassen, was Andere in ein helles, oft zudringliches Tageslicht rücken. Das hängt mit der noch zu verfolgenden Technik des Rückblicks zusammen. Jugendliebe blüht in den meisten Novellen.

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit klingt ein Lied mir immerdar". Und um den Thurm von „St. Jürgen" flattern zwitschernde Schwalben, der Chorus der Novelle, wozu sie Storm mit ausgezeichneter Kunst gemacht hat. Der Schluß „Als ich wiederkam, war Alles leer" bleibt uns natürlich nicht erspart. „In St. Jürgen" gehört in jeder Beziehung zu Storm's besten Leistungen. So mag denn ein kleiner Quellennachweis gestattet sein. In der besagten Biernatzki'schen Sammlung, die eine beschauliche Pietät durchwärmt, stehen Charakterbilder aus dem vorigen Jahrhundert, nach den Erzählungen einer siebzigjährigen Frau mitgetheilt. Eines nennt sich „Das Heimweh", ein rührendes Stück. Nachdem die treffliche Frau ihr Herz nach langen Jahren in der Umgebung der heimischen Stätten und Menschen erlabt hat, trifft sie als Gefährten der Rückreise einen Greis, den der Abschied noch mehr zu bedrücken scheint. Ein zutrauliches Wort gibt das andere und so erzählt er sein Leben. Ein Handwerksgesell aus der Nähe, mit einem schönen sittsamen Mädchen verlobt, mußte er dem Vater willfahren und nach altem Brauch auf die Wanderschaft ziehen. Nun halten ihn in Dresden zwingende Verhältnisse so fest, daß er nicht zu seinem Gretchen zurückkehrt. Denn der freundliche Meister bittet den frommen Jüngling auf dem Sterbelager, sein Weib und seine kleinen Kinder nicht zu verlassen. Allmälig schlingt die erfolgreiche Arbeit für seine Empfohlenen, ihr Drängen und ihre dankbare Liebe immer festere Bande um den heimwärts, liebwärts Strebenden: er heirathet die Wittwe. Aber oft erscheint ihm Gretchen als eine ernst mahnende Gestalt. Endlich nach 51 Jahren kann er die Sehnsucht nach einem Wiedersehen nicht länger bemeistern, er reist heimlich ab und — findet Alles leer. Was hat nun Storm aus dieser gerade für seine Art lockenden, gemüthvoll, aber etwas pietistisch vorgetragenen Erinnerung gemacht? Vor Allem mußte die dürftig skizzirte Vorgeschichte frei gestaltet werden. Gretchen ist zur alten Jungfer Agnes Hansen geworden, die im Spittel von St. Jürgen ihrem jungen Freunde, dem Dichter, den Verlauf ihrer Jugend erzählt. Wie eine Hoffmann'sche Figur schlürft der unheimliche Spökenkieker vorbei. Storm motivirt das Scheiden des Geliebten Harre. Sein Vormund Hansen, dem Ruine nahe, hat sich von einem gemeinen Schwindler zur Hebung eines vermeintlichen

Schatzes verleiten lassen und das Bankerottglöckchen wie ein Sterbegeläut für seine alte Hausehre klingen hören. Das Geld seines Mündels, womit dieser Meister werden und freien wollte, ist dahin; Harre muß scheiden, schon um dem armen, alten Mann für's erste aus dem Weg zu gehen. So weit reicht die Erzählung der greisen Braut. Wie zart, daß dann Harre nichts von dem Vergehen seines Vormundes zu berichten braucht. Später reist der Dichter wieder einmal nach Haus und trifft unterwegs — also auf der Heimreise im glücklichen Gegensatz zur Vorlage — den alten Claviermacher aus Süddeutschland, den einstigen Verlobten seiner Hansen. Dabei wird eine Husumer Erinnerung an die Abtragung des weithin ragenden Thurmes von St. Jürgen sehr wirkungsvoll vordeutend verwerthet: Harre starrt in's Leere. Aber nicht nur Neuerfinden, Auslesen, Streichen ist des Dichters Aufgabe dem an sich unzulänglichen Rohstoff gegenüber, er muß auch jedes gehaltvolle Motiv ausmünzen. Die Vorlage sagt, daß der Sattler im Gedanken an Greichen manchmal fast den Tod seines Weibes sündhaft herbeigewünscht habe. Storm stellt ihn wirklich — mir fielen dabei Motive aus Heyse und Stieler ein — vor die Versuchung, die ausgeglittene Frau in den Abgrund stürzen zu lassen; natürlich nimmt ihn der finstre Gedanke nur einen Augenblick gefangen. Er beichtet Alles und nicht verstohlen schleicht er sich fort, sondern seine treue Lebensgefährtin selbst, die den Sinnenden oft so mild fragt „Sind's denn wieder die Schwalben?", mahnt zur Reise, zum versöhnlichen Abschluß. Die Geliebte seiner Jugend darf auch nicht schon seit Jahrzehnten todt sein, sondern muß unmittelbar vor seiner Ankunft dahingehen. Der Erzähler sieht Harre an der Bahre knieen und die Schwalben singen dazu hoch in der Luft ihr trauriges Lied.

Schönste Pietät hat diese Erzählung geschaffen. Und zu der Jungfer Hansen gesellt sich eine Reihe prächtiger Gestalten, die für Storm's seltene Gabe, die guten Alten leibhaft hinzustellen, zeugen. Da ist die ihrem Schicksale nach nicht unähnliche Wieb in „Abseits", das greise Paar auf dem Staatshof, die Großmutter Arnold mit ihrer ehrenfesten Bauernart, die plattdeutsche Fabulistin Lena Wieb, vor der sogar die Gassenjungen Respect haben. Würdige alte Damen werden gleich sicher geschildert, wie die in ihrer Weise ebenso würdigen Frauen niederen Standes. Neben solchen Volksfiguren treten der Schulmeister, der Dorfgeiger, der protzige junge Bauer und die nicht erst mit Eau-de-Cologne besprengten Insassen des Haidedorfes auf: der von sinnlichem Verlangen nach der bestrickenden Vagabundin geschüttelte Heinrich, die beschränkten Bauernweiber, die ländliche Sirene. Jedes alte Thema gewinnt unter Storm's Hand eine neue Form. Wie oft begegneten uns nicht schon in Roman und Novelle Abälard und Heloise, Lehrer und Schülerin, Hofmeister und Freifräulein mit der Verschärfung des berühmten Motivs durch die unstandesgemäße Liebe. Gewisse Uebereinstimmungen sind selbstverständlich, doch scheint mir Storm's „Im Schloß" zugleich eine Bereicherung seiner speciellen Novellistik und eine der besten Behandlungen des beliebten Vorwurfs zu sein. Die Handlung und Charakteristik sind ausgewachsen. Der stille, sinnige Sammler, einst der Held, steht hier als Oheim bescheiden zur Seite. Storm wagt mehr und gönnt der jungen Wittwe und dem Abkömmling des bäuerlichen Prügelknaben eine

glückliche Vereinigung. Aber auch der tragische Ausgang der Novelle „Auf der Universität", welche von der halbflüggen Kindheit zu den Stürmen der späteren Jugend führt, enthält die Versöhnung. Der biedere Schreiner, der komische französische Schneider — Lore hat also französisches Blut, wie jene Dorfkokette slavisches —, das verlorene Mädchen, der Don Juan Raugraf, die Nähmamsell, sie leben und gleich die Tanzstunde, auch kein sonderlich neuer Gegenstand, ist ein Cabinetstück. Was sie kennt und liebt, stellt diese deutsch-gemüthliche Dichtung dar, ohne nach fremdartiger Absonderlichkeit zu trachten. Wiederum: wie oft ist nicht schon ein unbeweibter Conrector, Professor oder sonstiger Stubenhocker in der Novelle von der Liebe überrumpelt und der Ehe zugeführt worden; nur zu oft. Aber wem ginge das Herz nicht auf „Beim Vetter Christian", wenn das Mädchen ihr verschämtes „O bitte, wenn Sie nichts dagegen haben" zu lispeln scheint, der Oheim sein herzliches „Christian, mein alter Junge" ruft und das gute alte Mädchen, Cousine Ehnebeen, an der stattlichen Familientafel ihren bekannten altfränkischen Toast ausbringt, an welchen sich der ernste Trinkspruch „Martje Flors" anschließt: „Up dat es uns wull gaa up unse olen Dage!" Beinahe hätte ich den alten, schließlich bezähmten Hausdrachen Caroline vergessen, der man trotz ihrem Brummen und Horchen doch gut sein muß. Kurz, die Poesie des Hauses feiert hier ihren Triumph.

Sie feiert ihn auch da, wo der Dichter in der Fremde unter dem Tannenbaum ein Stück seines Lebens ausbreitet, zwanglos erzählend nach Art des schönen „Weißt Du noch?" „Gedenkst Du?" Dann feiern wir mit ihnen das Fest und die Verwandten daheim erscheinen auch uns als ferne gute Bekannte, Dank dieser anheimelnden Treue der Vergegenwärtigung. Dann wandern wir in Gedanken nordwärts in das alte Haus, wo Eltern, Großeltern und Urahnen gewohnt haben, das in die Höhe wie in die Tiefe gebaut ist und zu dem auch die Gruft draußen auf dem Friedhofe gehört. Der Nachkomme, ein kundiger Nekromant, läßt die Todten auferstehen, daß sie lebendig, ohne Bläße, vor das Geschlecht von heute treten. Die alte Rococozeit kehrt wieder mit ihrer Gravität und ihren Schnörkeln, ihrem maßvollen und ihrem zierlichen Wesen, ihren Perücken und ihren Taxusgängen. Hier ist ein Poet, der sie versteht, weil er mit seinen Vorfahren die gute alte Zeit durchlebt hat, das Alte liebt und „In Urgroßvaters Hause" noch jetzt eben zu Hause ist. Gleich seine ersten Schöpfungen sind voll davon. „Im Saale", bei der Taufe der Urenkelin Barbara, erzählt die Greisin, wie einst an dieser Stelle ein Ziergarten war, da spielte sie als kleines Mädchen, und ein junger Kaufherr kam herbei und schaukelte sie so eifrig, daß ihm der Haarbeutel bald rechts, bald links flog, nach acht Jahren aber war Hochzeit in dem neuen, mit Gypsrosen verzierten Saale. Wir sind im achtzehnten Jahrhundert. Vieles ist anders geworden und doch im Grunde gleich geblieben. Aber die Zucht war strenger und „Im Sonnenschein" beglückter Liebe muß die Tochter des Kaufmannshauses dem schönen adeligen Officier entsagen. Ein ausgezeichnetes Rococobild, wie im Pavillon des sauberen Gartens das Paar sich findet; ja die „Bachstelze", Fränzchen, ist ein so reizendes Rococofräulein, daß sie den Vergleich mit

Meister Gottfried Keller's „Hanswurstel", Figura Leu, wol wagen darf. Leider haben sie Beide nicht den Geliebten beglücken dürfen. Sinnend hält der Großneffe das Medaillon mit der schwarzen Haarlocke in der Hand. Damals waren die Hausväter gestrenge Herren, aber auch recht behaglich, wovon Storm's „Zerstreute Capitel", besonders die von einer glücklichen Liebesentwickelung umrankte Schilderung der vereinigten freundschaftlichen Gesellschaft Kunde geben. Diese Fähigkeit, ohne jede antiquarische Künstelei unsere Alten zu beschwören, fügt sich wol zu dem Cultus der Vergangenheit in zahlreichen Novellen. „Dunkle Cypressen! Die Welt ist gar zu lustig, es wird doch Alles vergessen", so hat der Student Storm die Ritornelle seiner Dichtgenossen abgeschlossen. Von ihm gilt dies Wort nicht, seine Muse ist Alles eher denn vergeßlich. Eine Priesterin, welche die ewige Lampe der Erinnerung hütet.

Die Pietät äußert sich weiter in der liebevollen Detailschilderung der Behausung vom sandbestreuten Flur an durch Wohnstube und Saal bis in die Bodenräume, wo alte Kisten zum Kramen auffordern. Im Tassenschränkchen steht das Meißner Porzellan und die Bunzlauer Kanne. Das Zitzsopha, der Tisch mit den geschweiften Beinen und dem Wachstuch, der kattunüberzogene Großvaterstuhl, Marthens' und Vetter Christian's Uhren wollen so gut gekannt sein, wie ihre Besitzer. Wir denken an das Beste von Voß, gelegentlich auch an Dickens. Von den alten Tapeten her hilft das galante Schäfervolk, oder das zarte Paar, Paul und Virginie, Stimmung ausstrahlen. Und wie schelmisch lacht uns der dicke Amor im Harmoniesaale an, den alle jungen Damen fliehen, so daß dort immer eine Lücke in der Tanzreihe eintritt. An der Wand hängen Kupferstiche, Silhouetten, Pastellbilder, namentlich darf im Zimmer des alten Junggesellen das kleine magische Mädchenporträt nicht fehlen. Erlesene Bücher stehen wohlgeordnet auf dem Bord; noch vor der Zeit der sogenannten Prachtwerke erschienen, bieten sie nur ein hübsches Chodowieckisches Titelkupfer und ein schmales Seidenband zur bequemen Bezeichnung einer Lieblingsstelle.

Aus der Stube geht es in's Freie, in den Garten, mag er nun nach altem französischen Stil mit schnurgeraden Wegen, künstlich geschorenen Buchsbaumschranken, Muschelverzierungen, Florastatuen und Lusthäuschen ausgestattet sein, oder nach neuerem Geschmack den Pflanzen und Menschen freie Bewegung gestatten, und aus dem Garten hinaus auf die Haide oder an's Meer. Husum, die „graue Stadt am Meer", ist mit landschaftlicher Schönheit nicht überreich gesegnet. Storm selbst beginnt eine Novelle: „Es ist nur ein schmuckloses Städtchen, meine Vaterstadt; sie liegt in einer baumlosen Küstenebene und ihre Häuser sind alt und finster. Dennoch habe ich sie immer für einen angenehmen Ort gehalten, und zwei den Menschen heilige Vögel scheinen diese Meinung zu theilen", die Störche und die Schwalben. Auch diese Gegend hat geheime Reize, die sie dem einsamen Waller gern erschließt. Nirgends eingeengt, darf der Blick in eine grenzenlose Ferne schweifen, kaum daß dort auf der Geest eine Windmühle ihre Flügel bewegt. Die weite flache Haide, wo der Schritt so seltsam hallt, das grüne Wiesenland, über dem die Sonne brütet, das heilige Meer, auf dem man zur Hallig fährt oder an dessen Ufer man starrend verweilt, erzeugen den Eindruck, als schaue das menschliche Auge hier nach allen Seiten in

die Ewigkeit, oder wie Storm eine gute alte Halligbewohnerin von dieser Unendlichkeit des Raumes sagen läßt: „Mein Gott, wat is die Welt doch grot; un et gifft ok noch en Holland.“ Daß er auch die Zerstörungskraft der empörten Fluth und andererseits die Wollust, welche der kräftige Schwimmer mitten im Anpralle der Wogenberge verspürt, schildern kann, dafür sind „Carsten Curator“ und „Psyche“ glänzende Zeugnisse, ja, wie ein jugendlicher Meergott taucht Psyche's Retter aus den wilden Wassern — aber gemäß seiner bändigenden Behandlung der Leidenschaft bevorzugt Storm die friedliche Sabbathstille in der Natur. „Das Anrauschen des Meeres, das sanfte Wehen des Windes, es ist seltsam, wie das uns träumen macht.“

Wer kennt nicht Hebbel's grausige Beschreibung der öden Haide:

Hinaus aus der Stadt! Und da dehnt sie sich,
Die Haide, nebelnd, gespenstiglich!
Die Winde darüber sausend;
„Ach, wär' hier Ein Schritt, wie tausend!“

Und Alles so still und Alles so stumm,
Man sieht sich umsonst nach Lebendigem um;
Nur hungrige Vögel schießen
Aus Wolken, um Würmer zu spießen.

oder die mannigfaltigen wunderbaren Haidebilder Klaus Groth's? Storm's Menschen suchen die Haide, um ein süßschauriges Gefühl der Einsamkeit zu genießen. Pan schläft. Hier und da erhebt sich eine Brombeerhecke aus der Ebene oder ein Bäumchen, an dessen zarten Blüthen ein Bienenschwarm saugt, lädt in seinen Schatten ein. Das stumme Sinnen geht in ein halblautes Selbstgespräch über; der Gesang der Haidelerche begleitet es sanft. Dann kommt jenes melancholische Sehnen, welches uns in solcher Einsamkeit so unbezwinglich ergreift, über den Wanderer, daß er die Arme der Fata Morgana des Jugendparadieses entgegenstreckt. Wir werden heimisch in der Marschgegend und schreiten über das Weideland, wo die Fennen durch Hecken oder silberne Gräben getheilt sind, die Rinder von ihren Freunden, den pickenden Staaren, umschwatzt sich strecken und Gruppen von Rüstern und Pappeln emporragen. Leise lispelt das Schilf, der Kiebitz schreit im Röhricht. Der Mensch möchte mit dem Adler da oben im reinsten Aether verschwinden, oder mit der flinken Seeschwalbe dort den Wogenkamm kosend streifen. Zwischen Wachen und Träumen sich am Deich in's hohe Gras zu strecken, in die heiße kochende Luft zu blicken, danach aber das von der Weite ermüdete Auge an der nächsten Umgebung zu weiden, ist allen Storm'schen Spaziergängern ein inniges Vergnügen. Auch hier waltet die Andacht für das Nächste und Kleinste. Solche Andacht kann lächerlich werden, wenn sie so beschränkt ist, wie bei dem alten Karl Mayer, der kein Gänseblümchen und keine Schmeißfliege sehen konnte, ohne schleunigst Einiges zu bildern und zu verseln. Bei Storm werde ich dagegen in jene freundschaftliche Naturstimmung versetzt, worin Goethe's Werther einmal gar naiv ein Maikäfer zu sein wünscht, um all das kleine, vom Frühling geweckte Leben und „Gewebere“ noch näher zu genießen. So schwelgt der „stille Musikant“ auf seinem Veilchenplatz. Ein tändelnder Schmetterling wird als papilio urticae gegrüßt; er ist wol ein Bekannter, wie die bleiche Seelilie.

Aehnlich wirkt die Waldeinsamkeit bei Storm. Nicht jener wundersame Schauer, den Tieck im „Phantasus“ so virtuos erzeugt, befällt den Menschen, sondern wieder erfaßt ihn die feierliche, träumerische, etwas bängliche Stille und das Bewußtsein, in diesem nur von ein paar Sonnenstrahlen durchbrochenen Dickicht so eingesperrt zu sein, wie der berauschende, würzige Duft. Auch im Blüthenwald des verwilderten Gartens zwischen Himbeerbüschen und Schlingpflanzen ist ein Verirren möglich, so gut als im dichten Hag. Alles weiß der Dichter zu benennen, und immer als der Liebhaber, nie als der Brockesisch angehauchte Botaniker.

Der Duft von Flieder, Rosen und Syringen dringt mit der lauen Sommerluft in die Stube, wo noch spät die Lampe leuchtet, durch das offene Fenster rauscht der linde Wind herein, oder ein Nachtfalter besucht den sinnenden Gesellen, wenn draußen die Stimmen der Mondnacht, das Säuseln der Gräser, das Springen der Blüthen, das feine Singen in den Lüften erwachen.

II.

So führt uns auch Storm's Technik in die Abendstunden des Tages, des Lebens. Weil diese Poesie so erinnerungsreich und erinnerungsstark ist, liebt sie es, von einem erreichten Endziel aus, das nur selten das ehemals ersehnte sein wird, nach rückwärts über die durchmessene Bahn Licht zu verbreiten. Diese Composition und die mit ihr eng verbundene Vorliebe für die autobiographische Form können nur Dem Manier zu sein scheinen, der ihre Geburt aus der Stimmung heraus nicht begriffen hat.

Und steigen auch in der Jahre Lauf,
Wenn der Tag des Lebens vollbracht ist,
Erinnerungen gleich Sternen auf,
Sie zeigen nur, daß es Nacht ist.

Der heftige Schmerz jedoch hat sich beruhigt und geklärt. „Jahre waren seitdem vergangen,“ heißt es öfters, auch in einem und demselben Werke. Gleich die Anlage von „Immensee“ ist typisch für eine größere Gruppe: wir sehen den Alten, das Mädchenbild wirft Licht über die Vorzeit: „Er war in seiner Jugend“; diese führt uns der Dichter in verschiedenen Stationen, immer eine Reihe von Jahren überspringend, vor; schließlich kehren wir zum Anfang zurück. Aehnlich verfährt O. Ludwig in „Zwischen Himmel und Erde“. Diese Art des Fortgangs mit zeitlichen Zwischenräumen wird man fast überall bei Storm finden. Ruhig von Anfang bis zu Ende episch fortschreitende Erzählungen, wie „Beim Vetter Christian“, fehlen nicht, aber sie sind seltener. Ferner finden sich unter den Dichtungen kleinere Skizzen, die weniger ausgeführte und abgerundete Novellen, als vielmehr Erinnerungsblätter sind. Der Dichter erzählt öfters in eigener Person und läßt dann — mit schönem Parallelismus in „In St. Jürgen“ — die Hauptperson selbst einsetzen oder verschiedene Berichterstatter einander ablösen. Auch diese Form wird wieder mannigfach variirt. Alte Frauen sind als Erzählerinnen besonders willkommen. Aber auch der Freund wird gern angehört; ist er in seinem mündlichen Bericht nur bis an die Krisis gelangt, so müssen Briefe die letzten Aufschlüsse geben. Sonst bringt

ein Brief mitten im Verlaufe der Handlung eine Verlobungsnachricht oder dergleichen. Ein Stück Tagebuch gewährt intimere Einblicke. Manche Novellen werden vorgetragen als auf alter Ueberlieferung beruhend. Einzelne zeigen eine glückliche Combination der verschiedenen Verfahren. Ein Schlußabsatz gibt den orientirenden Epilog, oder ein Situationsbild der Resignation, oder eine freundliche Verklärung. Auffallend sparsam ist Storm in der Führung des Dialoges, ja man wird nur selten von einem wirklichen Zwiegespräch reden können, wenn man Alles ausschließt, wo nach kürzerem einleitenden Wechsel der eine Theil das Wort zu einer längeren Mittheilung ergreift und der andere zuhört. Sehe ich ganz ab von so ausgebildeten, die verschiedenen Themata des geselligen und geistigen Lebens abhandelnden Gesprächen, wie sie Spielhagen gern anbringt — wo strebt Storm nach Auseinandersetzungen, wie etwa Keller im „Verlorenen Lachen", oder nach der vollendeten Dialogführung Heyse's? Höchstens „Eine Malerarbeit" enthält eine allgemeinere Exposition in Form eines mehrstimmigen Satzes. Unverkennbar nöthigen Storm, der auch nie die Anregung zu einem Roman gefühlt hat, künstlerische Gründe, sich so zu beschränken; ob er aber in dem Bestreben, seinen Leuten keine Parlamentsreden, oder Vorträge, oder Essays unterzuschieben, nicht zu weit geht, darüber läßt sich mit ihm rechten. Anfangs war auch die Aeußerung der Stimmung durch laute Worte der Personen ungemein sparsam. Ein hingehauchter Name „Elisabeth", oder beim Anblick eines bedeutsamen Ortes nur ein „Immensee", beim Zusammentreffen nur die Anrede: „Wir haben uns lange nicht gesehen" und die Gegenrede: „Lange nicht", ganz ähnlich beim Abschied: „.... Du kommst nie wieder" — „Nie" schienen zu genügen, und ein aufmerksamer Hörer vernimmt ja viele mitschwingende Töne.

Mehr für sich stehen die Märchen, die sehr verschiedener Art sind. So ist „Der kleine Häwelmann" ein im drollig ernsten Ton einzelner Andersen'schen „Bilder" vorgetragenes Kindermärchen, wie es Storm vor dreißig Jahren für seinen eigenen kleinen Häwelmann (Schriften I, 55) erfunden haben mag. Der Anblick eines ungestüm auf seinem Lager strampelnden Kindes gibt den Gedanken, diesen unruhigen Buben im Rollbettchen, possirlich ausgerüstet, durch die Stube, die Stadt, den Wald, über die Haide, an's Ende des Himmels fahren zu lassen, bis ihm kein Thurmhahn, keine Wildkatze mehr antwortet und der gute Mond, den er so keck angeherrscht hat, „Leuchte, guter Mond, leuchte!" seine Laterne auslöscht und die Sterne die Augen zuschließen und endlich die Sonne den kleinen Häwelmann in das große Wasser wirft. Diese Reise muß jedes Kind mit großen Augen erzählen hören, aber der „Hinzelmeier" ist eine nachdenkliche Geschichte für die alten Kinder, die hinter den üppigen Arabesken der reichen Dichterphantasie tiefere Ideen finden, sowie die Verbindung romantischen Zaubers, humoristischen, grotesken und schaurigen Spuks mit dem Realismus der Scenen im Bauernhaus und Schenkzimmer und den nahe an die Fratze streifenden Gesprächen der zwei Narren, die den Stein der Weisen suchen, genießen können. Einiges erinnert durch Zartheit, nicht minder als durch Lustigkeit, an Schwind. Das Grundmotiv ist wieder echt Stormisch: der kleine Hinzelmeier, dessen Eltern sich immer im Rosenduft verjüngen, fahndet zugleich nach jenem Stein

und der für ihn bestimmten Rosenjungfrau; er sieht sie wiederholt, aber nie werden sie eins, er wird alt und grau und runzlig, so daß er für seines Vaters Großvater gelten kann, und höchst seltsam mit seinem bebrillten Raben, Meister Krahirius, durch die weite Welt zieht, Nichts erhascht und endlich im Schnee erstarrt. Dann beweint ihn das blonde Mädchen, eben seine Rosenjungfrau, und kehrt in die ewige Gefangenschaft des uralten Rosengartens zurück. Also auch im Märchen Storm's geräth die Jagd nach dem Glücke nicht immer, und der Ausgang heißt elegische Resignation. Aber seine Märchenmächte greifen auch hilfreich ein, wenn die rauhe Wirklichkeit in Gestalt eines Bauernprotzen zwei junge Herzen trennen will. Das reine Mädchen weckt die gute „Regentrude". Als es vom Himmel trieft, ist die Wette gewonnen, der Bund gesichert. Farbenreich, wahrhafte Zauberstimmung erzeugend, ist die Schilderung des Ganges durch das ausgedorrte Feuerreich und des endlichen wundervollen Aufblühens, Anschwellens und Ueberfluthens; der tückische Feuermann, schadenfroh wie Rumpelstilzchen in Grimm's Märchen, wird belauscht und aus dem Felde geschlagen wie dieser. Storm hat hier die schwierige Aufgabe bewältigt, ein gewöhnliches Problem der realistischen Dorfgeschichte mit der idealen Märchenwelt in Verbindung zu setzen, indem er uns sacht Schritt für Schritt immer tiefer in das Gebiet des Wunderbaren hinein und ebenso Schritt für Schritt steigernd wieder in's Tageslicht hinaus führt. Ein ander Mal, im „Spiegel des Cyprianus", ist das Zauberhafte nur eine eigenthümlich würzende Zuthat und Alles könnte ohne jede wesentliche Veränderung bestehen bleiben, wenn der Nebel verflöge. Eine Familientradition, eine Burgsage liegt zu Grunde. Hier schon (1864) hat Storm die alten und jungen, trutzigen und milden, frevlen und reinen Schloßbewohner mit einer Lebenswahrheit und einer discret alterthümlich gehaltenen Färbung gemalt, welche auf „Aquis submersus" und den „Eekenhof" vorzudeuten scheinen. Anderes steht unleugbar unter dem Einflusse der Callot'schen Manier E. T. A. Hoffmann's, besonders das Nachtstück „In Bulemanns Hause", wo der geizige Sohn des Pfandverleihers, von armen Verwandten verflucht, von der verrückten Wirthschafterin, Frau Anken, verlassen, von den zu riesigen Ungethümen wachsenden Katzen, Graps und Schnorres, entsetzlich verfolgt, als zwergenhaft verhutzeltes Männlein spukt. Auch die irrsinnige Greisin „Im Nachbarhause links", deren jugendliche Reize einst des Erzählers Großvater blendeten, erscheint im grellen Lichte der Hoffmann'schen Zauberlampe. Sonderlinge, wie der rothe Amtschirurgus mit seinen Ratten oder die auf Kuchen aller Art erpichten Onkel Hahnekamp und Rathsverwandter Quanzfelder, gelingen Storm unübertrefflich. Hier ruft der Dichter selbst: „O, seliger Theodor Amadeus Hoffmann, dessen laterna magica ich an stillen Herbstabenden so gern noch vor mir aufstelle, weshalb schlägt nicht mehr die Stunde deiner Serapionsabende, auf daß ich Dir diesen Kuchenesser der alten Zeit überliefern könnte! In welch' wunderbaren, geheimnißvoll glühenden Farben würdest Du durch Deine Zaubergläser sein Bild an der grauen Wand erscheinen lassen!"

Storm ist überhaupt nichts weniger als einseitig in seinem Kunstgeschmack und betrachtet die verschiedenartigen Strömungen in der Production alter und neuer Zeit mit regster Antheilnahme. Das derb Naturalistische und das Phan-

taktische wird achtungsvoll gewürdigt, wenn eine dichterische Potenz darin steckt. Seine Novellistik will ihren Platz behaupten, aber sie kennt neben sich andere Götter. Storm ist mit Turgenjew, Keller und Heyse nah befreundet und der letztere hat in diesen Blättern[1]) sein „Dichterprofil" neben dem des „Shakespeare der Novelle" gezeichnet. Auf der Husumer Schule nur mit Schiller und Körner bekannt, durfte er erst als reifender Jüngling in Lübeck weitere Eroberungszüge thun. Er wußte noch sehr wenig von Goethe, als ein Freund beim Vogelschießen den „Faust" gewann, der ihm nun einen ganz neuen, weltweiten Begriff von Poesie aufgehen ließ. Eichendorff zog ihn an, der verwandtere Mörike gewann sein Herz für immer. Wie er seine Personen gelegentlich fein auch durch ihre Lieblingslectüre charakterisirt und den für Haydn und Mozart schwärmenden Musikus Valentin in die klaren Frühlingslieder Uhland's, die friedhofstillen Gedichte Hölty's vertieft und als einen wahren Aneigner Claudius'scher Verse vorführt, so sind schon seiner guten Marthe die Gestalten des „Maler Nolten" lebende Wesen, denen sie beispringen und das drohende Verhängniß abwehren möchte. Wir müssen bezweifeln, ob die gute Alte ein Verhältniß zu den ahndevoll dunklen Gewalten dieser traurigen Geschichte gehabt hat; hier spricht der Dichter, der in jenem Irrgarten gelebt und gebebt hat. Später trieb es ihn zu einer Wanderung nach Schwaben. Wol vorbereitet, in festlicher Stimmung betrat er Mörike's Pfarrhaus und brauchte gar nicht erst warm zu werden mit dem Manne, in welchem Mensch und Dichter, wie es sich gehört, eins waren. Auch Storm's Vater war von der Partie und vernahm vor der Stuttgarter Schillerstatue das treuherzige Lob aus Mörike's Mund, er habe Etwas von einem alten Schweizer, was er lachend abwehrte: „Ach wat, ick bün man en Westermöhlner Burjung." So erzählt Storm in seinen 1877 niedergeschriebenen „Erinnerungen an Eduard Mörike", welche das intimste Verständniß festgehalten und gebucht hat. Schon auf der Universität machten er und seine studentischen Freunde, freilich mit geringem Erfolg, Propaganda für Mörike, der einen von ihnen zu einem Sonett auf des reichen Liedersommers letzte Rose, die im geheimsten Thal von Schwaben erblüht sei, begeisterte. Eben damals keimte im kälteren Norden die Storm'sche Lyrik. Das jugendliche „Liederbuch dreier Freunde. Theodor Mommsen, Theodor Storm, Tycho Mommsen, Kiel 1843" zeigt erst die bescheidene Knospe, aber wir ahnen den Duft, der in nicht ferner Zeit der entfalteten Blume entströmen wird. Noch drängen sich zwischen flotte und zarte Lieder bisweilen gezwungene, spielende Verse ein, denen der Legitimationsstempel echter Gelegenheitsdichtung fehlt. Ohne diesen Ausweis hat Storm später nichts in seine Sammlungen eingehen lassen.

Mich will bedünken, als bevorzuge die Leserwelt den Novellisten Storm allzusehr vor dem Lyriker gemäß der fast allgemein verbreiteten mißtrauischen Abneigung gegen die neuere Lyrik und der schwindenden Fähigkeit, lyrische Schöpfungen so zu genießen, wie sie genossen werden müssen. Uns fehlt die ruhige Muße, welche unsere Vorfahren in der Blüthezeit der Almanache dem Eindringen in das Einzelne widmeten. Wir lesen gar nicht oder zu rasch. Nun weiß jeder

[1]) Deutsche Rundschau, Bd. X, S. 302. 1877.

Weinkenner und Weinfreund, daß es eine Sünde gegen den heiligen Geist des Rebensaftes wäre, verschiedene Sorten durcheinander zu trinken, rothen und weißen, alten und jungen, herben und süßen, feurigen und milden; die unverzeihliche Sünde, echte, unverfälschte Lieder dutzendweise zu vertilgen, bedenken Wenige und stürzen sich, ohne andächtiges Verweilen von Lied zu Lied forthastend, aus einer Stimmung in die andere. Soll ein wirkliches Nachklingen möglich sein, so muß die Lyrik nicht in einem Zuge durchgelesen, sondern allgemach Stück für Stück gehört werden. Hat man aber nach diesem von Storm selbst angedeuteten Recipe seine Lieder genossen, so wird die Werthschätzung seines poetischen Reichthums viel intensiver werden, denn allezeit ist die Lyrik das Feld, auf welchem die ursprüngliche, innerliche Dichternatur ihre große Prüfung zu bestehen hat. Mit Blindheit ist geschlagen wer da meint:

Im Gartenteich wird nie ein Schiffer scheitern,
Im kleinen Liede kein Poet erliegen,

und mancher Riese Goliath, der mit dem Weberbaum der Phrase in der Luft herumfuchtelt, hat nie ein kleines Lied bezwungen.

Wir verlangen seit Goethe von dem Lyriker ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz. So ist jedes Storm'sche Lied ein aus den Tiefen der nach befreiendem Bekenntniß strebenden Empfindung aufgestiegenes Gelegenheitsgedicht und der Dichter dürfte sagen: ich habe nichts gesungen, was ich mir nicht erst erlebt hätte, meine Poesien haben als Zeugnisse meines Lebens zu gelten. Von aller Rhetorik und aller poésie fugitive, die keine Poesie ist, weil sie nicht bleibt, abgewandt steht Storm als ein Lyriker ersten Ranges vor uns.

Herrscht auch das Moll seiner meisten Novellen in der Mehrzahl der kleineren Gedichte vor, so ist das Saitenspiel doch sehr vieltönig und nur scheelblickende Voreingenommenheit kann hier eine Gabe für den Nipptisch oder blasse Ausgeburten des Quietismus sehen, weil keine schmetternden Kriegsfanfaren und sonstige Posaunenstöße falscher Lyrik erschallen.

Seine Liebeslieder zeigen alle Schattirungen. Verweilten manche der ersten Proben noch auf der Oberfläche, so schöpft diese Lyrik Alles aus dem quellenreichen Strom tiefer Empfindung. Selten nur erklingt die Aeolsharfe der Entsagung, doch das geheime Werben, das selige Finden und der feste Besitz erhalten einen innig getragenen, die ganze Scala des Leids und der Luft beherrschenden Ausdruck. In der süß verwirrenden Dämmerung wird halb bangend, halb begehrend abgestreift, was doch einmal durch Liebesvereinigung sterben muß; die Sinne zeugen unwiderstehlich eine rettungslose Gefangenschaft, welche der Dichter ebenso leidenschaftlich und anschwellend zu verdolmetschen weiß, als er zartere Regungen mit leiseren Accorden begleiten kann. Leben und Lieben ist Eines für das unverwüstliche Herz, und wenn das Leben rinnt, soll noch einmal die Schale geleert werden, noch einmal heiße Sommerluft die Wange streifen. Nichts verkommt und ihres ewigen Bestandes sicher fragt die Liebe beim Welken der Natur: Was geht uns denn der Sommer an? Alle Genüsse, alle freud- und leidvollen Empfindungen wachsen fortdauernd zu einem still gehegten Schatz an, der nie ein Gefühl innerer Leere aufkommen läßt, denn:

Wer je gelebt in Liebesarmen,
Der kann im Leben nie verarmen;
Und müßt' er sterben fern, allein,
Er fühlte noch die sel'ge Stunde,
Wo er gelebt an ihrem Munde,
Und noch im Tode ist sie sein.

Der Verwaiste muß weiterleben, aber in das Getöse des Lebens dringt immer wieder eine feierliche Stille, als verlange die Geliebte Ruhe für ihren Schlaf. Während so die Fluthen wechselreicher Gefühle das Herz erschüttern, daß es seufzt oder frohlockt, fehlt es keineswegs an vergnüglichen Stunden, wo, leichtem Wellengekräusel gleich, anmuthige Liebeständeleien und schelmische Huldigungen geboren werden. Vielstrophigkeit ist diesem lyrischen Drang selten ein Bedürfniß, da er die Urkraft wahrer Lyrik besitzt, mit Wenigem Vieles, Alles zu sagen. Gelegentlich erschallt ein lustiges Liebeslied in Schnaderhüpflmanier oder die wehmüthige Geschichte der sündhaft verliebten und verlorenen Geschwister im alten volksmäßigen Balladenton. Auch die Kleinen haben ein Anrecht auf diese Poesie, mögen sie nun wie ein liebes Claudius'sches Schlafgesindel betrachtet oder von Knecht Ruprecht besucht werden. Der Dichter, der sich selbst als Sonntagskind fühlt, zieht mit ihnen in's Märchenland und zeigt ihnen die zierliche Kleine, die in Bulemann's hier gar nicht unheimlichen Hause mit dem Spiegelkindlein tanzt — auch der Vortrag ist graziös beschwingt — oder vom Tannenkönig zum Elfenreigen gelockt wird. Auch die Geschichte von Schneewittchen finden wir reizvoll in dramatische Form umgegossen.

Die Feste des Jahres werden begrüßt, jedes nach seiner Art, am Schönsten die liebe, neue Jugend spendende Weihnachtszeit. Die gleitenden Monate müssen Halt machen, um einen poetischen Paß mitzunehmen und der Wechsel der Jahreszeiten läßt die von Naturempfindung getränkte Lyrik das Kleid wandeln! So könnte der Darsteller sich versucht fühlen, nachzuahmen, was Goethe mit wohlwollender, diplomatischer Meisterschaft der unlyrischen Voß'schen Lyrik gegenüber gethan hat, und chronologisch nach Frühling, Sommer, Herbst und Winter Storm's Gedichte durchzugehen. Ohne diplomatische Kunst, da Storm den vollsten Anspruch auf jenes Goethe'sche Lob hat: einsam gehe der gemüthvolle Dichter als ein Priester der Natur umher, berühre jede Pflanze, jede Staude mit leiser Hand und weihe sie zu Gliedern einer liebevoll übereinstimmenden Familie. Doch wäre dieses Lob nicht erschöpfend, da hier auch die kühn verwandelnde Phantasie ihr Wesen treibt und die Tonfülle dieser Sammlung sich nach Seiten der oft unlöslich mit der Liebesempfindung vermählten Naturempfindung so vernehmlich äußert. Frühlingslieder nach Uhland's „Die linden Lüfte sind erwacht", nach Mörike's „Frühling läßt sein blaues Band"? Ohne leidiges Vergleichen, hier sind sie so frisch wie Märzveilchen. Im Sommer zieht Fee Morgane auf der Haide den zauberischen Guckkasten auf und, minder luftig: wenn am schwülen Nachmittag Alles schläft, huscht des Müllers Tochter leisen Schrittes zum Knappen, um sich von dem verliebten Jungen tüchtig küssen zu lassen. Süßes Nichtsthun, Alleinsein in der Natur, Ergehen im Walde, stürmisches Brausen der Elemente, nächtlicher Spuk im Garten wird von unserm Naturkündiger bald im kleinen Stimmungsbild, bald in kühn entworfener, dabei doch im Detail sauber aus-

geführter längerer Schilderung wiedergegeben. Einigkeit allüberall: die Nachtigall singt die ganze Nacht und von Hall und Widerhall springen die Rosen auf — soll der Dichter noch sagen, warum das wilde Kind plötzlich so still einhergeht? Oder im Herbst, wenn die Flur gesegnet prangt und die rothe Beere reif ist — warum die junge Frau sinnt? In der Zeit des Absterbens ist er des künftigen Lenzes gewiß und vergoldet sich froh die nebeligen Tage; nun da er älter ist, schreckt ihn beim herbstlichen Gang das Hallen des Schrittes auf der Haide:

Wär' ich nur hier nicht gegangen im Mai!
Leben und Liebe — wie flog es vorbei!

Soll er noch sagen, warum ihn dieses Hallen, als sei außer seinem Schritt noch ein anderer hörbar, in Wehmuth versenkt? Wahre Lyrik ist nicht geschwätzig.

Neben einem friedlich innigen Weihnachtsgedicht steht ein traurig herbes, neben den heimathliches Naturleben malenden Versen Gedichte, welche die Empörung dictirt hat. Hier weiß der kräftige Friese nichts von Nachgibigkeit und Resignation, er ballt die Faust, während die Dänen in Husum ein Denkmal weihen, er feiert die vaterländischen Todten, in keiner Bedrängniß schwindet die Sicherheit „das Land ist unser, unser muß es bleiben" und die Freude am Vaterlande dahin, er muß scheiden und eine ferne Freistatt suchen, aber er wird zurückkehren und jetzt auf dem schweren Gang hat er eine treue Gefährtin zur Seite. Diese äußere und innere Betheiligung, die einklingende Naturempfindung und der häusliche Ton verleihen diesen Liedern des Kampfes und der patriotischen Klage das unpolitisch-politische lyrische Gepräge, das von den neueren und neuesten Barden trotz lautem Hurrah so Wenige getroffen haben. Storm sagt selbst:

Wir können auch die Trompete blasen
Und schmettern weithin durch das Land;
Doch schreiten wir lieber in Maientagen,
Wenn die Primeln blühn und die Drosseln schlagen,
Still sinnend an des Baches Rand.

Die Sinnigkeit ist eine der hervorstechendsten Eigenschaften der Storm'schen Dichtung, aber man mag das Wort gar nicht mehr in den Mund nehmen, seit es durch Mißbrauch so heruntergekommen und nichtssagend geworden ist. Auch Mörike weiß still zu sinnen und ein „Rosenzeit, wie schnell vorbei" in die Luft zu hauchen, aber dem „sinnigen" Schwaben saß der Schelm im Nacken und eine starke humoristische Ader durchzieht seine Gedichte. Nun haben wir zwar von Storm nichts, was sich mit Mörike's „altem Thurmhahn" messen könnte, Humor jedoch darf ihm Niemand absprechen, der etwa nach der Kindererzählung „Wie sie Nine begruben", das köstliche Gedicht „Von Katzen" — „Maikätzchen, alle weiß mit schwarzen Schwänzchen" — gelesen hat. Er ist kein elegischer Schwärmer, sondern ein freier Poet. Einst waren die Dichter flotte, „fahrende Leute" und die Abstammung von der varenden diet können auch die heutigen nicht ganz verleugnen. Schon im „Liederbuch dreier Freunde" steht ein an die Episode im „Immensee" auffällig erinnerndes Gedicht „Das Harfenmädchen" und ein Cyclus „Fiedellieder" zur Verherrlichung eines lyrischen Vagabundenthums, auf welchen Storm viele Jahre später — 1872, dies Mal

allein — wol unter der Anregung Scheffel's einen zweiten hat folgen lassen. Politisch selbständig, religiös frei, wie die schönen Verse „Ein Sterbender" am Lautesten bezeugen, weiß er gar wol derbe und schneidige Worte zu finden und in kurzen Sprüchen eine tüchtige Lebensweisheit niederzulegen, welche die sprichwörtlich gewordenen „gold'nen Rücksichtslosigkeiten" empfiehlt. So werden bei Storm's Sammlung auch die gegen manche Müdlinge der Novellen eingenommenen prosaischeren Verstandesnaturen wenigstens stellenweise ihre Rechnung finden und gern mit ihm sprechen: „Der Zweifel in ehrlicher Männerfaust, der sprengt die Pforten der Hölle."

Storm hat ferner, nachdem schon früher eine mit Günther beginnende Blüthenlese von ihm besorgt worden war, ein ‚Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius' erscheinen lassen, das in trefflich illustrirten und in schmuckloseren Ausgaben wirklich vielen Familien werth geworden ist und hoffentlich noch lange den Sinn für gute Lyrik wecken oder frisch erhalten wird. Ohne irgend welchen lehrhaften Zweck, wie ihn Echtermeyer's, Schwab's und anderer Anthologien verfolgen, will es vorlegen, was ein echter Lyriker in der großen Masse deutscher Gedichte seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bis zur Gegenwart als Gold befunden hat. Der Leser wird auf viele ganz unbekannte Namen stoßen und es dem berufenen Sammler danken, daß er oft mit harter Mühe aus dem Sand das edle Metall gehoben hat. Storm führt ein seltsames Zauberfieb, welches weder das blos Gedachte oder das blos Spielende, noch die pomphaften Carmina durchläßt, aber die unscheinbareren anspruchslosen, an innerem Leben reichen Lieder sorgsam absondert. Das Buch ist ebenso anziehend durch das, was es birgt, als interessant durch das, was es übergangen hat. Mancher Dichter von heute mag den Kopf schütteln, wenn gerade die theuersten Häupter seiner Schar fehlen, mancher Leser sich wundern, daß hier Freiligrath keine abenteuerlichen Löwenritte durch die Wüste thun darf, oder daß von seinem lieben Mirza Schaffy nur wenige Stücklein paradiren, während Daumer so reichlich bedacht wird. Und Claudius als Reigenführer? Auch das könnte einige, die das Mondlied und andere herrliche Leistungen des guten Asmus vergessen haben, bedenklich stimmen und zu dem vorschnellen Schlusse verführen, hier seien nur die Stillen im Lande zu einem erbaulichen Conventikel vereinigt worden. Allerdings hätschelt Storm seine besonderen Lieblinge, die jedoch mit wenigen Ausnahmen allgemein unter den besten Namen genannt werden; wer aber das Ganze durchmustert, wird gerade die vielseitige Empfänglichkeit des Sammlers schätzen: hier die feierlichen religiösen Mahnrufe eines Beneke, dort die von unheimlicher Leidenschaft durchglühten trotzigen Ergüsse des armen verkommenen Solitaire; hier die gemüthvolle Verklärung des protestantischen Pfarrerlebens durch Mörike, des katholischen durch die Droste-Hülshoff, dort ein paar landpastörliche Gedichte des alten Schmidt von Werneuchen. Also auch das Hausbackene oder mit A. W. Schlegel zu reden die Dichtung des Haushalts hat Einlaß gefunden, „sofern darin ein warmes Stück Menschenleben und dann gelegentlich wie von selbst auch ein Stück Poesie zum Vorschein kommt." Und neben der Schönheit darf sich auch die charakteristische Häßlichkeit, das gewaltig verkörperte Grausen zeigen, weshalb Hebbel's „Haideknabe" nicht fehlt. In der

Reihe der zumeist ausgezeichneten stehen auch die großen Dialectdichter Hebel und Klaus Groth, denen sich der alte Kobell mit zwei hübschen Proben anschließt. Auf Gedichte Brentano's und Arnim's folgen zahlreiche Mittheilungen aus „Des Knaben Wunderhorn". Humor, Scherz, Spaß finden und erhalten den gebührlichen Raum. Wir schauen in ein wundersames Pandämonium und wenn der burschikose Poet des „Liederbuchs dreier Freunde" warnte:

Bedenken Sie, mein werther Storm!
Wir kommen in Wolf's poetischen Hausschatz,
Das Unglück wäre doch enorm,

so kann sich jetzt jeder Dichter freuen, falls unser Liederjäger auch von ihm einiges einfängt. Bescheidene Wünsche für eine neue Auflage will ich hier zurückhalten.

Möge denn dieses Buch ein wahrer Hausschatz bleiben, wie Storm's eigene Werke. Ich habe wenigstens, während ich dies schreibe, das frohe Gefühl, daß es sich nicht um die förmliche Vorstellung eines Fremden oder weitläufigen Bekannten handelt, sondern um eine Vergegenwärtigung in einem Kreise Gleichgestimmter, wie man wol von einem fernen Freund gern und ausführlich spricht, um sich immer von neuem bewußt zu werden, was man an ihm besitzt. Storm ist in Norddeutschland populär und eben heute versichert uns ein großes Wiener Blatt, daß Oesterreich ihn nicht weniger feiere. Hat doch auch E. Kuh, bevor er den grimmen Hebbel durch eine zweibändige Biographie auf's Postament stellte, dem liebenswürdigeren Landsmann seines Helden eine schlichtere feinsinnige Charakteristik gewidmet. Storm ist aber vor allem ein Hauspoet der „Deutschen Rundschau" und einzelne Beiträge sind sowol Zierden dieser Hefte als Gipfel seines novellistischen Vermögens.

III.

Wir sehen dieses Vermögen wachsen. Der erste Versuch, ein aparteres psychologisches Problem zu behandeln, ist vom Jahre 1859 und heißt: „Späte Rosen," wo im Dufte eines realen Rosengartens und eines poetischen, nämlich des Gottfried'schen Liebesepos von Tristan und Isolde — so gehässig in dem vielberufenen „Eritis sicut Deus" als höllischer Köder verwandt — einem Manne, den lange die Aufgaben des praktischen Lebens ganz fesselten, erst in vorgeschrittener Zeit der Ehe die wahre Liebe zu seiner schönen Frau aufgeht. Klarer wird das eheliche Problem in „Veronika" entwickelt: der einzige wahre Beichtiger ist der Gatte. So zeigt auch „Jenseits des Meeres" außer der vortrefflichen Variation älterer Motive den interessanten Vorwurf, die Verwirrung in Folge einer ungleichen Heirath zu zeigen: das Mädchen, von seiner ungebildeten creolischen Mutter früh getrennt, hält den Vater für einen Barbaren, flüchtet, wird gründlich enttäuscht und von dem Bräutigam wieder über das Meer geholt; Storm's einzige Novelle, so viel ich sehe, die uns vorübergehend über Deutschlands Grenzen hinausführt. Die Wurzeln seiner Kraft ruhen im heimathlichen Erdreich. Reisen durch die Stube hat er nie gemacht und er würde auch vom deutschen Süden abgesehen haben, hätte er ihn nicht kennen und lieben gelernt.

Eine fernere Ehegeschichte (1873) „Viola tricolor" — Stiefmütterchen —

steht in ihrer Art auf derselben Höhe wie „Aquis submersus“ in der seinen. Nie ist jede äußere und unendlich mehr jede innere Verwickelung, Gemüthserschütterung, ja fast Gemüthszerrüttung und die alles versöhnende Klärung, welche so oft der Eintritt einer zweiten Frau in ein Haus vor allem für sie selbst im Gefolge hat, wahrer dargestellt worden, als hier, wo es sich nicht um kleinlichen oder bösartigen Hader handelt, sondern um Mächte, die, überall in solcher Lage vorhanden, hier schwächer und dort stärker gegen das neue Glück rebelliren. Ein im großen wie in den vielen kleinen dem Leben abgelauschten Zügen typisches Stück.

Andere Novellen der siebziger Jahre reichen den älteren brüderlich die Hand. „Ein stiller Musikant“ ist rührend wie Grillparzer's „armer Spielmann“, aber reicher, trotz allen fehlgeschlagenen Hoffnungen freudiger, und verklärter, indem auf das Erdewallen die Apotheose folgt, daß die Schülerin des Alten, seiner Liebsten Tochter, im Concert mit seinem Lerchenlied sich und ihm den Lorbeer erfingt; Ersatz genug für die Leiden des armen Jungen und das öffentliche Fiasco des ängstlichen Mannes, der keinen Tropfen von der Unverfrorenheit der „Hospianisten“ und Conservatoriumsschüler hat, eine idealere Belohnung auch als die Pastillen, welche die ausgesungene italienische Primadonna dem guten Hausgenossen in den Mund zu schieben pflegte. Der Autor aber, der als junger Freund theils selbst erzählt, theils den Musikus redend einführt, fühlt bei dem Triumph im Concertsaal einen alten Wunsch befriedigt. „Mir selber war, als sei ich nun eben doch noch mit dem stillen Meister auf seinem Veilchenplatz gewesen.“ Wir sehen ihn vor uns, wir kennen sein Werden, Wollen, Mißlingen und Resigniren, seine Lebensgewohnheiten und Liebhabereien, seine Freunde und Freundinnen durch diese aus dem Herzen kommende und in's Herz dringende Detailschilderung. „Ja, der alte Musikmeister! — Christian Valentin hieß er.“ Ebenso nahe tritt uns die festere Gestalt des Pole Poppenspäler in der großen und kleinen Kindern so frisch erzählten Geschichte gleichen Namens, welche die schon bekannte Vorliebe des Dichters für mittheilsame alte Herren und für das fahrende Volk von einer neuen Seite offenbart. „Poppenspäler“ heißt der ehrenfeste Handwerker, weil er die Tochter eines Marionettenkünstlers geheirathet hat. Daß Storm den Knaben und das Dirnchen kindlich schildern, ihre Freuden und Leiden und späterhin die glückliche Ehe mit der gesunden Mischung nord- und süddeutschen Lebens gemüthlich darstellen wird, bedarf keines Wortes. Aber welche liebevolle Meisterschaft hat er dem alten Tendler und seiner Kunst, denn Handwerk ist das nicht, zugewandt, wie zum Scheidegruß! Sieht doch unsere Zeit die Zigeunerromantik verschwinden, die ehedem oft so wackeren Wandertruppen zu sogenannten „Meerschweinchen“ herabsinken, die Akrobaten und Puppenspieler der Jahrmärkte verkommen, so daß die vielgestaltige Masse der Fahrenden nur noch in Holtei's unübertrefflichen „Vagabunden“ lebt und einzelne Vertreter in ein paar einzelnen Dichtwerken. So lebt der Puppenspieler des guten alten Schlages durch Storm's Zauberspiegel fort. Sehr geschickt ist Simrock's Herstellung des „Faust“ und der peinlich strenge Zug des Mechanismus Geißelbrecht verwerthet worden, ein Meisterstück die Beschreibung des Kasperl; und wie Storm auch das Leblose den Lebendigen gleich mitagiren läßt,

ist der hölzerne Kasperl nicht nur beim Fiasco seines Werkmeisters dabei, sondern ein ruchloser Bube schleudert den verkauften Liebling bei der Bestattung des Greises in das offene Grab. Der edle Geistliche aber benutzt diesen Streich zu einem herzlichen Nachruf auf den Puppenspieler und die Puppe. So ist wol zum ersten Mal der Hanswurst in eine ernste Grabrede gekommen, die wahrlich nicht zu den schlechtesten zählt. Besonderer Hervorhebung bedarf die sichere Handhabung der hier mehrfach direkt angewandten bairisch-österreichischen Mundart durch einen Husumer Dichter, um so mehr, als die meisten norddeutschen Schriftsteller, wenn sie ähnliches versuchen, über „halter" und „Backhühnel" stolpern.

Künstlerisch angehauchtes Vagabundenthum erwartet man in „Zur Wald- und Wasserfrende" zu finden, wo die grotesk gezeichnete Figur des Vaters fesselte und das kraushaarige Mädchen, das die Zither spielt, sich so hübsch zur Landfahrerin besserer Art auszuwachsen versprach. Aber die Exposition trügt, denn der zweite Theil gibt trotz einigen Ansätzen und trotz dem trefflich gezeichneten Geiger keine folgerichtige Entwicklung, dagegen breiter eine Hexenepisode, die nicht zum Glauben zwingt, französische Studien und eine Eifersuchtsnovelle, deren wirksame Scenen, besonders das Lauschen im Schilf, weder über das Unvermittelte der Fabel noch über die primanerhafte Unbedeutendheit Wulfs hinwegtäuschen können. Es ist seltsam, daß Storm vielleicht durch das Streben nach Contrast sich einen solchen farblosen Knaben hat lieb werden lassen, da er doch in seiner neuen Epoche nichts von vager Charakteristik und Abschwächung wissen will. Dafür zeuge die herbe Geschichte von „Carsten Curator", welche eine bei Storm doppelt auffallende strenge Unerbittlichkeit zum Stempel hat. Ein an Ehre und Pflichttreue reiches Haus sinkt durch den Leichtsinn eines aus der Art geschlagenen Nachkommen. Storm motivirt vorzüglich, wie dies zum Verbrechen wachsende Element des Leichtsinns durch die verhängnißvolle Heirath Carstens in das Haus an der Twiete dringt und den Sohn zum Organ und Opfer fordert. Die Erinnerung an die todte Juliane tritt gerade in den kritischen Momenten scharf hervor, um Böses ahnen zu lassen, wie das jedesmalige Erscheinen des ungemein charakteristisch gehaltenen Kakodämon Jaspers. Man spürt den wohlthätigen Geist, der von der wunderlichen Familiensilhouette, den dämonisch zerstörenden, der von Julianens Bild ausströmt. Die früher hervorgehobene Detailmalerei der örtlichen Umgebung spielt ihre Trümpfe aus und Storm's hier besonders an Iffland's ‚Jäger' erinnernder Humor hat die Tante Brigitta so reich ausstaffirt. Aber das Ganze ist erschrecklich ernst und die Wirkung dadurch noch verschärft, daß Carsten gerade Carsten Curator ist, der selbstloseste, gewissenhafteste Verwalter fremder Güter, während der Sohn schlechte Streiche macht, sinkt, sich aufrafft, wieder sinkt, von Anna aus Heroismus geheirathet dem Trunk verfällt und in der Ueberschwemmung — eine großartige Schilderung — elendiglich endet. Aber warum ist dieser Leichtsinn nicht ein wenig holder? Und warum gedenkt Storm nicht seines eigenen Wortes „Wir müssen doch auch hoffen"? Die Novelle hat eine unbarmherzig niederschmetternde Gewalt und entläßt uns mit ergreifend ernsten Worten. Die feindlichen Mächte, die er so lange rücksichtsvoll von uns fernhielt, ziehen aus dem Schattenreich

hervor und fordern ihren Tribut. Der Dichter zeigt, daß er außer dem Silberstift auch einen ehernen Griffel führt. Ueberhaupt entwickelt er ungefähr seit 1873 eine Mannigfaltigkeit, welche die doch schon recht ansehnlichen und an verheißungsvollen Ausblicken reichen früheren Gruppen nicht ahnen lassen. Seine Leute begehren mehr und handeln energischer, sie haben mehr Eisen im Blut, ballen die Faust und stemmen die Schulter an. Neue Stoffkreise werden erobert, deren Grenzen nur wir vorher berührt haben.

Der alternde Junggesell und das treulose Mädchen im „Waldwinkel" sind voll Leidenschaft und Sinnlichkeit und über dieser Einsamkeit liegt eine schwüle räthselhafte Atmosphäre, wie denn die Kunst des Andeutens und Verschleierns gerade in dieser Novelle besonders weise geübt wird. Storm hat in hohem Maße den unbeirrbaren Takt, der genau weiß, wie weit er gehen darf. Er kann ein Thema, das eine stark sinnliche Behandlung herauszufordern scheint und welches Franzosen vom Schlage Paul de Kock's oder Barrière's nicht sinnlich, sondern frivol lüstern behandelt haben, mit einer latenten Sinnlichkeit und einer reizvollen mädchenhaften Scham ausstatten, wie es ihm gegenwärtig kaum einer nachthun dürfte. „Psyche" ist das Gegentheil von Raffinement.

Diese Hefte haben endlich eine letzte Gruppe Storm'scher Novellen gebracht, welche im siebzehnten Jahrhundert spielen und dem entsprechend in einem alterthümlich gefärbten Tone unter Vorspiegelung einer alten chronikmäßigen Vorlage oder einer ähnlichen Ueberlieferung vorgetragen werden. Sie sind allen gegenwärtig und bedürfen keiner Reproduction: „Aquis submersus", „Renate", „Eekenhof". Woher der Stoff der letzten Geschichte, welche uns einen der bedeutendsten literarischen Genüsse des Vorjahres gebracht hat, gewonnen wurde, weiß ich nicht, aber über die Entstehung der beiden ersten kann ich einiges ausplaudern. Für die ‚Renate' erweist sich wiederum Biernatzki's Sammlung hilfreich, deren ‚Bilder aus dem Predigerleben der Vorzeit' gewiß den Rohstoff geboten haben: ein Pastorsohn will ein Bauernmädchen heirathen, da jedoch die Familie im Rufe der Schwarzkunst steht, sagt der alte Pastor nicht nur von vornherein Nein, sondern verpflichtet den Sohn vor seinem Tode für immer von der Verbindung abzulassen. Der Sohn, der des Vaters Nachfolger wird, gehorcht. Nach langjährigem Wirken kränkelnd zieht er zu seinem in der Nachbarschaft als heftiger Pfarrer lebenden gleichfalls ledigen Bruder. Nun waren der kränkliche Emeritus und jenes Mädchen immer Bräutigam und Braut geblieben und unsere Erzählung meldet die Sage: „Wenn Sonntags der ältere Bruder in der Kirche war, dann kam über die Haide ein Frauenzimmer geritten, hielt im Pastorat an — aber schon eilte sie wieder zurück, ehe der Gottesdienst beendigt war und der Pastor aus der Kirche heimkehrte." Was diesen reizvollen aber für eine Novelle gefährlichen Stoff bereichern und abrunden kann, ist von Storm in bewundernswerther Weise geleistet worden: ein Meisterstück von Schilderung im Eingang, die Verlegung aus dem Jahrhundert der Aufklärung in das Ende des vorausgegangenen, der Sprung über die lange ereignißlose Amtsperiode, das Localcolorit, die Landschaft, dorfgeschichtliche Motive, die Beleuchtung des vermeintlichen Schwarzkünstlers und seiner Tochter, ebenso des alten Pastors mit der wirksam contrastirenden Einführung des alten Husumers

Petrus Goldschmidt und seines ‚Höllischen Morpheus', die Verfolgung der „Hexe" Regina durch die Burschen, ihre Vertheidigung durch den mit viel Tapferkeit ausgerüsteten jungen Geistlichen, und was das wichtigste ist, die Verlegung des ganzen Conflicts in die Seele des Helden, denn das bloße Verbot des Vaters kann nicht zwingen. Aber soll die Nachgeschichte der Vorlage bleiben und sie ist anziehend genug, so wird der Dichter nur eine gezwungene, keine zwingende Resignation als vorläufigen Abschluß finden. Die Bewältigung des spröden Stoffes läßt nach dieser Richtung die unbedingte Ueberzeugungskraft vermissen.

Alle Vorzüge dieser Novelle in höherem Maße und eine zwingende Folgerichtigkeit dazu sind Storm's großartigstem Werke eigen: „Aquis submersus culpa patris", in den Wassern versunken durch des Vaters Schuld. — Aquis submersus culpa servi, in den Wassern versunken durch des Dieners Schuld, diese grausame Aufschrift las Storm in einer Dorfkirche auf dem Bild eines todten Knaben, neben welchem das Porträt eines finster dareinschauenden Geistlichen hing. Sofort combinirt seine Phantasie beide Bilder, für den Diener tritt der Vater ein, der Vater selbst ist der Maler, ein Zug fügt sich zum andern und schon im Weiterfahren dämmert die ganze unsäglich traurige Märe zusammen, welche uns dann als das bis in's kleinste vollendete Kunstwerk fesseln sollte. Die alte Compositionsweise der stückweisen Mittheilung eignet sich für die frei erfundene sehr reiche Handlung vorzüglich; jede Figur tritt gleich lebendig vor das Auge, der rohe Junker mit den tückischen Bluthunden so gut als der hochbegehrende Maler; die Motivirung ist von seltener Freiheit und Sicherheit, die Stimmung von einer Sinnlichkeit, die nur thörichte Pruderie verletzen kann, von einer Unentrinnbarkeit, der wir folgen müssen, und einem tiefen Schmerz, den nur die Verschuldung des Paares erträglich macht.

Wenn in der Einleitung und in der eigentlichen Erzählung die Bilder so wundervoll verwendet werden und bald in ‚Eekenhof', obgleich ganz anders, dieselbe Kunst sich regt, so ist diese Verwendung weniger durch andere Dichter, als durch Storm selbst vorbereitet worden. Er beschreibt, um nur weniges zu nennen, in „Im Schloß" ein Ahnenbild und die Gruppe mit dem Prügelknaben, in ‚Viola tricolor' und ‚Carsten Curator' das Porträt einer verstorbenen Frau, weil die oder das Dargestellte gleichsam noch thätig eingreift in das Schicksal des Betrachters, oder er bringt in „Eine Malerarbeit" die Stimmung des ersten und zweiten Theiles auf zwei Bildern zur vollen Anschauung. Aber so ernst wie in „Aquis submersus" spricht keines der vielen Gemälde in den älteren Novellen zu uns.

Storm hat endlich in „Aquis submersus" einen neuen Stil gefunden, der frei von künstlichem Rost den Ton jener Periode deutscher Vergangenheit zwanglos trifft, in welche die Handlung verlegt ist. Dergleichen haben deutsche Schriftsteller in der Novelle früh versucht, aber weder die ‚Briefe eines Frauenzimmers aus dem fünfzehnten Jahrhundert' von Paul von Stetten noch die harmlosen Fälschungen Ufteri's sind auf dem rechten Wege. Greift ein neuer Dichter in die Vorzeit zurück und will er zugleich seiner Sprache das Colorit eines hinter uns liegenden Zeitalters verleihen, so muß er ein Mal Alles vermeiden, was der Kenner und gewöhnlich auch instinctiv der Liebhaber für kostüm- und sprach-

widrig erklären könnte, und andererseits in Charakteristik und Sprache nicht zu weit von der Art unserer Tage abweichen, damit die Gestalten nicht marionettenhaft, der Vortrag nicht gekünstelt und gespreizt erscheine. Keller's ‚Dietegen', Heyse's ‚Stickerin von Treviso', Freytags ‚Marcus König' sind jedes in seiner Art Muster eines künstlerisch alterthümelnden Verfahrens, wie es die blos antiquarische Mache nie erreichen wird. Wir dürfen als neue Meisterstücke „Aquis submersus" und ‚Eckenhof' anreihen.

Die letzte Novelle, die aus der Dämmerung hervorzuschweben und wieder in Dämmerung zurückzutauchen scheint, die das Groteske mit dem Lieblichen, das gewaltig Charakteristische mit dem Milden paart, zu besprechen will sich nicht geziemen; sie steht allen Lesern dieser Zeitschrift in der frischesten Erinnerung. Ich freue mich nur, daß in der Buchausgabe der ruhig epische Epilog entfallen ist, denn das völlige Entschwinden in's Ungewisse übt gerade in dieser Erzählung einen besonderen Reiz, den die Aufklärung über das Nachleben der Geschwister zerstört.

Solche Leistungen geben uns die schönste Gewähr, daß dem Dichter die Kraft nicht versiegt und seine Poesie nur stärker und duftiger wird gleich altem Wein, uns zur Freude, ihm selbst zum Trost und Ansporn. Und wenn er bald, der Mitte der sechziger Jahre sich nähernd, die liebe ‚graue Stadt am Meer' verläßt und in einer blühenderen Landschaft ein neues Haus gründet, möge ihm Alles folgen, was bisher seine Poesie weckte und nährte. Die Muse besuche ihn, wo keine Amtsstunden mehr stören, und vergolde seinen fruchtreichen Herbst mit einem verweilenden Sonnenglanz.

Ueber die Sprache und Literatur der heutigen Bulgaren.

Von

Prof. V. Jagić in Berlin.

Seit dem letzten russisch-türkischen Kriege und den darauf folgenden diplomatischen Verhandlungen ist das Interesse Europa's für ein Volk erwacht, dessen Name früher nur selten genannt wurde — die Bulgaren. Es gibt jetzt schon eine große Anzahl von Schriften in allen europäischen Sprachen, welche die Leser über das Land und das Volk belehren wollen. Ich muß mir versagen, in das Detail ihrer Schilderung einzugehen und begnüge mich mit der Hervorhebung der Thatsache, daß zunächst die natürlichen Eigenschaften des Landes, die gesegnete Fruchtbarkeit der Ebenen, die malerische Schönheit der Gebirgsgegenden, namentlich des majestätischen Balkan, sehr gepriesen werden. Aber auch das Volk, welches seit mehr denn einem Jahrtausend jenes Land seine Heimath nennt, findet selbst in den Schriften, deren antibulgarischer Standpunkt sonst deutlich genug zu Tage tritt, eine im ganzen keineswegs ungünstig lautende Beurtheilung: so ziemlich allgemein und übereinstimmend wird der heutige Bulgare als fleißig und geduldig, geschickt und strebsam geschildert. Als vortreffliche Gärtner z. B. sind die heutigen Bulgaren schon lange weit über die Grenzen ihrer Heimath, in Rumänien, Serbien, Ungarn rühmlich bekannt; auch der große Markt Berlins dürfte manche Frucht und Pflanze feilbieten, welche die fleißige Hand eines Bulgaren unten an der Donau gepflegt und großgezogen hat. Oder man vergegenwärtige sich das Bild solcher hoch im Balkan versteckter Städte, wie Gabrowo, Trawna, Kalofer, Karlowo nach den, wie man keinen Grund hat zu zweifeln, wahrheitsgetreuen Schilderungen Kanitz's, um von der großen Begabung der heutigen Bulgaren auch für manche Zweige der Industrie einen Begriff zu bekommen.

Kurz, als beherrschtes Volk haben sich die Bulgaren trefflich bewährt, sie haben viele Tugenden an den Tag gelegt und man kann nur wünschen, diese möchten ihnen auch in der Zukunft, deren Gestaltung von nun an hauptsächlich in ihre eigenen Hände gelegt ist, als leitender Stern vorleuchten.

Doch die äußeren Seiten des Volkslebens liegen uns jetzt schon in einer Reihe von ethnographischen Schilderungen, Reiseskizzen u. dgl. vor. In den Hintergrund treten dagegen in den meisten Werken zwei andere Momente, welche doch wesentlich zum Gesammtbilde des Volkes gehören, allein ihrer Natur nach der äußeren Beobachtung sich entziehen oder wenigstens nicht nach den flüchtigen Eindrücken einer Reise geschildert werden können, ich meine die Sprache und Literatur. Es sei mir gestattet, auf diese beiden Punkte hier etwas näher einzugehen.

I.

Ich müßte zunächst einige Bemerkungen über die Raum- und Zahlenverhältnisse vorausschicken. Leider ist es noch immer schwer, ja unmöglich, die genauen Grenzen des von den Bulgaren eingenommenen Territoriums zu ziehen und die wirkliche Zahl der Gesammtbevölkerung bulgarischer Nationalität anzugeben. Man kann hier den bekannten Spruch anwenden: Sage mir, wie du die Zahlen gruppirst, und ich werde dir sagen, welcher Nationalität du angehörst. Ist es ein Grieche oder auch Serbe, der die Zahl der Bulgaren bestimmen soll, da können wir überzeugt sein, daß er kaum 3 Millionen zusammenzählen wird (vgl. Menagios: 2,650,000, Jakschitsch 2,877,500). Sind aber Bulgaren die Zählenden, so bekommen sie im Gegentheil 7 Millionen oder nicht viel unter dieser Zahl heraus. Hier scheint die Wahrheit wirklich in der Mitte zu liegen; darum möchte ich die Annahme von etwa 5 Millionen bis auf Weiteres als die Wahrscheinlichste gelten lassen. Diese Zahl wird auch von solchen Gelehrten angenommen, denen ich die meiste Objectivität zutraue. Daß in dem Fürstenthum Bulgarien sowie in der autonomen Provinz Ostrumelien die Bulgaren die entschiedene Mehrzahl der Bevölkerung bilden, das unterliegt schon jetzt keinem Zweifel mehr; hoffentlich wird eine Volkszählung daselbst nicht mehr lange auf sich warten lassen. In Bosnien und Herzegowina ist Oesterreich schon mit gutem Beispiele vorangegangen. Verwickelter gestalten sich die ethnographischen Verhältnisse in demjenigen Theile Thraciens, der unter der unmittelbaren Verwaltung der Türkei geblieben ist, ferner in Macedonien. Da hat man anfangs das Vorkommen der Bulgaren überhaupt in Abrede gestellt, dann auf ein Minimum zu reduciren getrachtet, zuletzt einen sehr gelehrt klingenden Ausdruck erfunden, der hoffentlich in der ethnographischen Literatur sich nicht sehr lange halten wird: man spricht jetzt von den Griechen-Bulgarophonen dieser Provinzen, es sollen also Griechen sein, die jedoch bulgarisch reden. Den geschichtlichen Vorgängen entspricht eine solche tendenziöse Anwendung des neu erfundenen Ausdruckes nicht. In Wirklichkeit sind die sogenannten Bulgarophonen eben nichts als Bulgaren, die im Laufe von Jahrhunderten unter dem Einfluß der an Reichthum und Cultur unvergleichlich höher stehenden Griechen ihre bulgarische Sprache stark mit griechischen Elementen vermischt und auch sonst manche Züge im Leben von den Griechen angenommen haben. Die älteren Reisenden und Ethnographen, deren Beobachtungen in die Zeit vor dem Ausbruche des großen griechisch-bulgarischen Kirchen- und Nationalitätsstreites fallen, lassen den Bulgaren ihr volles Recht widerfahren. Ein Ami Bouè, Lejean u. A. sehen

unbedenklich die Mehrzahl der heutigen Bevölkerung in Thracien und Macedonien für bulgarisch an, woran mit Recht die ethnographische Karte Kiepert's festhält. Ich könnte zur Stütze dieser Ansicht noch aus der bulgarischen Literatur einen Grund anführen. Wir besitzen nämlich schon jetzt in den vorhandenen Volksliedersammlungen viele Lieder aus den Gegenden, wo nach den ethnographischen Bestimmungen der Griechen keine Bulgaren vorkommen sollten, so aus der Gegend von Seres, Kukusch, Kastoria, Wodena, Ochrida, Struga, Bitolia, Debra, Strumitza, Prilip, Weles.

Die fünf Millionen — wir wollen diese Zahl gelten lassen — Bulgaren sind, wenn man ihre Sprache in's Auge faßt und diese als das entscheidende Merkmal der Nationalität annimmt, ein rein slavisches Volk, in der Weise wie die nächsten Nachbarn derselben im Süden, die Serben, Kroaten und Slovenen, oder die Russen im Osten und Norden, die Polen, Böhmen und die Lausitzer Serben im Nordwesten. Allerdings dürfte ein nicht unerheblicher Procentsatz fremden, nicht slavischen Blutes dem ihren beigemischt sein. Zunächst, wie der Name zeigt, müssen in den heutigen slavischen Bulgaren jene alten Bulgaren, welche als kriegerisch gesinntes, grausames Reitervolk dem oströmischen Reiche Jahrhunderte lang gefährlich waren, aufgegangen sein, nur der Name blieb; ein gänzliches Aussterben der tatarischen Bulgaren, ohne daß eine Mischung mit den Slovenen — so nannten sich die slavischen Stämme Bulgariens, Thraciens und Macedoniens — vor sich gegangen wäre, ist kaum denkbar, wiewol die fortwährenden Kriege und vielleicht auch Krankheiten starke Verwüstung unter ihnen angerichtet haben dürften. Wir wissen ferner, daß im 12. Jahrhundert abermals Massen eines anderen orientalischen Volkes, der sogenannten Polowzer oder Kumanen, in der Ebene zwischen der Donau und dem Balkan hausten; auch diese sind zwar spurlos verschwunden, doch zum Theil wenigstens müssen sie die Rasse influirt haben, denn im 13. Jahrh. hatte es eine kumanische Familie sogar bis zum bulgarischen Throne gebracht (Georgius Terteris). Endlich wird man die nahe Berührung der bulgarischen Slaven mit den schon bei der ersten Niederlassung vorgefundenen Rumänen um so weniger leugnen können, als ja in der rumänischen Sprache ein laut sprechendes Zeugniß dafür vorliegt. Diese Berührung, doch wol nicht ohne einige Rassenmischung, trat besonders stark zu Ende des 12. Jahrh. hervor; noch heute können Bulgaren und Rumänen darüber streiten, welchem Volksstamme ein größerer Antheil an der Gründung des sogenannten zweiten bulgarischen Kaiserreiches zukommt.

Und doch, auffallend genug, die heutigen Ethnographen vermögen nur sporadisch einige etwas deutlicher zu Tage tretende Spuren der Rassenmischung in dem Menschenschlage einzelner Gegenden zu constatiren [1]) (z. B. Kanitz II, 221). Bei näherer Erforschung wird vielleicht in den Sitten und Gebräuchen, und im Volksaberglauben, der eine oder der andere Zug als unslavisch sich herausstellen. Doch die Hauptsache bleibt immerhin die Sprache, und in dieser tritt der reine slavische Typus ganz entschieden hervor, so daß der Bulgare viel ursprünglicher,

[1]) Der Serbe nennt in der Volksdichtung seinen Nachbarn, den Bulgaren, „schwarz" (zrni Bugarin).

unvermittelter die alte slavische Sprache repräsentirt als etwa der Italiener die alte römische; man könnte eher sagen, daß die heutige bulgarisch-slavische Sprache zu einer angenommenen altslavischen ungefähr in dem Verhältnisse steht, wie die heutige neugriechische Volkssprache zu der altgriechischen.

Sprachlich ist der Bulgare am nächsten verwandt den beiden übrigen südslavischen Völkern, den Serben mit den Kroaten und den Slovenen einerseits, und den Russen andererseits; er nimmt unter diesen ungefähr die Mitte ein, nicht nur geographisch, sondern auch linguistisch. Doch steht die echte bulgarische Volkssprache sowol lautphysiologisch als lexicalisch dem Serbischen etwas näher als dem Russischen; in der Schriftsprache macht sich freilich der russische Einfluß stark geltend, nicht nur in der Orthographie, sondern auch in einzelnen Ausdrücken und ganzen Wendungen, was daher rührt, weil der größte Theil der bulgarischen Schriftsteller, wo nicht in Rußland Studien gemacht, so doch aus russischen Büchern gelernt oder aus diesen übersetzt hat.

Die bulgarische Sprache besitzt also alle die Laute, die sonst in den slavischen Sprachen vorkommen, z. B. die zahlreichen Zischlaute. Wo sich die südslavischen von den nordslavischen Sprachen unterscheiden, da folgt sie unbedingt ihren nächsten südlichen Verwandten; sie kennt z. B. kein ĺ, kein ŋ, erweicht die Lautgruppen ne, de, te nicht in russischer oder polnischer Art; besitzt aber einen Vocal r (Grk) und auch l (Blgarin). Eigenthümlich ist dem Bulgarischen die dumpf tönende Aussprache des Vocals a (etwa wie englisch „but“) und da dieser dumpfe Vocal ungemein häufig vorkommt, — denn er vertritt im Bulgarischen außer a noch zwei bis drei andere Vocale der übrigen slavischen Sprachen — so verleiht diese Erscheinung dem ganzen Idiom einen eigenthümlichen Charakter.

Ich muß überhaupt, was die lautliche Seite anbelangt, betonen, daß die bulgarische Sprache darin nichts Auffallendes, nichts von dem Standpunkte der übrigen slavischen Sprachen Befremdendes aufweist — Alles geht nach festen Lautgesetzen vor sich; wer diese kennt, wird aus der serbischen, russischen u. s. w. Form eines Wortes leicht die bulgarische entwickeln und im voraus sagen können, in welcher lautlichen Gestalt das Wort in der bulgarischen Sprache erscheinen muß, falls es da wirklich vorkommt.

Ein ganz anderes Bild zeigt dagegen das Bulgarische, sobald man zur Declination übergeht; da tritt auf einmal die Sprache aus der bisher geschilderten Gemeinschaft heraus und bietet Erscheinungen, welche man sonst vergebens in den alten und neuen slavischen Sprachen suchen würde. Die merkwürdige Eigenthümlichkeit der bulgarischen Declination besteht darin, daß sie die alten Casusformen, welche sonst in allen slavischen Sprachen, selbst bei den wenig zahlreichen Volksstämmen, noch in voller Kraft leben (z. B. die Wenden im Spreewald haben eine Declination von sieben Casus), beim Substantiv u. Adjectiv gänzlich aufgegeben und bei Pronomen nur in einigen Formen kümmerlich erhalten hat.

Diese Erscheinung fällt allerdings auf; doch ist auch sie, selbst ohne die Annahme einer fremden Beeinflussung, aus der lautlichen Beschaffenheit des Bulgarischen erklärbar — ich glaube nämlich, daß durch das Zusammenfallen mehrerer

Laute in jenem vorerwähnten trüben a der erste Impuls zum Aufgeben der Casusformen gegeben wurde.

Hand in Hand damit ging dann aber eine zweite, auf dem Gebiete der slavischen Sprache nicht minder vereinzelte Erscheinung: die Anwendung des Artikels. Das Aufkommen des Artikels erklärt sich ebenfalls aus dem besagten Verluste der Casusformen. Was jedoch seine Stellung anbelangt — er wird dem Substantiv, Adjectiv oder Pronomen hinten angehängt — so möchte ich wol die Vermuthung aussprechen, daß diese im innigen Zusammenhang mit der gleichartigen Erscheinung des Rumänischen steht, d. h. ich halte den postpositiven Artikel im Rumänischen aus bestimmten Gründen für älter als den bulgarischen und glaube, daß er der bulgarischen Sprache als ermunterndes Vorbild gedient hat.

Um einen Begriff von der bulgarischen Ausdrucksweise zu bekommen, nehmen wir einige Beispiele: „Der frühe Tod meines Vaters" wird bulgarisch so ausgedrückt; „frühe-der Tod an Vater-mir"; den Satz: „die goldenen Jahre meiner Kindheit tauchen in meiner Seele auf" drückt der Bulgare so aus: „goldene-die Jahre an kindlich-die Zeit tauchen auf in Seele-die mir."

Im auffallenden Gegensatz zur Declination hat die Sprache an der Conjugation fast gar Nichts gerüttelt, das Verbum wird im Bulgarischen noch heute so conjugirt, wie in den übrigen slavischen Sprachen; ja das Bulgarische hat noch einige Formen bewahrt (Imperfectum, Aorist), welche den meisten übrigen slavischen Sprachen in geschichtlicher Zeit abhanden gekommen sind. Nur den Infinitiv hat das Bulgarische, wiederum ganz entsprechend den es umgebenden älteren ethnischen Elementen, so verstümmelt, daß er als verloren gegangen betrachtet werden kann. Darum weicht der Bulgare den Infinitivsätzen aus und wendet dafür Praesens mit der Conjugation „daß" an; auch für das Futurum wird er ganz wie der Rumäne oder Neugrieche das Verbum „wollen" mit dem Praesens zusammenstellen, also für: „ich werde schreiben" wird er sagen: „ich will schreibe" oder „ich will, daß ich schreibe."

Daß die Bulgaren trachten werden, ihre Schriftsprache von den fremden Elementen zu reinigen, das würde man vermuthen können, wenn man nicht schon Beweise in der Hand hätte. Seit dem Jahre 1878 erscheint, anfangs in Philippopel, später in Sofia, ein Flugblatt unter dem Titel „Der Amboß," dessen Aufgabe es ist, den Bulgaren für die griechischen, türkischen, russischen, serbischen Ausdrücke echte bulgarische an die Hand zu geben; das Blättchen corrigirt in einemfort den Stil der übrigen Zeitungen, natürlich auch die amtlichen Publicationen nicht ausgeschlossen. Der Redacteur scheint ein radicaler Kopf zu sein, er sitzt nämlich so unerbittlich streng über alle Fremdwörter zu Gericht, daß in seinen Augen weder „Post" noch „Telegraph," weder „Banquier" noch „Minister" Gnade gefunden haben — das Alles muß bulgarisch ausgedrückt werden.

II.

Die Vorfahren der heutigen Bulgaren, d. h. die Slovenen Bulgariens waren unter allen slavischen Völkern zuerst zur Pflege einer gewissen Literatur, auf Grund der aus Pannonien, wie es scheint, erhaltenen kirchenslavischen

Sprache und Liturgie gelangt. Um das Jahr 860 zum Christenthum bekehrt, besaß das Fürstenthum Bulgarien bereits nach einigen Jahren einen Herrscher (den Kaiser Symeon), der in der Jugend eine glänzende Erziehung in Constantinopel genossen hatte, darauf heimgekehrt und Fürst geworden, seinen ganzen Eifer der Bereicherung der bis dahin auf wenige Bücher beschränkt gewesenen kirchenslavischen Literatur durch Uebersetzungen verschiedener theologischer und moralisch philosophischer Werke aus dem Griechischen in's Slovenische zuwandte. Er selbst ging mit gutem Beispiele voran; von ihm rührt eine Compilation aus Joannes Chrysostomus her, welche unter dem Titel „goldströmendes Buch" noch jetzt in der slavischen Uebersetzung bekannt ist und möglicher Weise ihn selbst zum Uebersetzer hat. Er liebte nämlich die Bücher so sehr, daß er von Zeitgenossen mit Ptolomäus verglichen wurde; selbst griechische Quellen zeichnen ein glänzendes Bild von seiner Persönlichkeit. Eine Reihe von Namen, die seiner Aufmunterung folgten und literarisch thätig waren — ich hebe einen gewissen Joannes exarchus bulgaricus hervor — oder von Werken, deren Entstehung in diese Epoche fällt, berechtigen den Literaturhistoriker in der That zu der Behauptung, es sei die Zeit Symeon's, d. h. das Ende des 9. und die erste Hälfte des 10. Jahrhunderts die eigentliche Blüthezeit der kirchenslavischen Literatur in Bulgarien gewesen. Doch darf man sich nicht täuschen; die ganze Thätigkeit, welche der energische Fürst mit eigenem Beispiele förderte, war doch eine einseitige, ausschließlich auf die kirchliche, theologische und philosophisch-moralische Uebersetzungsliteratur gerichtete; aus dem engen Rahmen des byzantinischen Geschmackes trat sie nicht heraus — und gerade das war nicht die rechte geistige Nahrung für ein kaum äußerlich zum Christenthum bekehrtes Volk.

So übersetzte man damals nebst einigen allgemein verständlichen Predigten oder Homilien noch die Dogmatik und Dialektik des Joannes von Damask, die Streitschrift gegen die Arianer des Athanasius, die philosophische Betrachtung über die sechs Schöpfungstage des Basilius, ja selbst an rhetorische und grammatische Schriften legte man die Hand. Für die damalige Geistesrichtung der literarischen Thätigkeit ist sehr charakteristisch der Inhalt eines Codex Miscellaneus, der noch jetzt in Moskau nach der Abschrift vom J. 1073 (für den russischen Fürsten Swjatoslaw gemacht) als der größte Schatz des slavischen Alterthums bewahrt wird. Man weiß, daß dem Moskauer Exemplar eine ältere, für den bulgarischen Fürsten Symeon zusammengestellte bulgarisch-slovenische Bearbeitung zu Grunde liegt. In diesem Codex nun findet man eine ganze Encyklopädie der byzantinischen theologischen und philosophisch-rhetorischen Gelehrsamkeit, Alles was dem streit-, rede- und leselustigen Byzantiner des 10. Jahrhunderts behagen mochte, aber schwerlich geeignet sein konnte, um auch dem bulgarischen Slaven als Erbauungsbuch zu dienen.

Die Folgen dieser Einseitigkeit, dieser verfrühten Hineinziehung des naiven slavischen Volksgeistes in das Gespinst der byzantinischen Klügelei, blieben nicht aus. Schritt auf Schritt mit und nach der kurzen Epoche dieses künstlich erzeugten literarischen Glanzes folgte die Verbreitung verschiedener Häresien über ganz Bulgarien, welche um so leichter einen fruchtbaren Boden fanden, als das Volk in dem echten christlichen Glauben noch gar nicht recht befestigt und aus

den vorerwähnten und ähnlichen Werken doch schwerlich im Stande war, das Richtige von dem Falschen zu unterscheiden. Unter den verschiedenen Häresien, deren Tummelplatz das alte Bulgarien geworden, hatte keine so tiefe Wurzeln gefaßt, wie die Secte der sogenannten Bogomilen; obwol auf älteren dualistischen Lehren des Orientes fußend, bekam sie doch in Bulgarien einen bestimmten nationalen Zuschnitt, sei es, daß sie in der Dogmatik oder Moral, sei es in der hierarchischen Einrichtung dem Geschmack und den Anschauungen der slavischen Bevölkerung Bulgariens entgegenzukommen verstand. Die Bogomilen müssen sich unglaublich schnell über das Land, und dann weiter über den größten Theil der Halbinsel verbreitet haben; daß auch die westeuropäischen Patarenen und Katharer auf Bulgarien und Macedonien als die Wiege ihrer Lehre zurückblickten, darf ich als bekannt voraussetzen. Die äußere Geschichte des Bogomilismus ist uns jetzt ziemlich klar, auch die dogmatischen Grundsätze der Lehre sind durch die neuesten Forschungen erschlossen; doch die sociale Stellung der Bogomilen im Lande, die etwaigen Consequenzen ihrer Glaubenssätze für das Leben in der Familie, für ihr Verhalten gegenüber dem Staate und der Gesellschaft — diese Punkte bedürfen noch der Aufhellung. Nach dem Geständniß selbst ihrer Gegner war das äußere Auftreten der Bogomilen sehr bescheiden, ja freundlich einschmeichelnd, man lobt ihre Mäßigkeit, ihre Arbeitsamkeit, ihre fortwährende Beschäftigung mit Lernen und Lehren, man sah beständig das Evangelium in ihren Händen, dessen Erklärung jedem frei stand. Das alles sind Züge, welche vermuthen lassen, daß die Bogomilen in der allgemeinen Culturentwickelung höher standen, als ihre rechtgläubigen Mitbürger. Wir wissen bestimmt, daß sie auch literarisch thätig waren; die Behandlung christlich-poetischer Stoffe und kosmogonischer Sagen, die in der kirchenslavischen Literatur zahlreich vertreten sind und das größte Interesse der gegenwärtigen literaturgeschichtlichen Forschung erregen, scheint — wo nicht ausschließlich so doch hauptsächlich — von ihnen ausgegangen zu sein. Die rechtgläubige Kirche führte „bulgarische Bücher“ oder „bulgarische Fabeln“ auf dem Index der verbotenen Schriften. Die königliche Bibliothek zu Berlin besitzt einen bulgarisch-slavischen Codex aus dem 13. Jahrhundert, in welchem ich vor neun Jahren ein literarisches Werk eines der bedeutendsten Lehrer der Bogomilen im 10. Jahrhundert, des sogenannten Pop Jeremijas, entdeckt und später herausgegeben habe: es ist eine kleine, prosaisch erzählte, Epopee über die Schicksale des zum Kreuz Christi bestimmt gewesenen Holzes nebst einigen Sagen die Person Christi betreffend. Solche Stoffe, apokryphe Anlehnungen an die Bibel, Fragen über das Jenseits in der Form von Visionen und Apokalypsen, bildeten ein beliebtes Thema ihrer literarischen Thätigkeit. Es ist mir nicht unwahrscheinlich, daß gerade die Bogomilen nach und nach auch weltlichen, nationalen Inhalt in die Literatur gebracht hätten, wenn sie nicht durch immerwährende Verfolgungen in ihrer geistigen Arbeit gestört worden wären. Jedenfalls geschah die Unterdrückung der Bogomilen auf Kosten der materiellen und intellectuellen Kraft des Volkes, viele gesunde Glieder der Nation wurden dadurch lahm gelegt. In der That krankte seit der Zeit Bulgarien an innerer Zerrüttung politischer und geistiger Natur. Obwol es zu Ende des 12. Jahrhunderts seine an die Griechen

verloren gegangene politische und kirchliche Selbständigkeit wieder erlangt hatte, leistete es dennoch nichts Bedeutendes mehr.

Sowol in der Politik wie in dem Culturleben spielte von nun an die erste Rolle Serbien. Uebrigens in beiden Nachbarstaaten waren die alleinigen Träger der Literatur noch immer die Mönche, welche in Klöstern das Hand- und Kunstwerk des Bücherabschreibens fleißig übten und auch neue Uebersetzungen theologischer Schriften aus dem Griechischen lieferten; doch Wenige von ihnen zeichneten sich durch geistige Bedeutung aus. Daß irgend einer von den bulgarischen Fürsten in der Art Symeon's die literarischen Bestrebungen aufgemuntert hätte, davon wissen wir nichts.

Nur sehr wenige Originalurkunden, Schenkungen an Klöster, von den Fürsten des 13. und 14. Jahrhunderts herrührend, sind auf uns gekommen (jetzt kritisch herausgegeben vom Akademiker Sresnewski in St. Petersburg), auf Grund deren man einige Züge zur Kenntniß der Cultur- und Rechtszustände des Landes gewinnt. Man bekommt bald den Eindruck, daß eigentlich überall nur die sklavische Nachahmung byzantinischer Ideale und die Uebertragung des byzantinischen Verwaltungsorganismus auf die Provinzen des eigenen Landes als das höchste Ziel ihres Strebens galt.

Da kamen die Türken und machten der politischen Selbständigkeit Bulgariens ein Ende. Die Katastrophe ging still vor sich, wenigstens fiel sie nicht so tragisch aus, wie bei den Serben, wo die berühmte Schlacht am Kossowo polje (1389) noch jetzt den Mittelpunkt der epischen Volksdichtung bildet. Der Verlust der politischen Selbständigkeit Bulgariens hat sich nicht so tief in das Volksgedächtniß eingeprägt, wiewol auch die Bulgaren epische Volkspoesie besitzen, besingen sie den Fall des Bulgarenreiches nicht. Damals mögen sie den Wechsel der Herrscher nicht schmerzlich gefühlt haben; man kann selbst aus den Schilderungen der Zeitgenossen entnehmen, daß die Herrschaft der Türken über Bulgarien bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts nicht so drückend war, daß sich nicht wenigstens das Volk hätte wohl fühlen können: ausdrückliche Zeugnisse sprechen dafür. Erst gegen das Ende des 16. Jahrhunderts kamen wirklich schwere Zeiten über die Bulgaren, und auch da waren es nicht blos die Türken als weltliche Herrschaft, sondern außerdem die aus Griechen bestehende höhere Geistlichkeit, welche das Maß der Leiden des bulgarischen Volkes voll machte. Solch ein griechischer Bischof — Phanariote —, der durch kein moralisches Band an seine christliche Heerde gefesselt war, keine Neigung zu ihr fühlte, sondern seine Stellung nur als Bereicherungsquelle für sich und die Seinigen ansah, mußte sich unwillkürlich den türkischen Paschas in die Arme werfen, in ihnen seine natürlichen Bundesgenossen erblicken, durch deren Intervention er eventuell zu seinen Einkünften gegenüber dem renitenten Rajah zu gelangen hoffte. Das eigentliche geistliche Amt trat hinter den materiellen Interessen ganz zurück, selbst das mächtige Mittel der Verbreitung der griechischen Sprache durch die Schule kam nur in sehr beschränktem Maße zur Anwendung; man begnügte sich eben damit, daß man die Bulgaren gründlich haßte und verachtete.

So bildete sich allmälig ein immer schärfer zu Tage tretender Gegensatz

zwischen den zwei Nationalitäten, die sonst zu derselben griechisch-katholischen Confession zählten; und die Folgen konnten nicht ausbleiben. Die letzte Hoffnung, welcher im Laufe früherer Jahrhunderte so viele Projecte entstammten, daß alle christlichen Volksstämme der Halbinsel gemeinsam gegen die Herrschaft der Muselmänner sich erheben würden, schwand; die Ereignisse des gegenwärtigen Jahrhunderts haben gezeigt, daß eine Loslösung nur nach den Nationalitäten möglich war. Dann aber konnte man voraussehen, daß bei der ersten Regung des nationalen Bewußtseins der Bulgaren zugleich die Reaction gegen die so rücksichtslos geführte Vormundschaft der Griechen auf dem kirchlichen Gebiete nicht ausbleiben werde. Auch das hat sich bestätigt. Man darf heute schon sagen, daß die Bulgaren die gegenwärtige politische Selbständigkeit erlangt, das ist allerdings zunächst nicht ihr Verdienst; doch die Emancipation von der griechischen Herrschaft in der Kirche, die Wiederherstellung der natürlichen Rechte der eigenen slavischen Sprache in der Kirche und Schule — das ist ihr eigenstes Werk, das Resultat ihrer neu erwachten Culturbestrebungen während des neunzehnten Jahrhunderts. Anfänglich waren die Bemühungen einzelner bulgarischer Patrioten — meistens Kaufleute, denen erst in der Fremde, in Rußland und Oesterreich, das Nationalitätsgefühl zum Bewußtsein gekommen — auf die Errichtung von nationalen Schulen und Herausgabe bulgarischer Bücher gerichtet, um in dieser Weise der so arg vernachlässigten Volksbildung zu Hilfe zu kommen. Die Apathie der türkischen Regierung widersetzte sich wenigstens diesen Bestrebungen nicht; ja, diese glaubte sogar einigen Grund zu haben, sich über die Reibungen der Griechen und Bulgaren untereinander zu freuen, denn die Schwächung der zu großen geistigen Uebermacht der Griechen lag ja in ihrem Interesse. Die passive Haltung der türkischen Regierung gegenüber dem Erwachen des Nationalitätsbewußtseins bei den Bulgaren hat zu dem auffallend schnellen Erfolge der bulgarischen Bestrebungen wesentlich beigetragen. Im Jahre 1835 war die erste bulgarische Schule in Gabrowo errichtet — ein reicher Kaufmann aus dieser Stadt, der aber in Rußland lebte, Namens Aprilof, hatte von Odessa aus diesen Plan gefaßt und ausgeführt — und nach weiteren 35 Jahren gelang es schon den Bulgaren, von der türkischen Regierung die vollständige Unabhängigkeit der nationalbulgarischen Kirche von der griechischen, mit einem so genannten bulgarischen Exarchen an der Spitze, der in Constantinopel residiren sollte, zu erwirken.

Man könnte mit Verwunderung fragen, durch welche Mittel die bulgarischen Patrioten einen so radicalen Umschwung in den Anschauungen ihres eigenen Volkes in verhältnißmäßig so kurzer Zeit zu Wege zu bringen vermochten? Ohne auf die Frage näher einzugehen, welche ja an und für sich eine ganze Literatur von Streitschriften in bulgarischer, griechischer und russischer Sprache hervorgerufen hat, will ich nur auf einen Umstand hinweisen, der nach meiner Ueberzeugung wesentlich in's Gewicht fällt und auch die Bulgaren gut charakterisirt: diese verstanden die absolute Herrschaft der Griechen in der Kirche durch die nationalbulgarische Schule zu sprengen; sie setzten der griechischen oder gräcisirten Geistlichkeit den nationalgesinnten Schulmeister entgegen. Durch das Beispiel Aprilof's war das Losungswort gegeben: „suchen wir Bulgaren uns

nationale, von dem griechischen Einfluß freie Schulen zu gründen"; und dieser Weg führte zum Ziel. Mit Eifer ahmten andere Städte den Vorgang Gabrowo's nach, die Errichtung bulgarischer Schulen durch Privat- und Gemeindemittel nahm von Jahr zu Jahr zu. Binnen zehn Jahren war die Zahl der Schulen auf etwa 53 gestiegen, der eigentliche Aufschwung datirt aber erst aus den letzten drei Jahrzehnten. Im Jahre 1871 zählte Gabrowo (ein Städtchen mit 1300 Häusern) 6 Knaben- und 2 Mädchenschulen mit beiläufig 1500 Schulkindern. Kanitz hat es in seinem trefflichen Werk über Bulgarien nicht unterlassen, den Schulverhältnissen eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen; er bringt sie überall, wo sich Gelegenheit dazu bot, zur Sprache und man gewinnt aus seinen Schilderungen einen sehr wohlthuenden Eindruck. Man erlaube mir, die Worte eines russischen Reisenden aus dem Jahre 1877 anzuführen, welche seinen Eindruck bezüglich des bulgarischen Schulwesens wiedergeben: „Auf meinen Kreuz- und Querreisen durch Bulgarien, die ich immer zu Pferde machte, mußte ich begreiflicher Weise öfters unterwegs in Dörfern anhalten; ich unterließ es nie, mich auch nach den Schulen zu erkundigen, und der Leser möge es mir nicht glauben, wenn es ihm so aus nationaler Eigenliebe besser gefällt, doch ich muß mit der Wahrheit heraus, daß ich mich nicht erinnere, jemals die Antwort bekommen zu haben: das Dorf besitze überhaupt keine Schule. In einem Dorfe von 450 Häusern fand ich 2 Knaben- und 1 Mädchenschule, mit mehr als 300 Schülern und Schülerinnen; in einem andern Dorfe, welches etwa 560 Häuser zählt, gab es 3 Knaben- und 1 Mädchenschule, 5 Lehrer, 1 Lehrerin, bis 450 Schulkinder; in einem dritten, ganz kleinen Dorfe von 50 Häusern war ebenfalls eine Schule vorhanden, welche von Knaben und Mädchen gemeinschaftlich besucht ward, ein Priester fungirte als Lehrer. Ich bedauere es nachträglich, daß ich mir nicht jedesmal die Zahlen der Schulen und Schulkinder aufgeschrieben habe; allein die Antworten auf meine Fragen lauteten gewöhnlich: Drei Schulen, eine Schule, zwei Schulen — und da es nicht mein Zweck war, statistische Daten zu sammeln, so hörte ich bald auf, diese monotonen Zahlen in mein Notizbuch einzutragen". (Es folgen einige recht bittere Bemerkungen über das russische Volksschulwesen, welche ich übergehe.)

Ich könnte, um dieses Bild zu beleben, auch noch Beispiele edler Aufopferung einzelner junger Bulgaren anführen, welche, nachdem sie in Rußland, Oesterreich oder Frankreich sich eine recht anständige Bildung erworben, mit Begeisterung in die geliebte Heimath eilten, um dort als — Dorf- und Stadtschullehrer zu wirken. Das geschah allerdings in den Zeiten, wo die Wogen nationaler Erregung hoch gingen; möglich, daß jetzt für gleiche Befähigung bereits ein Ministerportefeuille beansprucht wird.

Der Emancipation in der Kirche und Schule diente der größere Theil der bisherigen literarischen Thätigkeit der Bulgaren. Wollte man bulgarische Schulen haben, so mußte man sich auch nach den Schulbüchern umsehen und man that das, so gut es eben ging. Aus allen europäischen Sprachen wurden Uebersetzungen veranstaltet, so aus der französischen, englischen, russischen, neugriechischen und auch deutschen; natürlich, nicht immer war die Wahl die beste, sehr viel spielte der Zufall mit. War die Uebersetzung fertig, so hatte man seine

liebe Noth mit dem Druck; da im Lande selbst keine Druckereien geduldet wurden, so mußte man sich damit in's Ausland begeben. Das erste Buch erschien 1806 in Rymnik (Walachei), es war ein Evangelien- und Andachtsbuch vom Sophronius, Bischof von Wratza. Einige andere wurden gleichzeitig und bald darauf in Ofen gedruckt, wo die königl. Universitätsbibliothek mit den nöthigen Typen versehen war. Zu Anfang der vierziger Jahre leistete Serbien Freundschaftsdienste, z. B. die für die erste bulgarische Schule zu Gabrowo bestimmten und von einem gewissen Neophytos, dem ersten Lehrer dieser Schule, abgefaßten Lehrbücher wurden auf Kosten der serbischen Regierung in Kragujewatz und Belgrad gedruckt. Bald darauf hatte man in Smyrna eine bulgarische Typographie errichtet, wo unter Anderen die erste Ausgabe der von dem erwähnten Neophytos besorgten Uebersetzung des Neuen Testamentes erschien, aber durch den Patriarchen von Constantinopel unterdrückt wurde (1840). Schon mehrere Jahre vorher ward eine in London herausgegebene Uebersetzung vom gleichen Schicksale betroffen, sie soll unterwegs in St. Petersburg vernichtet worden sein. Seit den fünfziger Jahren galt Constantinopel als Mittelpunkt auch der bulgarischen Literatur; Vieles jedoch wurde in Wien gedruckt, namentlich Schulbücher und andere didaktische Hilfsmittel und von den bulgarischen Kaufleuten (z. B. Danof, dem bulgarischen Brockhaus) nach Bulgarien expedirt. Die politischen Schriften erblickten größtentheils in Rumänien das Licht der Welt, so in Bukarest, Belgrad, Braila. Erst seit 1866 durfte im Lande selbst, in Rustschuk, Einiges gedruckt werden. Nach dem letzten Kriege besitzt Bulgarien und Rumelien bereits zehn wo nicht mehr Druckereien: in Sophia (drei), in Philippopel (zwei), Rustschuk (zwei), in Trnowo, Sliwen, Swischtow.

Neben den Büchern pädagogisch-didaktischen Inhaltes sorgte man durch allerhand kleine Erzählungen das Interesse für's Lesen zu erwecken. Auch darin wurde das Meiste und wol auch das Beste aus verschiedenen fremden Sprachen übersetzt. So besitzt die bulgarische Literatur ihren Robinson und ihre Genoveva, ihren Eulenspiegel (eig. Nasradin Hodscha) und Tausend und eine Nacht, Einzelnes aus Christoph Schmid, aus Zschokke, aus Chateaubriand, den Telemach Fenelon's, Paul und Virginie, Onkel Tom's Hütte u. A. Daneben war der populäre Roman des Ostens von Alexander dem Großen öfters neu herausgegeben.

Einzelne Bulgaren, die im Auslande studirten, versuchten auch Uebersetzungen zu liefern von den Werken, die nicht mehr für die Jugend, sondern für das größere Publicum berechnet sind. Einer solchen zufälligen Bekanntschaft verdanken ihr bulgarisches Gewand z. B. Byron's „Braut von Abydos", Lessing's „Emilia Galotti", Schiller's „Räuber", Voltaire's „Merope" und mehrere neuere Romane, hauptsächlich aus der französischen Literatur (z. B. von V. Hugo, Sue, Jules Verne).

In der Regel sind derartige Uebersetzungen aus rein persönlichem Patriotismus, nicht aus klar gefühltem Bedürfniß hervorgegangen, nur wenige genügen auch in formaler Beziehung den Anforderungen (z. B. Schiller's „Räuber" von Bontschof sind nicht schlecht übersetzt); das Meiste von dem, was in den 40er und 50er Jahren übersetzt wurde, gilt heute schon als ungenießbar. Als der

trefflichste Uebersetzer in der neuesten Zeit wird Nikola Michajlowski genannt, auch der zu Moskau verstorbene Zhinsifof lieferte gelungene Arbeiten.

Endlich fehlt es in der neuesten bulgarischen Literatur nicht an Versuchen originaler Production auf dem Gebiete der Belletristik und Dramatik. Der bedeutendste Erzähler, den bisher die Bulgaren besaßen, dürfte der verstorbene Ljuben Karawelof gewesen sein, der, wie die meisten Schriftsteller, vielfach publicistisch thätig war. Nebst einem ethnographischen Werk über die Bulgaren, welches er in russischer Sprache (1861) herausgab, schrieb er mehrere ethnographische, politisch-tendenziöse Novellen, von denen ich nur einige kenne; nach diesen zu urtheilen, ging ihm nicht das Talent ab, die charakteristischen Seiten des Volkslebens in scharfen Zügen wiederzugeben, doch der zu nackte Realismus verleitete ihn nicht selten bis zum Derben und Abgeschmackten. Die Leistungen einiger anderen Novellisten, eines Blskof, Drumyef, des jetzigen Ministerpräsidenten Climent u. A., kenne ich zu wenig, um über sie selbständig urtheilen zu können.

Auf dem Gebiete des Dramas gebührt wenigstens einiges geschichtliche Verdienst einem vielfach in Prosa und Versen thätig gewesenen bulgarischen Schriftsteller, Namens Wojnikof, insofern er schon vor zwei Decennien, als die dramatischen Vorstellungen in bulgarischer Sprache, von Liebhabern gespielt, in die Mode kamen, mit Originalstücken aus der vaterländischen Geschichte zur Hand war („Die Prinzessin Rajna", „Die Taufe des Hofes von Preslav", „Die bulgarische Fürstin Welislawa"). Leider kann man an ihnen eben nichts weiter als den guten Willen des Verfassers loben; denn trotzdem dieser fleißig die Theorie des Dramas studirt zu haben scheint (dafür spricht auch sein „Lehrbuch der Stilistik, Rhetorik und Poetik", 1874 herausgegeben), so konnte das doch nicht den Mangel an eigentlicher poetischer Begabung ersetzen. Aehnlich muß das Urtheil auch über den sehr fleißigen T. N. Schichkof („Belisarius", „Glesen Mirtschen") und Stantschof, nebst vielen Anderen, lauten. Sie liefern Dramen aus der bulgarischen Geschichte, die weder ein geschichtliches noch ein poetisches Interesse zu erwecken im Stande sind.

Auch auf den anderen Gebieten der Dichtung können sich die Bulgaren noch keineswegs gelungener Leistungen rühmen. „Unserer Muse," so sprach vor fünf Jahren ein bulgarischer Kritiker, „will es noch immer nicht gelingen, den richtigen Ton anzuschlagen; sie besitzt weder Gedanken noch Gefühle, weder angemessene Ideen noch süßen Klang der Stimme." Am ehesten verdient noch Slawejkof genannt zu werden, ein talentvoller Autodidakt mit sehr bewegtem Leben und ausgedehnter literarischer und publicistischer Thätigkeit. Seine patriotischen Lieder und satyrischen Aufsätze, die er in Kalendern und selbständigen humoristischen Blättern unter das Volk brachte, machten ihn sehr populär; er gehört noch jetzt wol zu den bekanntesten Persönlichkeiten Bulgariens. Daß ein solcher Mann nicht als Stütze der neuen Regierung dient, sondern in den vordersten Reihen der Opposition zu ihr steht, muß sehr bedauert werden.

Viel origineller war der 1868 in Belgrad verstorbene Rakowski, eine energische, aber auch im höchsten Grade phantastisch-überspannte Persönlichkeit: Dichter und Alterthumsforscher, Publicist und Insurgentenführer in einer

Person. Seine politisch-publicistische Thätigkeit mag sehr bedeutend gewesen sein; doch wird sie noch überboten von seiner sonderbaren Auffassung des bulgarisch-slavischen Alterthums, welcher er in mehreren Schriften einen sehr feurig-beredten Ausdruck geliehen hat, auf die Stimmung seiner zahlreichen Verehrer einen mächtigen, doch keineswegs wohlthätigen Einfluß ausübend. Er wollte nämlich nachgewiesen haben, daß das alte Griechenland seine ganze Culturentwickelung den alten Thraken verdanke, die Thraken selbst aber, diese alten Culturträger, seien natürlich die Slaven, die Vorfahren der heutigen Bulgaren gewesen. Der Mann hatte auch davon gehört, daß eigentlich Indien die Wiege der indo-europäischen Menschheit gewesen; da war nun sein Bestreben dahin gerichtet, in den volksthümlichen Ueberlieferungen der heutigen Bulgaren geradezu altindische Reminiscenzen nachzuweisen. Es begreift sich leicht, daß in einer Literatur, welche sonst keine Pflegestätte der wissenschaftlichen Forschungen war, in welcher keine Kritik und Controle über den wissenschaftlichen Werth der einzelnen Leistungen ausgeübt wurde, solche phantastisch-lächerlichen, aber dem localen Patriotismus schmeichelnden Behauptungen gläubige Leser finden konnten; mancher Bulgare, der aus Rakowski's Werken seine Kenntniß über das bulgarische Alterthum schöpfte, mag nicht wenig auf die hohe Bedeutung seiner Vorfahren für die alte indo-europäische Cultur stolz gewesen sein.

Weniger phantastisch, doch immerhin kühn und unkritisch genug war in seinen Forschungen über das alte Bulgarien ein russischer Gelehrter der 30er und 40er Jahre, Wenelin; er gilt bei den Bulgaren als der Vater der bulgarischen Geschichte, und noch jetzt wird sein Andenken hoch verehrt.

Gegenüber solchen, mehr poetisch als wahr aussehenden Schilderungen über das glorreiche Alterthum Bulgariens konnte die nüchterne Darstellung des wirklichen Sachverhaltes nicht so leicht aufkommen. In der That noch im Jahre 1871 erschien zu Constantinopel eine bulgarische Geschichte von dem sehr vornehmen und auch sehr gebildeten Krstjowitsch, welche im ganzen ersten Bande (mehr ist nicht erschienen), auf etwa 600 Druckseiten, nichts als die Vorgeschichte der Bulgaren, namentlich die Geschichte ihrer Vorfahren, der Hunnen, behandelt. Erst in den letzten Jahren ist auch ein bulgarischer Geschichtsforscher, Namens Drinof, aufgetreten, der die Anforderungen der modernen Wissenschaft kennt, und nach deren Grundsätzen bereits mehrere Partien der bulgarischen Geschichte mit Erfolg bearbeitet hat; doch schreibt er in der Regel russisch, ist auch Universitätsprofessor in Rußland. Trotzdem er während der russischen Occupation mit der Leitung des bulgarischen Unterrichtswesens betraut war, zog er es, bezeichnend genug, nach der Beendigung derselben dennoch vor, seinen Lehrstuhl an der russischen Universität von Neuem einzunehmen, statt in seiner Heimath zu verbleiben, wo ihm eine einflußreiche Stellung gewiß nicht entgangen sein würde.

Für die wissenschaftliche Erforschung ihrer Sprache haben die Bulgaren selbst bisher so gut wie Nichts geleistet; es gibt zwar viele praktische Grammatiker, denen jedoch, wie nach ihren Werken geurtheilt werden muß, jede tiefere Einsicht in ihre so interessante Sprache gänzlich abgeht. Die beste praktische Grammatik der bulgarischen Sprache ist noch immer die, welche 1862

Zankof deutsch mit lateinischer Transscription in Wien herausgegeben hat. Zankof gehörte damals zu denjenigen bulgarischen Männern, welche vor dem Drucke der griechischen Phanarioten in einer kirchlichen Union mit Rom Schutz und Rettung suchten; trotzdem die Bewegung von einigen Großmächten unterstützt wurde, scheiterten die Unionsversuche und mit ihnen auch das lateinische Alphabet.

Die größte Rührigkeit haben die Bulgaren seit dem Anfange der nationalen Bewegung auf dem Gebiete der Journalistik an den Tag gelegt; das Bedürfniß, Zeitungen zu lesen, hat sich bei ihnen schnell Bahn gebrochen. Freilich, wenn man bedenkt, daß die Mehrzahl der Lesenden sonst überhaupt keine Bildung genossen haben, also ihr ganzes Wissen aus den Zeitungen schöpften, so wird man diese Art der geistigen Entwickelung keine gesunde nennen können. Man las natürlich lieber die in Rumänien, Serbien, Oesterreich gedruckten Blätter, weil sie als verbotene Früchte eine ganz andere Sprache gegen die türkische Regierung führten, als die in Constantinopel herausgegebenen. Die meisten Blätter lebten nur kurze Zeit, tauchten bald hier, bald dort auf. Zu verschiedenen Zeiten waren auch mit Zeitschriften (Monatsschriften) belletristisch-wissenschaftlichen und literarischen Inhaltes Versuche gemacht, doch keine konnte recht gedeihen, nicht etwa aus Mangel an Theilnahme seitens der Leser, sondern die zur Verfügung stehenden Kräfte waren der Sache nicht gewachsen. Außerdem nehme ich in der bulgarischen Literatur die Unsitte wahr, daß sich die ohnehin spärlich vorhandenen literarischen Kräfte gegenseitig Concurrenz machen, ein Jeder über Alles schreiben, Alles selbst herausgeben, wahrscheinlich (so sollte man wenigstens glauben) selbst am Besten wissen will; eine Vereinigung der Kräfte bemerke ich nirgends, aber fortwährende gegenseitige Bekämpfung. Das mag auch das Hauptthema der jetzt etwa zehn politischen Blätter bilden, welche in Bulgarien erscheinen.

Unter allen bisherigen Erscheinungen der bulgarischen Literatur haben den größten Werth oder wenigstens die meiste wissenschaftliche Bedeutung die Publicationen der im Volke lebenden Lieder, Erzählungen und Sprüche, sammt den darüber gemachten Beobachtungen. Hier muß man den einzelnen Bulgaren das volle Lob spenden, daß sie, angeregt durch ähnliche Vorgänge in der serbischen und anderen slavischen Literaturen sehr fleißig gesammelt haben. Wenn man das in verschiedenen periodischen Schriften zerstreute Material zu dem in eigenen Sammlungen herausgegebenen hinzuzählen könnte, so würde man, denke ich, finden, daß schon bis jetzt einige 4—5000 bulgarische Volkslieder gedruckt sind. Diese Menge allein beweist schon, daß die Bulgaren wirklich noch heute ein sehr liederreiches Volk sind. Daß sie es in früheren Jahrhunderten waren, das wissen wir unter Anderen aus dem Reisebuche Gerlach's, der im 16. Jahrhundert einige interessante Notizen darüber niedergeschrieben hat. Gegenwärtig scheint die Volksdichtung besonders im Balkan, Rhodopegebirge und in Macedonien zu blühen; ja wenn nur Einiges davon wahr ist, was der Antiquitätensammler und -händler aus Seres, Namens Werkowitsch, gesammelt zu haben behauptet, so würde die halbe Million der bulgarisch sprechenden Pomaken eigentlich das interessanteste Völkchen der ganzen Halbinsel sein; sie würden in

ihren poetischen Ueberlieferungen Erinnerungen aus der vorchristlichen Zeit, aus der Zeit der Wanderung der Bulgaren von jenseits der Donau nach dem heutigen Süden bewahrt haben. Indessen sind wir berechtigt, so lange nicht daran zu glauben, als nicht andere, mit mehr Vorsicht und mehr Kritik ausgestattete Beobachter die Sache bestätigen.

Erst vor Kurzem ist ein kleines Büchlein bulgarischer Volkslieder in der deutschen Uebersetzung von G. Rosen erschienen, vor fünfzig Jahren hätte diese verdienstvolle Leistung größere Aufmerksamkeit erregt als gegenwärtig, und doch möchte ich das Büchlein Jedem angelegentlichst empfehlen, der einen tiefen Blick in die Seele des bulgarischen Volkes werfen will.

Nicht glänzend ist das Bild, welches ich im Vorliegenden zu zeichnen versuchte: das westeuropäische Mittelalter sprach den Namen der Bulgaren als der unreinen Ketzer nur mit Abscheu aus; schöner ist die Rolle, welche sie im Osten Europa's spielten, wo sie den Russen und Serben auf dem Gebiete der kirchenslavischen Literatur vorarbeiteten. Das Capital, welches die alten bulgarischen Slaven bei den alten russischen Slaven durch Verleihung der Schrift- und Kirchensprache angelegt hatten, haben die Nachkommen in unseren Tagen mit höchsten Zinsen zurückerstattet. Es hängt nun von den Bulgaren ab, zu beweisen, daß sie mit dem zurückerlangten Gute selbständig und klug zu wirthschaften verstehen. Die kurze Spanne Zeit, welche ihre neuere Literatur umfaßt, reichte nicht hin, um etwas Größeres zu leisten als sie wirklich geleistet haben. Sie haben wenig Reife des Urtheils, noch weniger Originalität; mehr Fleiß, und noch mehr Hast und Ueberstürzung gezeigt. Den Bulgaren thut jetzt eine feste, zielbewußte Regierung noth, um sie aus den regellosen Bahnen ihrer bisherigen Anstrengungen in das richtige Geleise geordneter Zustände zu bringen.

Die Stellung der Hanseſtädte.

Seit langer Zeit hat kein Vorgang der innern Politik ſo lebhafte Erregung hervorgerufen, wie der preußiſche Antrag vom 19. April beim Bundesrathe, betreffend Einverleibung der Stadt Altona und eines Theiles der Vorſtadt St. Pauli in das Zollgebiet. Und mit vollem Recht, denn die Entſcheidung dieſer Frage reicht weit über ihren unmittelbaren Gegenſtand hinaus und wird von der größten Tragweite für die Entwickelung des deutſchen Reiches ſein. Es wird begreiflicherweiſe vor Allem die Rechtsfrage erörtert und dies iſt in ſo eingehender Weiſe geſchehen, daß man in dieſer Hinſicht wenig Neues ſagen kann. Umſomehr aber dürfte es angezeigt ſein, einmal die Frage von allgemeinerem Geſichtspunkte zu betrachten, die Stellung Bremens und Hamburgs im deutſchen Wirthſchaftsgebiete zu beleuchten und zu unterſuchen, ob wirklich das nationale Intereſſe unter dem gegenwärtigen Zuſtande leidet und eine Aenderung fordert? Wie nach dem Niedergang des Hanſabundes die Entdeckung Amerika's und des Seeweges nach Oſtindien der Ausgangspunkt des Aufſchwungs von Hamburg und Bremen ward, ſo hat für dieſelben die Unabhängigkeit der vormals ſpaniſchen und portugieſiſchen Colonien Amerika's eine neue Periode der Entwickelung herbeigeführt. Die Städte waren durch die Zeit der franzöſiſchen Fremdherrſchaft, welche den Rheinbundſtaaten im Gefolge des Imperators Vergrößerungen brachten, auf das ſchwerſte geſchädigt, ihr Handel, ihre Rhederei waren durch die Continentalſperre vollkommen ruinirt. Sie ſetzten, als der große Unabhängigkeitskampf ausbrach, ſofort Gut und Blut in demſelben ein und in Anſehung dieſer Opfer garantirte ihnen die deutſche Bundesacte die gleichberechtigte Stellung als Bundesglieder. Der deutſche Bund verzichtete auf das Verdienſt, der Nation die Freiheit des innern Handels und Verkehrs zu gewähren; ſelbſt da, wo ein Bundesſtaat den Handel des andern im Durchzug ſchwer belaſtete, wie Dänemark, Mecklenburg, Hannover u. A. es thaten, wurde vergeblich am Bunde der Art. 15 der Bundesacte angerufen. Die einzelnen Staaten waren alſo darauf angewieſen, ihre Verkehrsverhältniſſe nach eigenem Ermeſſen ſelbſt zu ordnen. Die Hanſeſtädte mußten daſſelbe thun. Ihre Handelspolitik war das einfache Ergebniß einer über ihre Beſtimmung und ihre wahren Intereſſen aufgeklärten Einſicht. Sie vereinfachten ihre Zollgeſetzgebung, indem ſie die bereits ſehr mäßigen Zölle ſucceſſive immer mehr herabſetzten, den

Ausgangszoll allmälig abſchafften und mit großem Aufwand ſuchten, ihre Anſtalten für Schifffahrt und Handel immer mehr zu verbeſſern. Hamburg trug die Koſten für die Fahrbarhaltung der Elbe bis zur Mündung allein, ebenſo Bremen für die Weſer, Lübeck unternahm eine koſtſpielige Correctur der Trave, welche den großen nordiſchen Dampfern geſtattete, bis zur Stadt zu kommen und es zum Mittelpunkt der oſtſeeiſchen Dampfſchifffahrt machte. Bremen erwarb 1827 von der Krone Hannover ein kleines Gebiet für die Anlegung eines neuen Hafens für große Seeſchiffe. Vornehmlich aber ſuchten die Hanſeſtädte durch vortheilhafte Verträge mit ausländiſchen Staaten die Entwicklung ihres Handels und ihrer Schifffahrt zu fördern und wurden dadurch die Pioniere deutſcher Intereſſen in transatlantiſchen Gebieten, denn der Zollverein war damals noch vom Weltmeer ausgeſchloſſen, die preußiſche Rhederei durch den Sundzoll weſentlich auf die Oſtſee beſchränkt und Hannover bot kein nennenswerthes Handelsemporium. Sie vertraten die deutſchen Intereſſen weſentlich dadurch, daß ſie in jenen Verträgen ſich erfolgreich bemühten, die ihnen gemachten Zugeſtändniſſe auf alle von ihnen in den betreffenden Ländern eingeführten Waaren ohne Unterſchied des Urſprungs auszudehnen, ſo in den Verträgen mit Braſilien von 1827, mit Venezuela von 1837. Selbſtverſtändlich verfolgten die Hanſeſtädte dieſe Politik in ihrem eigenen Intereſſe, da ſie damals wenig eigene Manufacturen auszuführen hatten; aber ſie nützten der deutſchen Induſtrie, der ſie ſo neue Abſatzwege eröffneten, darum nicht minder: berechnete doch 1838 Dieterici, daß der Abſatz gebleichter, gefärbter Leinwand, die aus den öſtlichen Provinzen über Hamburg dem Weltmarkt zugeführt werde, den ganzen Bedarf an Kaffee im Zollverein decke. Infolge dieſer Verträge gewann der hanſeatiſche Handel in überſeeiſchen Staaten raſch eine geachtete Stellung. Hamburg cultivirte beſonders den Handel mit Braſilien, Mexico, Chile und den centralamerikaniſchen Staaten; Bremen den mit den Vereinigten Staaten, für deren Baumwolle und Tabake es der erſte Stapelplatz Deutſchlands ward. 1838 nahmen im Verkehr der Vereinigten Staaten unter den europäiſchen die Hanſeſtädte die dritte Stelle ein, in der Schifffahrt dorthin erſchien die hanſeatiſche Flagge mit ſtärkerem Tonnengehalte beſchäftigt als irgend eine andere, die britiſche allein ausgenommen; an dem Geſchäfte dorthin nahm die hanſeatiſche Flagge einen größeren Antheil als die amerikaniſche. Ohne die in England und Frankreich herkömmlichen Subventionen begründeten ſpäter Bremen und Hamburg ihre transatlantiſchen Dampfſchifffahrtslinien, welche ſich allmälig zu ſo achtunggebietenden Flotten ausgebildet haben und durch ihre eigene Tüchtigkeit der Concurrenz der fremden, aus Staatsfonds unterſtützten Linien erfolgreich die Spitze bieten; ſie hatten ſich eben lediglich auf ſich ſelbſt zu verlaſſen. Die Hanſeſtädte ſtellten auch bei weitem das größte Contingent zu jenen deutſchen Handelsniederlaſſungen, welchen wir in allen Theilen der Erde begegnen, ſo ſind z. B. in Mexico $^2/_3$ der fremden Häuſer deutſch und von dieſen zwei Drittel mehr als drei Viertel bremiſch oder hamburgiſch; die hinausgehenden jungen Kaufleute, welche dieſelben begründen oder fortſetzen, ſind die thätigſten Vertreter deutſcher Geſittung und deutſchen Unternehmungsgeiſtes, ſie erfüllen im Geiſte unſerer Zeit mit friedlichen Mitteln dieſelbe Aufgabe, welche der kriegeriſch-

mercantile Hansebund einst an den Küsten der Ostseeprovinzen, in Nischni-Nowgorod, in Flandern und England verfolgte. Sie übergeben, wenn sie wohlhabend nach Deutschland zurückkehren, die von ihnen begründeten Geschäfte an jüngere Nachfolger, mit denen sie weiter arbeiten und so knüpfen sich herüber und hinüber immer neue Fäden des Verkehrs. Aber dieser Gewinn wird für das Mutterland nicht ohne große Opfer erreicht, der Procentsatz der jungen und rüstigen Männer, welche in diesem Wettkampf mörderischen Klimafiebern, gewaltsamen Todesarten und Schiffbrüchen erliegen oder die doch dabei ihre Gesundheit einbüßen, ist gewiß nicht geringer als der Procentsatz derer, die auf dem Schlachtfeld oder im Lazareth umgekommen oder zu Krüppeln geworden sind. — Gelangten nun die Hansestädte in der Zeit des alten Bundes durch eigene Anstrengung zur Blüthe, so fehlte es auch schon früh ihnen nicht an Anfechtungen und Neidern im Inlande, welche sie anklagten, Factoreien des Auslandes, speciell Agenten Englands zu sein, mit dessen Waaren sie Deutschland überschwemmen sollten, das Geld aus dem Lande zu ziehen und was der Art mercantilistische Vorwürfe mehr waren. Daß es aber auch im Binnenlande nicht an Einsichtigen fehlte, welche die Hohlheit jener Polemik durchschauten, mag die folgende Ausführung eines süddeutschen Schriftstellers zeigen, der kein denkbares Interesse hatte, für speciell hanseatische Zwecke einzutreten, aber eben das Wesen des Großhandels kannte. H. F. Osiander spricht sich in seinen „Betrachtungen über den preußischen Zolltarif und deutsche Handelsinteressen" (Stuttgart 1837) so aus:

„Das Handelsinteresse der Vereinsstaaten beruht im Wesentlichen auf nichts Anderem, als auf der Gelegenheit, den Ueberfluß der einheimischen Natur- und Industrieproducte höchst möglich abzusetzen und sich dagegen so billig als möglich fremde Gegenstände aller Art, deren man bedarf, zu verschaffen. Nach der Natur der Sache bietet sich die beste Gelegenheit zur Erreichung dieses doppelten Zweckes auf großen, an den Hauptströmen eines Landes gelegenen Märkten dar, welche Seehäfen sind und völlige Handelsfreiheit genießen. Man beraube diese Märkte ihrer Handelsfreiheit und es kann nicht ausbleiben, daß sowol der fremden Käufer als Verkäufer sich Wenigere einfinden, wodurch sowol der Absatz der inländischen Natur- und Industrieproducte, als der Ankauf der auswärtigen Handelsgegenstände nothwendig erschwert wird. — Was zu einem günstigen Resultate der Unternehmungen der Seestädte viel beiträgt, ist ein gutes Assortiment von Waaren, wobei öfters ausländische den inländischen beigefügt werden müssen. Nun aber wird ein solches Assortiment in einer großen Handelsstadt, welche völlige Handelsfreiheit genießt, sehr begünstigt, indem daselbst ein regelmäßiger Vorrath von fremden Waaren jeder Art ist. Die Vertauschung dieser Handelsfreiheit gegen das Zollsystem der Vereinsstaaten könnte daher nicht wol anders als nachtheilig auf die transatlantischen Unternehmungen der Hansestädte einwirken, und mit diesen Unternehmungen ist die deutsche Industrie eng verbunden. Der Genuß völliger Handelsfreiheit ist nicht nur für den auf dem Platze wohnenden Kaufmann ein mächtiger Sporn zur höchsten Thätigkeit, sondern der fremde Geschäftsmann arbeitet auch am Liebsten mit einem Platze, auf welchem er weiß, in seinen Unternehmungen niemals durch die bestehenden, in ihren Formalitäten öfters nicht genau bekannten Zollgesetze auf unerwartete Schwierigkeiten zu stoßen. — Vergebens würde man sich schmeicheln, diesem Uebel durch die Gestattung möglichst freier Niederlagen oder Entrepots abhelfen zu können. Sobald die Zölle nur einigermaßen bedeutend sind, ist zur Abwehrung von Unterschleifen eine strenge Aufsicht von Seiten der Zollbehörde in solchen Niederlagen erforderlich, woran sich gar mannigfache Formalitäten knüpfen, welche die zarten Nerven des Zwischenhandels nicht ertragen. — Wer mit der Natur des Handels vertraut ist, wird gewiß keinen Augenblick zweifeln, daß der hohe Schwung, den der Handel von Hamburg und Bremen genommen hat, nicht allein ihrer günstigen Lage, sondern auch der völligen Freiheit, die er daselbst genießt, zuzuschreiben ist. Sie

hat gewiß nicht wenig dazu beigetragen, Hamburg und Bremen ein ſo großes Uebergewicht über andere Seeplätze, die eine eben ſo günſtige Lage für den Welthandel haben, zu verſchaffen. Unter Anderen haben einige franzöſiſche Seeplätze für den transatlantiſchen Handel vielleicht eine beſſere Lage, als jene beiden deutſchen Städte, und doch ſtehen ſie weit gegen jene zurück. — Wie geringfügig ſind nicht die directen Unternehmungen von den holländiſchen Seeplätzen nach Havana und Braſilien, wo Holland keines Colonialmonopols genießt, gegen diejenigen, welche Hamburg und Bremen ebendahin machen."

So ſchrieb damals ein vorurtheilsfreier Süddeutſcher und er hatte Recht. Denn die deutſchen für die Ausfuhr arbeitenden Fabrikanten können die Creditfähigkeit der überſeeiſchen Abnehmer nicht beurtheilen; ſie ſind auch für ihren Betrieb darauf angewieſen, bald wieder in Beſitz ihres Capitals zu kommen. In beiden Beziehungen tritt der hanſeatiſche Kaufmann ein mit ſeiner Kenntniß, ſeinem Capital und ſeinem Credit.

Es kann nicht verſchwiegen werden, daß, während in den vierziger Jahren England die Feſſeln ſeiner alten Handelspolitik ſprengte, die Beſtrebungen Preußens, durch die Errichtung eines deutſchen Schifffahrt- und Handels-Vereines (der Antrag dazu datirt vom 27. März 1847) ein Differentialzollſyſtem zu begründen, auch in den Hanſeſtädten theilweiſen Anklang fanden, wo der Gedanke einer deutſchen Flagge, einer deutſchen Navigationsacte mit Begünſtigung des nationalen Handels hie und da beifällig aufgenommen wurde. In Bremen war dies auch im Senate der Fall, in Hamburg nur in einzelnen Kreiſen, während der Senat jenem Plane entſchieden entgegentrat und denſelben durch ſeine Denkſchrift über das Differential-Zollſyſtem zu Fall brachte, eine treffliche Auseinanderſetzung, welche die engliſche Regierung in officieller Ueberſetzung bei Aufhebung der Navigationsacte dem Parlamente vorlegte und die auch die Folge hatte, daß man ſeitdem in Hamburg und Bremen nicht wieder dergleichen Anwandlungen für den Schutz ihrer Rhederei hatte: denn die Irrlichtereien des Herrn Mosle über den Segen einer surtaxe zu Gunſten der deutſchen Flagge erregen dort nur Spott und Unwillen. Waren nun jene Bemerkungen Oſianders damals richtig, beruhte die Stellung der Hanſeſtädte auf der vollkommenen Freiheit ihrer Bewegung und war das Gedeihen der deutſchen Induſtrie damit eng verbunden, weil dieſe Freiheit die Entwickelung ihrer Ausfuhr am Beſten ſicherte, ſo wird es ſich fragen, ob ſich denn ſeitdem die Verhältniſſe derart geändert haben, daß was damals zutreffend war, es jetzt nicht mehr iſt? Sind die Vorausſetzungen hinfällig geworden, unter denen allein ſich die Segnungen einer Einrichtung entwickeln können, welche, wie die Freihäfen, im nationalen Intereſſe wirken ſoll? Dies allein wird ſelbſtverſtändlich entſcheidend ſein.

Dagegen ſpricht nun zunächſt, daß in allen Verfaſſungsentwürfen der Bewegungsjahre von 1848—51 die Freihafenſtellung der Hanſeſtädte unangetaſtet blieb, und ſicher hatte man doch nicht in der Paulskirche beſondere Vorliebe für particulariſtiſche Inſtitutionen. Die vom Parlament verkündigte Reichsverfaſſung beſagte im Art. 33: „Die Ausſonderung einzelner Orte und Gebietstheile aus der Zollinie bleibt der Reichsgewalt vorbehalten." Dieſer Beſchluß war nach langem Kampfe auf Antrag der ſachverſtändigen Regierungscommiſſion, meiſt hoher Zollbeamten, angenommen. In dem Drei-Königs-Entwurf der Verfaſſung wurde dies Alinea unverändert aufgenommen, nur daß es ſtatt Reichsgewalt jetzt Ver-

einsgewalt hieß. Auf den Dresdner Conferenzen von 1850 ging der Entwurf einer Uebereinkunft zwischen den deutschen Bundesstaaten zur Beförderung des Handels und Verkehrs dahin „die vertragsmäßige Vereinigung von ganz Deutschland, wenn auch unter Ausschluß einzelner Städte, Freihäfen und kleiner Bezirke, zu einem einzigen Handels- und Zollgebiete herbeizuführen."

Und endlich beantragte die österreichische Regierung in ihrem Zolleinigungsproject vom Dec. 1851, die Hansestädte in eine ähnliche begünstigte Stellung treten zu lassen, in welcher Triest zu dem österreichischen Zollgebiete stehe.

Nicht anders aber ging es bei der Begründung des Norddeutschen Bundes. War die Freihafenstellung ein Privilegium, dessen Behauptung die Hansestädte nur der Schwäche der früheren Bundesverfassung verdankten, so wäre bei jener großen Umwälzung dieser bisherige Mißbrauch der Souveränetät unzweifelhaft beseitigt und weder die leitende Bundesmacht noch der Reichstag würden sich durch einen Protest der Städte darin haben irre machen lassen; ein solcher Protest wäre in der Wucht des nationalen Umschwungs, der sich damals vollzog, spurlos verhallt, wenn er keinen andern Halt gehabt hätte als das Special-Interesse einiger Kleinstaaten. Dies aber war eben nicht der Fall: die von Preußen am 10. Juni 1866 aufgestellten Grundzüge einer Bundesverfassung, welche die ersten Linien des Neubaues zogen, behielten im Art. 5 die Stellung der Freihäfen vor; der Art. II des Bündnißvertrages zwischen Preußen und den in den Norddeutschen Bund eintretenden Staaten vom 18. August 1866 bestätigte jene Grundzüge als Basis der künftigen, mit dem Parlament zu vereinbarenden Bundesverfassung und der Entwurf dieser Verfassung bestimmte in seinem Art. 31:

„Die Hansestädte Lübeck, Bremen und Hamburg mit einem dem Zwecke entsprechenden Bezirke ihres oder des umliegenden Gebietes bleiben als Freihäfen außerhalb der gemeinschaftlichen Zollgrenze, bis sie ihren Einschluß in dieselbe beantragen."

Durch Beschluß des Reichstags ward dieser Artikel unverändert angenommen und damit als Art. 34 integrirender Bestandtheil der Verfassung des Norddeutschen Bundes, aus der er in die Reichsverfassung übergegangen ist. Das Recht, das Art. 34 den Hansestädten gibt, ist also nicht ein Reservatrecht, wie die 1871 Bayern und Würtemberg vor ihrem Eintritt in den deutschen Reichsverband bewilligten Rechte, sondern es wurde ihnen, die gar nicht, wie jene Südstaaten, die Macht hatten, Bedingungen zu stellen, bewilligt, in der Ueberzeugung, daß ihre Freihafenstellung dem gemeinsamen deutschen Interesse entspreche und daß sie selbst allein darüber zu urtheilen hätten, ob und wann dieselbe etwa aufhören solle. Die Behauptung des preußischen Antrages vom 19. April, daß diese Freihafenstellung im Sinne der Bestimmungen der Verfassung des Norddeutschen Bundes und der Reichsverfassung als eine vorübergehende aufzufassen sei, ist daher nicht nur völlig aus der Luft gegriffen, sondern wird vollständig dadurch ausgeschlossen, daß ein Antrag, der die Freihafenstellung der Hansestädte als eine vorläufige bezeichnen wollte, 1867 im constituirenden Reichstag des Norddeutschen Bundes ausdrücklich abgelehnt und der Art. 31 nach dem stenographischen Bericht „mit sehr großer Majorität" in seiner jetzigen Fassung angenommen wurde. Dieser Gang der Dinge beweist hinreichend, daß

es ſich hier nicht um ein für Deutſchland läſtiges Privilegium zu Gunſten einer verſchwindenden Minderzahl handelte, auch nicht um Schonung particular-dynaſtiſcher Intereſſen, wie bei den Reſervatrechten Bayerns und Würtembergs; nicht um ein Zugeſtändniß, wie man einigen Kleinſtaaten einen Nachlaß in ihren Militärleiſtungen gewährte: ſondern um eine Maßregel im nationalen Intereſſe, Deutſchland den durch die Hanſeſtädte vermittelten Antheil am Welthandel ungeſchwächt zu erhalten. Man ſah ein, daß wirthſchaftliche Verhältniſſe, welche in der geſchichtlichen Entwickelung und der eigenthümlichen geographiſchen Lage Deutſchlands beruhen, wie die Freihafenſtellung der Hanſeſtädte es thut, ſich auch dann nicht durch ein Machtwort beſeitigen laſſen, wenn die allgemeine politiſche Entwickelung einen ſtarken Schritt vorwärts macht. Hätte Preußen, ſtatt weiſe an das Gegebene anzuknüpfen, ſein Uebergewicht benutzt, um die Hanſeſtädte zum Eintritt in den Zollverein zu zwingen, ſo wären nicht nur ungeheure und höchſt koſtſpielige Neubauten an Docks, Entrepots u. ſ. w. nothwendig geworden, für die das Reich hätte eintreten müſſen, nicht nur die Ausgaben für Zollperſonal und Grenzbewachung geſtiegen, ſondern man hätte die Wurzeln des Gedeihens einem Handel abgeſchnitten, auf deſſen Flor die deutſche Induſtrie weſentlich mitberuht. Denn der Export deutſcher Fabrikate, welcher die Aufgabe der Hanſeſtädte iſt, weil ſie ihre Einfuhr ausländiſcher Waaren mit entſprechender Ausfuhr bezahlen müſſen, hängt von der Einfuhr ab, welche durch die Controle, die hohe Zölle erfordern, weſentlich beeinträchtigt und erſchwert werden würde. Wird der Import erſchwert, ſo verliert der hanſeatiſche Markt an Bedeutung und damit an Anziehungskraft. Die Conſignationen dorthin werden weniger in dem Maß als weniger Ausſicht auf Abſatz iſt und alles dies ſchädigt nicht nur die Städte, ſondern indirect auch das Binnenland; denn die Bewohner deſſelben müſſen entweder auswärts oder in Hamburg und Bremen theuerer kaufen, weil nur auf einem großen Markte der Käufer durch die Concurrenz der Verkäufer die Möglichkeit hat, wirklich preiswerth zu kaufen.

Dieſe Situation änderte ſich durch die Ereigniſſe von 1866 und ihre Folgen für Lübeck allerdings. Für Hamburg und Bremen in keiner Weiſe. Lübeck gehörte immer nur mehr äußerlich zu den Hanſeſtädten, da es weſentlich andere Intereſſen hatte als die beiden Nordſeeplätze und am Welthandel verhältnißmäßig geringen Antheil nahm, während für daſſelbe der Verkehr mit dem unmittelbar benachbarten Gebiete ſehr wichtig war. Als daher Schleswig-Holſtein, Mecklenburg und Lauenburg in den Zollverband getreten waren, fand Lübeck es ſehr erklärlicher Weiſe in ſeinem eigenen Intereſſe, dieſem Beiſpiel freiwillig zu folgen und die örtlichen Verhältniſſe, die Natur des überwiegend baltiſchen Handels geſtatteten, den Bedürfniſſen des Verkehres hinreichend Rechnung zu tragen. Lübecks Eintritt iſt aber ebendeshalb keineswegs als ein Präcedens für Bremen und Hamburg anzuſehen. Der Zollverein iſt durch Aufnahme der Elbherzogthümer und Mecklenburgs vor Hamburgs Thore gerückt, wie dies ſchon zuvor bei Bremen der Fall war, aber die Freihäfen ſind beſtehen geblieben, weil die geographiſchen Verhältniſſe ganz dieſelben, die wirthſchaftlichen nahezu dieſelben geblieben ſind, folglich auch die Bedürfniſſe des Verkehrs keine Abänderung

fanden. Das entscheidende Moment bleibt, daß nach wie vor die Städte als Welthandelsmärkte und Zwischenhandelsplätze dem deutschen Verkehr und Gewerbfleiß Dienste leisten, die sie nicht leisten könnten, wenn man ihre Einfuhr der Zollcontrole unterwürfe. Die Declamationen gegen den Zwischenhandel, welche jetzt so oft zu hören sind, beruhen auf gänzlicher Verkennung des Princips der Theilung der Arbeit, die mit entwickeltem Verkehr steigt. Abgesehen davon, daß Zwischenhandel stets mehr oder weniger Eigenhandel nach sich zieht, heißt es, sich in die Kindheit des Verkehrs zurückversetzen, wenn man den directen Handel in allen Fällen erzwingen will; heißt oft, nicht einen höheren Gewinn sichern, sondern neben Mühen und Weitläufigkeiten noch die Wagniß höheren Verlustes laufen. Nach wie vor sind Bremen und Hamburg die großen Magazine deutscher und fremder Waaren, von denen aus die mannigfachen Bedürfnisse nicht blos der verschiedensten ost-, nord- und mitteleuropäischen Handelsplätze, sondern theilweise auch der transatlantischen befriedigt werden.

Die Vertheilung der Waaren je nach ihren Bestimmungsorten erfolgt am Leichtesten und Sichersten, wenn die Einfuhr, die Sortirung, Handhabung und Verpackung völlig frei von Controle besorgt und die Wiederausfuhr so bewerkstelligt werden kann, als ob die Güter gar nicht in's Land gekommen seien. Die Nothwendigkeit zollfreier Niederlagen machte sich schon geltend, als die deutsche Industrie noch in ihren Windeln lag und der Zollverein vom Ocean abgeschnitten war, die Freihäfen sind nur die Entwickelung freier Niederlagen, sie verhalten sich zu ihnen wie die modernen Industrieausstellungen zu den alten Freimärkten, sie sind Deutschlands Weltpackhöfe; auch räumlich betrachtet umfassen die sämmtlichen Zollausschlüsse: Hamburg-Altona, Bremen, Bremerhafen, Geestemünde und Brake noch nicht so viel Gebiet wie die englischen Docks und Entrepots zusammengerechnet.

Wie nun schon Osiander 1837 hervorhob, wäre es eine durchaus irrige Ansicht, zu glauben, daß die Vortheile der Freihäfen sich durch Errichtung von Entrepots erhalten ließen. Zunächst würde dieselbe ungeheure Kosten verursachen. Jetzt, wo die Städte selbst Zollausschlüsse sind, können die Kaufleute ihre Waaren in die eignen Speicher nehmen, die in der Nähe der Comptoire gelegen sind, sie dort frei lagern, behandeln, umpacken, ihren Kunden zeigen, ihr Personal beaufsichtigen, Vortheile, welche die rasche Erledigung der Geschäfte bedingen. Würden die Städte selbst in die Zolllinie einbezogen, so könnten diese Speicher nur für bereits verzollte Waare dienen, sie würden also in hohem Maße entwerthet werden, für eine Entschädigung der Eigenthümer aber ließe sich schwer ein richtiger Anhalt finden. Außerhalb der Zolllinie, wo jeder Quadratmeter mit Geld aufzuwiegen ist, müßten große Flächen angekauft werden, um neue Entrepots und Docks zu bauen, deren Herstellung viele Jahre erfordern würde, die Ausgaben hierfür wären nach Millionen zu berechnen. Aber wenn diese Schwierigkeiten auch überwunden wären, so würde der veränderte Zustand sich nicht etwa auf einige Unbequemlichkeiten für die Kaufleute beschränken, welche nun ihre von auswärts eingehenden Waaren in den Entrepots zu lagern hätten, bis sie nach dem Inland verkauft wären. Wer dies behauptet, dürfte wenig mit den Controle-Einrichtungen des Zollvereins und der Bedeutung derselben für den Großhandel

bekannt ſein. Die preußiſchen Seeſtädte haben ſtets auf das Bitterſte geklagt über die Zollordnung und ihre Ausführung ſeitens der Beamten. Sie ſei aus vollendetem Mißtrauen gegen Kaufleute wie Beamten hervorgegangen, ſchreibe überall doppelte Controle vor und verurſache die größten Weitläufigkeiten bei der Abfertigung. Den großen transatlantiſchen Handel ignorire ſie völlig, durch ihre Formalitäten verzögere ſie den Gütertransport und ſchädige den Verkehr ſchwer, die Löſchplätze ſeien beſchränkt, die Zahl der Beamten zu gering, die tägliche Arbeitszeit zu kurz, die verlangten Declarationen von endloſer Weitläufigkeit und ſo detaillirt, daß ſie theilweiſe gar nicht zu beſchaffen ſeien. Nur die Unmöglichkeit, allen geſetzlichen Anforderungen ſtets nachzukommen, habe nach und nach eine mildere Praxis herausgebildet, wenngleich dieſelbe für die Bedürfniſſe des Verkehrs ganz unzureichend ſei. Wenn ſo die preußiſchen Oſtſeehäfen ſprechen, deren Geſchäft ſich unter dem Zwange der Zolleinrichtungen entwickelt, alſo ihm ſich angepaßt hat und in zollpflichtigen Waaren bei weitem nicht ſo bedeutend iſt, ſo möge man erwägen, was bei ſolcher Behandlung aus dem Handel der Hanſeſtädte werden würde, welchen die transatlantiſchen Producte aus allen Häfen in den größten Schiffen maſſenhaft zugeführt werden und deren Handel ſich in vollſter Freiheit bisher entwickelt hat. Die Raſchheit, mit der die Expedition der Schiffe in Hamburg und Bremen vollzogen wird, iſt einer der Hauptvorzüge, durch welche ihr Handel großgezogen iſt; denn je weniger Zeit ein Schiff im Hafen verliert, deſto weniger wird an Zinſen und Unkoſten verloren. Beſonders wichtig iſt dies für die Dampfſchiffe, welche auf äußerſte Ausnützung der Zeit angewieſen ſind und einen ſo bedeutenden Speditionshandel vermitteln. In den Hanſeſtädten kennt man den Werth der Zeit, es wird nach den Declarationen der Kaufleute expedirt und im Nothfall wird Tag und Nacht durchgearbeitet. Stundenlang bevor ein großer Dampfer am Quai anlegt, ſind die Dampfkrähne geheizt, die Arbeiter ſtehen bereit und ſo kann in kurzer Zeit das Schiff entladen und wieder beladen werden. In der Verwaltung des Zollvereins bedarf jede Declaration des Kaufmanns erſt der Beſtätigung durch Reviſion der betreffenden Waaren, niemals kann ein Beamter auf eigne Hand Erleichterungen eintreten laſſen, ſelbſt wenn ihm der Fall dringlich erſcheint, er muß für jede Abweichung von der Dienſtvorſchrift die Genehmigung der höheren Stelle einholen, dem Beamten iſt die Inſtruction Geſetz. So entſteht den Kaufleuten unvermeidlich Arbeit und Zeitverluſt, die größeren müſſen eigne Zollhauscommis halten, welche das zu beobachtende Verfahren genau kennen, die kleineren, die das nicht können, müſſen koſtbare Zeit mit der Expedition ihrer Waaren im Zollhaus verlieren. Um Zollcredit zu genießen, muß man Sicherheit ſtellen, durch Staatspapiere, Hypotheken, ſichere Wechſelaccepte anderer Häuſer, muß alſo einen Theil ſeines Capitals feſtlegen, um Stundung der Zollzahlung zu erhalten, wodurch die Betriebsmittel beſchränkt werden. Niemals aber wird die Zollvereinsverwaltung auf ihre verwickelte Beamtencontrole verzichten, ſie kann es auch kaum bei dem Zolltarif, der durch die neueſte Reform noch ſo viel höher und verwickelter geworden iſt; bei einem ſolchen iſt Hemmung des Handels durch die Zollmanipulationen unvermeidlich. Die Anſicht, daß man den Welthandel der Hanſeſtädte nach ihrem Eintritt ſchon anders behandeln werde, beruht

lediglich auf Unklarheit. Wenn es in England möglich ist, die Waaren nach den Declarationen der Kaufleute zu expediren, so begründet das darin, daß der ganze Tarif sich auf wenige pflichtige Artikel beschränkt, welche schon nach der Verpackung leicht kenntlich sind. Und selbst wenn man alle diese Erschwerungen des Verkehres von Seiten der Zollverwaltung durch liberalere Vorschriften und möglichst freie Bewegung innerhalb der freien Niederlagen thunlichst beseitigen wollte, so bleibt die immerhin nothwendige Controle und der weitläufige Apparat doch wesentlich nur für die Behandlung großer Gütermassen anwendbar, das kleine Geschäft würde dabei unfehlbar leiden. Aber auch der Großhandel wird bei Entrepots nicht die wünschenswerthen Lagerräume für seine Waaren wählen können, Jeder wird sich mit dem verfügbaren Raume begnügen müssen. Dem Kaufmann wird die im Freihafen bestehende Leichtigkeit, seine Waare je nach den Conjuncturen nach dem In- oder Ausland schicken zu können, durch das Entrepot erheblich gemindert; ist die Einclarirung für den Consum einmal erfolgt, so ist der Zoll verfallen und folglich kann die Waare ohne Schaden nicht mehr ausgeführt werden. Beschädigte Waaren haben den vollen Zoll zu zahlen, sind also nicht entsprechend zu verwerthen; bekannt ist in den Londoner Docks der große Ofen, the Queens tobacco pipe, wo man die beschädigte Waare lieber verbrennt als sie verzollt. Auch die in den freien Niederlagen gestattete Reinigung, Sortirung und Umpackung der Waaren kann dort nur mit viel größeren Weitläufigkeiten durchgeführt werden, als im eigenen Speicher. Privatlager aber, d. h. Niederlagen fremder, unverzollter Waaren in Privaträumen, werden im Zollverein nur ausnahmsweise und unter solchen Bedingungen, meist unter Mitverschluß der Zollbehörde, zugestanden, daß nicht daran zu denken ist, daß diese zur Regel für die Gesammtheit eines großen Handelsplatzes werden könnten. Umpackungen, Theilungen u. s. w. werden dort außerdem nicht zugelassen, alle Manipulationen, die Beaufsichtigung des Lagers u. s. w. geschehen auf Kosten des Inhabers, für alle Unfälle, verlorne oder verschlechterte Waare haftet derselbe. Derartige Privatlager wären für den hanseatischen Handel nahezu unnütz.

Das Ergebniß ist also, daß, wenn man die Hansestädte in die Zolllinie einbeziehen wollte, man mit Aufwand enormer Kosten dem Zollverein zwei Städte zuführen würde, welche in ihrem eigentlichen Lebensnerv gebrochen wären, ohne daß das deutsche Reich davon einen andern Vortheil haben könnte, als daß möglicher Weise in Hamburg und Bremen etwas mehr deutsche Erzeugnisse gebraucht würden, als jetzt. Der Vortheil würde vielmehr lediglich den lachenden auswärtigen Erben, Rotterdam, Antwerpen, Havre zufallen, welche sich schon durch ihre geographische Lage den deutschen Nordseeplätzen gegenüber im Vortheil befinden, indem gleich tüchtige Dampfer immer $1^1/_2$—2 Tage weniger zur Reise von New-York dorthin brauchen, als nach Bremen oder Hamburg. Nur durch die freie Bewegung, welche allein die Freihafenstellung gestattet, haben die beiden norddeutschen Emporien diese geographische Ungunst der Verhältnisse ausgleichen können; nur dadurch hat Bremen den größten deutschen Baumwollen- und Tabaksmarkt, nur dadurch ist Hamburg der erste europäische Kaffeemarkt und importirt mehr als ganz England, ganz Holland, ganz Frankreich; nur durch die Fortdauer dieser Freiheit werden sie im Stande sein, sich gegen eine

übermächtige Concurrenz zu behaupten. Werden ſie dagegen dem verwickelten Tarif des Zollgebietes unterworfen, ſo müſſen ſie ſich für faſt alle Waaren mit den koſtſpieligen und beſchränkten Räumen zollfreier Niederlagen begnügen, während ihre Concurrenten in den Freihandelsſtaaten England und Holland nur bei einer ganz geringen Zahl von Artikeln durch Zölle gehemmt werden. Man würde alſo durch den Zollanſchluß der Hanſeſtädte den einzigen Vorzug vernichten, welcher dem deutſchen Großhandel den Wettbewerb mit England und Holland möglich macht, die durch günſtigere Lage, ererbte maritime Stellung und Capitalmacht an ſich ſo ſehr begünſtigt ſind. Das hieße doch im eigentlichen Sinne: tuer la poule aux œufs d'or.

Es iſt freilich nicht zweifelhaft, daß durch die Freihafenſtellung auch gewiſſe Theile des hamburgiſchen und bremiſchen Handels leiden, ſo namentlich der Kleinhandel in das benachbarte Zollgebiet und der Abſatz ſtädtiſcher Induſtrieerzeugniſſe nach dem Zollverein. Gewiß würden die Leute der Umgegend, welche die Städte beſuchen und denen jetzt nur die Mitnahme eines kleinen Quantums Waaren zollfrei geſtattet iſt, manche Gegenſtände ihres Bedarfs dort kaufen, ſtatt in ihren Wohnorten, wenn ſie nicht genöthigt wären, dieſelben zu verzollen. Daß hier namentlich Hamburg bei den früher ſo viel niedrigeren Zollſätzen Schleswig-Holſteins und Mecklenburgs verloren hat, iſt nicht zu beſtreiten. Ebenſo iſt die Zollſchranke unſtreitig hinderlich für den Abſatz des Gewerbfleißes nach dem Inlande, der namentlich in Hamburg ſonſt recht blühend iſt; die hamburgiſchen Induſtriellen und Handwerker ſind alſo weſentlich darauf angewieſen, ihren auswärtigen Abſatz in transatlantiſchen Ländern zu ſuchen. Es begreift ſich daher ſehr wohl, wenn namentlich in Hamburg eine große Zahl der Gewerbtreibenden für den Anſchluß iſt. Aber wie verhältnißmäßig gering doch dieſe Partei iſt, haben die neueſten Bürgerſchaftswahlen gezeigt, in denen unter 160 Abgeordneten nicht ein einziger Candidat der Anſchlußpartei durchgedrungen iſt. Das Gefühl iſt eben allgemein, daß man von zwei Uebeln das kleinere wählen muß und daß die Wünſche der Gewerbe den maßgebenden großen Intereſſen der Schifffahrt und des Handels nachſtehen müſſen, auf denen die Wohlfahrt der Stadt beruht. Außerdem irren ſich die Gewerbtreibenden, wenn ſie glauben, daß ihnen nach Anſchluß die Concurrenz gegen die kleineren Städte des Binnenlands leichter werden dürfte, da dieſe ſtets den Vortheil billigerer Löhne haben werden. Wirkliche Induſtrieplätze ſind die Hanſeſtädte nicht und werden es auch ſo wenig werden wie Liverpool, Marſeille, Bordeaux, Amſterdam; der kaufmänniſche und der induſtrielle Geiſt gehen ſelten Hand in Hand.

Was endlich den Handel mit zollvereinsländiſchen Producten betrifft, ſo iſt wenigſtens für Hamburg eine für beide Theile befriedigende Auskunft durch die Zollvereinsniederlage getroffen, in der die eingehenden Erzeugniſſe frei behandelt und zollfrei von dort zurückgeführt werden können. Durch dieſelbe wird es Hamburg möglich, ſeine doppelte Aufgabe als Welthandelsplatz und Freihafen des Zollvereins gleichzeitig und in noch höherem Maße als früher zum Vortheile deutſchen Handels und deutſcher Induſtrie zu erfüllen. Durch dieſe Einrichtung wird andererſeits dem ganzen zollvereinten Deutſchland die Möglichkeit gegeben, mit ſeinen Erzeugniſſen an dem großen Markte, welchen der Hamburgiſch-

Altonaische Freihafen bietet, Theil zu nehmen, ohne damit wie bisher die Grenzen des Zollgebietes zu überschreiten. Jedem Bundesangehörigen ist die Benutzung der Niederlage unter gleichen Bedingungen gestattet; welcher Vortheil aber dadurch für den binnenländischen Producenten erzielt wird, liegt auf der Hand. Er kann so an dem bedeutendsten Handelsplatz Deutschlands sein eigenes Lager halten und Theil nehmen am Verkauf für Zollverein, Platzconsum und Export, kann sich dadurch von den Fortschritten der Fabricationsmethoden, der Fabrikate und der Nachfrage nach diesen unterrichtet halten, von hamburgischen Häusern und Banken ohne Gefährdung seines Credits und zu niedrigerem Disconto als am Fabricationsorte Vorschüsse auf seine Waaren erhalten, um so mehr, als dieselben, wenn bonificationsberechtigt, unter Mitaufsicht der Behörden lagern. Dies wird namentlich bei vorübergehend ungünstigen Conjuncturen wichtig; wenn der Fabrikant seine Erzeugnisse in der Niederlage, überwacht von geschäftskundigen Händen, unterbringen und darauf Vorschüsse erhalten kann, so braucht er seine Arbeiter nicht zu entlassen oder auf halbe Zeit zu setzen, sobald die Nachfrage flau wird. Seine in Hamburg lagernden Fabrikate erleichtern ihm auch den Bezug der Rohstoffe, indem er dem Verkäufer derselben durch seine fertige Waare Deckung geben kann. Finden die Waaren in Hamburg keine Käufer, so kann der Producent nach Belieben sie zurückkommen lassen, auf einen andern Punkt des Binnenlandes dirigiren oder sie seewärts exportiren. Auch alle fremden Waaren, welche bereits in den Verkehr des Zollvereins übergegangen sind, finden freien Eingang in die Niederlage, ebenso die zollpflichtigen und zollfreien aus dem Auslande stammenden Waaren, nachdem die Verzollung oder zollordnungsmäßige Abfertigung beschafft ist. Unverzollte Waaren z. B. aus Oesterreich oder der Schweiz können im Transit durch den Zollverein in der Niederlage unter besonderem Verschluß zollfrei zu weiterer Disposition der Interessenten gehalten werden.

Diese Einrichtung nun, welche in so evidentem Interesse des Zollvereins ist, hat Hamburg (abgesehen von dem unentgeltlich vom Staate gegebenen Areal von 500,000 Quadratfuß) mit einem Aufwand von einer Million Thaler auf alleinige Kosten hergestellt, während Altona auf halbe Kosten des Zollvereins ein Stück seines Gebietes durch Pallisaden angeschlossen erhielt. Hamburg und Bremen haben bei Neugestaltung ihres Verhältnisses zum Zollverein also bedeutende Opfer gebracht und bringen sie noch heute. Nicht blos in der Zeit des alten Bundes haben sie mit großen Kosten Wasserbauten ausgeführt, die Fahrbahn ihrer Ströme erhalten und corrigirt, für alle Schifffahrtsanstalten gesorgt, ungerechte Durchfuhrzölle mit schweren Summen abgekauft, wie noch jetzt Hamburg 150,000 M. jährliche Zinsen für seine Ablösungsquote beim Staderzoll zahlt. Auch noch jetzt ist den Städten durch die Macht der Verhältnisse eine eigenthümliche, mit besondern Leistungen für allgemeine Zwecke verknüpfte Stellung angewiesen. Bremen und Hamburg sind nicht einfach die Freihäfen Deutschlands in dem Sinne wie Triest der Freihafen Oesterreichs ist, Marseille der Frankreichs war. Es ist nicht allein die Privatthätigkeit ihrer Kaufleute und Rheder, welche einen überwiegenden Theil des deutschen Seehandels und deutschen internationalen Verkehres vermittelt, sondern es fällt ihnen

außerdem noch heute faſt ganz die ſtaatliche Pflege dieſes Verkehrs, welche bei Einheitsſtaaten von der Geſammtheit getragen wird, in einem Umfang zur Laſt, wie es bei andern Gliedern des deutſchen Reiches, geſchweige denn bei einzelnen ſtädtiſchen Gemeinweſen nicht wieder vorkommt. Denn wenn auch andere Bundesſtaaten für gleiche Zwecke manche Ausgaben beſtreiten, ſo erreichen dieſe doch im Verhältniß zur Bevölkerung ſchwerlich irgendwo die Höhe der beiderſtädtiſchen Aufwendungen. Hamburg ſorgt nicht allein für die Unterhaltung der Häfen in Hamburg und Cuxhafen (letzter iſt unentgeltlicher Schutzhafen für alle Schiffe, mögen dieſelben nach der Elbe beſtimmt ſein oder nicht), ſondern auch für die Fahrbarkeit der ganzen Unterelbe auf einer Strecke von 18 Meilen durch Erhaltung der Stromtiefe, Leuchtthürme, Leuchtſchiffe und Betonnung. Bremen leiſtet daſſelbe auf der Unterweſer und wendet dafür jährlich eine Summe auf, welche mit Ausſcheidung der rentabeln Verkehrsanſtalten bis auf 21 Mk. pro Kopf der Bevölkerung geſtiegen iſt. Was die nicht maritimen Aufwendungen betrifft, ſo hat Bremen bekanntlich für die unrentable Geeſtemünder Bahn große Opfer gebracht. Hamburg hat für die Venloer Bahn, für die Preußen, obwol ſie ſo wichtig für daſſelbe iſt, nichts that, nicht allein auf ſeinem Gebiet das Areal unentgeltlich hergegeben, ſondern 30 Millionen Mk. Prioritäten übernommen und gleichzeitig, um dem Wunſche Preußens entgegenzukommen, Harburg, der Concurrentin Hamburgs, eine beſſere Seeverbindung zu ſchaffen, ſich zu Aufwendungen verpflichtet, die ein Staat ſonſt nur für ſeine eignen Angehörigen übernimmt. Selbſtverſtändlich wird hiermit nicht geleugnet, daß beide Städte bei Uebernahme ſo bedeutender Leiſtungen doch zunächſt ihr eignes Intereſſe verfolgen; allein das ändert an der Thatſache nichts, daß ihre Leiſtungen und Belaſtung der Geſammtheit zu Gute kommen. Auch Preußen unterhielt im Intereſſe ſeiner Großmachtſtellung ein weit über die Bundesmatrikel hinausgehendes Heer und wie dies doch ganz Deutſchland zu Gute kam, ſo hat auch ganz Deutſchland Vortheil von den Opfern, denen ſich die Hanſeſtädte unterziehen. Niemand wird beſtreiten, daß die Verkehrsintereſſen, um deren willen die Steuerkraft beider Städte ſo ſtark angeſpannt wird, zu den allgemeinen Intereſſen des deutſchen Reiches gehörten. Läge es nicht ſchon an ſich auf der Hand, daß die Erhaltung und Blüthe eigner Handelsemporien, eigner Ausfuhr- und Verſorgungsmärkte an den großen Strömen, eigner Flußſtraßen und Seehäfen für ganz Deutſchland von hoher Wichtigkeit iſt, ſo würde man ſich einfach auf die Reichsverfaſſung berufen können, welche in Art. 4 und anderen Stellen ausdrücklich anerkennt, daß jene Intereſſen zu den allgemein nationalen gehören.

Wenn nun gleichwol die Verfaſſung des Norddeutſchen Bundes wie des Reiches die Laſten für die Pflege dieſer Intereſſen nicht auf gemeinſame Koſten übernommen, ſondern den Einzelſtaaten überlaſſen hat, ſo kann der Grund offenbar nicht in einer Gleichgültigkeit gegen das Verkehrsleben geſucht werden, ſondern nur in der Einſicht, daß einmal jene Verkehrsintereſſen beſſer von den betreffenden Staaten wahrgenommen werden, als das Reich dazu im Stande iſt, andrerſeits aber eine Uebertragung der Ausgaben für die nationalen Verkehrsanſtalten auf das Reich für dieſes finanziell nicht vortheilhaft ſein würde.

Darin liegt aber umgekehrt das Zugeſtändniß, daß einzelne Bundesſtaaten,

namentlich Bremen und Hamburg, finanziell zu Gunsten der Gesammtheit schwerer tragen als ihr verhältnißmäßiger Antheil sein würde, gerade so wie dies früher hinsichtlich Preußens der Fall war, das militärische Lasten mit für seine Bundesgenossen trug. Während hier nun Ausgleichung eingetreten ist, ist das Specialbudget der Hansestädte mit den Aufwendungen für Verkehrszwecke beschwert geblieben und gleichzeitig haben sie ihre Einnahmen von Post, Telegraphen und Wechselstempel verloren. Die einzigen gemeinsamen Ausgaben, welche das Reich in diesem Zweige macht, sind für die diplomatische und consularische Vertretung der deutschen Handelsinteressen, sowie deren Schutz durch die Kriegsmarine, zu welchen Kosten die Städte zu ihrem matricularmäßigen Theile beitragen.

Bremen und Hamburg beklagen sich über diese Sachlage nicht, sie sind bereit, die bisherigen Lasten in ihrem Interesse und zu Aller Vortheil weiter zu tragen, aber sie halten sich berechtigt, dieselben in Gegenrechnung zu stellen, wenn es sich um ihre Stellung überhaupt handelt.

Es ist ferner darauf hinzuweisen, daß gerade durch die Zollausschlüsse der Zollverein große Ersparungen bei vereinfachter und verbesserter Zollcontrole und Verwaltung gemacht hat. In Bremen haben sich allerdings in dieser Beziehung die Verhältnisse nicht verändert, seit sie 1856 in befriedigender Weise geordnet wurden, in Hamburg aber gar sehr. Während die Hamburgische Industrie in den Nachbarländern, wie erwähnt, einen nicht unbedeutenden Markt verlor, hat der Zollverein eine leicht zu überwachende, gute abgerundete Grenze erhalten, nicht zum Wenigsten dadurch, daß die Elbe, welche früher bis Wittenberge freier Strom war, es jetzt nur bis Hamburg ist, also von da ab nicht mehr auf beiden Ufern bewacht werden muß. Am 19. Januar 1870 beantragte das Bundespräsidium bei dem Bundesrath des Zollvereins, die Summe von 160,000 Thlr. 24 gr. für Alimentirung der durch die Zollanschlüsse von 1868 und 1869 dienstlos gewordenen preußischen Beamten zu bewilligen; woraus auf die umfangreichen Ersparungen an Verwaltungskosten geschlossen werden mag. Die Zollsicherheit ist außerdem erhöht, indem die Revision nicht erst, wie früher, in Wendisch-Warnow und Wittenberge, sondern am Einladeplatz stattfindet, was billiger, bequemer und zeitsparend ist und die Sicherheit der Steuergefälle weit wirksamer gewährleistet.

Das Freihafengebiet zieht die Waaren durch seine ungehemmte Verkehrsfreiheit an, die dies Gebiet begrenzenden Zollämter lassen den für ihre Richtung bestimmten Verkehr ruhig an sich herankommen, die steuerbaren Waaren kommen nicht mehr durcheinander gewürfelt, wie sie in transatlantischen Ländern eingeladen, sondern in aller Form assortirt und verpackt, sowie es die Zollgesetze vorschreiben. Für die Herstellung dieses im Interesse der Zollverwaltung so wohlgeordneten Zustandes hat noch Hamburg, wie früher auch Bremen, die Hälfte der Kosten übernommen und das Areal zu den Bauten unentgeltlich hergegeben. Diese Umstände sprechen freilich keineswegs für das neueste Project, auch die Elbe unterhalb Hamburgs in das Zollgebiet einzuschließen, wo die Verhältnisse durch die Seeschifffahrt ganz anders liegen und wo deshalb auch die Bewachung der Ufer keineswegs gespart werden kann.

Endlich aber zahlen die Hanseſtädte in vollſtem Maße ihr Aequivalent für den Betrag, der als Zoll auf ſie fallen würde, wenn ſie innerhalb der Zolllinie lägen und zwar geſchieht dies ſo, daß es dem Reich nicht einen Beamten koſtet. Es iſt durchaus richtig, daß, da die Verfaſſung den Ertrag der Zölle und der Art. 35 genannten Verbrauchsabgaben der Bundescaſſe überwieſen hatte, die Zollausſchlüſſe aber zu den Zolleinnahmen Nichts beitragen und gleichwol die Vortheile der Bundesanſtalten genießen, ſie dafür einen entſprechenden Beitrag bezahlen. Der Art. 34 der Reichsverfaſſung, welcher den Hanseſtädten die Freiheit gibt, ſich außerhalb der Zollgrenze zu halten, hat ſein Correlat in dem letzten Al. des Art. 38, wonach ſie an Stelle der Zölle, von denen ſie befreit bleiben, ein Averſum zu den Bundesausgaben beitragen. Die Frage iſt nur, nach welchen Grundſätzen daſſelbe zu berechnen iſt. Preußiſcherſeits beſtand man darauf, daß die Bewohner der Zollausſchlüſſe zu den Zöllen und Verbrauchsſteuern nach Maßgabe ihrer Conſumtion beizutragen hätten; Bremen und Hamburg behaupteten, daß dies Princip unanwendbar ſei und führten hierfür folgende Gründe an:

1) Der große Gedanke des Zollvereins ſei ein wirthſchaftlicher, kein fiscaliſcher, deshalb ſei von vornherein bei Begründung des Vereins durch den Vertrag mit Heſſen-Darmſtadt die Vertheilung der Zolleinkünfte nach Kopfantheilen, nicht nach dem Maßſtabe des Verbrauchs ſtipulirt. Preußen ſelbſt habe ſich beim Zollverein finanziell nicht vortheilhaft geſtanden, das Mißvergnügen darüber ſei deshalb Anfang der vierziger Jahre ſo hoch geſtiegen, daß Preußen eine Aenderung des Theilungsmaßſtabes beantragte, weil ſeine Bevölkerung unſtreitig mehr an zollpflichtigen Waaren verbrauche, als der Süden und das kön. Finanzminiſterium auf $11\frac{1}{2}$ Mill. Thlr., die Preußen nach der Kopfzahl erhalte, ſich eine jährliche Einbuße von $1\frac{1}{2}$ Mill. berechne. „Dieſer Antrag aber," ſagt Kühne, einer der Mitbegründer des Zollvereins, „ſtieß auf die entſchiedenſte Oppoſition der übrigen Staaten und, um den Verdächtigungen zu entgehen, als wolle Preußen ſeine Finanzen auf Koſten Anderer verbeſſern, um den von ihm in's Leben gerufenen Verein vor jeder Gefahr eines Zerwürfniſſes zu bewahren, ſowie in Anbetracht der ſchwierigen Ermittelung der Conſumtion der finanziell wichtigſten Artikel, ſtand Preußen von ſeinen Anträgen ab." (Kühne. Der deutſche Zollverein während der Jahre 1834—45. Berlin 1846 p. 33.) Dies Princip ſei ſtets feſtgehalten mit zwei jetzt beſeitigten Ausnahmen, den der Stadt Frankfurt und dem früheren Steuerverein bewilligten Präcipuen, was überwiegend auf allgemein wirthſchaftlichen und politiſchen Gründen beruhte. Bei Frankfurt (1838) lagen dieſelben weſentlich in der Befürchtung, daß die bereits vom Zollverein umgebene Stadt, zumal nach dem Abſchluß ihres Handelsvertrages von 1832 mit England, ein großes Schmuggeldepot fremder Waaren werden könne. Gegen dieſen Nachtheil ſowie die Koſten und Unbequemlichkeit ſtrenger zollamtlicher Ueberwachung habe es leicht gewogen, einer Stadt von 70,000 Einwohnern auf 20 Millionen ein Multiplum von $4\frac{2}{5}$ Kopfantheilen zu gewähren, wogegen man unmöglich behaupten könne, daß die Frankfurter damals $4\frac{2}{5}$mal ſo viel an ſteuerpflichtigen Waaren verbrauchten als der Durchſchnitt der Zollvereinsbevölkerung, es ſei auch nie

von preußischer Seite angegeben, nach welcher Methode man auf das Resultat von $^2/_5$ Kopfantheilen gekommen sei, außerdem habe eine gemeinsame Salz- und Tabaksteuer nicht bestanden und Frankfurt nicht zur Bier- und Branntweinsteuer-Gemeinschaft gehört, so daß es für diese Gegenstände auch nie ein Präcipuum bezogen habe. Ebenso sei der Beweggrund des Septembervertrages von 1851, welcher Hannover und Genossen einen erhöhten Antheil bewilligte, das Bedürfniß gewesen, gegen das Andrängen der süddeutschen Schutzzöllner und die österreichischen Zolleinigungspläne einen Rückhalt zu finden und die Nordseeküste zu gewinnen. Beide Ausnahmen seien beseitigt, Preußen habe sowenig bei Einverleibung Hannovers die Fortdauer des Präcipuums für sich als die Constituirung einer solchen für Schleswig-Holstein verlangt, welches doch notorisch am Meisten Colonialwaaren von allen deutschen Ländern consumirte. Ebenso hätten Oldenburg und Lippe ihr Plus verloren, leiste Mecklenburg bis zu seinem Eintritt in den Zollverein sein Aversum nur nach einfachem Kopfantheil, so gut wie dies für Altona, Brake und Geestemünde stipulirt sei.

2) Der Maßstab der Consumtion sei auch deshalb für das Aversum nicht zutreffend, weil nicht nur, wie Kühne hervorgehoben, die Ermittelung derselben bei den finanziell wichtigsten Artikeln ungemein schwierig sei, sondern die Feststellung des wirklich stattfindenden Verbrauchs ganz besondern Hindernissen in Bremen und Hamburg begegne.

Bei großen Ländern subtrahire man zum Behufe dieser Ermittelung gewöhnlich die Ausfuhr von der Einfuhr und theile dann die Ziffer des Restes durch die der Bevölkerung. Indeß einigermaßen zuverlässig zeige ein solches Exempel, wenn es von Zeit zu Zeit wiederholt werde, nur eins, nämlich, ob die Consumtion im Verhältniß zu der Bevölkerungszahl im Großen und Ganzen Fortschritte gemacht habe, die feineren Unterschiede dagegen, der höhere oder geringere Verbrauch je nach Stadt und Land, je nach den einzelnen Provinzen und verschiedenen Volksclassen blieben dabei ganz unberücksichtigt. Die englischen Statistiker, welche, wie Baxter und Porter, hierüber Berechnungen versuchten, verfuhren dabei auf Grund nicht blos der Ein- und Ausfuhrlisten, sondern auch zahlreicher, mühsam gesammelter Privatnotizen und genauer Localstatistik, bekennen jedoch gleichwol, daß das Resultat sehr viel zu wünschen übrig läßt. (Baxter, the taxation of the United Kingdom. London 1869. XIII. XIV. The consumption of corn, tea, coffee, sugar, tobacco and alcohol.) Namentlich sei zu bemerken, daß Mehreinfuhr keineswegs einfach gleichbedeutend mit Mehrverbrauch sei, erhebliche Quantitäten importirter Waaren gingen durch Eintrocknen, Verderb, Verbrennen zu Grunde oder verschwinden in Fabrikaten, die zum Export bestimmt sind; Baxter rechnet für diese Kategorieen nicht weniger als 20 pCt. der Einfuhr.

Es ward dann seitens der Hansestädte hervorgehoben, daß diese Schwierigkeit der Ermittelung der Consumtion nun noch durch die eigenthümlichen Verhältnisse derselben sehr gesteigert werde, indem bei ihnen das an sich schon unzuverlässige Verfahren, die Ausfuhr von der Einfuhr zu subtrahiren und den verbleibenden Rest als consumirt anzunehmen, ganz unthunlich sei. Hamburg habe im Interesse der freien Bewegung nicht blos längst jeden Ausfuhrzoll, sondern

ſeit 1856 auch die Ausfuhrdeclaration aufgehoben. In Bremen beſtehe dieſelbe zwar noch, biete aber ſo wenig einen Anhalt zu irgend wie zuverläſſiger Vermittelung des ſtädtiſchen Verbrauchs ſteuerbarer Artikel, als ſie es in Hamburg vor 1856 gethan habe. Ein- und Ausfuhrdeclaration beruhten von jeher in beiden Städten nicht auf amtlicher Controle, alſo genauer oder doch approximativer Verwiegung, ſondern auf Angabe der Importeure und Exporteure; der geringe Einfuhrzoll, reſp. Declarationsgebühr, werde von den Artikeln, die nicht überhaupt frei ſeien, nicht wie im Zollverein nach dem Gewichte, ſondern in Hamburg nach dem Börſenpreiſe des Tages der Verzollung und, falls die Waare keinen Börſenwerth habe, nach dem eidlich angegebenen Facturawerth der Waare unter Zuſchlag der Fracht und Verſicherungsprämie erhoben, in Bremen geſchehe die Declaration immer in letzter Art.

Die Declarationen genügten daher wol dem weſentlichen Zweck, für den ſie gemacht werden, nämlich dem ſtatiſtiſchen, indem ſie im Großen und Ganzen die Bewegung des Waarenverkehres zeichneten; aber ſie gäben keinen Anhalt für Steuerberechnungen im Sinne des Zollvereins, um ſo weniger, als abgeſehen von dem für Verderb und Verarbeitung zu machenden Abzug, eine Menge ſteuerpflichtiger Artikel in kleineren Quantitäten, von den täglich bei den Städten zuſtrömenden Bewohnern der Umgegend ohne jede Declaration ausgeführt würden. Die Verkehrsverhältniſſe brächten es eben mit ſich, daß im Allgemeinen die Einfuhr vollſtändiger als die Ausfuhr von der Handelsſtatiſtik erfaßt werde, weil die Einfuhr in den Hafenplätzen im Wege des Großhandels in großen Mengen ſtattfinde, die Ausfuhr dagegen ſich nach vielen Richtungen zerſplittere und zu einem erheblichen Theile durch den Kleinhandel vermittelt werde, wozu noch komme, daß es über den wechſelnden Lagerbeſtand an jeder amtlichen und zuverläſſigen Schätzung fehle, wie ſolche auch in einem Freihafen kaum möglich ſei, weil in Folge Conjuncturen und Ernten der Ueberſchuß der Einfuhr über die Ausfuhr je nach Auswahl der Jahresreihen erheblich ſchwanke.

Für die Schätzung des Conſums beider Städte bleibe alſo thatſächlich nur die unter dem Eindrucke der unmittelbaren Anſchauung entſprungene Annahme, daß der Verbrauch gewiſſer zollbarer Gegenſtände in ihrer Bevölkerung vergleichsweiſe erheblich ſei, was auch nicht zu beſtreiten ſei. Wol aber ſeien die Vorſtellungen von der Höhe dieſes Mehrverbrauchs durchaus übertrieben und müßte eine Berechnung, unter Zugrundelegung eines 4—5fachen Conſums nach Analogie des Frankfurter Präcipuums, zu geradezu ungeheuerlichen Reſultaten führen. Den Ermittelungen, auf welchen jenes Präcipuum beruht haben ſolle, könne keinerlei praktiſcher Werth für die vorliegende Frage beigemeſſen werden, da, wie erwähnt, die Methode nicht erſichtlich, nach welcher man zu der Ziffer von $4^{2}/_{5}$ Kopfantheile gekommen ſei. Auch bezögen ſich jene Erhebungen auf eine Periode, welche von der wirthſchaftlichen Entwickelung des flachen Landes, wie ſie ſeitdem eingetreten, ſowie von der Anhäufung beſitzloſer und wenig conſumirender Lohnarbeiter in den Städten kaum ſchwache Anfänge zeigte, am Wenigſten in Frankfurt, welches ſich gegen allen derartigen Zuzug Unbemittelter bis in die neueſte Zeit ganz abſchloß. Die ſociale Zuſammenſetzung der Bevölkerung der Hanſeſtädte ſei jedenfalls eine ganz andere.

Aber auch vom allgemeineren Standpunkte sei darauf aufmerksam zu machen, daß es noch keineswegs feststehe, ob der durchschnittliche Verbrauch von Kaffee, Zucker, Gewürzen u. s. w., also der Consum per Kopf der Bevölkerung in den Hansestädten erheblich größer sei als im Zollverein. Es hänge dies ja ganz von dem Verhältniß der besitzenden zu den besitzlosen Classen ab; nehme man auch einen Mehrverbrauch der obengenannten Waaren für die Städte an, so sei der Consum anderer, gleichfalls steuerbarer Artikel, wie Branntwein, Bier, gesalzener Fische, Eisen und Halbfabrikaten, ein sehr viel geringerer als im Zollverein, wie denn z. B. die Einnahmen von der Spirituosensteuer in Hamburg zeigen, daß dort durchschnittlich nur etwa die Hälfte an Branntwein consumirt wird wie im Zollverein. Die leichteren Rhein-, Mosel- und Pfälzer Weine verdrängten die französischen mehr und mehr, bairisches Bier werde stark getrunken.

Ueberhaupt, wurde hervorgehoben, werde doch Niemand den Schluß machen, daß wenn der Verbrauch eines Artikels in einem Theile des Landes stärker sei als in andern, dasselbe von den meisten übrigen Steuerartikeln zu behaupten sei; die Provinz Posen consumire gewiß doppelt so viel Branntwein als die Rheinprovinz, aber eben deshalb auch um so viel weniger Wein. Alles hänge eben von den wirthschaftlichen Verhältnissen ab. Colonialwaaren würden schon deshalb in Hamburg und Bremen mehr consumirt, weil sie dort billiger als anderswo sind; würden sie aber durch einen Zollaufschlag von 30—50 pCt. vertheuert, wie es bei einem Anschluß der Fall sein würde, so würde der Verbrauch erheblich sinken. Dazu erkläre sich der Mehraufwand, den die Bevölkerung für Colonialwaaren mache, weniger durch die Quantität als durch die Qualität; die wohlhabenderen Classen brauchten feinere Sorten, was für das Zollerträgniß nicht in Frage komme, aber nicht für großen Massenverbrauch spreche. Es bedürfe keines Beweises, daß eine Haushaltung mit einem Einkommen von 100,000 Mark nicht 50 Mal so viel an Kaffee, Zucker u. s. w. consumiren könne, als eine Haushaltung mit 2000 Mark Einkommen. Der Einfluß auch der größten Wohlhabenheit auf die zu verbrauchenden Mengen finde eben in der Möglichkeit des Verbrauchs seine Grenzen. Der Mehrverbrauch finde bei dem wohlhabenderen Theile der Bevölkerung viel mehr in besserem Brod, Fleisch und Butter statt, als der Durchschnitt des Zollvereins aufweise; dies seien aber Artikel, welche wol für eine Schlacht- und Mahlsteuer, aber nicht für die Berechnung der Zollerträge in Frage kämen.

3) Es ward sodann seitens der Hansestädte hervorgehoben, daß das Aversum ganz durch directe Steuern aufgebracht werden müsse, da sie ihre indirecten, geringen Abgaben nicht erhöhen könnten, ohne die Freiheit des Verkehrs zu schädigen. Man spreche viel von dem Reichthume der Hansestädte, der auch keineswegs geleugnet werden solle, aber eine zu starke Anspannung der Steuerkraft würde bei der Beweglichkeit des im Handel erworbenen Capitals dazu führen, daß sich die wohlhabendsten Leute nach anderen, minder belasteten Plätzen wenden würden; namentlich aber dürfe man nicht außer Augen lassen, daß einige hundert Capitalisten keinen Maßstab für den Durchschnitt des Wohlstandes geben und daß in den Hansestädten wie in anderen großen Städten die

Anhäufung beſitzloſer Arbeiter progreſſiv zunehme. Dieſe fluctuirende Bevölkerung, die meiſt aus Arbeitern und Dienſtboten beſtehe, ſei durch directe Steuern nicht zu treffen, nehme dagegen die öffentliche Wohlthätigkeit ſtark in Anſpruch, wie aus den immer ſteigenden Armenbudgets der Städte zu ſehen ſei. —

Das Gewicht dieſer Gründe wurde ſeitens der zollvereiniſchen Commiſſarien nicht verkannt, ſo daß die Forderung eines dem Frankfurter Präcipuum analog anzuwendenden Multiplicators ſtillſchweigend fallen gelaſſen wurde. An dem Princip des Beitrags nach der annähernd zu berechnenden Conſumtion aber hielten ſie ſelber feſt, und wenn die hanſeatiſchen Vertreter dies auch nicht zugeben konnten, ſo boten ſie doch die Hand zu einem Compromiß, um zum Abſchluß zu kommen. So ward vereinbart, „daß die Städte für die Geſammtheit ihrer Bevölkerung als Averſum 5 Mark pro Kopf zahlen ſollten, außerdem aber für die eigentlich ſtädtiſche Bevölkerung 3 Mark extra.“

In neueſter Zeit iſt nun dies Averſum mannigfach angefochten, der Bundesrath beſchloß am 15. Januar 1878 auf Antrag ſeiner Ausſchüſſe eine erneute Prüfung der Frage, ob der beſtehende feſte Zuſchlag von 3 Mark für den Kopf der ſtädtiſchen Bevölkerung noch als entſprechend unter den jetzigen Verhältniſſen anzuſehen ſei, und erklärte ſich gleichzeitig mit dem Antrage Hamburgs einverſtanden, daß die Frage der Averſen und des Zuſchlags nicht nur für Bremen und Hamburg, ſondern für das Geſammtgebiet der Zollausſchlüſſe zur Erörterung gezogen werde.

Nachdem hierauf der Reichstag bei Berathung des Reichshaushalts-Etats für 1878/79 beſchloſſen, den Reichskanzler zu erſuchen, für den nächſten Etat zu erwägen:

ob nicht eine erhebliche Erhöhung des Zuſchlags per Kopf der ſtädtiſchen Bevölkerung von Hamburg und Bremen geboten und nicht auch für die ſtädtiſche Bevölkerung von Altona ein Zuſchlag per Kopf zu fordern ſei;

in wie weit für die Bevölkerung der im Freihafengebiete Hamburgs belegenen ſogenannten Vororte, welche vorzugsweiſe ſtädtiſch bebaut ſind und eine ſtädtiſche Bevölkerung haben, der ſogenannte Zuſchlag per Kopf in Anſpruch zu nehmen ſei —

beſchloß der Bundesrath am 25. Mai 1878, 1) daß nach einer örtlichen Prüfung der ſogenannten Vororte Hamburgs, von denſelben eine Anzahl im Betrage von 37,095 Einwohnern nach der Zählung von 1875 zur ſtädtiſchen Bevölkerung Hamburgs hinzuzunehmen, ſo daß bereits im Reichshaushalts-Etat für 1879/80 die Einwohner dieſer Vororte für den Zuſchlag zum Averſum hinzuzuzählen ſeien.

2) Die Frage der Erhöhung einer erneuten Erwägung von Commiſſarien des Reiches und der betheiligten Bundesregierungen, zunächſt Preußens, Bremens und Hamburgs unter Hinzuziehung eines Mitgliedes der betheiligten Ausſchüſſe des Bundesrathes, zu unterbreiten. Bei den Berathungen der deshalb am 7. Januar 1879 zuſammengetretenen Commiſſion wurde zunächſt allſeitig anerkannt, daß der muthmaßliche Verbrauch an zoll- und ſteuerpflichtigen Gegenſtänden in den Zollausſchlüſſen ſich nur ſchätzungsweiſe werde ermitteln laſſen. Die Modalitäten, unter welchen ſich dieſe Schätzung annähernd am Richtigſten ermitteln ließen, wurden auf's Neue discutirt und man kam dazu, die auf Grund der hanſeatiſchen

Statistik ermittelten Zahlen über die relative Wohlhabenheit der Bevölkerung der Ausschlüsse durch Erörterungen im Einzelnen der Wirklichkeit möglichst nahe zu bringen.

Das Resultat aller eingehenden Erörterungen und Ermittelungen war, daß dieselben nicht geeignet seien, eine zuverlässige oder auch nur einigermaßen einwandfreie, rechnungsmäßige Feststellung des gegenwärtigen Consums der Hansestädte an den im Zollgebiete zoll- und steuerpflichtigen Gegenständen zu gewähren, zumal die Ermittelungen in Folge der neuen Zoll- und Steuergesetzgebung sehr erschwert seien; auf Grund des vorgebrachten Materials wurde vorgeschlagen, vom Etatsjahre 1880/81 ab den Aversionalzuschlag pro Kopf der städtischen Bevölkerung von 3 auf 5 Mk. zu erhöhen, wodurch zugleich der Erhöhung der Steuersätze durch die vermehrten indirecten Reichssteuern Rechnung getragen werde, während für die Aversen von Altona, Wandsbeck, Bremerhaven, Geestemünde und Bracke es beim Alten bleiben würde.

Wenn nun unzweifelhaft diese Erhöhung eine erhebliche Mehrbelastung der Hansestädte einschließt, welche für Hamburg noch durch die Ausdehnung des Zuschlags auf die städtisch bebauten Vororte gesteigert wird, so konnte man um so weniger auf einen Schritt gefaßt sein, wie Preußen ihn gethan, indem es beim Bundesrathe die Einbeziehung nicht nur Altona's, sondern auch eines Theiles von St. Pauli in das Zollgebiet beantragte.

Die Forderung des Eintritts von Bremen und Hamburg in das Zollgebiet beruht, wie Dr. Barth in seiner Schrift „Die handelspolitische Stellung der deutschen Seestädte" bemerkt hat, auf dem Gefühlsmotiv der Uniformität, während sich, sobald man dies Gefühl vom Standpunkt der Reichsinteressen aus zu rechtfertigen sucht, sich ein bedenkliches Manco von Gründen zeigt. Dieser Ausspruch wird vollauf durch die Motivirung des preußischen Antrags gerechtfertigt. Wie erwähnt, ist bei Begründung des Norddeutschen Bundes von Seiten der Regierungen in keiner Weise davon die Rede gewesen, daß die Freihafenstellung der Hansestädte eine vorübergehende sein solle, vielmehr bemerkte Graf Bismarck in einer Unterredung mit dem hanseatischen Ministerresidenten Dr. Krüger, der Norddeutsche Bund, der eine Großmacht sei, werde erst durch die Hansestädte zu einer Weltmacht, und erklärte bei der Vorlage des Vertrages wegen Erweiterung des Bremerhafener Hafendistrictes, daß jeder Bundesstaat Vortheil von der Zusammengehörigkeit haben solle. Indeß, der Reichskanzler liebt es bekanntlich nicht, daß man ihn an frühere Aussprüche festnagele. Von 1866 bis 1879 sah man auf dem Boden der traditionellen Handelspolitik des Zollvereins die Stellung der Hansestädte als für Deutschland nützlich an; heute, wo diese Handelspolitik auf den Kopf gestellt ist, sollen die Freihäfen verschwinden, indem man ihnen das Leben möglichst verleidet. Das ist der Sinn des Antrags vom 19. April. Wenn derselbe nun von der ungünstigen Lage Altona's ausgeht, um durch dieselbe die Nothwendigkeit des Anschlusses eines Theiles von St. Pauli zu begründen, so ist dies Motiv keineswegs glücklich gewählt. Unstreitig ist es schwer möglich, eine durchführbare Zollgrenze zwischen Altona und St. Pauli zu ziehen und eben deshalb hat man erstere Stadt gleichfalls zum Freihafen gemacht;

daß dies aber der Grund ihres commerciellen Rückganges ſei, iſt in keiner Weiſe erwieſen.

Altona ward von Dänemark vor 200 Jahren recht eigentlich als Nebenbuhlerin Hamburgs begründet; zu dem Zwecke gewährte man der Stadt nicht nur volle Cultusfreiheit, während ſonſt in Dänemark ſtarr lutheriſche Intoleranz herrſchte, ſondern auch volle Zollfreiheit. Man nahm ſie ihr aber wieder zur Strafe für ihre Betheiligung an der Erhebung der Herzogthümer im Jahre 1848. Von da an datirt der Rückgang des Altonaiſchen Handels, der in dem Maße zunahm, als die Bevölkerung wuchs, indem das Steigen derſelben lediglich auf dem Zuzug ſolcher Perſonen beruhte, welche der Steuerkraft und Wohlhabenheit nicht zu Gute kamen und die zu einem großen Theile ihren Erwerb in Hamburg hatten. Was ſpeciell den Rückgang der Schifffahrt Altona's gegenüber derjenigen Hamburgs betrifft, ſo hängt derſelbe weſentlich mit dem Umſchwung der Rhedereiverhältniſſe zuſammen. Die niemals ſehr bedeutende Rhederei Altona's iſt noch mehr zurückgegangen, weil ſie ſich ausſchließlich auf Segelſchifffahrt beſchränkte und nicht Capital genug hatte, den nothwendigen Uebergang zur Dampfſchifffahrt zu vollziehen, den man in Hamburg mit voller Energie in die Hand nahm. Daß aber die Wohlhabenheit Altona's durch Einbeziehung in die Zolllinie ſich heben würde, iſt keineswegs wahrſcheinlich und mit ſehr triftigen Gründen von dem Vertreter der Stadt, Herrn Karſten, im Reichstage beſtritten. Der Antheil, den Altona überhaupt noch am überſeeiſchen Großhandel nimmt, beruht lediglich darauf, daß es demſelben die gleiche unbeſchränkte Verkehrsfreiheit bot wie Hamburg. Seine Lagerräume und ſonſtigen Einrichtungen ſind vom Handel des letzteren in großem Umfang benutzt, natürlich gegen gehöriges Entgelt. So iſt es denn ſtets das Intereſſe Altona's geweſen, ſich möglichſt mit der Stellung Hamburgs zu identificiren und lediglich, um ihm ſeinen Antheil am Großhandel möglichſt zu wahren, entſchloß die preußiſche Regierung ſich, die Stadt außer der Zolllinie zu laſſen; die Einbeziehung Altona's in die Zollſchranken würde dem ſofort ein Ende machen. Aber auch poſitive Nachtheile müßte dieſelbe der Stadt bringen, wie Herr Karſten hervorhob. Bekanntlich zahlt Altona jetzt nicht ſein volles Averſum, ſondern wegen ſeiner ungünſtigen finanziellen Lage tritt Preußen hier mit ein. Im Zollgebiet würde die Stadt den vollen Betrag an Zoll- und Gebrauchsſteuern zu zahlen haben, dadurch würde das Leben erheblich vertheuert und ein großer Theil der Leute, die dort wegen der Wohlfeilheit bisher lebten, aber ihre Beſchäftigung in Hamburg hatten, würden fortziehen, die Speicher an der Elbe würden entwerthet, kurz, von einem Vortheil für Altona kann nicht die Rede ſein. Es ſind denn auch die Vertreter deſſelben keineswegs gehört, vielmehr haben Magiſtrat und Stadtverordnete bereits eine Eingabe an das preußiſche Miniſterium gegen den Anſchluß beſchloſſen. Angenommen nun aber, St. Pauli würde wirklich in die Zolllinie eingeſchloſſen, ſo würde ſeine Concurrenz erſt recht drückend für Altona werden; denn wohin ſollte ſich die Hamburgiſche Concurrenz wenden, wenn Altona und St. Pauli gemeinſam dem Zollgebiet angeſchloſſen wären und irgend welcher Vortheil dieſes Anſchluſſes ſich als erreichbar zeigte? Unbedingt zuerſt nach St. Pauli, und Altona wäre dann in einer übleren Lage als es jetzt iſt. Diejenigen Geſchäftszweige, welche

auf der bisherigen Freihafenstellung beruhten, würden nach Hamburg auswandern, die auf das Zollinland berechneten dagegen in St. Pauli eine durch den Vortheil der Lage desselben und das Hamburger Capital begünstigte Concurrenz erhalten.

Die Motive für den Anschluß Altona's sind eben so dürftig, daß sie sich lediglich als Vorwand zu der Pression charakterisiren, welche man gegen Hamburg ausüben wollte. Während aber reichsrechtlich keine Handhabe vorliegt, den Anschluß Altona's zu hindern, wenn Preußen ihn der Stadt octroyiren will, liegt die Sache bei St. Pauli ganz anders. Wir sehen ganz von dem allerdings bis dahin unerhörten Vorgang ab, daß ein solcher Antrag eingebracht wird ohne Verhandlung mit dem betheiligten Staate, bei dem Preußen einen Gesandten hat, ja ohne ihm auch nur vorgängig Kenntniß zu geben — bundesfreundliche Gesinnungen lassen sich eben nicht erzwingen. Aber der Art. 34 der Reichsverfassung tritt der Einbeziehung dieses Theiles des Hamburgischen Staates ohne Zustimmung desselben entgegen. Dies ist in dem Hamburgischen Gegenantrag so treffend dargelegt, daß wir einfach auf denselben verweisen können. Aber auch der bedeutendste Lehrer des Reichsstaatsrechts, auf den Fürst Bismarck sich selbst berufen, Prof. Laband sagt:

„Beschränkt ist jedoch die Zollgesetzgebungsgewalt des Reiches durch das den Hansestädten Bremen und Hamburg im Artikel 34 der Reichsverfassung gewährte Reservatrecht, daß sie als Freihäfen außerhalb der gemeinschaftlichen Zollgrenze verbleiben, bis sie ihren Einschluß in dieselbe beantragen, so daß derselbe ohne ihre Zustimmung nicht verfügt werden kann. Den übrigen Staaten, in deren Gebiet Zollexclaven sich befinden, ist das gleiche Recht hinsichtlich der ausgeschlossenen Gebietstheile nicht eingeräumt worden."

Und in Betreff des dem Bundesrathe im Art. 7 der Reichsverfassung eingeräumten Rechts, Administrativ-Verordnungen zu erlassen, sagt Laband:

„In der Verfassungsurkunde des Norddeutschen Bundes, Art. 37, war dieses Recht gerade nur für die im Art. 35 aufgeführten Gegenstände (Zölle und Steuern) anerkannt. Der Zollvereinsvertrag vom 8. Juli 1867, Art. 8, §. 12, übertrug dieselbe Befugniß dem Bundesrath des Zollvereins. In der Reichsverfassung ist dieses Verordnungsrecht des Bundesraths jedoch auf alle, der Gesetzgebungscompetenz des Reiches unterliegenden Gegenstände ausgedehnt und demgemäß diese Verfassungsbestimmung aus dem Abschnitt über Zoll- und Handelswesen in den Abschnitt über den Bundesrath (Art. 7) versetzt worden. Im Allgemeinen hat daher der Bundesrath für die Zoll- und Steuerverwaltung keine anderen Rechte und Befugnisse als diejenigen, welche ihm überhaupt in dem Organismus der Reichsverfassung zustehen."

Hieraus geht klar hervor, daß ein Recht des Bundesraths, über die Frage des Anschlusses von St. Pauli an das Zollgebiet aus den vom Reichskanzler angezogenen Art. 7 der Reichsverfassung nur dann hergeleitet werden könnte, wenn der Art. 34 der Reichsverfassung nicht existirte.

Wollte man sich aber etwa darauf berufen, daß Gebiet nicht Stadtgebiet sondern Staatsgebiet bedeute, so ist das zwar ganz richtig, würde aber gerade gegen den preußischen Antrag sprechen; denn da das Stadtgebiet jedenfalls auch Staatsgebiet ist, stände es dann dem Bundesrathe ohne Hamburgs Zustimmung frei, jeden beliebigen Theil der Stadt, im engsten Sinne, in die Zolllinie einzuziehen, womit der Art. 34 jeden Sinn verlöre. Denn was ist dann die Hansestadt, die draußen bleiben soll, bis sie ihren Eintritt selbst beantragt? Endlich aber ist es vollkommen unzulässig, sich darauf zu berufen, daß bereits früher

größere Theile des Hamburgiſchen Gebietes durch Bundesrathsbeſchluß dem Zollvereine angeſchloſſen ſind; denn dies geſchah mit Zuſtimmung Hamburgs, welches die Nothwendigkeit eines ſolchen Schrittes einſah, um eine rationelle Zollgrenze herzuſtellen.

Kurz, wie man auch die Sache wenden mag, der Antrag Preußens iſt innerlich unhaltbar. Das Intereſſe Altona's erfordert keine Aenderung, ſondern wird durch eine ſolche leiden, die Zerſchneidung St. Pauli's, das den Namen einer Vorſtadt lediglich in dem Sinne trägt, wie man heute in Paris von einem Faubourg St. Germain oder Montmartre ſpricht, iſt undurchführbar, man könnte ebenſowol eine neue Octroilinie längs der Rue St. Honoré oder der Boulevards ziehen. Der Antrag iſt rechtlich unzuläſſig, weil der Bundesrath nach Art. 34 darüber nicht ohne Zuſtimmung Hamburgs beſchließen kann.

Dieſe Lage iſt in der Discuſſion der Wolffſon-Möring'ſchen Interpellation vollkommen klargeſtellt, aber in noch weit grellere Beleuchtung gerückt durch die Debatten über den Elbſchifffahrtsvertrag mit Oeſterreich.

Das Reſultat iſt folgendes:

Am 15. April erläßt der Reichskanzler ein Schreiben an den Finanzminiſter Bitter bez. der Verlegung der Zollgrenze nach Cuxhaven, in dem es heißt: „Es würde damit die politiſche Wirkung erreicht werden, auf die es vorläufig ankommt, nämlich die Einwilligung Hamburgs zum Eintritt in das Zollgebiet herbeizuführen.“ (Das Dementi des Reichsanzeigers iſt lediglich formell, daß es ſich nicht um eine „Frage“ gehandelt habe.) Am 19. ſtellt Preußen ſeinen Antrag. Auf den Gegenantrag Hamburgs erfolgt am 1. Mai die Siſtirung der Erleichterung für den Rücktransport unverkauft gebliebenen Viehes, am 7. Mai treffen mehrere höhere Zollbeamte zur Beſichtigung in Cuxhaven ein. Inzwiſchen ergeht am 6. das preußiſche Circular, welches erklärt, es habe dem Reichskanzler durchaus ferne gelegen, Hamburgs Freihafenſtellung anfechten zu wollen; die Frage ſei lediglich techniſcher Natur und ſolle eben deshalb nicht zu einem Verfaſſungsconflict aufgebauſcht werden. Es wurde hervorgehoben, „es würden diejenigen Regierungen, ‚welche glaubten, daß durch die Abtrennung der Vorſtadt St. Pauli vom Freihafengebiet ein Verfaſſungsrecht verletzt oder auch nur berührt werde, gegen die (von Preußen vorgeſchlagene) Linie ſtimmen können‘ und daß in ſolchem Falle die Zollgrenze mit der Landesgrenze des preußiſchen und des hamburgiſchen Gebiets zuſammenfallen werde.“

Und in ſeiner Rede vom 8. ſagte der Kanzler wörtlich: „Ich habe erklärt, daß das Recht auf den Freihafen nur mit Hamburgs Bewilligung aufhören könne, und daß ich, ſo lange ich mitzureden hätte, auch darüber wachen würde, daß es nicht eingeſchränkt werde auf kleinere Grenzen als diejenigen, welche nothwendig ſind, damit es ſeiner Bezeichnung in vollkommener und loyaler Weiſe entſpreche, ein wirklich voller Freihafen, der allen Evolutionen, die in einem Freihafen vorgenommen werden ſollen, und allem Nutzen, den man von einem Freihafen erwarten kann, entſpricht.“

Die Zweitheilung des ſtädtiſchen Gebietes alſo hat man fallen laſſen, lediglich weil man den Freihafen mit anderen, ſicherern Mitteln unmöglich zu machen

glaubte. Alle seit Mitte April getroffenen Maßregeln bilden ein System von Druckmitteln, durch welche Hamburg gezwungen werden sollte, anscheinend freiwillig sich seines durch Art. 34 gewährleisteten Rechtes selbst zu begeben. Die Haltung der Parteien in diesen merkwürdigen Debatten war charakteristisch: für den Antrag Preußens erhob sich keine Stimme, selbst nicht unter den stets getreuen Freiconservativen, und von den Conservativen war der Abg. v. Minnigerode der Einzige, welcher die Angelegenheit als ein Internum des Bundesraths bezeichnete und vor Monologen warnte. Durch ihr Verhalten hat die deutsch-conservative Partei auf's Neue bewiesen, daß der Anlauf, den sie bei ihrer Begründung zu nehmen schien, bereits zu Ende ist; daß wir keine auf sich selbst ruhende und ihr Programm selbständig durchführende conservative Partei besitzen; daß, was sich so nennt, mehr oder weniger doch nur ein Anhängsel der Regierung ist. Das Recht als solches zu vertheidigen, ohne Rücksicht auf Stirnrunzeln, würde, wie der Abg. Richter treffend sagte, jedem Tory als Pflicht erscheinen; aber unsere Conservativen sind meist nur tapfer, wenn sie die Regierung mit sich haben. Die im eminenten Sinne conservative Aufgabe der Vertheidigung der Verfassung, die Mahnung, daß die Rechte der freien Städte dieselbe Bedeutung besitzen wie die der Fürsten: das haben sie den Liberalen überlassen. Wenn aber gerade die Führer derselben, welche aus ihren unitarischen Neigungen nie ein Hehl gemacht haben und sicherlich keinerlei Vorliebe für kleinstaatliche Reservatrechte hegen, so entschieden Partei für Hamburgs angegriffenes Recht nehmen, so liegt darin eben die Anerkennung, daß nur das als Kräftigung des Reichsgedankens angesehen werden kann, was dem deutschen Verfassungsrecht entspreche.

Was der Reichskanzler ferner in dieser Frage unternehmen wird, bleibt abzuwarten. In der Sache selbst aber glauben wir gezeigt zu haben, daß die Hansestädte in ihrer Freihafenstellung dem deutschen Reiche nichts schaden, wol aber wesentlich nützen und jeder sachliche Grund fehlt, das bisherige Verhältniß zu ändern.

28. Mai 1880.

Die ersten Theater-Aufführungen des Goethe'schen Faust.

Von
Adolph Enslin.

Der erste Theil des Goethe'schen „Faust" erschien in der Gestalt, wie wir dies Drama gegenwärtig besitzen, unter dem Titel: „Faust. Eine Tragödie von Goethe. Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 309 S. 16° im Frühling 1808." Bereits 1790 war indessen schon ein Theil unter dem Titel: „Faust. Ein Fragment von Goethe. Aechte Ausgabe" bei G. J. Goeschen in Leipzig (168 S. 8°) gedruckt. Vergleichen wir beide Ausgaben mit einander, so finden wir in der späteren, außer den drei Vorspielen, folgende Zusätze: den Monolog Faust's vom Abgang Wagner's an, sein Selbstmordversuch und die Unterbrechung desselben durch das Osterfest, den Spaziergang, die erste Beschwörung des Mephistopheles und endlich die Scene mit Valentin. Das Fragment schließt mit der Ohnmacht Gretchen's in der Kirche; alles Weitere, auch die Walpurgisnacht, ist später hinzugefügt. Die Entstehung des Werkes fällt in die früheste Jugend des Dichters. Goethe äußert sich selbst hierüber, vielleicht in nicht ganz zutreffender Weise: „Der Faust entstand mit meinem Werther, ich brachte ihn im Jahre 1775 mit nach Weimar. Ich hatte ihn auf Postpapier geschrieben und Nichts daran gestrichen, denn ich hütete mich, eine Zeile niederzuschreiben, die nicht gut war und die nicht bestehen konnte."

An ein Drama für die Bühne war bei der Abfassung sicherlich nicht gedacht. Wenn aber noch jetzt vielfach die Ansicht verbreitet ist, Goethe habe von einer Theateraufführung überhaupt Nichts wissen wollen und er habe die Meinung aufrecht gehalten, der „Faust" gehöre nicht auf das Theater, so ist dies vollständig unrichtig. Bereits 1810 beschäftigte sich Goethe mit dem Gedanken, seinen „Faust" in Weimar aufführen zu lassen. Er theilte diese Absicht seinem Freunde Zelter, dem bekannten Director der Singakademie in Berlin unterm 18. November mit: „Schließlich melde, daß uns ein seltsames Unternehmen bevorsteht, nämlich den Faust aufzuführen, wie er ist, insofern es nur einigermaßen möglich werden will. Möchten Sie uns wol mit einiger Musik bei-

stehen, besonders bei dem Ostergesang und dem Einschläferungslied: Schwindet, ihr dunklen Wölbungen droben."

Zelter machte sich sogleich an die Arbeit, allein er mochte doch wol fühlen, daß er einer solchen Aufgabe nicht gewachsen sei und lehnte das ehrenvolle Anerbieten ab. Goethe antwortete ihm: „Daß Sie ablehnen, die Musik zum „Faust" zu componiren, kann ich Ihnen nicht verargen. Mein Antrag war etwas leichtsinnig, wie das Unternehmen selbst. Das mag denn auch noch ein Jahr lang ruhen, denn ich habe durch die Bemühung, welche mir die Behandlung des standhaften Prinzen gemacht, ziemlich die Luft erschöpft, die man zu solchen Dingen mitbringen muß." Hiermit aber war nun für Goethe die Sache für immer abgethan. Er hat in späteren Jahren nie wieder daran gedacht, eine Theateraufführung selbst in die Hand zu nehmen, oder auch nur die Anregungen, die von anderer Seite kamen, irgendwie zu begünstigen. Goethe hat seinen Faust nie auf der Bühne gesehen, obwol in den letzten Jahren seines Lebens fast alle Theater von Bedeutung, so auch das Weimar'sche es für eine Ehrensache hielten, dies Drama aufzuführen.

Bevor aber die Theater sich des Stückes bemächtigten, hatte ein Dilettant aus dem Kreise der höchsten Aristokratie die Anregung zur Aufführung des „Faust" gegeben.

Die Compositionen des Fürsten Radziwill.

Die einzige Tochter des Prinzen Ferdinand von Preußen war mit dem 1775 geborenen Fürsten Anton Radziwill vermählt. Der Fürst war ein Mann von nicht gewöhnlichen geistigen Fähigkeiten, von lebhaftem Interesse für Kunst und Literatur und von einer musikalischen Begabung, welche die Grenzen des Dilettantismus weit überschritt. Sein Haus war lange Zeit der Mittelpunkt nicht nur der Geburts-, sondern auch der geistigen Aristokratie Berlins. Der Goethe'sche Faust, zu welchem der Fürst die noch jetzt bekannten und geschätzten Compositionen geliefert hatte, wurde von ihm besonders verehrt und er gab sich die äußerste Mühe, auch in den Kreisen des Hofes Interesse für diese Dichtung zu erwecken. Bereits im Februar 1816 konnte Zelter an Goethe berichten: „Unsere Königlichen Prinzen haben den heroischen Entschluß gefaßt, Deinen Faust unter sich aufzuführen und darzustellen, wie er leibt und lebt. Die Anstalten dazu sind so in's Große projectirt, daß ich fast fürchte, es wird Nichts daraus, wie wir denn noch keinen Ort haben, wohin wir sein Haupt legen wollen. Auch ich habe die Rolle des Schauspieldirectors übernommen, die ich denn mit möglichster Würde und Klarheit auszuspinnen gedenke. Ueber die Zusätze, die Du dem Fürsten Radziwill im Manuscript gesandt hast, ist man hoch erfreut, und der Kronprinz lebt und webt, wie ich höre, im Faust; der ihn, wie ich ihn kenne, wol anziehen kann. Mephistopheles wird vom Prinzen Karl von Mecklenburg gegeben."

Dieser erste Darsteller des Mephisto war der Bruder der Königin Luise und bewohnte das Schloß Monbijou in Berlin. Er spielte die Rolle mit einer solchen Meisterschaft, daß sie zu einem boshaften Distichon Veranlassung gab, das zu damaliger Zeit von Mund zu Mund umlief und von älteren Berlinern

noch jetzt lachenden Mundes citirt wird, wenn zufällig die Rede auf den Herzog Karl von Mecklenburg kömmt.

Am 31. März war die erste Leseprobe mit Musik im Radziwill'schen Palais. Der Schauspieler Lemm vom Königlichen Theater hatte die Rolle des Faust übernommen und wurden vorläufig nur solche Scenen gelesen, in denen männliche Personen vorkamen. Auch Zelter war von dem Vortrage des Herzogs äußerst erbaut und berichtet an Goethe: „der Artist ging neben ihm her wie ein Esel neben einem Pferde". Am 7. April folgte dann eine vollständige Leseprobe, bei welcher der ganze Hof anwesend war und lebhaftes Interesse bekundete. Selbst der König (Friedrich Wilhelm III.), dem der „Faust" nicht grade sympathisch sein mochte und der sich nach seiner Art anfänglich sehr reservirt hielt, wurde überaus freundlich, liebenswürdig und gesprächiger, als man es von einem Monarchen gewöhnt war, dessen Wortkargheit fast als sprichwörtlich galt.

Eine neue Leseprobe fand dann im Juni statt, um über Scenen, die noch nicht aufgeführt waren, schlüssig zu werden. Die Probe war beim Grafen Brühl, dem damaligen Intendanten der Königlichen Theater. Der Stein des Anstoßes bestand vor Allem darin, Surrogate für anstößige Stellen zu finden, um nicht sowol den jüngeren weiblichen Personen als ihren alten Hüterinnen ohne Aergerniß zu erscheinen. Man schlug vor, Goethe möge selbst diese Aenderungen vornehmen, trug aber schließlich doch ein gerechtfertigtes Bedenken, sich mit diesem Ansinnen nach Weimar zu wenden. Es wurde dann beschlossen, jede mitredende Person solle durch Veränderung einzelner Worte nach ihrem eigenen Gefühle von Schicklichkeit Anstößiges verhüten.

Als die erste Zusammenkunft über die Idee zur Aufführung des „Faust" gehalten wurde, hatte man auch Zelter eingeladen. Es war eine Gesellschaft der vornehmsten Art, unter ihnen die Prinzen des Königlichen Hauses und Mitglieder der höchsten Aristokratie. Zu seinem nicht geringen Schrecken erfuhr Fürst Radziwill, daß der Goethe'sche Faust fast allen Anwesenden gänzlich unbekannt war. Man wollte es kaum glauben, daß ein so erhabenes Werk seit Jahren erschienen sei, ohne daß man Kenntniß von demselben erlangt habe. Am folgenden Tage war in allen Buchhandlungen Berlins Nachfrage nach Exemplaren; die Königlichen Diener liefen von einem Geschäft zum andern, aber nur einige wenige Exemplare waren auf den Lagern vorhanden und mußte neuer Vorrath bestellt werden. Es sollen dann in Folge dessen später 500 Exemplare in Berlin verkauft worden sein.

1819 war man endlich so weit vorgerückt, daß die Aufführung des „Faust" in den Sälen des Schlosses Monbijou vor sich gehen konnte, der sich in den folgenden Jahren mehrfache Wiederholungen anschlossen. Am 24. Mai 1820 spielte Frau Stich (die nachmalige Frau Crelinger) zum ersten Male das Gretchen und äußerte der König über diese Aufführung seine hohe Befriedigung. Bis zu dem im Jahre 1833 erfolgten Tode des Fürsten Radziwill wurde der „Faust" unter seiner Leitung noch mehrmals aufgeführt; meistentheils wurden übrigens nur einzelne Scenen dargestellt.

In der Singakademie in Berlin wurde die Radziwill'sche Composition zum ersten Male am 31. Mai 1838 zu einem wohlthätigen Zwecke aufgeführt. Das

Gretchen wurde von Clara Stich gesprochen, während Eduard Devrient die Recitation der männlichen Rollen übernommen hatte. Sein Vortrag fand allgemeinen Beifall und es wurde lebhaft bedauert, daß Devrient bei der Aufführung im Theater keine Verwendung gefunden hatte.

Auffallend ist es, daß die von Radziwill veranstalteten Aufführungen, die allgemeines Aufsehen erregten, aber doch nur einem ganz exclusiven Publicum zugänglich waren, keinen Theaterdirector anregten, auch seinerseits die Sache in die Hand zu nehmen. Goethe selbst verhielt sich freilich vollkommen passiv, nahm aber mit großer Theilnahme die von Zelter und Anderen erstatteten Berichte entgegen. Auch das kleinste Detail der Aufführung erregte, wie in anderen Dingen so auch hier, sein Interesse und so schrieb er u. A. unter dem 12. December 1828 an den Maler Wilhelm Zahn, den Herausgeber der Wandgemälde aus Pompeji und Herculanum: „Da Sie gefälligst kleine Aufträge auszuführen sich erboten haben, so wollte ich Sie um Folgendes ersuchen. Fürst Radziwill, welcher verschiedene Privataufführungen einiger Scenen meines Faust begünstigte, ließ die Erscheinung des Geistes in der ersten Scene auf eine phantasmagorische Weise vorstellen, daß nämlich, bei verdunkeltem Theater, auf eine im Hintergrund aufgespannte Leinwand, von hinten her, ein erst kleinerer, dann sich immer vergrößernder lichter Kopf geworfen wurde, welcher daher sich immer zu nähern und immer weiter hervorzutreten schien. Dieses Kunststück ward offenbar durch eine Art laterna magica hervorgerufen. Könnten Sie baldigst erfahren: wer jenen Apparat verfertigt, ob man einen gleichen erlangen könnte und was man allenfalls dafür entrichten müßte? Das vorzustellende Bild würde man von hier aus dem Künstler zusenden“ [1]).

Eine ganze Reihe von Jahren verging, bis, abermals von Berlin aus, eine neue Anregung zur Aufführung des „Faust“ gegeben wurde.

Karl von Holtei und dessen „Faust“.

Der kürzlich in hohem Greisenalter in Breslau verstorbene Dichter Karl von Holtei hatte 1828 eine Anstellung als Dramaturg beim Königstädtischen Theater in Berlin. Das Theater war ein Actienunternehmen und vorzugsweise der Oper und dem Dienste der heiteren Muse gewidmet; die Aufführung von Tragödien war bei der Concessionsertheilung ausdrücklich ausgeschlossen. Trotzdem war Holtei auf den Gedanken gekommen, den Goethe'schen „Faust“ zur Aufführung zu bringen.

Er war der Meinung, daß es mit dem bloßen Streichen längerer Stellen und Fortlassen von ganzen Scenen nicht abgemacht sei. Er stellte deshalb eine neue theatralische Form her, und nahm aus manchen, nothwendig zu streichenden Scenen, einzelne Reden und Stellen in andere Scenen hinüber. So brachte er z. B. sämmtliche Auftritte zwischen Faust und Gretchen, von den ersten Worten

[1]) Ein derartiger Apparat kömmt auch bei den jetzigen Faust-Aufführungen in Weimar zur Anwendung. Die Wirkung ist gut; weniger zu loben ist aber, daß die Worte des Erdgeistes durch ein Sprachrohr gesprochen werden.

bis zum Schlaftrunk, den sie der Mutter (sichtbar) reicht, in einen großen — den zweiten — Act, ohne daß in demselben verwandelt zu werden brauchte.

Ein selbständiges Scenarium sandte er an Goethe mit dem Bemerken, falls die Bearbeitung seinen Beifall fände, sollte die Aufführung am 28. August 1828 erfolgen. In Weimar fand der Vorschlag keine ganz ungünstige Aufnahme. Der Sohn des Dichters antwortete umgehend: „Der Vater sei mit der Idee, wie mit der Art, wie sie ausgeführt werden solle, einverstanden; eine vorherige Einsendung des Manuscriptes sei indeß doch wünschenswerth."

Die Direction des Königstädtischen Theaters war über diese Zustimmung ungemein erfreut und zeigte der General-Intendanz der Königlichen Schauspiele sofort an, daß die Aufführung in Aussicht genommen sei. Zu einer solchen Anzeige war die Direction verpflichtet, da, wie bereits erwähnt, die ihr ertheilte Concession sowol Tragödien wie alle die Stücke ausschloß, die in den letzten zwei Jahren die Bretter des Königlichen Theaters überschritten hatten. Man gab dem Goethe'schen Drama den folgenden Titel: „Des weltberufenen Erz- und Schwarzkünstlers Doctor Faust Pactum mit der Hölle. Melodrama in 3 Acten und einem Vorspiel, nach Goethe mit des Dichters Bewilligung für die Bühne eingerichtet von Holtei. Musik von K. Eberwein."

Dieser Titel schmeckte zwar stark nach einem Puppenspiel; man hatte ihn aber absichtlich so gewählt, um von vorneherein dem Einwande zu begegnen, daß das Königstädtische Theater zur Aufführung eines Drama nicht berechtigt sei. Der General-Intendant ließ sich aber durch eine solche ziemlich plumpe Mystification nicht irre führen; er antwortete, „daß er die Anzeige von der beabsichtigten Aufführung des „Faust" mit Befremden gelesen habe; die Direction müsse daran erinnert werden, daß Tragödien von der Darstellung ausgeschlossen seien." Holtei's Antwort war wiederum höchst sonderbar. Der alte Olympier in Weimar hätte unzweifelhaft seinen Donnerkeil niedergeschmettert, wenn er die Eingabe an den Graf Brühl zu Gesicht bekommen hätte. Holtei schrieb: „Goethe's „Faust" sei bekanntlich niemals für das Theater bestimmt gewesen; daß das Stück vom Verfasser „Tragödie" benannt sei, könne zu einem so seltsamen Irrthume, wie ihn die Intendanz begehe, keine Veranlassung geben. Auch große Begebenheiten würden so benannt, auch der letzte Krieg in Rußland heiße eine Welttragödie. Wenn Klingemann's „Faust" für die Bühne melodramatisirt würde, dann wären die Einsprüche gerechtfertigt. Aber daß Goethe's Gedicht, welches in den meisten Stellen mehr didactisch oder lyrisch als dramatisch, niemals aber theatralisch sei, in ein Melodrama gewandelt würde, dagegen könne Niemand etwas einwenden als der Dichter. Dieser aber habe seine Einwilligung bereits gegeben. Sie würde freilich nicht hinreichen, um Egmont, Goetz, Clavigo oder Tasso zu melodramatisiren. Diese Stücke seien nach bestehenden Theaterformen gemacht, nur einmal (beim Götz), wo dies nicht der Fall, habe der Meister späterhin selbst Hand angelegt. Kein Theater könne den „Faust" ohne gänzliche Umschmelzung geben, dies Riesengedicht sei nicht für die engen Bretter geeignet."

Graf Brühl ließ sich durch diese eigenthümlichen Deductionen natürlich

nicht bewegen, seinen Protest fallen zu lassen, fügt aber seinem letzten Schreiben folgenden Schluß hinzu:

„Wie allein diese Sache für den Dichter, für Sie und für mich auf eine gleich ehrenvolle Weise vermittelt werden kann, habe ich jetzt nur den einen Wunsch, daß Sie sich entschließen möchten, unserer Bühne dies Gedicht zur Aufführung zu überlassen und so dem Dichter die Freude zu machen, außer seinen andern Werken auch noch seinen „Faust" dargestellt zu sehn."

Holtei hatte inzwischen eine Abschrift seines Manuscriptes nach Weimar gesandt. Die Aufnahme, welche die Bearbeitung dort fand, war indeß eine wenig günstige.

August von Goethe ward wiederum beauftragt, die Correspondenz zu führen und schrieb an Holtei: „Schon der eingesandte Entwurf ließ befürchten, daß die Redaction des „Faust" nicht nach Wunsch gelingen möchte. Dies bestätigt sich leider durch das eingesandte vollständige Exemplar. Wir finden gar manches Bedeutende und Wirksame gestrichen, auch einen Theil des Beibehaltenen so behandelt, daß es unseren Beifall nicht gewinnen kann. Sie haben Ihr Publicum im Auge, und hierauf gründet sich wol auch Ihre Redaction; weshalb Ihnen denn auch völlige Freiheit bleibt, nach Ueberzeugung zu handeln; nur läßt mein Vater bemerken, daß unter diesen Umständen weder von seiner Einwilligung, noch von seiner Mitwirkung die Rede sein dürfe."

Hiermit fand die Sache ihren vorläufigen Abschluß. Holtei konnte indeß den Gedanken, den „Faust" auf die Königstädter Bühne zu bringen, nicht wieder los werden; er ließ sich, wie er selbst gesteht, vom leibhaftigen Satanas derart blenden, daß er auf eigene Hand ein Melodrama dieses Namens verfaßte. Am 10. Januar 1829 ging dies Spectakelstück unter dem Titel: „Doctor Johannes Faust, der wunderthätige Magus des Nordens" über die Bretter. Karl Blum, der namentlich als Lustspieldichter bekannt ist, hatte die Musik dazu geschrieben.

Goethe, der Kenntniß von dem Holtei'schen Vorhaben erlangt hatte, war begierig, Näheres über die Aufführung zu hören und ersuchte Zelter, ihm „eine treue Schilderung des Holtei'schen „Faust", wie er einem wohldenkenden und wohlmeinenden Freunde vorkomme, zu geben."

Zelter antwortete: „Du hast mir kein leichtes Pensum aufgegeben. Der Holtei'sche „Faust" ist kein anderer als Dein Faust, in bescheidene vier Acte gehüllt; die ihm noch so viel zu weit sind, daß man nichts als Falten bemerkt, unter welchen es an Allem fehlt, was einem Körper angehören könnte. Ein vollständiges vacuum, Volksmelodrama genannt. Das Ganze ist von unerträglicher langer Weile, und die vier Acte, worin schon sehr vieles gestrichen ist, währen noch immer vier volle Stunden."

Fast möchte es den Anschein gewinnen, als ob Zelter gar nicht im Theater gewesen sei, oder als ob er die Absicht gehabt habe, Goethe geradezu zu mystificiren. Seine Schilderung ist nach allen Seiten hin gänzlich unzutreffend. Eine kurze Inhaltsangabe des Holtei'schen „Faust" möge zeigen, daß die Zelter'schen Angaben rein aus der Luft gegriffen sind.

Wir befinden uns in Wittenberg. Faust, der im Personenverzeichniß ein „gelehrter Mann" genannt wird, hat ein hübsches, blutjunges Dienstmädchen,

Margarethe, die Tochter des wohlbestallten Nachtwächters Rudolf. Der Dienst im Hause des Magisters ist nicht grade schwer, nur kränkt es die hübsche Magd, daß ihr Dienstherr ihr so wenig Beachtung schenkt. Faust macht seine ersten Studien in der schwarzen Kunst und mit Hilfe eines ererbten alten Buches ruft er die Geister der Hölle an. Der erste, in Gestalt eines Kriegers, verspricht ihm, ihn zu den Höhen des Ruhmes zu geleiten, ein anderer, als armseliger Krämer gekleidet, will ihm irdische Schätze zuführen, ein dritter endlich ist der Teufel des Neides und rühmt sich der Gott der Erde zu sein. Faust verschmäht es, die Dienste dieser Geister in Anspruch zu nehmen, desto mehr Gnade findet Mephisto vor seinen Augen, hier Junker Voland genannt, der ihm verspricht, ihm die Pforten der Sinnlichkeit zu erschließen. Es wird ein Pact abgeschlossen, nach welchem Junker Voland vorläufig ein Jahr Dienste thun will, nach Ablauf dieser Frist soll es Faust freistehen, von dem Pact wieder zurückzutreten. Von diesem Augenblicke an entbrennt Faust in wilder Leidenschaft für seine Magd, die auch nicht lange zögert, sich ihrem Herrn willfährig zu erweisen. Ihr Liebhaber, ein ehrsamer Goldschmiedgeselle, wird von Faust getödtet und in die Elbe geworfen.

Der zweite Act versetzt uns an den Hof des Herzogs von Parma. Faust ist mit seinem Famulus Wagner auf Reisen gegangen, zieht es aber vor incognito aufzutreten und führt den Namen Ritter zu Flammenthal. Der Ruf seiner Zauberkünste ist bereits nach Italien gedrungen. Unter den Gästen des Hofes befindet sich auch die schöne Gräfin Helena, die gleichfalls ihren wahren Namen verbirgt, denn in Wirklichkeit stammt sie aus fürstlichem Geschlecht und ist niemand Geringeres als die Gattin des Menelaos. Zwischen Faust und Helena entspinnt sich bald ein Liebesverhältniß und man beschließt, in das alte Griechenland zu entfliehen, wo die Götter segnend die Liebenden beschirmen würden. Vorher soll indeß Faust in Gegenwart des Hofes Proben seiner Kunst ablegen. Auf den Wunsch des Herzogs erscheinen Alexander und Aristoteles, bald darauf die heilige Cäcilie, von lauschenden Genien umgeben. Das dritte Begehren des Herzogs beweist einen eigenthümlichen Geschmack: er habe seit seiner frühesten Kindheit an die Neigung gehabt, eine Hinrichtung anzusehen, dieser Anblick sei ihm bisher nicht geworden und Faust möge ihm nun dies ersehnte Schauspiel vorführen. Die Beschwörungsformel wird ausgesprochen und wir erblicken die Hinrichtung Margarethens, der Kindesmörderin. Faust schaudert und verschwindet unter Blitz und Donner.

Im dritten Act werden wir nach Wittenberg zurückversetzt. Margarethe hat bis jetzt vergeblich auf die Zurückkunft ihres Geliebten gewartet. „Komm, Geliebter, komm deinem armen Gretchen zu Hilfe! Gib deinem Sohne einen Vater!“ Helena ist nach Wittenberg gereist, um das Kind ihres Geliebten zu entführen. Margarethe erfährt, daß sie treulos verlassen sei, und von Verzweiflung getrieben, tödtet sie ihr Kind. Auch Faust und Wagner sind nach Wittenberg heimgekehrt. Letzterer hat nicht länger Neigung, in dem Dienste eines Mannes zu bleiben, der mit dem Bösen auf Du und Du steht, und freut sich, als er den Nachtwächterposten erhält, den bisher der biedere Rudolf inne hatte. Das Verbrechen Margarethen's wird entdeckt und die Hinrichtung der Mörderin soll

sofort vollstreckt werden. Auf dem Wege zum Schaffot trifft Faust mit Margarethe zusammen. Der Magister, dessen Probejahr zu Ende geht, hat allen bösen Neigungen entsagt und will reuig in den Schoß der Kirche zurückkehren. Allein, um die Geliebte zu befreien, ruft er aus: „Mephisto, errette Margarethen, dann will ich Dein sein auf ewig!“ Junker Voland säumt nicht, zu Hilfe zu kommen und mit feurigem Schwerte verjagt er die Gerichtsdiener. Doch Margarethe streckt ihm das Crucifix entgegen und läßt sich zum Hochgericht führen. Die Hölle begehrt ihr Opfer. Die Nacht bricht herein; ein wildes Chaos erscheint vor unseren Blicken. Faust entwindet sich mit dem Rufe: „Margarethe, bete für mich!“ den Klauen des Satans. Der Hintergrund öffnet sich. Hoch oben steht ein großes flammendes Kreuz, vor welchem Margarethe auf den Knieen liegt. Der Teufel vermag keinen Widerstand zu leisten und versinkt in den Abgrund, während Faust, vom Blitz getroffen, mit den Worten: „Tod! Gnade — Erlösung — Gott!“ sein Leben beschließt.

Dies der Inhalt des Stückes, von dem Zelter sagt: es sei genau der Goethe'sche „Faust“. Nur in einem Punkte hatte Zelter Recht: das Stück dauerte vier volle Stunden, worüber das Publicum höchst ungehalten war. Der Einzige, der übrigens mit dem Erfolge zufrieden war, war der Conditor des Königstädtischen Theaters. Das hungrige Publicum stürzte während der Zwischenacte in die Conditorei und vertilgte die vorhandenen Vorräthe bis auf den letzten Kuchen. Der glückliche Conditor äußerte nach der Vorstellung seelenvergnügt zu Holtei: „Solche Stücke müssen Sie öfter schreiben, die sind vortrefflich!“

Klingemann und die erste Faust-Aufführung in Braunschweig.

Während der Goethe'sche „Faust“ noch immer seiner Auferstehung auf der Bühne harrte, war ein anderer „Faust“ bereits ein beliebtes Repertoirstück der meisten Bühnen. Der Verfasser desselben war August Klingemann in Braunschweig. Seit 1813 Director des Theaters seiner Vaterstadt, hatte er demselben durch geschickte Leitung einen weit verbreiteten Ruf verschafft. Auch als dramatischer Dichter wurde Klingemann geschätzt. Sein „Martin Luther“, „Moses“, „Heinrich der Löwe“, „der ewige Jude“ waren gern gesehene Stücke, namentlich aber war sein „Faust“, eine dramatische Legende in fünf Acten, mit Musik von Ignaz von Seyfried, überall mit großem Beifall aufgenommen worden. Dies wunderbare Stück wird wol noch jetzt auf Bühnen kleinerer Städte aufgeführt und kann, zumal wenn die Scenerie geschickt gehandhabt und das Colophonium nicht gespart wird, noch immer eines gewissen Erfolges sicher sein. Ein Publicum, das von der Cultur nicht allzusehr beleckt ist, wird heute, wie vor 50 Jahren, beim Klingemann'schen „Faust“ eine ordentliche Gänsehaut bekommen und vor Entzücken jubeln, wenn der Satanas mit seinem Opfer in die Hölle fährt.

Eine kurze Inhaltsangabe des Stückes wird um so mehr von Interesse sein, als die gedruckten Exemplare des Klingemann'schen „Faust“ bereits zu den literarischen Seltenheiten gehören. Der Verfasser rechtfertigt sein Drama zunächst damit, daß der Bühne bisher immer noch ein echt dramatischer „Faust“ gefehlt habe. Goethe's Gedicht habe nur einzelne dramatische Momente, indeß für die Bühne

sei es nie bestimmt gewesen. In dem Klingemann'schen Drama finden wir Faust als verheiratheten Mann. Seine Frau, Käthe, sowie sein alter blinder Vater, Diether Faust, leben mit ihm zusammen. Faust hat wunderbare Erfindungen gemacht. Zunächst hat er die Buchdruckerkunst erfunden und sein erstes Werk, die heilige Schrift, dem Kaiser vorgelegt; dann hat er ein Feuerrohr construirt, um das von Berthold Schwarz entdeckte Schießpulver praktisch zu verwerthen. Faust kehrt im ersten Act aus Innsbruck zurück. Seine Hoffnung, vom Kaiser Max eine Belohnung für die Erfindung der Buchdruckerkunst zu erhalten, ist fehlgeschlagen, und zum Entsetzen seiner Käthe, des blinden Vaters und des Famulus Wagner schleudert er die Bibel auf den Boden. Er flieht aus dem Haus und beschließt, einen Bund mit dem Bösen einzugehen. Mephisto, hier „ein Fremder" genannt, läßt nicht lange auf sich warten. Der Pact wird geschlossen. Alle Genüsse der Welt sollen dem Faust zu Theil werden; erst dann, wenn er vier Todsünden begangen habe, solle seine Seele der Hölle verfallen. Ein Schnitt durch die linke Hand, der nimmer zuheilt, ist das äußere Zeichen des mit dem Bösen geschlossenen Bundes.

Mit Gold reich beladen, von vier schwarzen Rossen gezogen und von einem schwarzen Pudel begleitet, kehrt Faust nach Haus zurück. Sein Weib macht vergebliche Versuche den von ihr so heiß geliebten Mann zur Gottesfurcht zu bekehren. Aus einem an der Wand hängenden Bildniß tritt ihm der Kopf der Helena entgegen, und Faust wird von wilder Leidenschaft für das schöne Weib ergriffen.

Genießen will ich, glühend heiß genießen,
Und nimmer welken soll mir der Genuß!
In's Herz des Lebens will ich überfließen,
Berauschen mich an seinem schönsten Kuß;
Doch Dauer sei dem Augenblick gegeben.
Rauscht er hinweg, mag ich ihn nicht durchleben.

Der dritte Act zeigt uns ein Zechgelage, bei dem Faust und Wagner mit den Studenten trinken und singen. Ein Fremder (Mephisto) gesellt sich zu ihnen. Er führt ein Bild mit sich, welches er als das Porträt seiner Frau ausgibt und in dem Faust die Züge der Helena erkennt. Der Fremde schläft anscheinend berauscht ein und Faust führt einen kräftigen Dolchstoß auf die Brust desselben. Der Stahl gleitet machtlos ab und der Satan zeigt sich in seiner wahren Gestalt. Er verspricht, das Urbild aller Frauen dem Faust in Wirklichkeit zu zeigen. Die Bühne verwandelt sich und wir erblicken Helena, von einem Schleier bedeckt, in einer Rosenlaube. Der Taumel der Leidenschaft ergreift Faust auf's Neue.

Ha, wie die Purpurwangen flammend glühen,
Ein heißer Traum des Busens Rosen hebt!
Wie auf zum Liebeskuß die Lippen blühen,
Das Herz in heimlich süßer Sehnsucht bebt!
O laß das Schattenbild dir nicht entfliehen,
Faust brennt für dich, und sein Verlangen lebt.
Erwache! Wehe mir! Siehst du's zerrinnen?
O, weiche nicht, du holder Traum, von hinnen!

Helena erwacht, Faust streckt ihr die Arme liebend entgegen, während der Vorhang fällt.

Beim Beginn des vierten Actes macht Helena ihrem Geliebten heftige Vorwürfe, daß er sie getäuscht und ihr verschwiegen habe, daß ein Weib seiner daheim harre; so lange Käthe lebe, könne sie ihm nicht angehören. Faust beschließt nach längerem Kampfe den Tod seines Weibes; er findet einen Trost darin, daß er ja nur die erste Todsünde begehe. Wir kehren in Faust's Arbeitszimmer zurück und finden Diether und Käthe, denen Wagner Bericht über die Höllenbraut abstattet. Faust kehrt zurück und läßt von seiner Frau Wein bringen. In das Glas, das er ihr reicht, hat er heimlich Gift geträufelt. Käthe trinkt und offenbart sterbend ihrem Manne, daß sie Aussicht habe, Mutter zu werden. Somit hat Faust unwissentlich einen Doppelmord begangen und zwei Todsünden lasten auf seiner Seele.

Der letzte Act zeigt uns einen Kirchhof. Leichenträger bringen Käthe zur letzten Ruhe. Der alte Diether, welcher dem Sarge folgt, hält die Pistole in der Hand, um den Tod der geliebten Schwiegertochter an dem Mörder zu rächen. Faust tritt dem Leichengefolge entgegen, er ringt mit dem Alten, die Pistole entladet sich, und Diether stürzt, von dem Schusse getroffen, zu Boden.

Die letzte Scene führt uns in einen hell erleuchteten Tanzsaal. Masken, sämmtlich schwarz gekleidet, gehen über die Bühne. Faust, einen gefüllten Pokal in der Hand, stürmt wild herein. Ihm graut davor, die vierte Todsünde zu begehen. Ein bacchantischer Tanz beginnt. Die Musik hört plötzlich auf und die Glocke schlägt dreimal an. Gerichtsdiener treten ein, um den Mörder zu verhaften. Der Fremde gesellt sich zu ihnen; auf sein Geheiß fallen die dem „Faust" angelegten Fesseln zu Boden, ein Donnerschlag ertönt und die Gerichtsdiener entfliehen. Helena erscheint. Faust erkennt sie trotz ihrer Maske und erneuert seine Liebeswerbungen. In glühender Brunst umarmt er die Geliebte. Die Glocke schlägt 12 Uhr, von Helena's Antlitz fällt die Maske nieder und ein Todtenschädel starrt uns entgegen. Mit dem Rufe:

Das Lager ist bereit!
Folg, Bräutigam, hinab zur Feuerhochzeit!

versinkt Helena in den Boden.

Der Fremde zeigt sich wiederum in seiner wahren Gestalt. Faust will ihm nicht folgen und stützt sich darauf, daß er erst drei Frevel begangen habe.

Noch hab ich Zeit bis zu dem vierten Frevel!
O, eine Spanne hat zur Buße Raum,
Zur Kirche hin — laß uns um Gnade knien!

Mephisto aber hält ihm den von ihm unterzeichneten Pact mit den Worten entgegen:

Die Unterschrift war deine schwerste Sünde!
Dein Blut ist mein! Das Bündniß ist zerrissen!

Die Bühne verwandelt sich in eine grause Wildniß mit einer klaffenden Höhle, in welche Faust vom Teufel hinein geworfen wird.

Man sieht, der Klingemann'sche „Faust" ist ein Spectakelstück ersten Ranges, das dem Maschinisten reiche Gelegenheit bietet, sein Talent zu entfalten und den süßen Pöbel in Entzücken zu versetzen. Es gibt wol kein zweites Drama,

in welchem Blitz und Donner eine so hervorragende Rolle spielen, denn es ist kaum eine einzige Scene vorhanden, in der nicht furchtbare Donnerschläge ertönen und zuckende Blitze die Bühne erhellen.

Der Verfasser dieses Dramas hat sich nun das unbestrittene Verdienst erworben, den Goethe'schen „Faust" der Bühne zugeführt zu haben. In den „Denkwürdigkeiten des Schauspieldirectors Friedrich Ludwig Schmidt", welche 1875 von Hermann Uhde herausgegeben wurden, befindet sich eine pikante Anecdote, welche von Eduard Devrient in seiner „Geschichte der Schauspielkunst" wiederholt wird. Danach habe Herzog Karl von Braunschweig Klingemann in boshafter Weise geneckt und ihn gefragt, warum er denn den Goethe'schen „Faust" nicht aufführen lasse? er fürchte wol, daß der seinige dadurch verdunkelt werden könne. Klingemann habe darauf seine Bedenken geäußert, sich aber dann, auf den Wunsch und in Folge einer nochmaligen Ermahnung seitens des Herzogs, an die Arbeit gemacht. Von einem Veteranen jener Tage wird die Richtigkeit dieser Anecdote bezweifelt. Herzog Karl, der später als der sogenannte Diamantenherzog eine traurige Berühmtheit erlangte, wäre zu jener Zeit ein ganz anderer gewesen, er habe eine große Liebe zur Kunst, namentlich zur Oper, aber auch zum ernsten Drama gehabt und ihm besonders sei es zuzuschreiben, daß das Braunschweiger Theater zu so hoher Blüthe gelangt sei.

Welche Veranlassung nun Klingemann auch gehabt haben mag, sich der Bearbeitung des Goethe'schen „Faust" zu unterziehen, sicher ist es, daß er sich derselben mit großem Geschick entledigte. Unter allen Umständen gebührt ihm das Verdienst, für die Darstellbarkeit der großartigen Dichtung den Pfad gefunden zu haben. Die Klingemann'sche Bearbeitung wurde später von fast allen andern Bühnen adoptirt und selbst in Weimar wurden bei der Aufführung des „Faust" nur unwesentliche Veränderungen vorgenommen.

Am Montag, den 19. Januar 1829, fand die erste Vorstellung des „Faust" in Braunschweig mit folgender Besetzung der Hauptrollen statt: Faust (Schütz), Wagner (Senk), Mephistopheles (Marr), der Erdgeist (Dessoir), böser Geist (Gaßmann), Schüler (Hübsch), Frosch, Brander, Siebel, Altmeier (Eggers, Günther, Moller und Scholz), Hexe (Frau Lay), Margarethe (Frau Berger), Martha (Frau Klingemann), Valentin (Kettel). Außer den übrigen Nebenpersonen findet sich auf dem ersten Zettel noch „Eine alte Wahrsagerin", welche Frau Heeser spielte; die Musik von Lindpaintner ist erst später hinzugekommen.

Das Haus war überfüllt; in seiner Loge saß Herzog Karl, der Urheber der ersten Faust-Aufführung; ihm gegenüber in der Theater-Loge, seine damalige Maitresse, ein Fräulein Darner, die als erste dramatische Sängerin angestellt war und als Schönheit ersten Ranges allgemeine Bewunderung erregte.

Ueber den Erfolg dieser ersten Vorstellung liegen Berichte nicht vor; Braunschweig besaß außer der in Wolfenbüttel wöchentlich zweimal erscheinenden Bindseil'schen sogenannten „Landzeitung" damals kein Organ, in welchem eine kritische Besprechung dieses Ereignisses, an dem übrigens besonders die akademische Jugend des Collegii Carolini lebhaften Antheil nahm, hätte Platz finden können. Goethe aber, dem Klingemann das Buch und einen Bericht über die Aufführung zugesandt hatte, ehrte diesen durch ein Dankschreiben, in

welchem er die Bühneneinrichtung als vollkommen gelungen bezeichnete, und der ein goldner Ring mit dem in Amethyst geschnittenen eigenen Bilde beigefügt war.

Die zweite Vorstellung in Braunschweig fand am 3. Februar statt; der Theaterzettel enthielt die Bemerkung: „Noch bedeutend abgekürzt", woraus wol geschlossen werden darf, daß die lange Dauer der ersten Vorstellung dem Publicum wenig zugesagt hatte. Zwischen dieser zweiten und der dritten Vorstellung liegt ein Zeitraum von neun Monaten. Schütz war im April aus dem Verband des Hoftheaters geschieden und nach Leipzig gegangen. Seine Stelle nahm der damals berühmteste Heldenspieler Wilhelm Kunst ein, der später ein so klägliches Ende fand. Am 15. November 1829 spielte Kunst zum ersten Male den Faust, verließ aber bald darauf, von seinen Gläubigern verfolgt, Braunschweig, um nicht wieder dorthin zurück zu kehren.

Kunst's Nachfolger war Schöpe; 1831 trat Schütz wieder in's Engagement, und mit seiner Rückkehr kam der „Faust" von Neuem auf's Repertoire, von dem er seit einem halben Jahrhundert nicht mehr verschwunden ist. Während Schütz bis zu seinem vollständigen Uebergange in das alte Fach ausschließlich im Besitz der Titelrolle blieb, wurde der Mephistopheles abwechselnd von Marr und Dessoir (dem Bruder des später berühmten Ludwig Dessoir in Berlin) gegeben. Nach Marr's Abgang ging die Rolle an Kühn, Quanter, Hoppé und Andere über.

Einige kurze biographische Notizen über einige der Schauspieler, die bei der ersten Vorstellung mitwirkten, mögen hier folgen. Eduard Schütz, geboren 1799 in Hamburg, trat 1815 in die Reihen der deutschen Krieger ein und zog mit ihnen nach Frankreich. Hier, in der Nähe von Paris, machte er seinem Drange zur darstellenden Kunst Luft, indem er mit einigen Freunden ein Liebhabertheater errichtete und auf demselben auftrat. 1818 begann er seine eigentliche Bühnenthätigkeit in Hamburg und wurde nach mancherlei Irrfahrten 1821 in Braunschweig engagirt. 1829 ging er nach Leipzig, kehrte aber 1831 nach Braunschweig zurück, wo er seitdem blieb und 1868 als Hoftheater-Intendant starb.

Frau Wilhelmine Berger, geb. Pichler, ward 1805 zu Bayreuth geboren, betrat 1822 die Bühne in Braunschweig und heirathete 1824 den Schauspieler Berger. Sie starb bereits 1837.

Heinrich Marr gehörte zu den bekanntesten Schauspielern seiner Zeit und ist auf den meisten Bühnen Deutschlands als Gast aufgetreten. Sein Mephistopheles zählte zu seinen besten Rollen und wurde von ihm bis an sein Lebensende gespielt. Er starb 1871 als Regisseur des Thalia-Theaters in Hamburg. Joh. Georg Kettel, geboren 1798 zu Brünn, debütirte 1814 in Breslau, wo er sich bald einen solchen Namen erwarb, daß er 1816 vom Hofburgtheater in Wien engagirt wurde. Dort sah ihn der Herzog Karl von Braunschweig im Jahre 1825 und bot ihm ein glänzendes Engagement, das von Kettel im folgenden Jahre angenommen wurde. Auch als Bearbeiter dramatischer Dichtungen des Auslandes ist Kettel bekannt; so werden u. A. „Richard's Wanderleben" und „Drei Frauen und keine" noch jetzt auf vielen Bühnen mit Beifall gegeben.

Das Beispiel, mit welchem Braunschweig vorangegangen war, blieb nicht ohne Nachahmung. Am 8. Juni 1829 ward der „Faust" in Hannover, und bald danach in Stuttgart gegeben. Hier hatte Seydelmann die scenische Einrichtung übernommen und zum ersten Male ward die Lindpaintner'sche Musik aufgeführt. Der 80. Geburtstag Goethe's bot nun die erwünschte Gelegenheit, dem greisen Dichterheros öffentliche Huldigungen darzubringen.

Goethe's achtzigster Geburtstag. Dresden. Leipzig. Weimar.

Am 27. und am 29. August 1829 veranstaltete das Hoftheater in Dresden eine Faust-Vorstellung, die mit einem Prolog von Tieck, gesprochen von Fräulein Fournier, eröffnet wurde. Aus einer mit Blumen und Lorbeerkränzen reich geschmückten Halle trat die Poesie, die Lyra im Arm haltend. Nach einer Begrüßung des Publicums fährt sie fort:

Auch hier, Geliebte, sind mit Geistertritten
Die lieblichen Gestalten
Tasso, die edle Griechin, Goetz geschritten;
Auch Ihr seht gern des hohen Dichters Walten.
Doch wie? — Der Faust, der kühnste Traum des Mächt'gen?
Darf dies Gerüst mit Mängeln, Fehlern, Schwächen
Sich dieses starken Riesenwerks ermächt'gen?
Wird nicht der kleine Raum zusammenbrechen?
Kein Raum genügt dem unermeßnen Werke,
Und keine, keine Kraft wiegt des Titanen Stärke,
Und keinem Sterblichen wird es gelingen,
Das vieldeutsame Werk zum Schluß zu singen,
Daß es Fragment, als Räthsel und Ruine
Im Mondschein-Dämmer um so größer schiene.
Und also soll auch uns der Tadel meiden,
Was frech erscheinen dürfte, ist bescheiden,
Weil Bruchstück vom Fragmente zu beleben
Wir ängstlich uns und dankbar nur bestreben.
So nehmt es an, und unser Mühn ist nicht verloren;
Denn heut' vor achtzig Jahren ward geboren
Der Sangesfürst, deß Siegeswagen
Ihn ruhmgekrönt durch jedes Land getragen:
Und daß auch wir ihm huld'gen und ihm danken,
Drum öffnen heut' zum Wagstück sich die Schranken,
Daß Ihr, Verehrte, heut sein liebend denket,
Drum wird herein in enge Bahn gelenket
Der Katarakt, deß Donnerstimmen sonst wohl nirgends tönten:
Wie wir so ehren möchten ihn, den Ruhmgekrönten,
So adeln wir uns Alle, auch die ungeschmückten Hallen
(Wo wol zuweilen schwache Lieder schallen),
Daß wir an diesem Feiertag es wagen,
Das Riesenbild herein zu tragen,
Dies mag die That erklären und entschuld'gen,
Daß wir durch Kühnheit diesem kühnen Meister huld'gen.

Die scenische Einrichtung hatte Tieck übernommen. Die Besetzung war folgende: Faust (Carl Devrient), Mephisto (Pauli), Gretchen (Fräulein Gley), Valentin (Kriete). Pauli war der Sohn eines bekannten Berliner Buchdruckers

und 1797 in Berlin geboren. Er machte den Feldzug gegen Frankreich mit, arbeitete dann als Schriftsetzer in Magdeburg und ging 1819 zur Bühne. Er fand bald ein Engagement in Dresden, wo er bis zu seinem 1841 erfolgten Tod blieb. Durch zahlreiche Gastspiele war er in ganz Deutschland bekannt geworden; an allen Orten hatte er eine enthusiastische Aufnahme gefunden. Sein Tod ward überall als Trauerbotschaft empfunden und bei seinem Leichenbegängniß in Dresden folgten Tausende aus allen Ständen seinem Sarge. Carl Devrient, ein Neffe von Ludwig und ein Bruder von Eduard Devrient, war der erste Gatte der berühmten Sängerin Wilhelmine Schröder-Devrient. Die 1823 geschlossene Ehe war in hohem Grade unglücklich und ward 1828 wieder gelöst. 1834 verließ Devrient Dresden, gastirte an verschiedenen Orten, bis er 1839 eine feste Anstellung in Hannover fand. Julie Gley (geb. 1810), auf deren künstlerische Ausbildung Ludwig Tieck von großem Einfluß gewesen ist, vermählte sich 1833 mit dem Schauspieler Carl Rettich und übersiedelte 1836 an das Hofburgtheater in Wien. Sie gehörte zu den ersten Schauspielerinnen Deutschlands und war der gefeierte Liebling des Wiener Publicums. Sie starb am 11. April 1866. Die Rolle des Gretchen ward von ihr auch in Wien oftmals gespielt.

Die Aufführung in Leipzig am 28. August hatte gleichfalls das Tieck'sche Arrangement zu Grunde gelegt; der Prolog ward von Frau Schmidt gesprochen. Ein auf weißem Atlas gedruckter Theaterzettel dieser Vorstellung befindet sich im Castan'schen Panopticum in Berlin. Derselbe war als Festgabe an Goethe nach Weimar gesandt worden und später in den Besitz des Homöopathen Arthur Lutze in Cöthen übergegangen, aus dessen Nachlaß die Gebrüder Castan den Theaterzettel nebst anderen Goethe-Reliquien erwarben.

Die Besetzung in Leipzig war folgende: Faust (Rott), Mephisto (Wohlbrück), Wagner (Wylcker), Gretchen (Frl. Wagner). Auffallender Weise ward der Schüler von einem Fräulein Sohm gespielt. Von den hier genannten Schauspielern war Moritz Rott der bekannteste. Er war 1796 geboren, studirte Philosophie, ging dann gegen den Willen seines Vaters 1817 nach Wien und zur Bühne. Er fand sogleich eine Anstellung beim Josephstädter Theater. Rott war ein geborenes schauspielerisches Genie. Ohne jede Vorbereitung, ja eigentlich ohne jegliche Vorkenntnisse studirte er in wenigen Tagen den Karl Moor ein und gab diese Rolle mit außerordentlichem Beifall. 1829 ward er Mitglied des Hoftheaters in Leipzig und ging 1832 nach Berlin, wo er bis zu seinem Tode blieb. Bei älteren Theaterbesuchern Berlins steht Rott noch jetzt in wohlverdientem Andenken.

Ueber die Aufführung des „Faust" bringt das Leipziger Tageblatt erst am 28. September eine ganz kurze Besprechung; die Leipziger Zeitung von 1829 enthält weder eine Anzeige noch sonst ein Wort über die Aufführung, wie sie denn damals überhaupt keine Notiz vom geistigen Leben der Stadt nahm. Friedrich Rochlitz, der bekannte Schriftsteller und musikalische Kritiker in Leipzig, hatte an Goethe von der bevorstehenden Aufführung berichtet. Er erhielt unterm 2. September die nachfolgende Antwort: „Es ist wunderlich genug, daß diese seltsame Frucht erst jetzt gleichsam vom Baume fällt. Auch hier hat man ihn

gegeben, ohne meine Anregung, aber nicht wider meinen Willen und nicht ohne meine Billigung der Art und Weise, wie man sich dabei benommen. Mögen Sie mir die Folge der Scenen, wie man sie dort beliebt, gelegentlich wissen lassen, so geschieht mir ein Gefallen, denn es ist immer wichtig, zu beobachten, wie man es angegriffen, um das quasi Unmögliche, zum Trotz aller Schwierigkeiten, möglich zu machen. Liebenswürdig ist es von den Deutschen, daß sie das Werk nicht zu entstellen brauchten, um es von dem Theater herab erdulden zu können. Die Franzosen mußten es umbilden und an die Sauce noch starkes Gewürz und starke Ingredienzen verschwenden. Nach der Kenntniß, die uns davon gegeben ist, kann man begreifen, wie das Machwerk dort große Wirkung thun mußte."

Rochlitz kam dem von Goethe ausgesprochenen Wunsche nach. Er erhielt unterm 29. September eine dankende Antwort, in der u. A. folgende Stelle vorkömmt: „Bei meiner vieljährigen Theaterverwaltung habe ich eine solche oft verlangte, ja dringend geforderte Vorstellung niemals begünstigt und sie auch jetzt hier am Orte nur geschehen lassen. Was man auch übrigens von der Aufführung halten mag, so geht doch besonders aus der in Leipzig die alte Wahrheit: man solle den Teufel nicht an die Wand malen, auf's Deutlichste hervor."

Die letzte Bemerkung bezieht sich darauf, daß die akademische Jugend Leipzigs bei einigen Stellen einen so ausgelassenen Beifall kund gab, daß man in Dresden für nöthig fand, die Wiederholung noch einige Zeit zu untersagen. Die 2. Aufführung fand demnach erst am 26. September, die 3. am 29. September statt. Nachher verschwindet der „Faust" für lange Zeit vom Repertoire.

In Frankfurt a. M. hatte man eine Aufführung des ganzen Dramas nicht ermöglichen können und gab am 27. August fünf Bruchstücke, von welchen insbesondere der Spaziergang mit dem Soldatenchor nach einer Composition von Just begeisterte Aufnahme fand. Marianne von Willemer, die an Goethe Bericht erstattet, war von der Vorstellung wenig erbaut; zur Entschuldigung der Schauspieler fügt sie freilich bei: „Faust und Gretchen! Wer darf sie spielen und sagen: das sind sie!"

Besonderes Interesse erregte, wie nicht anders zu erwarten, die erste Aufführung des „Faust" am 29. August in Weimar. (Am 28. August fand überhaupt keine Theater-Vorstellung statt.) Die Tragödie wurde in acht Abtheilungen mit Musik von Karl Eberwein gegeben. Die besten Kräfte der Bühne waren thätig. „Faust" (Durand), Mephistopheles (La Roche), Wagner (Lortzing), Gretchen (Frl. Lortzing), Martha (Frau Durand).

Von diesen Darstellern sind noch zwei am Leben: das damalige Gretchen, eine in Weimar hochgeschätzte Künstlerin, lebt als die Wittwe des Hofkapellmeisters Röckell, während La Roche als einer der berühmtesten Kunstveteranen in Wien lebt. Er ist 1796 in Berlin geboren und kam, nachdem er in Dresden und an andern Bühnen gewirkt hatte, 1822 nach Weimar. Hier ward er der besondere Liebling Goethe's, der sich seiner künstlerischen Ausbildung mit lebhaftester Theilnahme unterzog. Nach Goethe's Tod ging La Roche nach Wien, wo er am Hofburgtheater eine lebenslängliche Anstellung fand und sich den Ruf als eines der ersten Charakterdarsteller Deutschlands erwarb.

Auch Durand gehörte zu den Schauspielern, die sich der besonderen Gunst Goethe's erfreuten. 1812 war er in Weimar engagirt worden und blieb dort, ohne daß er danach getrachtet hätte durch Gastspiele seinen Ruf zu vergrößern. Durand war durch sein klangvolles Organ, sein gewandtes, feines Benehmen und durch seine schöne Gestalt ganz besonders zum darstellenden Künstler geeignet. Sein Rollenfach war ungemein vielseitig und eine tiefgeistige Auffassung wie feinste Nuancirung charakterisirten jede seiner Leistungen.

Die zur Handlung gehörige Musik war von Karl Eberwein, dem damaligen Musikdirector der Hofkapelle in Weimar componirt. Den Auftrag hierzu hatte er von Goethe erhalten, der sich die Schwierigkeiten einer solchen Aufgabe nicht verhehlte. Noch unterm 12. Februar 1829 hatte er zu Eckermann geäußert: „Es ist ganz unmöglich eine passende Musik zum „Faust" zu bekommen. Das Abstoßende, Widerwärtige, Furchtbare, was sie stellenweise erhalten müßte, ist der Zeit zuwider. Die Musik müßte im Charakter des „Don Juan" sein; Mozart hätte den „Faust" componiren müssen. Meyerbeer wäre vielleicht dazu fähig, allein der wird sich auf so etwas nicht einlassen, er ist zu sehr mit italienischen Theatern verflochten."

Als kleine pikante Notiz über die Aufführung in Weimar möge noch hinzugefügt werden, daß die Theater-Censur auch den „Faust" nicht verschonte. Sie hatte verschiedene Stellen gänzlich gestrichen oder verändert, so hieß es u. A. statt des Ränzleins, welches sich die Ratte in Mephisto's Lied wie Doctor Luther angemästet hatte, „das macht das gute Futter". „Lieb im Leibe" durfte das Vieh auch nicht haben, sondern „es plagten sie Liebesschmerzen". Selbst „die Hand, die Samstags ihren Besen führt", wurde als zu unzart für keusche Ohren gestrichen.

Zur Feier des 80. Geburtstages, sowie zur Aufführung des „Faust" hatten sich viele Fremde in Weimar eingefunden, unter ihnen der Bildhauer David, der nach Weimar gereist war, um die Colossal-Büste Goethe's zu formen, die jetzt in der Großherzoglichen Bibliothek steht. Am Tage nach der Aufführung fand eine größere Gesellschaft bei Goethe statt und wurde natürlich viel vom Theater gesprochen. Keiner der Gäste hatte indeß einen großen Eindruck gewonnen und man sprach dies auch offen aus. Holtei, der in der Gesellschaft anwesend war, konnte den seit lange gehegten Groll über die Art und Weise, wie man ihn ein Jahr vorher behandelt hatte, nicht überwinden und äußerte sein Mißbehagen über das Arrangement des „Faust" in Weimar. Goethe hörte ihm lächelnd zu und wiederholte auch bei dieser Gelegenheit sein Lieblingswort: „Ja! Ja! Ihr junges Volk versteht es freilich viel besser."

Spätere Aufführungen.

In München wurde „Faust" zum ersten Male am 12. April 1830 aufgeführt. (Faust — Arben; Wagner — K. Mayr; Mephisto — Vespermann; Gretchen — Sanger; Valentin — Hölken.) Man hatte auch hier die Klingemann'sche Bearbeitung gewählt. Der Erfolg war ein wenig befriedigender; das Drama erlebte nur zwei Wiederholungen und ward dann für lange Zeit bei Seite gelegt.

In Wien konnte man der Censur wegen nicht daran denken, den „Faust", wie er leibt und lebt, auf die Bühne zu bringen. Mit einigen Strichen und Auslassungen, wie anderwärts geschehen war, wäre es nicht abgethan gewesen, und so mußte man sich entschließen, falls man nicht ganz auf die Darstellung verzichten wollte, ganz wesentliche Aenderungen vorzunehmen. Laube sagt: „bevor er die Leitung des Burgtheaters übernommen, sei der „Faust" nur in sogenannten unschuldigen Scenen, wie das Liebesverhältniß mit Gretchen höflicherweise genannt wurde, vorüberhuschend zum Vorschein gekommen".

Am 24. Mai 1832 ward im Burgtheater eine Todtenfeier Goethe's veranstaltet, wobei einzelne Scenen des „Faust", von Schreyvogel arrangirt, zur Aufführung kamen (Faust — Loewe; Wagner — Herzfeld; Mephisto — Costenoble; Gretchen — Julie Gley, die spätere Frau Rettich; Valentin — Fichtner). Diese Scenen wurden bis zum 29. December 1837 zehn Mal wiederholt.

Am 29. Mai 1839 folgte eine Darstellung der ganzen Tragödie in einer Bearbeitung von Deinhardstein. Hierbei wurde der Mephisto von La Roche, der von Weimar nach Wien übersiedelt war, gegeben, während die Besetzung der übrigen Rollen die alte blieb.

Als nach den Revolutionsjahren eine freiere Luft durch Oesterreich zu wehen begann, und auch die Fesseln, in welche die Bühne geschlagen war, allmälig fielen, da erst konnte Laube es wagen, den „Faust" in einer Gestalt zu bringen, die sich nicht allzu weit vom Original entfernte. Am 28. Januar 1850 fand die erste Darstellung nach der Laube'schen Bearbeitung statt und ward bis zum Jahre 1874 vierundachtzigmal wiederholt, eine Zahl von Aufführungen, wie sich deren wenige Bühnen Deutschlands rühmen können. Laube hatte eine Ehre darin gesetzt, dem Publicum eine Mustervorstellung zu bieten und die hervorragendsten Kräfte des Burgtheaters im Dienste des „Faust" zu verwenden.

Von allen größeren Bühnen hatte die Berliner am längsten gezögert, der Goethe'schen Dichtung ihre Pforten zu öffnen. Wie bereits erwähnt ist, hatte Graf Brühl im Jahre 1828 an Holtei das Gesuch gerichtet, seine Bearbeitung des „Faust" dem Königlichen Theater zu überlassen. Dabei war es denn aber auch geblieben. Erst 1838 fand die erste Aufführung statt. Die Vorstellung war für den 4. Mai angesetzt und hatte die Erwartung der Theaterfreunde auf das Höchste gespannt. Die plötzlich eintretende Krankheit mehrerer Schauspieler verursachte eine Verzögerung, bis endlich am 15. Mai die erste Aufführung im Opernhause vor sich gehen konnte. Es waren, ein seltener Fall bei Dramen, neue Decorationen von Gropius, Gerst und Köhler gemalt; die Musik war zum Theil von Radziwill, zum anderen Theil von Lindpaintner, ein Arrangement, welches bis heute in Berlin beibehalten ist. Die Besetzung war eine überwiegend vortreffliche: Faust (Grua); Mephisto (Seydelmann); Gretchen (Ch. von Hagn); Wagner (Rüthling); Valentin (Blume); Martha (Frau Krickeberg); Studenten (Schneider, Heinrich, Wauer, Böttticher); Erdgeist (Zschiesche); Böser Geist (Franz). Die Vorstellung währte von 6—½11 Uhr, eine Zeitdauer, die dem damaligen Publicum über Gebühr lang erschien. Der Kritiker der Vossischen Zeitung, Professor Gubitz, dessen Urtheil für die Berliner geradezu maßgebend war, äußerte sich ziemlich reservirt. Er sagte u. A.:

„Ich habe den Wunsch nach einer Darstellung des „Faust" nie gehegt, weil ich mir sagen mußte, daß dem Gedichte durch eine Verkleidung in reale Bühnengestalten nur Leids geschehen kann, auch wenn es möglich wäre, das Werk ganz so zu lassen, wie es geschrieben steht, was aber schon im Raume der bedingten Zeit unmöglich ist. Die Schwierigkeit der Darstellung, habe sie es auch nur mit einer Zerstückelung zu thun, grenzt überdem an das Unerreichbare; insofern man das Stück wahrhaft in sich trägt, wird man sich bald verletzt fühlen von dieser und jener Personificirung, und je vorzüglicher etwa das Decorative gehalten, um so verletzender dürfte es sein, wenn nun das Geistige nicht zureicht, ja mitunter gänzlich verkehrt wird."

Die Vorstellung wurde am 17. Mai wiederholt, dann folgten Aufführungen am 4. und 8. Juli, wonach der „Faust" für längere Zeit vom Repertoire verschwand, ein Zeichen, daß das Berliner Publicum keine besondere Theilnahme bewies. Und doch hätte allein die Darstellung des Mephistopheles durch Seydelmann hinreichen müssen, um das Haus bis auf den letzten Platz zu füllen. Es war dies eine der eminentesten Leistungen, welche die deutsche Bühne jemals gesehen. In den Kreisen, welche eine wahrhaft geniale Leistung zu schätzen wußten, ward dies auch in hohem Grade anerkannt. Eduard Gans, der geistvolle Professor, schrieb zum ersten Male in seinem Leben Theater-Kritiken und Varnhagen schloß seinen Aufsatz mit den Worten: „Wir bedauern, daß Rahel nicht erlebt hat, Seydelmann in Berlin auftreten zu sehen. Sie würde den größten und reinsten Kunstgenuß haben, das schönste Talent und die vollste Anerkennung desselben zu sehen. Was in Iffland echt gewesen, was Wolff zu sein erstrebt hatte, wäre ihr in diesem Künstler ohne die Zuthat des Falschen und Mangelhaften endlich als reine Meisterschaft entgegen getreten." Ueber die Darstellung des Mephisto durch Seydelmann erschien eine eigene Schrift des Professor Röse, in welcher er hervorhob, daß die Auffassung, Durchdringung und Darstellung ein Riesenwerk des Geistes und des Talentes sei.

Charlotte von Hagn stand, als sie 1838 das Gretchen zum ersten Male gab, auf der Höhe ihres Ruhmes, und Franz Grua wußte, wie wenig Andere, sowol den grübelnden Gelehrten und Alchymisten, wie den jugendlichen Liebhaber zur Geltung zu bringen. Ein sonores Organ, eine schöne Figur und ein edler Anstand unterstützten auch in dieser Rolle seine Leistung. Eine kleine Bemerkung möge hier ihren Platz finden. Als ich einer Faust-Aufführung in Weimar beiwohnte, warf ein dort lebender bekannter Schriftsteller gesprächsweise die Frage auf: ob man nicht einmal den Versuch machen solle, den „Faust" von zwei verschiedenen Schauspielern darstellen zu lassen? Der ältere hätte den Magister in dem bekannten schwarzen Talar bis zur Scene in der Hexenküche zu spielen; nachdem Faust dann den Zaubertrank im Leibe habe, träte der jüngere, der Cavalier und Liebhaber, an seine Stelle. Ich möchte bezweifeln, daß ein solcher Versuch irgendwo unternommen wird, denn, abgesehen von anderen Bedenken, werden sich schwerlich zwei Schauspieler finden, denen mit einer solchen „Theilung der Arbeit" gedient ist.

Wie obige kurze Darstellung zeigt, hat der Goethe'sche „Faust" lange Jahre gebraucht, um das alte Vorurtheil, daß er kein „bühnengerechtes Drama" sei,

zu überwinden. Seine Legitimationspapiere des Bühnengemäßen werden zwar jetzt als richtig anerkannt, zu seinem vollen Rechte ist er aber trotzdem immer noch nicht gelangt. Eine nicht geringe Schuld tragen hieran die Theaterdirectoren. Man sehe nur, mit welch' geradezu armseliger Ausstattung sich das Drama gegenüber der Gounod'schen Oper begnügen muß. Die Decorationen sind fadenscheinig und abgenutzt, der Maschinist wird so wenig als möglich in Thätigkeit versetzt, Scenen, in denen sich ein frisches, buntes Leben entfalten könnte, wie der Spaziergang, sind bis auf das knappste Maß beschnitten.

Man unterschätze solche Aeußerlichkeiten nicht; Goethe wußte sehr wohl, was er that, als er dem Schauspieldirector die Worte in den Mund legte:

Besonders aber laßt genug geschehn!
Man kommt zu schau'n, man will am Liebsten sehn.
Wird Vieles vor den Augen abgesponnen,
So daß die Menge staunend gaffen kann,
Da habt Ihr in der Breite gleich gewonnen,
Ihr seid ein vielgeliebter Mann.

Unendlich viel bleibt den Theatern auch noch jetzt zu thun übrig, um das größte Werk des deutschen Geistes dem Volke voll und ganz zu erschließen. Eine wahrhaft nationale Aufgabe harrt noch ihrer Lösung. Daß auch der zweite Theil des Goethe'schen „Faust" der Bühne zugänglich gemacht werden könne, hielt man vor nicht zu langer Zeit für ein Ding der Unmöglichkeit; nur Goethe allein wußte, daß die scenische Darstellung der ganzen Dichtung ein Werk der Zukunft sein werde. Er äußerte sich zunächst über die „Helena", die er 1827 zum Druck beförderte, gegen Eckermann: „Was mich tröstet, ist, daß die Cultur in Deutschland doch jetzt unglaublich hoch steht und man also nicht zu fürchten hat, daß eine solche Production lange unverstanden und ohne Wirkung bleiben werde. Es ist Alles sinnlich und wird, auf dem Theater gedacht, Jedem gut in die Augen fallen. Und mehr habe ich nicht gewollt. Wenn es nur so ist, daß die Menge der Zuschauer Freude an der Erscheinung hat, dem Eingeweihten wird zugleich der höhere Sinn nicht entgehn. Das Ganze wird zu großer Pracht und Mannigfaltigkeit in Decorationen und Garderobe Anlaß geben und ich kann nicht leugnen, ich freue mich darauf, es auf der Bühne zu sehn. Es wird auf der Bühne einen ungewohnten Eindruck machen, daß ein Stück als Tragödie anfängt und als Oper endigt. Doch es gehört etwas dazu, die Großheit dieser Personen darzustellen und die erhabenen Redeverse zu sprechen. Der erste Theil erfordert die ersten Künstler der Tragödie, sowie nachher im Theile der Oper die Rollen mit den ersten Sängern und Sängerinnen besetzt werden."

Der erste Versuch, den zweiten Theil des „Faust" aufzuführen, ward 1854 in Hamburg unter Leitung von Wollheim (mit Musik von Pierson) gemacht. Es folgten Breslau (December 1854), Frankfurt a. M. (August 1856) und Leipzig (December 1872). Letztere Stadt kann auf den Erfolg mit einiger Genugthuung blicken. 1876 unternahm es Weimar, die ganze Dichtung an zwei auf einander folgenden Abenden aufzuführen, wobei das Vorspiel auf dem Theater und der Prolog im Himmel zum ersten Male von den Brettern herab vernommen wurden. Die Bearbeitung von Otto Devrient, welche der Auf-

führung zu Grunde lag, zeigt den gewandten Kenner der Bühne; die Musik von Eduard Lassen ist in hohem Grade ansprechend. Ob es sich nicht empfehlen dürfte, einen Theil der Radziwill'schen Compositionen beizubehalten, mag indeß nicht unerwähnt bleiben. Gewiß hat ein Theil der Zuhörer, gleich dem Schreiber dieser Zeilen, den Osterchor, wie ihn Radziwill componirte, „an diesen Klang von Jugend auf gewöhnt", nur ungern vermißt.

Diese Faustaufführungen werden alljährlich zur Osterzeit in Weimar als wahrhafte Bühnenfestspiele wiederholt. Von Nah und Fern strömen dann die Scharen der Goetheverehrer (jetzt keine kleine stille Gemeinde mehr) herbei und füllen die Räume des Theaters. Wol selten wird man wieder ein Auditorium finden, das mit gleicher Andacht den Klängen der Worte und Töne lauscht; selbst die lange Dauer der beiden Vorstellungen (von 6—11½ Uhr) wird ohne Gefühl der Ermüdung ertragen.

Franz Dingelstedt hat ein vollständiges Scenarium des „Faust", als Trilogie behandelt, ausgearbeitet[1]) und macht den Vorschlag, den „Faust" alljährlich als Bühnenfestspiel auf dem Wagnertheater in Bayreuth aufzuführen. Ein einziger voller Tag solle der eng zusammenhängenden Darstellung des ganzen Werkes gewidmet sein, eine Aufgabe, die freilich ungewöhnliche Anforderungen an Darsteller wie an Zuhörer stellt.

Wir hoffen, die Zeit ist nicht fern, wo alle größeren Bühnen es als Ehrensache betrachten, den ganzen „Faust", mit ihren besten Kräften besetzt, zur Aufführung zu bringen. Wo aber diese Kräfte nicht ausreichen, möge man lieber den Versuch unterlassen; mit gutem Willen und Liebe zur Sache ist es nicht allein gethan, wie die vor Kurzem erfolgte Aufführung im National-Theater zu Berlin gezeigt hat. Welche dankbaren Aufgaben bieten sich, namentlich bei der Aufführung des zweiten Theils, dem Bearbeiter, dem Componisten, dem Regisseur, dem Decorationsmaler, dem Maschinisten, dem Ballet- und Theatermeister dar. Alle Kräfte, die für die Bühne wirken und schaffen, müssen sich vereinen, um jene wunderbar großen Effecte hervorzubringen, die dem Blicke Goethe's bereits sichtbar waren und deren Auffindung er einer späteren Zeit als reiche Erbschaft überließ. So lange es eine deutsche Bühne geben wird, kann der „Faust" nicht wieder von ihr verschwinden, er darf, auch in Bezug auf das Theater, mit voller Zuversicht das Wort aussprechen:

Es wird die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn.

[1]) Eine Faust-Trilogie, Dramaturgische Studie von Franz Dingelstedt, Deutsche Rundschau 1876, Band VII, 208 ff., 382 ff., Bd. VIII, 84 ff. — Auch eine Separatausgabe bei Gebrüder Paetel, Berlin. 1876.

Aus dem norddeutschen Bauernleben.

Von

Friedrich Oetker.

Die Hausrichtung.

Mederatschon un Dederatschon, Kunrad, wat het dat? wat bedüt dat?[1])

Mit diesen Worten trat der Zimmermann Ludwig Büthe höchst aufgeregt und eilfertig in das Zimmer, wo der Ackerwirth und Branntweinsbrenner Conrad Husemann eben seinen Morgenkaffee trank und gerade überlegte, ob er noch ein Stück Candiszucker mehr nehmen sollte oder nicht. Das Zuckernehmen zum Kaffee war damals unter den Landleuten noch wenig üblich; auch Husemann gestattete sich diesen Genuß, wie er meinte, nur ausnahmsweise und betrachtete ihn gewissermaßen als sein hausherrliches Vorrecht. In Wahrheit aber wurde bei ihm die Ausnahme meist zur Regel, und auf der andern Seite wußten Gattin und Töchter es mit großer Klugheit so einzurichten, daß sie ebenfalls ihren Zucker hatten, wenn auch in mehr versteckter Weise. Sobald nun Husemann des Morgens zum Kaffeetrinken sich anschickte, trat er höchst bedächtig an einen sorgfältig verschlossenen Wandschrank, holte die Zuckerdüte hervor und nahm ein kleines Stück heraus und zwar als sparsamer Mann ein sehr kleines; allein, da mit dem Genusse das Verlangen nach Süßigkeit sich zu steigern pflegte, so entstand später nicht selten ein stiller Kampf zwischen Sparsamkeit und Genußsucht, der meist zu Gunsten — der letztern endigte, während bei den Frauen ein Streit überhaupt nicht vorkam. Dies Mal bewahrte der Eintritt des Zimmermanns die Sparsamkeit vor dem Unterliegen.

Wat de Düwel hest du, Ludewig? du kikst jo ût as'n vergrelt Puterhahn!

Dar is wat te kiken, erwiderte Büthe! De Kêrl gaf mi de Reknungen trügge un säe darbie: Mederatschon un Dederatschon, un nu schal ek weiniger Geld hebben; de Satan mag weten, wat dat te bedüen het!

Husemann wußte auch nicht gleich einen Vers darauf zu machen. Aber eingestehen mochte er das nicht. Er war doch Branntweinsbrenner, hatte den

[1]) Was heißt das? Was bedeutet das?

größesten Hof im Dorfe, war überhaupt der Erste nach dem Pastor und dem Küster — wenigstens hielt er sich selbst dafür — und mußte also eigentlich auch das Meiste wissen. Er gab sich daher den Anschein, als erkenne er recht gut, warum sich's handele, wolle aber nur nicht gleich mit der Sprache heraus. Er stand bedächtig auf, zwinkerte mit den Augen, spuckte aus, klopfte auf der Fensterbankkante die Asche aus der Pfeife, begann auf's Neue zu stopfen, und sagte:

Vadder, hest du velligte en Stük Holt up'n Schwanz kloppet?

Eigentlich pflegte er den „Gevatter" Büthe nicht gern so zu nennen; dazu war ihm der Zimmermann doch „wat minne". Allein so unter vier Augen und namentlich in einem Augenblicke, wo er sich selber nicht recht sicher auf den Füßen fühlte, that er ein Uebriges.

Küratschôn un de Düwel! rief Büthe; Stük Holt! . . . Knappe en pâr Dragt Spöne sind'r bi afefallen!

Den wise mi eis de Reknunge! sagte Husemann.

Der Zimmermann griff unter das Schurzfell und zog einige Papiere hervor, während Husemann eine große Hornbrille aufsetzte, die neugestopfte Pfeife anbrannte und darauf langsam zu lesen begann, bis er an die Worte kam: „Moderatione et deductione f." [1]) und dann fand, daß die Summe der Rechnung um mehrere Thaler verringert worden war.

Dieser letzte Umstand half ihm auf die Sprünge. Er nahm die Brille ab, blickte den Zimmermann scharf an und sagte mit Nachdruck: Moderatione, dederatione .... dacht' ek't dog! Het'n de Düwel wêr verfeuert, met'n lütjen Tolstok te meten un met groter Kride anteschriwen! [2]).

Der Zimmermann war nicht wenig erstaunt über die Gelehrsamkeit des Gevattersmannes, sagte aber nichts Weiteres, als daß er seinem Herzen durch eine Reihe der kernigsten Flüche und Verwünschungen Luft machte: de vermukte ôle brêtschnutige Hallunke van Bumester! ek wolle, dat dem Satan dat Mûl tauwösse [3])! Hädd' ek man den ganzen verdamten Bû gar nig e kregen! ek wolle, dat er dusend Millionen Schok Tunnen Kreuz-Donnerwêr . . .

Na lât't gaud sin, Vadder! 't felt er dog'n regelêr Stük Geld bi af! . . . Awer make't bi Denker's Schüne nig eben sau! . . . Wo wlt sin ji den? Kan't bolle lôs gân?

Ek denke, taukumen Weken, Dönnerdag oder Fridag, wil wi richten. Düsserdage werd Denker's Hinnerk wol komen un jue Hülpe anspreken; hei het al faken [4]) segt, juë Arnd möst' er bi e wesen, un't Anornêren [5]) und Kummedêren . . .

Ja, ja, dat weit ek al, fiel Husemann ein, dat wel mi wol taufallen . . .

Der Zimmermann kam in starke Versuchung zu sagen, daß dies eigentlich durchaus nicht nothwendig sei; allein er hatte heute wieder einen so sprechenden

[1]) Nach geschehener Ermäßigung und Abziehung.

[2]) Mit einem kleinen Zollstocke zu messen und mit großer Kreide anzuschreiben.

[3]) Das Maul zuwüchse. An einigen Orten lautet die Verwünschung so derb, daß sie nicht wohl übersetzbar ist.

[4]) Oft. [5]) Anordnen.

Beweis von den großen sonstigen Fähigkeiten Husemann's bekommen, daß er sich überwand und blos für sich hinsagte oder dachte: man mot 'm dên Spleten te gaue holen!

Husemann, der im Uebrigen ein trefflicher und tüchtiger Mann war, hatte sich nämlich seit langer Zeit in den Kopf gesetzt, daß Niemand das „Anordnen" und „Befehlen" so gut verstehe wie er, und daß namentlich eine Hausrichtung von einiger Bedeutung ohne seine Mitwirkung gar nicht vor sich gehen könne. Het rechte Kummederen, pflegte er zu sagen, is de halwe Arbeit! Und wunderlicher Weise wurde diese Selbstüberzeugung von vielen Andern getheilt; und Diejenigen, welche sie nicht theilten, würden doch den alten Husemann sehr ungern bei der Sache vermißt haben. War auch sein Commando nicht immer richtig, wie Manche behaupteten, oder war es wol gar geradezu verkehrt, wie die losesten Mäuler sich zuflüsterten, so befand doch Eins sich stets in der tadellosesten Ordnung, sein Commandostab, die — Branntweinsflasche! Bei wichtigen Dingen, pflegte er zu sagen, is Tweierlei nig genaug te beachten: man mot de Sake erst beschlapen, oder, wenn dat nig angeit, erst en Lütjen drinken, un dabie awerleggen.

In seinem eigenen Hause war die „Branntweinskammer" der wichtigste Ort, gleichsam das Allerheiligste, zu dem nicht leicht Jemand Zutritt erhielt, außer in seinem Geleit, und zu dem er den Schlüssel fortwährend bei sich trug. Dort lagerten nicht blos die Branntweinsfässer, dort stand auch der Geldschrank, der Zuckerkasten, der Honigtopf u. A.; dort glänzten vor allen Dingen die Likörflaschen, die „Pullen mit Angesetztem" und zwar in den verlockendsten Farben, wie „Kirschen", „Wachholder", „Calmus", „Pommeranzen", „Kümmel" u. s. w.

Natürlich sah Husemann auch bei seinen Freunden und Bekannten darauf, daß sie, wenn auch gerade keine Branntweinskammer, doch wenigstens einen wohlbesetzten Branntweinsschrank hatten. Es gehörte das nach seiner Meinung zu einem tüchtigen Hauswesen. Nichts lag ihm aber ferner, als Unmäßigkeit oder gar Völlerei; dergleichen stand schon mit seiner großen Sparsamkeit und Ordnungsliebe im Widerspruche; aber wen 't stramme hergeit oder bi besondern Vorfällen mot'n wat Richtiges inteschenken hebben, behauptete er, süs[1]) is't Hundsfötterie!

Am Zufriedensten war er in dieser Hinsicht mit seinem Freunde und Gevatter Denker's Hinnerk, derzeit Bürgermeister des Orts. Der hatte ebenfalls eine rechtschaffene Branntweinskammer, was um so höher zu schätzen war, als er selber keine Brennerei betrieb, sondern seinen Bedarf vom Gevatter Husemann bezog. Eigentlich hieß der Mann Heinrich Peek; da aber sein Hof seit unendlichen Zeiten Denker's Stêe oder Denker's Stelle genannt wurde, so sagte alle Welt nicht anders als Denker's Hinnerk.

Mitunter hatte zwischen den beiden Freunden eine gewisse Eifersucht bestanden. In der Jugend wollte Jeder von ihnen der Stärkste sein. Dann hatten Beide nach Fritzen Grêtlische[2]) „gefreit", bis Heinrich den Sieg davon trug. Später waren sie sich bei den Bürgermeisterwahlen in die Quere gekommen ꝛc.

---

[1]) Sonst. [2]) Margaretha-Elisabeth.

Indessen hatte schließlich Alles dadurch den besten Ausgleich gefunden, daß Conrad die Bürgermeisterei dem Freunde überließ und dieser Husemann's Uebergewicht im Anornêren un Kummederen anerkannte. Nur in einem Punkte konnten sie auch später noch in Streit gerathen, nämlich darüber, wer von ihnen den besten „Pommeranzen" anzusetzen verstehe. Dagegen waren sie in einer andern Sache seit Jahren völlig einig: der Gevatterschaft sollte noch eine Verschwägerung hinzutreten.

Husemann hatte einen einzigen Sohn Arnd, der also der Anerbe des ersten Hofes im Orte war, Heinrich eine einzige Tochter, Namens Christine, die als die reichste Erbin und zugleich als das schönste Mädchen weit und breit betrachtet wurde. Es lag daher nahe, daß die beiden Väter eine Heirath zwischen ihren Kindern wünschten.

Zwar hatte sich Heinrich nach dem frühen Tode von Christinen's Mutter wieder verheirathet; allein es schien nicht, als wenn ihm noch der langersehnte Anerbe geboren werden sollte. Die zweite Gattin war wol noch jung, und er selbst konnte, wie Husemann es ausdrückte, nog verdüwelt krusemirig[1]) ût den Ogen kiken; aber es war doch schon eine ganze Reihe von Jahren vergebens gehofft worden. Allein, wenn auch die Hoffnung noch in Erfüllung gehen sollte, so hatte Christine dennoch eine so bedeutende Mitgift zu erwarten, daß sie immer eine höchst willkommene Schwiegertochter blieb.

Eine Zeit lang schien es fast, als werde der Wunsch der beiden Alten in Erfüllung gehen; wenigstens hätte Arnd wol keine Einwendung erhoben. Dann aber trat bei Christinen mehr ein Abwenden als Hinneigen hervor, und wenn Husemann den lieben Gevatter drängte, die Sache zu fördern, so wußte dieser in der Regel nichts Besseres zu erwidern, als zur Geduld zu ermahnen. Met Gewalt is da niks te maken, Kunrad, sagte er kopfschüttelnd, wi mötet't afluëren! De Deren het en Kop, just asse öre selige Meume, de Grêtlische. Du hest se jo e kent. En kapetale Wif! awer'n Kop asse'n eiken Bred! Wen de nig wolle, sau was er neine like For me' te pleugen[2]).

Diese Versicherung war um so bezeichnender, als Heinrich selber ein höchst eigenwilliger und starrköpfiger Mann war, der sein Dorfregiment mit gewaltiger Strenge zu führen wußte.

Als der Tag der Scheunenrichtung herannahte, nahm Husemann schon Abends zuvor den Bauplatz in Augenschein und überlegte, wo er Alles am Besten werde übersehen können. Am Morgen jedoch ließ er „etwas auf sich lauern." Er gefiel sich in dem Gedanken, daß man ihn und seine Anordnungen vermissen werde, trank erst gemächlich seinen Kaffee, nahm ein Stückchen Zucker mehr als gewöhnlich, zog sich halbsonntäglich an — blaue Tuchbeinkleider mit Knieschnallen, ein gleichfarbiges langes Kaput[3]) mit großen übersponnenen Knöpfen, eine dunkle, weißgeränderte Zipfelmütze ꝛc. — und schritt dann mit

[1]) Munter, lebhaft, unternehmend, selbstbewußt ꝛc.

[2]) So war keine gerade Furche mit ihr zu pflügen.

[3]) Camisol, oder kurze, fast bis auf die Hüfte reichende Jacke.

einer kurzen Pfeife im Munde voll strammer Würde langsam über die Straße, so daß die benachbarten Weiber sagten: Et is Husemann's Kunrad!

Als er auf dem Bauplatze ankam, war das Tagewerk schon ein gut Stück vorgeschritten. Husemann grüßte, sah Alles kurz an, nickte seinen Beifall, holte dann eine Pulle ordeneren Kören herbei, nahm seinen Standpunkt ein und rief: Na, Kinners, 't is wol Tid, dat wi erst en Lütjen drinket!

Ein allgemeines Juchhe war die Antwort. Jeder trat heran und leerte das wieder und wieder gefüllte Glas in einem schwungvollen Zuge oder auch in kurzen Absätzen oder mit bedächtiger Langsamkeit, je nach Neigung und Gewohnheit. Den Ersten trank Husemann gewöhnlich zu, indem er selber ein wenig nippte, und dabei prôst! oder prôstjen! sagte; immer aber hatte er eine freundliche Bemerkung oder ein Scherzwort, zuweilen etwas derber Art, in Bereitschaft.

Nur Einer meldete sich nicht zum Trinken. Es war dies ein schmächtiger, blasser Knabe von etwa fünfzehn Jahren, der sich durch das Herbeitragen und Vertheilen von Nägeln ꝛc. nützlich zu machen suchte.

Als Husemann die Zurückhaltung des Jungen bemerkte, rief er ihn an: Na, Kröpel-Hans, wut du nig ôk en Drüppen [1])?

Der Knabe schüttelte schweigend mit dem Kopfe.

Awat [2])! rief Husemann, dat Schüddeköppen [3]) gift neine Kraft! Wen du mêe helpest, sau most du ôk mêe drinken!

Ne, Vadder Husemann, sagte nun Hans, ek mag Brennewîn nig ruken [4])! Als er aber bemerkte, daß dies Geständniß einen sehr übeln Eindruck hervorbrachte, setzte er klug hinzu: Awer et was gaud Vadder, dat ji keimen! et geit dog glik ganz anners! . . .

Das gefiel denn dem alten Gevatter gar sehr, so daß er den Jungen von nun an als eine Art Adjutanten betrachtete, der ihm namentlich die Pfeife wieder in Brand setzen mußte, wenn diese im Eifer des „Commandirens" ausgegangen war.

Hans war ein verwaiseter Halbbrudersſohn des Hausherrn, der das Kind früh zu sich genommen hatte und bei sich aufwachsen ließ. Er hatte aber keine rechte Freude an dem Jungen. Nicht, als ob dieser bösartig oder unfolgsam und ungeschickt gewesen wäre, im Gegentheil: Jedermann war in dieser Hinsicht sehr zufrieden mit dem Knaben; allein er blieb schwächlich und kränklich oder, wie man es ausdrückte, er senërte un kwînte schon seit Jahren, und Niemand im Hause traute ihm noch ein längeres Leben zu. Das aber konnte der Oheim, dem stramme Körperkraft über Alles ging, auf die Dauer nur schwer ertragen. Gesund oder todt, dachte er; das ewige Kränkeln sei ja schauderhaft! Und der arme Junge bekam noch den Beinamen Kröpel dazu. Eine Zeit lang wurden erhebliche Summen für allerlei Curen angewendet; als die aber nicht anschlugen, wandte man sich von den „Dokters" zu den Schäfern und klugen Frauen und ließ endlich der Sache einfach ihren Lauf.

Ein besonderes Interesse nahm der Prediger des Orts an dem Knaben. So

---

[1]) Willst Du nicht auch einen Tropfen?
[2]) Ach was! [3]) Kopfschütteln. [4]) Riechen.

oft er mit einer alten Schwester, die der Frau Bürgermeisterin sehr zugethan war, einen Besuch auf „Denker's Hofe" abstattete, fragte er nach dem Hans.

Herr Pestôr! antwortete dann gewöhnlich der Dorfhäuptling, 't is niks met dem Jungen! Er is ganz aus die Art geschlagen!

Sie sollten den Hans eigentlich an Kindes Statt annehmen, sagte der Pastor einst, da Sie der liebe Gott doch nicht mit Söhnen gesegnet hat, so stürbe Ihr Stamm nicht aus, und . . .

Ihr Wort in Ehren, Herr Pestôr! unterbrach ihn Heinrich, Ihr Wort in Ehren! awer aus dem Krôpel werd mîn Lewe nein regelêr Stammhalter! Nümmermêr!

O, meinte der Pastor, der kann schon noch gesund werden! . . . Was wenden Sie denn jetzt für Mittel an?

Mittel? Ja, was soll man da Großens anwenden? Der Junge will jo nig!

Will nicht? wie so?

Ja, denken Se man! Die Dokters hatten ihm doch Grause [1]) von Rêlken [2]) un Warmken [3]) zu trinken verordnet, un da man nun in Harwest- un Winterti'n neine Grause machen kann, so hatte ich mit Vadder Husemann awerlegt, daß wir ihm eine echte Pulle met Warmken un Rêlken ansetzten; aber meinen Se, der infamigte Bengel hätt's trinken wollen? Ne, neinen Brennewîn un sau wat! awer na Zukker un Honnig, da likkemület [4]) he na!

Das war ganz recht von dem Hans, fiel da die Schwester des Pastors ein; schämen Sie sich, Herr Bürgermeister, den Knaben zum Branntweintrinken zu verleiten! und gar Wermuth! . . .

Verleiten? . . . Ihr Wort in Ehren, Mamsell Pestôr! und Wermuth . . . ich kann Sie sagen, so'n Gläsken Warmken . . . wenn man zum Exempel so das Kwuddern im Leibe hat, so is so'n Gläsken Warmken sehr gut; und dann sollte Hans ja auch noch Hundefett dazu nehmen . . .

Ach, geh'n Sie mir mit solchem Zeug! rief empört das alte Fräulein und lief davon, und der Bruder folgte ihr mit den sanften Worten: So ganz Unrecht hat meine Schwester nicht, mein lieber Herr Bürgermeister!

Heinrich sah ihnen verwundert nach und schüttelte das Haupt; aber Hans wurde nun doch nicht weiter mit Branntwein gequält, und als bei der Hausrichtung Husemann wiederholt versicherte, der Hans sei ja ein ganz anstelliger Junge, bekam auch der Oheim eine bessere Meinung von dem Neffen.

Hans mußte dem neuen Gönner schon zum dritten Male eine Kohle holen, um die erloschene Pfeife wieder in Brand zu setzen, so eifrig hatte sich Husemann seiner Aufgabe gewidmet. Er fühlte sich dazu um so mehr verpflichtet, als ihn einer der Zimmerleute, welcher sehr abergläubisch war, mit allerlei Zeichen und Besorgnissen aufgeregt und angesteckt hatte. Der Mann hieß Frikke, ward aber gewöhnlich Hinkebein oder Kulentrêer [5]) genannt, weil er in der

---

[1]) Ausgepreßter Saft.
[2]) Schafgarbe, Schafrippen.
[3]) Wermuth.
[4]) Ist schwer zu übersetzen; etwa: nach Etwas ein Leckemäulchen machen.
[5]) In-die-Grube-Treter.

Jugend zu Fall gekommen war und davon ein verkürztes, nach außen stehendes Bein behalten hatte.

Ji könnt man löwen, Husemann, versicherte er, et passêrt vandage nog wat! mi is ganz wunnerlig te Sinne! Un asse'k vermorgen mine Eksen[1]) nemen wolle, do sat er'n grote Spinne uppe!

Ja wat schöll' er denn passren, wen wi alle orrentlig uppasset? fragte Husemann.

En Unglükke, Husemann, en Unglükke! Knappe was ek vermorgen achter'n Höwen[2]), do leip en swarte Bolze[3]) awer'n Weg, un glik darup kam en old Wif, dat mi glûpsch ankêk. Nu is mi'n ganzen Dag sau selzen te Maue[4])!

Hinkebein, du bist nig klauk! rief Husemann; ek löwe, du denkst up sükke Wise nog en Extra-Drüppen te krigen! awer darût werd Niks! Ek mot seihn, dat ji alle orrentlig bi Verstanne bliwet.

Ach, min leiwe Vadder, wenn ji sau'n Drüppen Wachollern oder Walnot för mi herren! . . .

Niks dar, Hinkebein! Na Middag kumt Kalmus, da krigst du einen, ok wol twei. Aber nu an dinen Platz! süh' just geit et an de Balken! . . . Ah, upgepasset, Lüe! Nog en Strik, Diderich, et könne riten! . . . De Forke[5]) is te kort, Hanshinnerk, nim den Füerhaken! . . . En bêtjen mêr na rechts, Krischan! . . .

So ging das fort, was das Zeug halten wollte, bis die Mittagszeit herankam. Dann setzte man sich zu Tisch, der Großknecht sprach das Vaterunser und noch ein kleines Gebet:

Komm, Herr Jesu, sei unser Gast,
Und segne, was Du uns bescheeret hast!

Und Jeder griff nun mit demselben Eifer zum Löffel, wie vorher zum Handwerkszeug.

Nach dem Essen ward wiederum gebetet:

Danket dem Herrn! denn er ist freundlich und seine Güte währt ewiglich, Amen!

Wir danken, Gott, für alle Gaben,
Die wir von Dir empfangen haben, Amen!

Nu, Kinners, latet ösch 'ne halwe Stunne dâl bukken, un den wêr an de Arbeit! sagte Husemann und nahm selber den Faulstuhl in Beschlag. Doch vergaß er nicht, zuvor Christinen einzuknüpfen, ihn pünktlich zu wecken. Vergit et jo nig, min Deren! de Spare[6]) werd uppebrocht un darbi draf ek nig felen!

Christine versprach es hoch und theuer, und hätte es doch beinahe vergessen. Als sie beim Aufwaschen war, kam Mäker's Dietrich dazu, um sich die Pfeife anzustecken; und als sie ihm die Feuerzange reichte, faßte er nicht blos diese, sondern auch ihre Finger, und das führte zu einem so langen und lebhaften Gespräche, daß der Schläfer richtig vergessen worden wäre, wenn nicht eine zufällige Störung an ihn erinnert hätte.

---

[1]) Axt. [2]) Hinter den Höfen. [3]) Kater. [4]) Seltsam zu Muthe.
[5]) Heugabel. [6]) Sparren.

Husemann konnte nicht umhin, der künftigen Schwiegertochter mit dem Finger zu drohen; aber es war „nicht böse gemeint." Dann eilte er an seinen Platz; und zwar jetzt mit der Calmuspulle.

Vörsichtig, Kinners! rief er. Upgepast Hinnerk! . . . Nog en Strik! . . . De Schlinge is te lütj, Kunrad! . . . Arnd, strammer angehâlt! . . .

Dabei winkte er unaufhörlich mit der kleinen Pfeife und kam so in Eifer, daß ihm unversehens die Calmusflasche entglitt, auf einen Stein fiel und krachend in Stücke ging.

Oweih de Kalmus! schrie Hinkebein.

Sei's nun, daß auch Andere aufsahen und nicht gehörig mehr bei der Sache waren, oder mochte ein sonstiger Mißstand obwalten, kurz, es erfolgte ein schwerer Sturz, der Zimmermeister rief: mîn Bein! mîn Bein! und Mäker's Dietrich lag blutüberströmt und besinnungslos am Boden.

Der Schrecken und die Verwirrung war grenzenlos. Husemann vergaß alles Kummedoren, und dem Bauherrn ging's kaum besser. Das Anordnen schien auf ganz andere Personen übergegangen zu sein.

Nim dat beste Pêrd, rief Hans dem Knechte zu, un jage wat du kanst na de Stadt un hale den Dokter!

Von einer andern Seite stürzte Christine herbei und übernahm die Leitung. Sie hatte vom Fenster aus, von einem Rosenstocke verdeckt, Alles mit angesehen. Als sie den Dietrich fallen sah, sank sie selbst, wie mitgetroffen in die Knie; aber nur einen Augenblick! Dann sprang sie fort, tauchte Handtücher in Wasser, legte sie auf die Wunden und forderte die Umstehenden auf, den Verunglückten in's Haus, in die nächste Kammer zu tragen.

Nu mot de Dokter hâlt[1]) weren, rief sie.

De Knecht is al wege[2]), erwiderte Hans.

Dat was gaud van di Hans! awer't duert lange êr'he kumt. Lôp na de ole Büth'sche, se schölle dog glîk komen, ümm't Blaud te stillen!

Die „alte Büth'sche" war eine kluge, „künnige" Frau, die Ehegenossin des Zimmermeisters Büthe, der sie auf seiner Wanderung kennen gelernt und später heimgeführt hatte. Ihr Vater war Unterförster am Harz gewesen, ihre Mutter eine geborene Mecklenburgerin. Von Beiden hatte sie allerlei Fertigkeiten und Hausmittel erlernt, auch „Sympathien" und andere seltsame Dinge, vor Allem aber einen unerschöpflichen Vorrath von Putzen[3]), Sprüchwörtern und eigenthümlichen Redensarten, zum Theil sehr derber Art, welche sie sämmtlich nach Zeit und Gelegenheit gut zu verwenden wußte.

Na, Kröpel, rief sie dem heranstürmenden Hans entgegen, wat is er lôs? du hachpachest[4]) jo ass'en Blasebalg.

O, Mutter Büth'sche, et is schreklig! Komet glîk mêe! ji mötet dat Blaud bespreken, segt Stinchen.

Das neuere und feinere „Mutter" klang der alten Frau gut in die Ohren;

---

[1]) Geholt. [2]) Schon fort.
[3]) Schnurren. [4]) Schnell und heftig athmen.

sie antwortete deshalb auch freundlicher als gewöhnlich: Ile met Wile, Kröpeling' Erst dan't Mûl up, Bengel, un vertelle' Blôt t stark'

Ja, 't lopt man sau piperlings de Dünneegre'p hendal

Un bölket') he stark'

Ne, gar nig! het ligt, asse dod.

Sau, sau, dat is slim! . .

Als die Leiden in der Bürgermeisterei anlangen, wurde eben der Zimmermeister vom Hofe getragen, um nach seiner Wohnung gebracht zu werden. Die Ehefrau ließ sich aber dadurch nicht abhalten, erst nach Dietrich zu sehen.

Ik hört wol, de Kêrl kan nog bölken, sagte sie. Unkrut vergeit nig

C, Mutter Bäthsche, rief ihr Christine entgegen, helpet, besprekket dat Blaud! hei sterft sû!

Dat sterft sek nig sau lichte, min Deren!

Jung Blaud

Holt lange gaud!

Um Gottes willen helpet! makt n doch wêr lebendig!

Kind, wen he dode is, kan ehn nig wêr lebendig maken — ‚Dat wêd' en schwâr Stûk Arbeit sin, ske de Lüd, do schod he lammen' awer Sünning, min Lochting, wê's man nig lange, hei lewet jo noch!

Es war sonderbar: die Frau hatte wol hundert Male alles Ernstes versichert, daß sie das Bluten stillen könne, jetzt aber, da schnelle Hilfe sehr nöthig war, hatte es fast den Anschein, als scheue sie vor ihrer Kunst zurück. Indessen Christine sowol, wie die inzwischen herbeigeholten Schwestern Dietrich's suchten nicht noch, das Leuten aber Besprechen mußte geschehen.

Frau Bäthe schickte also alle Mannsleute fort, nahm aus dem Bettstroh einen Halm, schnitt denselben über einem Wirbelknopfe und etwa zwei Finger breit darunter ab, machte in das Stück unter dem Knopfe eine Kreuzspalte bis auf den Knopf, zog die vier Theile auseinander und hielt sie auf die Hauptblutstelle, indem sie leise die Beschwörungsworte aussprach, von denen sie aber fast Nichts als die Schlußformel: ‚im Namen Gottes, des Vaters' x vernehmen ließ. Dann ging sie schweigend hinaus und Niemand durfte ihr folgen, auch erfuhr Niemand, was mit dem Strohhalm geschah . .

Als nach geraumer Zeit der Arzt eintraf und den Kranken untersuchte, erklärte er dessen Zustand für sehr bedenklich. Die angeregte Ueberführung in das elterliche Haus unterlegte er unbedingt und empfahl die höchste Ruhe.

Das klang denn nicht sehr angenehm für den Bürgermeister. Zwar dachte er nicht entfernt daran, daß sich zwischen dem Kranken und seiner Tochter ein Verhältniß entspinnen werde — an so etwas konnte man ja gar nicht denken, denn Dietrich war nur einer der nachgeborenen Söhne eines kleinen Hofbesitzers und somit nicht viel mehr als ein armer Teufel — aber Wochen lang einen Schwerkranken, vielleicht einen Sterbenden im Hause zu haben und dabei den unbequemen Paß stets vor Augen — es war zum .Toll werden. Wenn sich noch Einer gefunden hätte, das Zeug fortzuschicken! Aber der Einzige,

der es gekonnt hätte, Frikke, steckte voll abergläubischer Scheu. Nig för'n Anker Kalmus! rief er; da mot erst en Gewitter awerhentein! . . .

Dietrich lag lange Zeit bewußtlos. Als Fieber eintrat, wurde die alte Büth'sche wieder zu Hilfe gerufen, welche dies Mal mit einem Ekkerndop [1]) ihren Hokuspokus machte:

Ekkern ût'n Doppe!
Feiwer ût'n Koppe! etc.

Batet't [2]) nig, sau schad't't nig! dachte Christine.

Endlich traten Zeichen der Besserung ein. Eines Abends war die eine Schwester Dietrich's fortgegangen, die andere noch nicht eingetroffen. Christine saß in der Nähe und strickte.

Wie der Kranke wol ausfieht? dachte sie und schob den Krüselhaken [3]) so, daß sie das bleiche Gesicht einen Augenblick näher betrachten konnte. Da schien es ihr, als ob die Lippen sich bewegten . . .

Ob he drömt? dachte sie; wat he wol segt? Ob he nog baset? [4]) Sie schob das Licht wieder zurück und hielt das Ohr dicht an die Lippen.

„Stinchen" . . . Sie schrak zurück.

Auf einmal schlug der Kranke die Augen auf und sah sie starr an . . .

Du, Stinchen? rief er.

Stille, Diderich! du most dek ganz stille holen, segt de Dokter, ganz stille!

Awer, wo kumst du her, Stina?

Stille, Diderich! du bist jo bi ösch, in miner Kamer! . . .

Aber kaum waren die Worte heraus, so stockte sie, ward blutroth und wäre gern davon gelaufen . . . Allein, verlassen durfte sie den Kranken doch nicht! und sie fühlte sich ja auch so glücklich, so zufrieden! . . .

Sie sank in die Knie und betete.

Dietrich suchte nach ihrer Hand. Sie gab sie ihm, damit er sich nur still verhalten solle.

O Stinchen! . . .

Stille, Diderich! ek weit al, wat du seggen wat! Most awer ganz stille wesen, segt de Dokter.

Ja, Stinchen, bist du mi den gaud?

O al lange Diderich, wiss' un wahr [5])! Awer nu stille!

Dietrich wollte sich aufrichten; aber sie ließ es nicht zu. Krigst ok en Kus, Diderich, wenn du stille ligst! un mine Hand schast du ok beholen.

So hielt er die Hand fest und war bald glückseligen Antlitzes eingeschlafen.

Als die Schwester eintrat, merkte sie wol, wie die Sachen standen. Eine Zeit lang saßen die beiden Mädchen stumm bei einander; dann fielen sie sich um den Hals und Dorothea sagte weinend: O Stina, wat schal darvan weren? Diderich is en arm Junge, un du bist de rîkste Deren in Dörpe!

---

[1]) Eichelhülse. [2]) Hilft's nicht.
[3]) Eine drehbare Vorrichtung zum Tragen einer Hängelampe.
[4]) Irre redet? [5]) Gewiß und wahr.

Deit niks, Dôrtjen, ek wil'n dog hebben!
Awer din Vâr, Stinchen, de gift dat min Dage nig tau.
Deit niks! ek wil Diderich dog hebben!

Die Genesung des Kranken schritt nun rasch vorwärts. Auch Büthe war so weit hergestellt, daß er mit Hilfe einer Krücke den Bauplatz besuchen und das Nöthige leiten konnte. Aber auf den Giebel zu klettern und den üblichen Zimmerspruch zu halten, das war noch unmöglich. Und doch sollte eine feierliche „Hausrichtung" Statt finden; und doch drängte die Zeit, wenn die Scheune noch vor den Herbst- und Winterwettern unter Dach kommen sollte.

Endlich wurde beschlossen, den Hinkebein als Redner auftreten zu lassen. Christine versuchte zwar, mit Rücksicht auf Dietrich, die Festlichkeit noch hinauszuschieben; allein ihr Vater donnerte: De Schüne schal ünner Dak! Und wenn Heinrich so rief, dann half keine Einwendung mehr. Man ging also schweigend an die Vorbereitungen zum Feste.

Frikke lieferte dat Ref zum Kranze, wie er's nannte. Es bestand aus einem durchkreuzten Stabe mit mehreren Tonnenreifen in Gestalt eines Zuckerhuts, und war so eingerichtet, daß es auf der Spitze des Giebels leicht befestigt werden konnte. Bei der Ausschmückung wurde zunächst Alles mit grünem Gezweig umwunden; dann erhielten Blumen und Schleifen und Flittergold eine reichliche Verwendung; zuletzt wurden Bänder und kleine Tücher von den jungen Mädchen, welche sich am Aufputzen betheiligten, angebracht, namentlich an den untersten Reifen.

Abends ward der Kranz nach Husemann's Hause gebracht, von wo andern Tags der Festzug ausging: Voran die Musik, dann der Kranzträger, dann die Bauleute, Jeder mit einem Rukebusche oder mit einem Rosmarinzweige geschmückt, Büthe und Frikke mit Sträußen an den Hüten und Alle mit Bändern an den Werkzeugen u. s. w.

Der Kranzträger wurde herkömmlich von den Zimmerleuten aus ihrer Mitte bestimmt und erhielt ein schönes Halstuch, das am Stiel des Kranzes befestigt ward. Als eine besondere Ehrenbezeigung galt es, wenn der Erwählte einen Andern an seine Stelle treten ließ. Dies Mal ward dem Sohne Husemann's eine solche Auszeichnung zu Theil; allein Letzterer war im Grunde des Herzens nichts weniger als erfreut darüber; denn es ward dadurch sein Plan, daß Arnd mit Christinen gehen und sonach ihr Haupttänzer werden sollte, vernichtet.

Desto vergnügter war Christine. Auch der Küster lächelte erfreut. Er war, obwol schon bejahrt, noch sehr kwikstêrtig[1]), wie die jungen Burschen es ausdrückten, und liebte es, bei guter Gelegenheit einer hübschen ehemaligen Schülerin etwas den Hof zu machen. Voll Freudigkeit und mit großem Bewußtsein ging er auf Christine zu, empfing aber ein kurzes Nein: dat wolle sek dog nig recht passen! sagte sie schalkhaft, ek mot dog bi minen Kranken blîwen! Damit suchte sie Dietrich auf und gab diesem die Hand, und Küster und Vater Husemann schauten giftig drein.

[1]) Kwikstêrt, Wipstêrt, Bachstelze.

Auf der Baustelle ward ein Choral gespielt und Arnd und Frikke stiegen auf das Giebelgerüst und befestigten den Kranz. Dann nahm Frikke den Hut ab und begann seinen Spruch oder vielmehr erst die Einleitung:

Hier steh' ich, werthe Freunde und Herren,
Das heißt nicht ich; denn nicht gern
Steht unten der eigentliche Zimmermeister
Mit seiner Krücke, Büthe heißt er,
Und müßte eigentlich hier oben steh'n;
Dieweil er aber nicht kann steigen und geh'n,
So bin ich gestiegen, wie hier zu seh'n,
Und sage: Heil, daß er noch lebt!
Und daß auch Dietrich's Blut nicht mehr klebt
An Holz und Kopf, so schrecklich zu seh'n;
Ich seh' ihn da unten bei Stinchen steh'n! ...

Eigentlich hatte diese Stelle, welche genau mit Büthe überlegt war, blos heißen sollen: „da unten steh'n!" Als aber Frikke die Beiden zusammenstehen sah, änderte er, wie er nachher mit großer Befriedigung erzählte, stantepe den Vers und erregte damit nicht wenig Bewunderung. Nur Husemann und der Bürgermeister waren davon wenig erbaut. Teuf, Schubbejakke, brummte Jener in den Bart, du krigst neinen duwwelten Kalmus! Und an den Augenbrauen ihres Vaters merkte Christine, daß auch diesem Etwas nicht recht war, und ging, nachdem Frikke wieder begonnen hatte, unvermerkt auf einen andern Platz.

Der eigentliche Zimmerspruch war das Eigenthum Büthe's und dieser hatte denselben auf seinen Wanderungen aus dem Munde mehrerer Anderer vernommen und nach und nach zusammengestellt, so daß schließlich das Ganze etwas lang gerathen war. Frikke fuhr also fort:

Meinen Dienst und Gruß zuvor, geehrte Herrn und Leute,
Die hier unter mir stehen und sehen heute,
Daß dieser Bau, den wir haben gemacht,
Dem Höchsten sei Dank! ist glücklich zu End' gebracht.
Hier bin ich herauf geschritten,
Hätt' ich ein Pferd gehabt, wär' ich geritten,
Weil ich nun aber hatte kein Pferd,
So ist's auch nicht viel Sagens werth.
Alle Fürsten, Grafen und Herrn,
Die das Zimmerhandwerk nicht können entbehr'n:
Und Alle die hier versammelt sein,
Frauen und Jungfern, groß und klein,
Sollen von mir gegrüßet sein;
Meinet' ich den Einen und Andern nicht,
So wär' ich ein rechtschaffner Zimmergesell nicht.
Wo soll ich denn nun fangen an
Vor Allen die da unten stahn?
Ich bitt' euch, hochgeehrter Bauherr mein,
Ihr wollt ein wenig stille sein,
Und meinen Wort'n recht hören zu,
Was ich nun weiter sagen thu'.
Ich bitt' euch, ihr Herren, ihr wollt' nicht lachen,
Wenn ich meine Worte nicht recht sollte machen;

Denn gestern Abend, als ich wollte studiren,
Da thaten mich die schönen Jungfern vexiren,
Da ließ ich mein Studiren sein,
Und ging zu der Jüngsten in die Kammer hinein,
Allwo ich die ganze Nacht bin gesessen,
Und mein Studiren ganz und gar vergessen.
Wir haben durch Gottes Güt' und Macht
Diesen Bau auf's Beste in Stand gebracht,
Er ist wohl versehen mit Schwellen und Pfosten;
Es wird unserm Bauherrn eine Mahlzeit kosten.
Bauherr, ich frage ihn aus frischem Muth,
Wie ihn dieser Bau gefallen thut?
Meister und Gesellen haben keinen Fleiß daran gespart;
An diesem Bau ist Alles wohl verwahrt,
An diesem Holz und Arbeit, wie man sicht,
Daran ist gar kein Mangel nicht.
Weil nun der Bauherr selbst thut seh'n,
Daß dieser Bau ganz wohl thut steh'n,
So bitt' ich noch einmal, ohn' Beschwer'n,
Ihr wollt mir ein wenig zuhör'n!
Herr Gott, du Schöpfer aller Welt,
Der durch seine Macht Alles erhält,
Du wollest diesen Bau erhalten in Gnaden,
Bewahr'n für Feuer und andern Schaden,
Für Hagel und großen Ungewitter,
Daß er nicht falle danieder,
Du woll'st segnen dieses Haus,
Und die da gehen ein und aus!
Woll'st auch unserm Bauherrn geben
Ein gesundes und sehr langes Leben!
Auch sein Weib und all' sein' Kind'
Und Alle die ihm angehörig sind!
Gott segne sie zu jeder Zeit,
Und nachmals dort in Ewigkeit!
Nun wünsch' ich unserm Bauherrn ein fett' Rind
Und der liebwerthen Baufrau ein Kind
Und der Tochter zwei und ihrer Magd drei,
So gibt's ein ganzes Hausgeschrei.
Dieser Bau ist gemacht von Riegeln und Pfosten,
Es wird unserm Bauherrn ein gutes Trinkgeld kosten.
Eintausend Thaler wäre nicht zu viel,
Zweitausend wäre das rechte Ziel,
Wenn er uns aber fleißig thut bitten,
Sind wir mit dreitausend Thaler auch zufrieden;
Kann es aber nicht sein, so falle dieser Bau wieder ein,
Wenn ich werde wieder herunter sein.
Nun laßt unsern Bauherrn auftragen
Etwas Gesotten und Gebraten,
Weißbrod, daß es übrig bleibet,
Schweinefleisch, daß der Tisch sich beuget,
Wein und Bier, daß es ein Mühlenrad treibet,
Schön' Jungfern, das da die Zeit vertreibet,
Ein Spielmann, der muß auch da sein,
Desgleichen Muskatellerwein,

Gute Freunde und Branntewein
Müssen auch bei dieser Mahlzeit sein,
Und wenn sich Einer unterfteht die Zeche zu machen,
So wollen wir ihn schlagen, daß ihm die Rippen krachen.

Ein Zimmergesell bin ich genannt,
Ich reise Fürsten und Herrn durch's Land,
Dieselben mit Fleiß recht zu beseh'n,
Daß ich einmal auch möchte besteh'n.
Wenn ich hätte aller Jungfern Gunst,
Und aller Meister ihre Kunst,
Und aller Künstler ihren Witz,
So wollt' ich ein Haus bauen auf eine Nadelspitz
Weil ich dasselbe nicht wol thun kann,
So muß ich bauen auf einen guten Plan.
Wer da will bauen auf Gassen und Straßen,
Der muß einen Jeden können reden lassen.

Darauf schmeckt mir ein Gläslein Wein,
Kameraden, schenkt mir ein's ein!
Bauherr, ich trinke euch aus Liebe und Lust,
Nicht aus Hunger oder aus großem Durst,
Sondern aus Liebe und Freundlichkeit,
Auf unsers .....[1]) Gesundheit.
Jetzt trink' ich über euch Allen;
Gebt acht, das Glas wird herunter fallen!
Hinunter ist's gefährlich,
Und herauf ist's beschwerlich,
Ich will mich hieraus bedenken,
Und dieses Glas hinunter schwenken.
Ein Zimmergesell bin ich genannt,
Diesen Strauß hab' ich in meiner Hand,
Welcher ist so hübsch und fein,
Dazu auch Rosmarien sein;
Daran steckt auch ein Blümlein gut,
Das dienet mir auf meinem Hut ...
Jetzt thu' ich mich noch Eins bedenken
Und diesen Strauß herunter schwenken.
Vor etlichen Wochen haben die Vögel darauf gesungen,
Sowol die Alten wie die Jungen.
Potztausend ich hätte bald vergessen,
Die schönen Jungfern einzumessen,
Die Jungfern, die den Branntwein trinken,
Und den Junggesellen mit den Augen winken.

Diesen Spruch habe ich bekommen im Lande Sachsen,
Wo die Mädchen auf den Bäumen wachsen.
Hätt' ich doch daran gedacht,
So hätte ich meinen Kameraden zwei oder drei mitgebracht.
So habe ich mich eines Andern besonnen,
Und dachte, es seien hier auch welche zu bekommen.
Wenn ich könnte krähen wie ein Hahn,

---

[1]) Königs, Kurfürsten, Herzogs ꝛc., je nachdem der Titel des Landesherrn lautete. Neuerdings wird meist der Kaiser eingeschoben oder auch ein Zusatz gemacht: „Und unsers Kaisers Tapferkeit!"

Schwimmen wie ein Fisch und Schwan,
Und lieben wie ein Spatz,
So wär' ich aller Jungfern ihr Schatz;
Weil ich aber dasselbe nicht kann,
So will ich auch nur eine han.

Ich bin gereist im Lande Oesterreich,
Da hab' ich gemacht sieben Meister reich.
Der erste ist gestorben,
Der andere verdorben,
Der dritte hat müssen sein Haus verkaufen,
Der vierte hat müssen gar entlaufen,
Der fünfte hat Nichts überall,
Der sechste liegt im Hospital,
Der siebente sitzt in Venedigs Krautgarten,
Und will die Andern auch vollends erwarten.

Ich bin gereiset durch's ganze Land Hessen,
Da gibt's große Schüsseln und viel zu essen[1]),
Gutes Bier und wohlfeilen Wein,
Wer wollte im Hessenland nicht sein!
Wenn das Obst thut wohl gerathen,
So haben sie genug zu sieden und zu braten.

Bauherr, hab' ich nicht recht gesprochen,
Gebt mir das Fleisch, behaltet die Knochen!
Nun gehet nach Haus,
Und bleibt nicht lange aus!
Ein Jeder stecke ein stumpfes Messer ein,
Es wird hier was besonders sein.

Wer über diesen Bau hat Hohn und Spott,
Der stecke seine Nase in's —
Oder stoße den Kopf an die Wände!
Nun hat der Spruch ein Ende.

Bei den Schlußworten schwenkte Frikke unter dem Gejubel der Festgenossen und der Kinder des ganzen Dorfs den Hut, setzte ihn stolz auf's rechte Ohr und stieg herab, während Arnd, sein Tuch um den Hals windend, die größeren Schmuckstücke unter die Zuschauer warf, von denen natürlich die jungen Burschen bestrebt waren, Dasjenige zu erhaschen, worauf sie besonders Werth legten.

Dann wurde gegessen, getrunken und getanzt bis zum andern Morgen und am Nachmittag das Fest von Neuem begonnen. Beim Essen hatte Jeder für Löffel und Messer selbst zu sorgen; nur der Küster und der Vogt erhielten Messer, Gabeln und Teller; dafür hatte der Küster vor und nach dem Essen zu beten, was er mit „vieler Würdigkeit" vollbrachte. Der Pastor hatte sich wegen Unwohlseins entschuldigen lassen.

Dietrich's Lage war etwas peinlich, da er weder tanzen noch trinken durfte; doch wußte ihn Christine durch ein paar verstohlene Freundlichkeiten zu entschädigen. Er spielte, wie man sagte, den Fibelkwintigen: er suchte sich unvermerkt dem Bauherrn zu nähern und wußte dann über die gute Einrichtung der neuen Scheune und über den Witfaut[2]), den Heinrich aufgezogen hatte, so viel Kluges

[1]) Nach einer anderen Lesart „wenig zu essen".
[2]) Weißfuß, Pferdename.

und Verbindliches zu sagen, daß dieser, der schon stark in's Glas gesehen hatte, ganz angenehm davon berührt wurde und beinahe laut gedacht hätte: Schâe [1]), dat de Bengel nig en Hof oder'n regelêr Stük Geld het! Als aber dann Christine herbeikam und Allerlei zu fragen hatte und nun Dietrich auch mit einreden wollte, da sah ihn der Bürgermeister in einer Weise an, die klar zu verstehen gab: Mîn Junge, du vergisst wol, wên du vör dek hest!

Allmälig kamen Herbst und Winter heran. Das junge Volk fand sich des Abends in den Spinnstuben und beim Apfelschälen zusammen. Auch Dietrich und Stina wußten sich einige Male zu treffen; aber das genügte ihnen nicht, und an Besuche Dietrich's in der Bürgermeisterei war gar nicht zu denken. Da ermittelten sie einen Ausweg.

Zwischen Scheune und Stallgebäude befand sich ein enger Raum, der nach dem Garten zu mit einem Brett abgeschlossen war. Doch hielt der untere Nagel nicht mehr; das Brett ließ sich zur Seite schieben und gab dann unten Raum zum Durchschlüpfen. Hierher schlich sich Dietrich in dunkler Abendstunde und harrte, bis Christine vom Hofe her sich einfand. Dann wurde auch ein Brett der Scheunenwand beweglich gemacht und so eine behagliche Stelle im Strohgefache hergestellt.

Dat wören glüklige Stunnen! So versicherten Beide noch, als ihre Häupter längst ergraut waren.

Aber erst folgten viele schwere und bittere Stunden!

Christine ward still und traurig ...

Der Erste, dem die Veränderung in ihrem Wesen auffiel, war Hans.

Zwischen den Beiden bestand ein wunderliches Verhältniß und ward in Kürze noch wunderlicher. Christine bemutterte gleichsam den bedeutend jüngern Vetter und sorgte und stritt für ihn, wenn Andere ihn vernachlässigten oder ihm zu nahe traten. Hans vergalt das mit dankbarer Anhänglichkeit und Treue und fühlte gegen das schöne Mädchen eine Neigung, die er nicht näher zu bezeichnen wußte und von deren Innigkeit auch Christine keine Ahnung hatte.

Eines Tages traf er sie allein und bemerkte ihre verweinten Augen. Nachdem er sie eine Zeit lang still und eindringlich betrachtet hatte, faßte er sich ein Herz und sagte innig: Stînchen, du bist faken [2]) sau bedreuwet, wat hest du? Segge't mi! du kanst mi truen!

Das Mädchen sah den noch knabenhaften Vetter schweigend in die treuherzigen Augen und fing wieder an zu weinen. Ja, Hans, sagte sie zuletzt, du bist trûe! ek weit ôk, dat du't gaud meinst ... O Hans, ek bin sau unglüklig! ...

Da liefen auch ihm die Augen über.

Ja, wen ek man dode wöre! fuhr Christine fort, die dem Drange folgte, ihr Herz zu erleichtern; ja wen't man ... O Gott, ek mag et nig seggen. Kum dar achter't Hûs, dat ösch Nömst [3]) höret!

Hans war todtenbleich geworden und sah das geängstigte Mädchen mit

[1]) Schade. [2]) Oft. [3]) Niemand.

tiefster Betrübniß an. Da faßte sie ihn plötzlich bei der Hand und raunte ihm in's Ohr: ek wil en Kind!

Wenn ein Blitzschlag neben ihm in die Erde gefahren wäre, hätte Hans nicht erschrockener dastehen können. Die Worte: se wel en Kind — hatte er wol hundert Mal in der unbefangensten Weise aussprechen hören; aber sie waren ihm niemals besonders aufgefallen. Jetzt klangen sie ihm so eigenthümlich ... und Alles war so beängstigend ... Als er sich zu einer Frage ermannte, lief das Mädchen mit den Worten fort: vernabend [1])! nu kan ek't nig seggen.

Aber am Abend kam es zu einer Unterredung nicht mehr.

Der Bürgermeister hatte einen Ausgang gemacht und war auf dem Heimwege, als ihm ein kleiner, untersetzter Mensch entgegentrat, der ihm wegen einer früheren Züchtigung den giftigsten Haß nachtrug.

Na, Hinnerk, rief derselbe spöttisch, wat gifst du mi, wenn ek di wat Rares vertelle? .. Ja, ja, et was di en Lichtes, mi an den Tûn te smiten, awer dût schal di wol nig sau lichte vörkomen! Ek herre't di al freuer seggen können, den ek bin dem Diderich en pâr Mal na e sleken, awer ek wol't erst aflueren; nu schast't hören: 't is met jue Stina nig richtig!

Heinrich sprang auf den Menschen zu; allein dieser rannte davon. Doch genügten wenige Secunden, um ihn einzuholen, und er ward dann mit solcher Gewalt erfaßt und zu Boden geschleudert, daß er wie todt da lag und erst nach geraumer Zeit wieder zur Besinnung kam.

Heinrich kümmerte sich darum nicht. Wie ein Wüthender flog er auf seinen Hof, in sein Haus, wo eben die kleine Frau mit einem Licht stand und ihn entsetzt heranstürmen sah.

Um Gottes-Jeses willen, rief sie, Hinnerk wat sühst du sau vergrelt ût? wat is er schein [2])?

Wat er schein is? brüllte Heinrich ... Wo is de schlechte Balg? wo is de —

Zum Glück stand Christine in der Nähe einer kleinen Seitenthür. Erst war sie wie angewurzelt; dann, als der Vater mit seinem Stocke auf sie zufahren wollte, sprang sie durch die Thür, flog um das Haus herum, durch den kleinen Gang in den Garten, und rannte dann hinter den Höfen hin, bis sie athemlos und erschöpft an einer Hecken-Hucht wie ohnmächtig niedersank.

Ein scharfer Nordost brachte sie wieder zum vollen Bewußtsein ihrer Lage. Wohin sollte sie nun? was sollte aus ihr werden?

Wol fielen ihr Dietrich's Eltern und Schwestern ein; aber nein, das war ihr unmöglich, sie hätte sich todtgeschämt ...

Endlich kam ihr „Kösters ole Mutter" in den Sinn, die von jeher freundlich und liebreich gegen sie gewesen war. Wenn das kleine snikkere [3]) Ding vordem die Schulstube verließ, dann wurde es noch in das Witwen-Zimmer gerufen, um mit einem gebratenen Apfel oder mit Nüssen und dergleichen bedacht zu werden. Dafür kam dann Stinchen zu Weihnachten oder am Geburtstage oder

[1]) Heut' Abend. [2]) Geschehen.
[3]) Zierlich = anmuthig = sauber.

bei einer sonstigen Gelegenheit mit einer Wurst oder einem Körbchen mit Eiern; und so hatte sich zwischen der steinalten Frau und dem blutjungen Mädchen eine rührende Freundschaft und Anhänglichkeit gebildet.

Zum Glück war die Alte noch nicht zu Bett. Christine klopfte an den Fensterladen und gab sich zu erkennen: O Grossmutter, um Gottes willen, maken se mi lise de Dör up!

Das geschah denn, und das arme Mädchen wäre wol auf der Schwelle zusammengesunken.

Gerechter Gott, Stinchen, wo sühst du ût! Wat is di? wat bedût dat?

Ach Grossmutter, ek kan't nig seggen ... Und sie konnte es wirklich nicht sagen, so bitterlich weinte und schluchzte sie.

Die alte Küsterswittwe war eine zu erfahrene Frau, als daß sie nicht bald auch ohne Erzählung begriffen hätte, wie die Sachen standen.

Na, si man stille, min arme lütje Stina! Kum, ga in min Bedde liggen! du bist jo ganz verklâmt[1])! Ek wil Kaffe maken, un den wil wi de Sake öwerleggen!

Das geschah denn; aber alles Ueberlegen und alles Jammern brachte keine tröstliche Lösung. Endlich fielen der alten Frau die Augen zu. Sie machte sich ein Lager, verwies Christine auf morgen, betete laut und war sofort eingeschlafen. Sie schlief den Schlaf der Gerechten.

Christine betete auch; aber Schlaf kam nicht in ihre Augen. Sie gedachte der todten Mutter: wie anders würde Alles gekommen sein, wenn die noch gelebt hätte! O Meume[2]), Meume, biddet för mi!.. O Gott, wo schal ek hen? wat schal ek anfängen?

So ging das die ganze Nacht hindurch. Und die Nacht war so lang!

Eben so schlaflos lag der Vater. Er hatte wuthschnaubend seine Verfolgung aufgegeben, Alles zerschlagen, was ihm in den Wurf kam, und sich zuletzt laut stöhnend auf den Faulstuhl geworfen; Niemand wagte, sich ihm zu nähern, nicht einmal seine Frau. Als die Anderen aufstanden, legte er sich zu Bette, riegelte die Butzen-Thüren[3]) fest, und gab auf Nichts Gehör; es war, „als läge ein Todter im Hause", erzählte nachgehends die kleine muntere Frau, die ganz ihre Kregeligheit verlor.

Auch Hans kam aus dem Geleise. Er besuchte zwar die Privatstunden, die ihm der Oheim beim Küster noch geben ließ, allein an rechte Aufmerksamkeit war nicht zu denken; und der Lehrer selbst hatte mehr die einstige Schülerin und ihren Geliebten im Kopfe, als seine gegenwärtigen Schüler.

Als Hans heimkehren wollte, rief ihn die alte Großmutter, wie sie allgemein genannt wurde, in ihr Stübchen und theilte ihm mit, wo Stinchen sich befand. Kum vernabend wêr! awer most tau Nömst wat seggen! Das versprach er mit großer Bereitwilligkeit, und kam nun so aufgeräumt nach Hause, daß es der kleinen Bürgermeisterin auffiel: Junge, schämst du di nig, dat du sau lustig bist?

---

[1]) Durchkältet, erfroren. [2]) Mutter.

[3]) Butze ist eine enge Schlafkammer oder Schlafstelle; die Oeffnung zum Einsteigen wird durch Schiebe-Thüren geschlossen.

Aber Hans machte ein Gesicht, als wenn er sagen wollte: ek weit't beter!

Kröpel-Hans, rief die Base, Junge, du weist wat! Wo is Stînchen?

Hans schüttelte schweigend das Haupt, sah dabei aber so listig aus den Augen, daß die stille Verneinung mehr zu einer sprechenden Bejahung wurde.

Verdamte Junge, wut du mi tau'm Besten hebben! rief die Base und griff zu einem derben Stocke, teuf[1]), du balstürige Dikkebrat, ek wil di't Mûl upmaken.

Hans sprang ihr aus dem Weg und hielt sich in sicherer Entfernung.

Kröpel, wut du glîk hierher!

Gêrn, Fîkwêsche[2])! Awer et is mi dat verdächtig; legget erst den Stok weg!

Die kleine, lustige Frau mußte lachen. Na, Hans, Galgenstrik, kum man her! Süh, de Stok is al wege! Nu segg't mi, oder weist du Niks?

Dog, Fîkwêsche, ek weit alles, un je schölt't ok erfaren, awer nog draf ek't nig seggen.

O Hans, mi kanst du't wol seggen; ek meint jo gaud met de Deren.

Ja, dat weit ek, Fîkwêsche! awer ek hebbe't verspraken.

Ach, mi allene kanst du't wol seggen! Ek gewe di ok en Stük Honnigschaten[3]).

Das war denn eine starke Versuchung für Hans „sine seute Lekkertunge"; aber zum Glück fiel ihm ein, daß der Ohm nicht leicht den Schlüssel zur Branntweinskammer aus der Hand gab und er fragte:

Ja, hebbe ji den ôk den Slötel, Fîkwêsche?

Den wil'k wol krigen, sagte lachend die kleine Versucherin.

Na den kriget'n man est, Fîkwêsche! Und damit lief er fort, und begab sich später auf weiten Umwegen in's Küsterhaus, um nicht Verdacht zu erregen.

Es überkam ihm ein seltsames Gefühl, als er so das schöne Mädchen fand ... Wäre Dietrich da gewesen, er hätte ihm den Hals umdrehen können ...

O Hans, rief ihm Christine entgegen, und fing bitterlich an zu weinen.

Hans konnte auch Nichts hervorbringen, als „Stînchen" ...

Endlich fragte er: Ja, wo is den dat alle sau komen?

Dat kan ek di nig sau seggen, Hans; awer eint wil ek di seggen, Hans: ga min Dage nig tau'n Deren!

Hans wollte gerade der Sache weiter nachfragen, als die alte Großmutter eintrat. Nun saßen die Beiden vor dem Bette der Halbkranken und alle drei weinten und berathschlagten um die Wette.

Endlich rief Hans: Ek weit et, de Pestôr mot helpen! Und da die beiden Anderen auch nichts Besseres wußten, so wurde beschlossen, die Hilfe des Geistlichen anzusprechen, und zwar sollte Hans die Sendung übernehmen. Du bist zwarst nog jung, sagte die alte Frau, awer du bist dog en klauk Junge, un wil de Pestôr ôk klauk is, sau werd hei wol Alles richtig inseihen.

Als Hans am andern Tage zu dem alten würdigen Manne kam, war dieser schon ziemlich genau unterrichtet.

---

[1]) Wart'! [2]) Base Sophie. [3]) Honigwabe.

Der Pastor war nicht verheirathet, sondern lebte mit der Schwester, die wir schon früher kennen gelernt haben. Und diese Schwester hatte eine alte Magd, Trine geheißen, die wir noch kennen lernen müssen. Beide hatten den Fall schon reiflich besprochen. Die Magd war nämlich mit dem „dûknakkigten Kêrl", den der Bürgermeister zu Boden geworfen hatte, zusammengetroffen und hatte von diesem Alles erfahren, was er wußte und nicht wußte. Und Trine verfehlte natürlich nicht, ihre Gebieterin von Allem in Kenntniß zu setzen, was sich begeben und nicht begeben hatte.

Sie können's glöben, Mamsell, et is sicher, Denker's Christine will en Kind.

Will ein Kind? Was du da schwätzest, Trine! Was will Christine denn mit einem Kinde? Junge Frauen wünschen sich wol Kinder, aber unverheirathete Mädchen ...

Verheirathet oder nicht, Mamsell! Das sünt natürliche Dinge, sagte der Dokter in Hannover; auch bei's ledige Volk nömmen sie das hier „Kinderwollen", und das Kind ist doch einmal da!

Ist da? Allmächtiger Gott, du bist wol dörlich [1])! Wo ist es denn? hast du's schreien hören?

Na schreien! Es wird unter solche Uemmeständе nicht gleich geschrieen; Alles will seine Zeit haben, sagte der Dokter in Hannover!

Ja, wer ist denn der Vater?

Na, der gefallene Dietrich werd's wol sin, Mäker's Diderich.

Und das Alles hast du richtig gehört?

Ja, der Dûknakkigte hat mich's in Nêrendörpe Alles haarklein verzählt. Sie können's glöben, Trine, sagte er, et is so.

O die Menschen! .. wie kann das nur Alles so sein, Trine? Wie wird sich der Pastor grämen, der gerade für Sonntag studirt!

Ja, das is der Welt Lauf, sagte der Dokter in Hannover. Und Mädchens, sagte mein Vater seliger in Hannover, Mädchens, wahret euch für die Offenciers und die Schuhspielers!

Schuhspielers? fragte die Mamsell verwundert.

Ja, Offenciers und Schuhspielers; aberst hier gibt es doch keine solche nicht.

Schuhspielers? fragte die Herrin nochmals; spielen denn die mit Schuhen oder in Schuhen?

Nein, Mamsell, so ist die Insicht nicht; sondern mein Vater seliger, der plattdeutsch sprach und bei's Theater war, sagte Schauspeler und da muß ich doch in meine hochdeutsche Bildung bei's Pestohrs Schuhspieler sagen.

Die alte Mamsell lachte ein wenig über den Bildungseifer ihrer Magd, hatte aber sonst Nichts dagegen einzuwenden, da Grete eine treue und fleißige Person war, wenn sie auch beim Forttragen der Dorfzeitung zum Vogt zuweilen unterwegs stehen blieb und selbst etwas las.

Was hatte denn dein Vater mit dem Theater zu thun? fragte die Herrin weiter.

---

[1]) Nach dem plattdeutschen dörlk gebildet, für: nicht recht klug, verrückt ꝛc.

Er war Loschenschließer, erwiderte das alte Mädchen, und hatte sein gebildetes Auskommen bis er abgesetzt wurde und kümmerlich starb.

Warum wurde er denn abgesetzt?

O wegen Schaluschheit[1]), indem er bei Freunden ein bischen durch die Finger sach und von so'n Hallunkigten angezogen ... angezeigt wurde.

Nahm sich denn Niemand seiner an?

Nein, Mamsell, und ich war auch sehr empor darüber, und als er begraben wurde, konnte der Leichenwagen nur in weniger Gesellschaft fahren.

Da müssen die Freunde nicht treu gewesen sein!

Niemals, Mamsell, nur Einige waren gut und diesen ließ ich einen schönen Dank in das Blatt setzen.

Das war recht, Trine!

Ja, hören Sie nur! ich kann's noch von baußen[2]):

„Allen Denjenigen, die gestern zu mir als Privatfreunde die einzigen waren, überzeugen sich hierdurch gedruckt, daß mein Dank in dieser Dankbarkeit ihnen auf mein Herz zu schließen das Weitere selbst bewußt bleiben möge."

Dabei ergriff das alte Mädchen einen ihrer Schürzenzipfel und rieb sich gerührt die Augen.

Als die Herrin Alles gehörig erforscht hatte, ging sie stehenden Fußes zu ihrem Bruder, um ihm dasselbe mitzutheilen.

Laß Dich nicht stören, Pastor! es dauert nicht lange, aber ich habe Dir Wichtiges zu sagen.

Wichtig muß es in der That sein, Helene, erwiderte der Bruder ein wenig verdrießlich, Du würdest mich sonst nicht unterbrechen. Indessen hörte er die Erzählungen doch geduldig und mit sichtbarer Theilnahme an. Arme Stina! sagte er schließlich; sie war meine beste Confirmandin. —

Als Hans sich einfand und seine vielbedachte Einleitung beginnen wollte, kam ihm der alte Herr erleichternd zuvor. Ich kann mir schon denken, was Dich hertreibt, sagte er; das ist ja eine böse Geschichte!

Ja, das ist es, Herr Pastor! und wir meinen Alle, daß Sie kommen und Frieden stiften müssen.

So, das meint Ihr? Ja, mein Junge, das wird nicht so leicht sein. Der Herr Bürgermeister ist ein trefflicher Mann, aber er ist auch jähzornig und hart und stolz. Allein ich werde thun, was ich vermag; es ist ja meines Amts.

Doch Heinrich wollte von dem Amte Nichts wissen. Weg met dem Kêrl! rief er wüthend; schöll' dat schlechte Wiwesstük beter vermânt hebben! Henût met' em!

Der muß erst noch mürber werden, sagte der Pastor sanft; ich komme schon später wieder.

Und Heinrich ward auch mürber; aber erst nach geraumer Zeit. Mehrere Tage tobte er noch fort und traute dabei Niemanden; er meinte, Alle stächen mit Christinen und Dietrich durch; seine eigene Frau durfte nicht davon reden. Am meisten Zutrauen hatte er noch zu Hans. Dieser wagte es eines Morgens, sich an sein Bett zu setzen und zu fragen: wo geit et, Hinnerk-Vedder?

[1]) Mißgunst, von jaloux. [2]) van buten, auswendig.

Ach vermukt schlecht! antwortete Heinrich ungewöhnlich ruhig, ek were wol ganz krank weren. Nach einer Weile fuhr er fort: Hans, ek weit, du bist en trûe Junge un segst niks wêr, wut du mi eis wat ût de Brennewinskamer halen?

Ja, Vedder, geren!

Awer most mi nig likken! süs verderft de Honnig ... Hale mi'n lütjen Pommeranzen! Hîr is de Slötel!

Hans that, wie ihm geheißen; nur konnte er's nicht lassen, ein Stück Süßigkeit zu nehmen; doch nahm er Zucker statt Honig, und konnte darum mit Zuversicht die Zunge ausstrecken, als Heinrich fragte: Hest du ok elikket? ... Na, dat is recht, Hans, morgen schast du ôk en Stükke hebben.

Dazu kam's aber nicht; denn am andern Tage war die Krankheit im vollen Zuge. Es könnte wol ein Gallenfieber werden, erklärte der Doctor; „wir müssen's abwarten".

So blieben denn die Dinge Wochen lang, wie sie waren.

Hans ging vom Einen zum Andern. Unerbittlich aber weigerte er sich, zu Dietrich zu gehen, der mehrere Tage lang in peinlicher Ungewißheit über Christinen's Verbleiben sich befand.

Desto lieber ging er zu „Pestôrs", um dort Nachricht über den Verlauf der Dinge zu geben.

Des Onkels Krankheit scheint langwierig zu werden, bemerkte eines Abends Mamsell Helene.

O das habe ich mich gleich gedacht, fiel Trine ein; chronologische Krankheit sagte der Dokter in Hannover.

Ist er denn ruhig und nimmt er gut ein?

Ruhig wol; aber einnehmen will er nicht immer. Einmal kam der Knecht mit der Medizin und sagte: et kostet fîf Mattier[1])! Mêr nig, schrie der Vetter, wat kan'k sau wat helpen! und schmiß sie an die Wand.

Endlich legte sich die Krankheit. Der starke Mann war so hinfällig geworden, daß er sich nicht mehr allein aufzurichten vermochte. Und so trat denn auch eine gewisse Einkehr bei ihm ein.

Hans, sagte er plötzlich eines Morgens, du bist trûe un brav, segge mi eis, hest du Stînchen seihn?

Ja, Hinnerk-Vedder!

Wo süht se ût?

O ganz bedreuwet[2]); se is sau blêk un grint[3]) sau vêl.

Sau? un ...

Un alle Ogenblikke fraget se na jök. Wen ek dog man bi'm waken könne! säe se nog vörgistern. Hei is sau gaud, de ole Vâr, un ek hebbe'n sau e kränket! ...

Ja, dat het se, brummte Heinrich vor sich hin.

[1]) Ein Mattier, ehemalige Münze, vier schwere Pfennige.
[2]) Betrübt. [3]) Weint.

Wen ek'n dog man eis seihn könne, wen he ok sleipe!...

Het se dat e segt?

Ja, wisse un wahr, Vedder!

Un jümmer bedreuwet?...

Ja! blot ein Mal het se lachet, asse'k vertelle, wo ji den duknakketen Hallunken dâl smeten hebbet. Ja, säe se, dat kan Nömst sau asse use Vâr!

Heinrich lächelte wohlgefällig, und Hans kam zu der Ueberzeugung, daß jetzt der Pastor wieder kommen könne.

Dazu war denn auch der würdige Mann sogleich bereit. Er setzte sich still und sanft an das Bett des Kranken, gab ihm die Hand, erkundigte sich mit warmer Theilnahme nach dem Befinden und nach anderen Dingen und schlich sich so ganz allmälig an das Herz und an die Sache heran, die er im Auge hatte, bis er nach geraumer Zeit beim „verlorenen Sohne" ankam und eben den Uebergang zur „verlorenen Tochter" versuchen wollte...

Hôlt, Herr Pestôr! rief da plötzlich Heinrich, dat stimt nig!

Der Geistliche erschrak und sah ihn fragend an.

Ja, seihn Se, Herr Pestôr, up de Sünne kumt et mi nig an; de is jo wol bi Jungens un Derens glik; awer'n Junge de schüddet dat wêr af, an de Derens awer blift't hengen!

Das ist wol wahr, mein lieber Herr Bürgermeister, erwiderte der Pastor etwas verlegen; allein sehen Sie, das Christenthum macht doch keinen Unterschied.

Keinen Ünnerscheid? Hôlt, Herr Pestôr, Ihr Wort in Ehren! Sie sind ein gelehrt Mann, awer hîr tömet[1]) Se dat Pêrd bi'n Schwanze up! Wen dat met Jungens un Derens einerlei wöre, sau herre de Bibel dat ôk e segt!

Der Pastor merkte wol, daß er vor der Hand fest saß. Er dachte bei sich selbst: es ist wol besser, daß ich hier abbreche und morgen einen weiteren Versuch mache. Da mit einer gewissen Anstrengung sagte Heinrich:

Dat wi ösch recht verstât, Herr Pestôr! dat Kind blift an de Deren hengen, awer nig de Bengel! Ek hebbe minen Kinne Alles vergewen. Stina mag wêr komen; awer dat mi nümmermêr de Hallunke ünner de Ogen kumt!

Das war mehr, als der Pastor irgend gehofft hatte. Lauf, mein Junge, sagte er zu Hans, und bring dem armen Mädchen die frohe Botschaft und nimm Christine gleich mit. Gott lohn' es Ihnen, Herr Bürgermeister, Sie werden einen frohen Abend haben.

Christine und die alte Großmutter weinten und lachten Eins um's Andere. Als jene mit Hans an die väterliche Hausthür kam, fing sie an zu zittern und konnte kaum athmen; dann lief sie schluchzend zur Kammer, sank vor dem Bett nieder und rief: Vâr, Vâr, kön ji mi vergewen?

Na, na, machte der Alte und konnte vor Thränen nicht reden, sta up, Stinchen! arm Kind, wo blêk du bist!

O Vâr, hebbe ji mi den ôk Alles vergewen? dat ek wêr ruhig slapen kan?

---

[1]) Aufzäumen.

Ja, ja, min Deren, al längst!

Und Beide ſchliefen dieſe Nacht ruhig und leicht bis in den hellen Tag hinein.

Und Beide waren dann faſt immer beiſammen. Aber von Dietrich wurde nie geſprochen.

Ek weit nig, wat dat is, ſagte eines Tages die kleine Bürgermeiſtersfrau zu ſich ſelbſt, 't sind al vele Weken, un mi is jümmer sau brekerig te Sinne... Ek mot dog eis de ole Büth'sche fragen. Tau Hinnerk un Stinchen mag ek niks seggen. Se schölen mi ja wol regelêr ûtlachen, wen't dog niks wöre!

Als die kleine, dralle Frau bei der alten Klappertaſche ankam, war zunächſt natürlich von Chriſtinen die Rede. Ja Jugend hat keine Tugend, lachte Frau Büthe, un wen de Planke en Lok het, sau krûpt er de Göse dör[1])! Warümme hadde de ole Hinnerk dat Lok nig beter tau e negelt?

Dann ſchloſſen ſich die Beiden ein und hielten allerlei geheime Berathungen, deren Ergebniß die alte künnige Frau in den Spruch und in die Worte zuſammenfaßte: Tîd un Flît bringt Profît!.. Ja, de ole krusemirige Hinnerk!... Un ek löwe, Fiking, et is en Junge!...

Frau Fike tanzte mehr nach Hauſe, als ſie ging. Hinnerk, rief ſie ihrem Mann entgegen: ek weit wat, wat du nig weist!

Aber ſie ſagte ihm nicht gleich, was ſie wußte. So eine wichtige Angelegenheit mußte mit Bedacht behandelt und auch nutzbar gemacht werden. Wenn es ein Junge würde, überlegte ſie, ſo könnte ja Nichts angemeſſener ſein, als daß Stina dem künftigen Stammhalter Platz machte und „abheirathete"; und dann war's doch auch dem armen Mädchen zu gönnen, daß ſie ihren Dietrich bekäme...

Ja, wat versprekst du mi, Hinnerk, wen't sau is un en Junge kumt?

Alles, Fike!

Ok, dat Stina ören Diderich hebben schal? un en lütjen Hof dartau gekoft?

Ok dat, juchhe!

Und der alte Burſch sprung asse'n Tinshahn!

Wie hofften nun Alle auf den Jungen — Mutting, Vatting, Stining, wie die alte Büth'ſche ſagte!

Und richtig, es war ein Junge!

Nu schal ôk Kinddöpe un Hochtîd up einen Dag sîn! entſchied Heinrich.

Un Diderich un Hans mötet Vaddern[2]) weren, ſetzte die glückliche Mutter hinzu.

Un mi werd wol dat Anorneren taufallen, rief Huſemann, der mit möglichſter Unbefangenheit ſeinen Glückwunſch brachte.

Ja, erwiderte Heinrich, anners geit dat nu einmal nig, Vadder! dat Kummederen most du daun.

[1]) Wenn der Lattenzaun ein Loch hat, ſo kriechen die Gänſe durch.

[2]) Gevattern.

Aus der Praxis der Einzelhaft.

In den Kreisen der Fachgenossen ist die wichtige Frage, ob Gemeinschaftshaft oder Einzelhaft, im Allgemeinen zu Gunsten der letzteren entschieden. Von den weiteren Kreisen des Publicums wird man kaum dasselbe sagen können. Für Viele tritt ein mittelalterliches Schreckgespenst vor ihr geistiges Auge, wenn sie nur die Worte „Einzelhaft" oder gar „Zellengefängniß" hören. Es gibt glücklicherweise wol nicht viele Fragen des öffentlichen Lebens von solcher Wichtigkeit, wie die vorliegende, über die so viele unbesonnene, rein gefühlsmäßige, ohne Kenntniß der einschlagenden Verhältnisse abgegebene Urtheile laut werden, wie in der Frage nach der zweckentsprechendsten Art des Strafvollzugs. Da kann es nur mit Freuden begrüßt werden, daß ein bewährter Fachmann seine Erfahrungen über die Wirkung der Einzelhaft veröffentlicht und er kann dabei nicht nur die Theilnahme der Berufsgenossen, sondern auch die aller Gebildeten, denen das Wohl unseres Volkes am Herzen liegt, in Anspruch nehmen.

Director Streng hat im vergangenen Jahre (bei Enke in Stuttgart) eine Schrift über das Zellengefängniß in Nürnberg erscheinen lassen, welche nicht nur die ganze Organisation dieser Anstalt in detaillirter Weise schildert, sondern auch alle hierauf bezüglichen allgemeinen Fragen eingehend berücksichtigt. Auf die besondere Form, welche die Einzelhaft im Nürnberger Zellengefängniß angenommen hat, näher einzugehen, dürfte hier nicht der Ort sein, aber auf die allgemeinern Resultate der dort gemachten Erfahrungen hinzuweisen, wird nicht unangemessen erscheinen.

Mit besonderem Nachdruck ist von dem Verfasser darauf hingewiesen, wie es kein Gefängnißsystem geben kann, welches jeden Gefangenen gebessert in die bürgerliche Gesellschaft entläßt. „Ein auf dem Bettel aufgewachsenes, zur Lüge und zum Stehlen angeleitetes, oft schon mit den Lastern reiferer Jahre befleckes Kind von zwölf Jahren wird in der Regel der besten Erziehungsmethode spotten: Herz und Sinn sind für gute Lehren schon geschlossen. Besserung setzt Gutes voraus. Schlimme Neigungen, die im Entstehen begriffen, noch nicht feste Wurzel gefaßt haben, jugendlicher Leichtsinn, der fehlt, ohne die strafrechtliche Tragweite seiner That zu überschauen, leidenschaftliches Handeln, Rohheit und Uebermuth, die einen sittlichen Kern nicht ausschließen, können gebessert werden, und auf diesem Gebiete kann ein verständig geleiteter Strafvollzug viel Gutes wirken." (S. 88.) Es ergibt sich aus diesem Gesichtspunkt, dessen Richtigkeit jedem Strafanstaltsbeamten sich mit Gewalt aufdrängt und vom Verfasser mit zahlreichen concreten Beispielen belegt wird, daß man, wie es nur zu häufig geschieht, nicht zu hohe Ansprüche an die Gefängnisse stellen und diese Frage auch nicht bei der Beurtheilung der besten Art des Strafvollzuges allein in den Vordergrund stellen darf. Mit Recht sagt Streng S. 79: „Der weitaus größte Theil der Freiheitsstrafen ist von so kurzer Dauer, daß eine Einwirkung auf den sittlichen Gehalt des Bestraften unmöglich ist' und bei einem großen Theile der Bevölkerung der Strafanstalten müßte, wenn Besserung des Bestraften den hauptsäch-

lichen und ausschließlichen Zweck der Strafe bildete, von einer Bestrafung entweder ganz Umgang genommen werden oder die Freiheitsstrafe gleich auf Lebenszeit erkannt werden." Gern gibt aber der Verfasser zu, daß neben der Sühne des verletzten Gesetzes und der Sicherung der Gesellschaft auch die Besserung des Verbrechers in dem Zweck der Strafe eine hervorragende Stellung einnimmt, und er ist weit davon entfernt, mit Mittelstädt zur alleinigen Abschreckungstheorie zurückkehren zu wollen. Er weist übrigens an concreten Fällen nach, wie Abschreckung und Besserung unter Umständen als Zweck der Strafe sich decken können, während sie sich in anderen Fällen ausschließen. Welches Moment in dem Vollzug der Strafe besonders hervorzutreten hat, ob die Behandlung eine strenge, eine ernste, eine freundliche, oder eine aufrichtende und tröstende sein muß, hängt von der Dauer der Strafe und vor Allem von der Individualität des Gefangenen ab. So tritt uns der unschätzbare Vortheil der Einzelhaft in der Möglichkeit entgegen, welche darin gegeben ist, jeden Gefangenen nach seiner geistigen, sittlichen und auch leiblichen Eigenthümlichkeit behandeln zu können. Der Verfasser sagt hierüber S. 90: „So verschiedene und weit auseinander liegende Zwecke kann nur der Strafvollzug in Einzelhaft verfolgen. Durch die Absonderung werden verbrecherische Verbindungen und die schlimmen Einflüsse gefährlicher Menschen auf die weniger verdorbenen verhindert, die strengste Ordnung und gute Disciplin gesichert, der Ernst der Strafe erhöht und gute Einwirkungen auf Herz und Sinn der Gefangenen gefördert. Für rohe, gewaltthätige Menschen ist die Einzelhaft ein dauernder Zwangsstuhl, der die Zähmung der Widerspenstigen erleichtert, für den gebildeten Mann geradezu eine Anforderung der Humanität, für junge Leute, die trotz guter Erziehung im Leichtsinn fehlten, das allein mögliche Rettungswerk, für ihre vom schwersten Unglück heimgesuchten Eltern der beste Trost in ihrem Schmerz. Trotz der intensiveren Wirkung und des erhöhten Ernstes der Strafe werden die Vorzüge der Einzelhaft gerade von jenen Gefangenen, die den Strafvollzug in gemeinsamer Haft aus Erfahrung kennen, am Besten gewürdigt und anerkannt. Die mehrfachen Versetzungen einer größeren Anzahl von Gefangenen aus gemeinsamer Haft in das Zellengefängniß boten gute Gelegenheit, Aeußerungen und Urtheile darüber zu hören. Mit wenigen Ausnahmen erklärten sich Alle für Einzelhaft, und damit steht die Thatsache im Einklange, daß die große Mehrzahl der Gefangenen, die dahier eine die Dauer von drei Jahren übersteigende Strafe zu erstehen hatten, sich nach Ablauf von drei Jahren für Fortdauer der Einzelhaft erklären. Da die Erfahrungen und Ansichten der Gefangenen zur Bildung eines Urtheils über den Werth der Einzelhaft ebenso wichtig sind, wie die Erfahrungen und Ansichten der Gefängnißbeamten, so mögen hier einige bemerkenswerthe Aeußerungen von Gefangenen folgen, die ihren Briefen an Angehörige entnommen sind. . . .

Ein geistig gut begabter Schuhmachergeselle schreibt: „In anderen Gefängnissen ist man als Unkraut behandelt Nichts mehr und Nichts weniger, und obwol die Hausordnung im Wesentlichen sich in Nichts von der hiesigen unterscheidet, so habe ich dort doch Nichts gefühlt und Nichts begriffen, als daß ich zur Strafe dort wäre, und nur um gestraft zu sein. Hier erkennt und achtet man in uns noch den Menschen und sucht den guten Keim anzufachen, der noch zu entdecken ist. . . ."

Ein Bauernknecht, der die gemeinsame Haft gleichfalls aus Erfahrung kannte und trotz der dahier geäußerten guten Vorsätze kurze Zeit nach seiner Entlassung dem Zuchthaus verfiel, schrieb: „Wer sagt, daß das Einsperren den Menschen zum Bewußtsein bringe, mag so einfältig wie ich gewesen sein, nämlich in einer gemeinsamen Anstalt von N., je länger er dort gewesen ist, desto schlimmer wird es mit ihm, weil die Gefangenen einander unterrichten und die Behandlung zu tyrannisch ist. Im Zellengefängniß ist gerade das Gegentheil; Jeder ist für sich allein und die Behandlung ist zur Erziehung verwahrloster Menschen ganz geeignet; er erhält seinen gehörigen Unterricht und werden ihm alle möglichen Mittel an die Hand gegeben zur Besserung. Wer da nicht zur Besinnung kommt, für den mag es gleich sein, wo er hinkommt."

Von solchen instructiven Brief-Excepten führt der Verfasser noch eine ganze Reihe an, wie er überhaupt bemüht ist, der ganzen Darstellung durch Einführung mannigfacher Details ein wärmeres Colorit zu verleihen. Unter den von ihm citirten Stellen aus Briefen sind auch solche, deren Schreiber sich bitter über die Einsamkeit der Einzelhaft beklagen, aber in einer Weise, die deutlich erkennen läßt, wie nöthig denselben der Aufenthalt in der Zelle gewesen ist.

Die Frage, ob strenge oder gemilderte Einzelhaft vorzuziehen sei, beantwortet der Verfasser ebenfalls nach dem Princip der Individualisirung. Er sagt in dieser Beziehung S. 100: „Betrachtet man die Einzelhaft lediglich als ein gutes Mittel zur Erreichung unter sich sehr ungleichartiger Zwecke, so wird die richtige Erkenntniß dieser Zwecke auch für die Art und Weise des Vollzuges entscheidend sein. Je nach der Physiognomie des Gefangenenstandes mag die Zelle ohne weitere, die Isolirung des Gefangenen außerhalb der Zelle sichernde Vorrichtungen, in einzelnen Strafanstalten selbst in Verbindung mit gemeinsamer Arbeit, ihrem Zwecke genügen; ein Isolirgefängniß aber, das, wie das hiesige, vorzugsweise zum ersten Male bestrafte, jugendliche und den gebildeten Ständen angehörige Gefangene aufnimmt, kann seinen Zweck nur mit Beibehaltung des zur ständigen Isolirung erforderlichen Apparates vollständig erreichen. Die so viel geschmähte, als eine Barbarei verschrieene Maske, die selbstverständlich Isolirung in Kirche, Schule und Spazierhof voraussetzt, findet unter den Gefangenen aus den gebildeten Ständen ihre eifrigsten Vertheidiger. Der dem Laien im Gefängnißwesen höchst widerlich und abstoßend erscheinende Tuchlappen mit den für die Augen ausgeschnittenen Oeffnungen hat schon manchem Gefangenen Augenblicke tiefer Beschämung erspart." Nach den Erfahrungen, welche der Referent am Zellengefängniß zu Plötzensee selbst gemacht und gesammelt hat, dürfte es wol kaum eine Strafanstalt oder Gefängniß geben, für deren Bevölkerung es nicht zum bei weitem größten Theile eine große Wohlthat wäre, wenn sie streng isolirt würde. Gerade hier in Plötzensee lassen sich nach dieser Seite die interessantesten vergleichenden Studien treiben, einmal weil hier strenge Einzelhaft, gemilderte Einzelhaft und auch für den größten Theil der Inhaftirten gemeinsame Haft, und zwar jedes in ziemlich großem Maßstabe zu finden ist, sodann weil sich die Bevölkerung aus den verschiedensten Persönlichkeiten vom völlig ungebildeten Dorfjungen bis zum feingebildeten Aristokraten zusammensetzt. Daß es einzelne irgendwie defecte Individuen gibt, für welche die Zelle nicht paßt, kann und soll nicht bestritten werden, aber ihre Zahl ist verschwindend klein und in jedem Zellengefängniß ist auch für solche Raum. Auch die anfänglich ganz rohen Charaktere lernen bald in den Mußestunden sich geistig beschäftigen und es ist oft erstaunlich und höchst erfreulich, wie Mancher, der zuerst völlig unzugänglich erschien, im Laufe der Zeit aufwacht, anfängt denken zu lernen und an seiner Ausbildung erfolgreich zu arbeiten. Wer da fürchtet, daß in der Zelle der Geist leicht abgestumpft wird, bedenkt nicht, wie viel Hilfsmittel und Vergünstigungen für anregende Beschäftigung seines Geistes ihm dort gewährt werden können, welche in der gemeinsamen Haft durch die Natur der Sache ausgeschlossen sind. Gerade in der gemeinsamen Haft wird der Kreis der Gedanken unter den gleichgesinnten Genossen immer enger und immer schlechter. Treffend bemerkt Streng in dieser Beziehung: „Wer an Sonn- und Feiertagen während der für das Leben im Zellengefängnisse so charakteristischen lautlosen Stille und Ruhe sich die Mühe nimmt, eine Reihe von Zellen durch den Beobachter zu besichtigen, wird die große Mehrzahl über ihren Büchern sitzend oder mit Briefschreiben, den Schulaufgaben und dergleichen beschäftigt finden, zuweilen auch einen Gefangenen mit gefalteten Händen auf den Knieen liegen sehen; nützliche Beschäftigung und fromme Betrachtung bleibt ungestört; schlimme Gedanken und böses Beispiel bleiben auf die Zelle beschränkt; so ist der Sonntag ein Tag der Ruhe und geistigen Sammlung für Gefangene, auch für die, die durch ihre Beschäftigung oder aus anderen Gründen unter der Woche sich nicht in Einzelhaft befanden, ein Tag, an welchem Gottes Wort und gute Lehre empfängliche Herzen finden, während in den großen Sälen der gemeinsamen Haft das

Schlechte und Gemeine im Bunde mit wüthendem Haß gegen göttliches und menschliches Gebot ungescheut das große Wort führen und in den dem Dienst der Gerechtigkeit gewidmeten Räumen alle schlimmen Kräfte thätig sind, die Zahl ihrer Feinde zu vermehren und die Gefahren, womit sie die rechtliche Ordnung bedrohen, zu erhöhen."

In wie weit der Aufenthalt im Zellengefängniß zu Nürnberg bessernd gewirkt hat, läßt sich aus den Mittheilungen ersehen, welche der Verfasser aus den über die entlassenen Gefangenen mit Genauigkeit geführten Strafllisten macht. Die Liste über die im Jahre 1875 entlassenen Gefangenen umfaßt 225 Köpfe, dieselben hatten im Zellengefängniß zusammen 235 Jahre 10 Monate und 27 Tage verbüßt, nämlich über 2 Jahre 18, von 1 bis 2 Jahren 100, von 6 bis 12 Monaten 67, von 3 bis 6 Monaten 40. Ohne Vorstrafen bei der Einlieferung waren 172. Von den 225 Entlassenen waren bis zum Jahre 1878, also drei Jahre lang, unbestraft geblieben 135 oder 59,5 %, bestraft 91 oder 40,5 %, sicherlich ein günstiger Procentsatz. In das weitschichtige statistische Material, welches der Verfasser an diesem Orte, S. 109 ff. beibringt, kann hier, so interessant es ist, nicht weiter eingegangen werden, nur folgende von ihm daraus abstrahirte und auch sonst bewährt gefundene Bemerkung wollen wir nicht unterdrücken: „Erfahrungsgemäß sind die Rückfälle bei den wegen Verbrechen und Vergehen wider fremdes Eigenthum Bestraften weit häufiger als bei den wegen strafbarer Handlungen wider Leib und Leben, oder wegen Vergehen und Verbrechen gegen die Sittlichkeit. Bei der ersten Kategorie ist die strafbare Handlung meist Ausfluß sittlicher Verkommenheit, bei der zweiten Kategorie dagegen häufig Ausfluß leidenschaftlicher Ausbrüche und sinnlicher Aufwallungen, die einen sittlichen Kern nicht ausschließen."

Von großem Interesse ist die Angabe, daß von vierunddreißig Anträgen auf vorläufige Entlassung von dem bayerischen Justizministerium nur einer abschläglich beschieden wurde, und daß von den dreiunddreißig vorläufig auf Grund des § 23 des Strafgesetzbuches Entlassenen Niemand wieder eingezogen worden ist. Möchte doch auch das Preußische Ministerium eine ähnlich ausgedehnte Anwendung dieser segensreichen Institution eintreten lassen.

Eingehende Mittheilungen werden auch über die Beschäftigungen der Gefangenen gegeben und dabei auch die Klagen über die Beeinträchtigung der Gewerbtreibenden durch die Arbeit in den Gefängnissen berührt.

Den Schluß der Schrift, abgesehen von den statistischen Beilagen, bildet ein Aufsatz des Hausarztes Dr. Döderlein, welcher in ähnlicher Weise wie die Darstellung des Directors Streng sich von selbst zu einer Empfehlung der Einzelhaft gestaltet. 364 Gefangene mit Strafen von 3—18 Monaten sind gewogen, davon haben zugenommen an Gewicht 213 oder 58,2 %, abgenommen 150 oder 40,9 %, gleichgeblieben 1. Die Landbevölkerung hat nach seiner Angabe die Zellenhaft vielfach schlecht vertragen und auffallend viel Lungenkranke geliefert, was in Plötzensee nicht beobachtet worden ist und darauf hinweisen würde, daß der bayerische Dorfbewohner sich schwerer an fremde Verhältnisse gewöhnt, als der norddeutsche.

Zwei jugendliche Selbstmörder, welche die Einzigen unter den streng isolirten Gefangenen gewesen sind, und welche Beide „außerehelich geboren, in der Erziehung verwahrloste, dem Betteln, Streunen und Stehlen ergebene Burschen" von 16 Jahren gewesen sind (S. 153), führt Dr. Döderlein als Belag an, daß Einzelhaft auf längere Zeit für jugendliche Sträflinge nicht die geeignete Art des Strafvollzuges ist. Dieser inductive Beweis ist aber sofort hinfällig, wenn man dem die gerade in diesem Punkte viel umfangreichere Erfahrung von Plötzensee gegenüberstellt. Wie viele Knaben müßten sich danach in dem hiesigen Jugendgefängniß bereits erhängt haben, es hat dies aber bis jetzt glücklicher Weise kein Einziger gethan, und auch die sonstigen sanitären Verhältnisse sind vortrefflich. In Nürnberg betrug bei einer Gesammtzahl von 4319 Gefangenen der Procentsatz der Geistesstörungen 0,30, und der Selbstmorde 0,09. Mit Ausnahme des Jahres 1871 ist die Mortalitätsziffer des Zellen-

gefängnisses stets unter dem durchschnittlichen Procentsatz der bayerischen Strafanstalten geblieben. Danach steht mindestens fest, daß die Einzelhaft die Gesundheit der Gefangenen durchschnittlich mindestens nicht stärker angreift als die gemeinsame Haft, und auf besondere Fälle kann durch längere Bewegung im Freien, nahrhaftere Kost, beschränkte Beschäftigung Rücksicht genommen werden.

Je mehr die Gegner der Einzelhaft die Sache nicht von vorgefaßten Meinungen aus beurtheilen, sondern aus eigener Anschauung kennen zu lernen suchen, desto mehr werden sie sich mit derselben befreunden. Es ist nichts Seltenes, daß Männer, welche mit starkem Vorurtheil gegen das System strenger Isolirung ein Zellengefängniß betreten, dasselbe mit ganz anderen Ansichten verlassen haben. Es ist gerade dies eine Frage, welche nur auf Grund reicher, praktischer Erfahrung gelöst werden kann, und Jeder, der zur bewußten Klarheit darüber kommen will, darf das Buch von Streng mit seiner Fülle von lehrreichen Thatsachen nicht unbeachtet lassen.

J. Bartz,
Hausgeistlicher am Zellengefängniß Plötzensee.

Literarische Rundschau.

Wegele's Dante.

Dante Allighieri's Leben und Werke von Dr. Franz X. Wegele. Dritte Auflage. Mit einer Abbildung des Dante-Denkmals zu Florenz. Jena, Verlag von Gustav Fischer. 1879.

Eine weltgeschichtliche Persönlichkeit im eminenten Sinne des Wortes ist Dante, der Dichter der göttlichen Komödie. Sein Jugendleben erblühte aus der Tiefe des Gemüthes, der äußeren Form und Gestaltung nach zugleich aus dem von der vorangegangenen geschichtlichen Entwickelung befruchteten Volksleben der Heimath und des Staates Florenz: der jugendliche Dante ist die reizvollste Erscheinung der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts im mittleren Italien. Seine Liebe zu einer gleich edlen Jungfrau erhebt sich über die Schranken der Sinnlichkeit, welcher sie kaum mit ihrer ersten Regung angehörte, in den reinen Aether der Seelenharmonie und weiter zu der Ahnung, daß sie ihren Ursprung und ihr Ziel in dem Schöpfer des Lebens, in Gott, habe: die irdische Schönheit, die das Auge erzittern machte, hat sich ihm verklärt zu der ewigen Schönheit, in welcher sich doch das liebe Bild aus dem Diesseits nie ganz verflüchtigte. Aus diesem individuellen Verhältnisse schöpfte der junge Dante den Antrieb zu einer zart-innigen Lyrik, der bereits vorhandenen verwandt, an Adel und Anmuth sie weit überragend. Schon jetzt war ihm die Forderung klar, daß sein Geist noch ungleich Höheres schaffen müsse, um der Herrlichkeit der in ihm lebenden Weltidee, die ihm zuerst in der Gestalt der Geliebten erschien und bald alles Sichtbare und Unsichtbare umfaßte, Genüge zu thun. Dante's Liebeslieder und seine göttliche Komödie verhalten sich zu einander wie Keime, Blüthen und reife Frucht: was in jenen mehr oder weniger, zuletzt immer stärker anklingt, rauscht in dieser als der volle und mächtige, alle Gegensätze ausgleichende Strom der Weltharmonie. Aber was wäre das für ein Ausgleichen von Gegensätzen, wenn das Gemüth des Dichters von dem Zauber der Liebesidylle, so geistig sie sich auch verklärte, gebannt geblieben, wenn er nicht auch mit seiner ganzen

Persönlichkeit in den Kampf der streitenden Gegensätze des politischen Lebens eingetreten wäre! Der jugendlich liebende Jüngling schlug zu gleicher Zeit die Schlachten der Vaterstadt, betheiligte sich früh an der Verwaltung des Staates, richtete Gesandtschaften für denselben aus, ergriff Partei gegen die hierarchischen und dynastischen Feinde des Landes, bis er, äußerlich besiegt, innerlich geklärt und gekräftigt, für immer in das Exil zog, Weib und Kinder zurücklassend, und an fremden Fürstenhöfen die Hoffnung auf Besserung der vaterländischen Zustände und ehrenvolle Rückkehr zum ersehnten heimathlichen Heerde fruchtlos nähren mußte. Ja fruchtlos in Beziehung auf sein äußeres Leben, aber um so fruchtreicher für seine innere Entwickelung und seine schriftstellerische Thätigkeit; nicht blos in dem Sinne, daß er die ihm an verschiedenen Orten gegönnte Muße vereinsamten Studien und geistigen Arbeiten widmete, sondern in dem anderen, höheren, daß sein Schauen von Welt und Menschen, im Staat und in der Gesellschaft, das in seinem schöpferischen Geiste längst nach den Grundzügen angelegte Bild von der ewigen Weltregierung voller, deutlicher und fester gestaltete; auch seine verklärten Jugenderinnerungen wurden darin aufgenommen und trugen dazu bei, das Ganze zu einem organisch gegliederten Kosmos des physischen, geistigen und sittlichen Alls zu vollenden. Natur, Kirche und Staat in ihrer nothwendigen und nur zu oft willkürlichen Wechselwirkung waren der Gegenstand seines philosophischen Betrachtens, seines dichterischen Gestaltens. Er schuf außerdem durch seine Schriften der Nation eine poetische und prosaische Volkssprache, von da an der Urborn einer großen italienischen Nationalliteratur; diese geistige Einheit im Keim ging der noch lange nicht errungenen politischen voran. Die Möglichkeit der letzteren, als den Erdkreis umfassendes, Frieden, Freiheit und Gerechtigkeit sicherndes Kaiserthum, unabhängig von der kirchlichen Monarchie des Papstthums, meinte indeß Dante schon für seine Zeit erweisen zu können; er versuchte das mit prophetischer Begeisterung in der von ihm geschaffenen volksthümlichen Prosa, für die Gelehrten im schwer wiegenden Latein, als Dichter in der göttlichen Komödie. Der ersehnte Herrscher erschien in Wirklichkeit; aber sein aussichtsvoll sich ankündigendes Unternehmen zersplitterte an der Zwietracht und Mißgunst der Parteien und der kleinen Gewalthaber, und der Dichter beschloß vereinsamt sein Leben, aller Hoffnung auf das Diesseits beraubt, doch groß, gewaltig und herrlich als der einzig emporragende Sänger des mittleren Weltzeitalters, in dessen Werke Mensch und Gott, Zeit und Ewigkeit, Geschichte und geahnte Vollendung zu einer harmonischen Einheit unlösbar sich zusammenschlossen.

Was hier in flüchtigen Andeutungen berührt ist, findet sich in vorliegendem Werke von Franz Wegele nach allen seinen Ursprüngen und Richtungen, quellenmäßig sicher, entwickelt und erschöpfend dargestellt. Wir haben aus neuerer Zeit die ähnlichen Versuche der Italiener Balbo und Fraticelli, des Franzosen Fauriel und unseres Landes- oder doch Sprachgenossen Scartazzini, der gleich sehr heimisch in der italienischen wie in der deutschen Geisteswelt: aber bei all' ihrer Trefflichkeit, besonders des letzteren, ist nicht zu verkennen, daß der Arbeit Wegele's an historischer Gediegenheit, an fester Geschlossenheit des schwer zu bewältigenden Materials, auch darin, wie es die geistig-literarischen und die kirchlich-politischen Interessen, die großen allgemeinen und die localen und persönlichen Strebungen der Zeit in der Darstellung bald scharf auseinander zu halten, bald, der geschichtlichen Wirklichkeit folgend, eng ineinander zu flechten versteht, der Vorrang eingeräumt werden müsse. Der Verfasser hat es unternommen, wie er im Vorwort erklärt, dem großen Gegenstande historisch näher zu kommen und die Stellung anzudeuten, welche ihm in der Geschichte der abendländischen Civilisation gebührt. Seine Vorgänger bewegten sich vorwaltend auf literarischem Gebiet; aber schon die flüchtige Durchblätterung des Wegele'schen Werkes wird den Leser überzeugen, daß auch hier der Dichter und Schriftsteller Dante fortwährend mit in den Vordergrund des geschichtlichen Bildes tritt und treten muß, weil das Wirken des Mannes ungetrennt der Gesammtheit des Lebens angehörte. Die Schwierigkeit der historischen Darstellung besteht hier eben darin, die wesentlichen

Momente, ohne Ineinandermengung, in ihrem Zusammenschlusse klar zur Geltung zu bringen; diese Schwierigkeit scheint uns Wegele glücklicher als die Anderen überwunden zu haben.

Nachdem der Verfasser in der Einleitung die Grundlagen der nationalen Entwickelung Italiens im dreizehnten Jahrhundert, wie sie in politischer Hinsicht aus dem Sturze des Kaiserthums und der Losreißung von Deutschland, in literarischer aus der Begründung einer Landessprache und den Anfängen einer poetischen Literatur erkennbar hervortreten, zur Darstellung gebracht, behandelt er in den drei großen Abschnitten des stattlichen Bandes, von über 600 Seiten, das äußere und innere Leben, das schriftstellerische und politische Wirken Dante's und zuletzt noch ausschließlich, ein Drittel des Ganzen umfassend, Ursprung, Inhalt, Gliederung und Tendenz der göttlichen Komödie.

Nun einige Bemerkungen, theils über das Verhältniß desselben zur vorigen zweiten Auflage vom Jahre 1865, theils zur Verbesserung verschiedener Mängel in Einzelnheiten, Letzteres lediglich im Interesse einer ferneren Auflage, welche dem ausgezeichneten Werke nicht fehlen wird. Im Allgemeinen ist die sorgfältig nachbessernde Hand gegen den Wortlaut der vorigen Ausgabe überall erkennbar und das seitdem angewachsene Quellenmaterial hat manche Abänderungen, Ergänzungen und Erweiterungen des Textes und der Anmerkungen veranlaßt. In erster Linie war es die gewaltige Erschütterung, welche seit den letzten fünf Jahren die bis dahin wenig angefochtene Glaubwürdigkeit der Chronik des Dino Compagni erfahren, was eine Umarbeitung der geschichtlichen Abschnitte bis zum Römerzuge Heinrich's von Luxemburg erforderlich machte. In der vorigen Ausgabe spielen dessen Angaben, obwol sich am Schlusse schon Zweifel regen, noch eine hervorragende Rolle; in der gegenwärtigen hat der Verfasser diesen früher von ihm nach Inhalt und sprachlicher Darstellung hochgeschätzten Gewährsmann und vermeintlichen Augenzeugen der Ereignisse gänzlich fallen lassen, in der Art, daß keine Berufung auf ihn mehr stattfindet. So mußten manche höchst charakteristische, das Thatsächliche malerisch ausstattende Einzelnheiten in Wegfall kommen und an deren Stelle die nüchterner gehaltene Berichterstattung des Villani und Paolino Pieri treten. Trotzdem finden sich auch in der gegenwärtigen Darstellung noch einzelne Spuren von Benutzung des zum Schweigen Verurtheilten, und zwar ohne Berufung auf seine Zeugenschaft. Ja, S. 179, erzählt der Verfasser den vergeblichen Angriff der Weißen auf Florenz vom Jahre 1304 ganz nach dem abweichenden Berichte des verrufenen Chronisten, führt aber demungeachtet als Zeugen dafür nicht Dino Compagni, sondern Villani an, der statt des 22. den 20. Juli, statt des Magdalenenfestes den Margaretentag angibt und bei welchem alle die bezeichnenden Einzelnheiten, wie der Ausruf „Friede, Friede!", die nur Dino Compagni hat und der Verfasser in die Erzählung verwebt, fehlen. Die vorige Ausgabe erzählte wörtlich ebenso, doch mit voller Berechtigung, da ihr der Chronist ja als Gewährsmann gelten durfte.

Noch manches Andere — es sind indeß fast Alles ganz unbedeutende Dinge — ist aus Versehen von früher überkommen, was der Nachbesserung harrt. Es möge davon nur zwei- oder dreierlei als erheblich und der Correctur bedürftig angeführt werden. Seite 426 ist der Lucia aus dem zweiten Gesange des Inferno eine ihr durchaus nicht zukommende Rolle ertheilt; Subject und Object im 97. Verse lauten allerdings einigermaßen unbestimmt, aber doch nur beim ersten Lesen. Dann auf Seite 502 findet sich abermals die sinnwidrige Darstellung der äußeren Construction des Höllenraumes und des Reinigungsberges: indem jener einem umgestürzten, dieser einem stehenden Kegel verglichen und weiter ausgeführt wird, wie dort sich die Kreise verengern, hier erweitern, wie dort die Zahl der Sünder sich von Stufe zu Stufe verringere, hier im Gegentheil vermehre, so muß die daraus dem Leser erwachsende Vorstellung eine an sich verkehrte, der Anschauung des Dichters geradezu widersprechende sein. Im Gegentheil: nur der Reinigungsberg ist ein Kegel, der Höllenraum vielmehr ein Trichter; hier wie dort, hinab und hinauf, verengern sich beim

Weiterschreiten die Kreise und so wird auch dort wie hier die Zahl der Sünder gleichmäßig abnehmen müssen. Eine verwandte irreführende Darstellung des Räumlichen ist die auf Seite 412 gezogene Parallele zwischen der Dante'schen und der Homerischen Vorstellung von der Gestalt des Erdkörpers: der Verfasser sagt da nämlich, jener habe sich die Erde, im Mittelpunkte der Welt, als eine vom Meer umflossene Insel, wie schon Homer sich dieselbe vorgestellt hätte, und von kugelförmiger Gestalt gedacht. Das Richtige ist doch aber, daß nur Homer die Erde als eine von dem Ocean umflossene Scheibe, Dante dagegen, im Einklange mit seiner Kenntniß des Ptolemäischen Weltsystems, als eine im Mittelpunkte des Universums schwebende Kugel angenommen hat. Jene Parallele erscheint hiernach unstatthaft. Die Berufung auf Brunetto Latini, der in seinem Trésor eben dasselbe lehre, ist correct in Beziehung auf Dante's wirkliche Auffassung, keineswegs bezüglich der falschen Inselvorstellung, insofern der Lehrer des Dichters im Gegentheil das Wasser sich auf der Erde lagern läßt, indem er schreibt: „est ele assise sor la terre, où ele se soustient".

Zu diesen wenigen Verstößen von Belang kommen nun aber noch eine leider sehr große Anzahl von Druckfehlern, die den Wortlaut des Buches verunstalten: es ist hier nicht der Ort, im Einzelnen den Nachweis davon zu liefern; es sei nur bemerkt, daß die meisten davon schon den früheren beiden Ausgaben angehört haben und besonders die Anführungen und Belegstellen in den Anmerkungen voll der unleidlichsten Fehler sind. Es finden sich wiederholt Textesstellen aus der Commedia und anderen Schriften, wo die Zahl der Fehler der Zahl der Verse oder Zeilen beinahe gleichkommt [1]). Die Anmerkungen erfordern in dieser Beziehung für künftig eine gründliche Revision; der Unterzeichnete ist erbötig, zu dem Zwecke sein reichhaltiges Verzeichniß zur Verfügung zu stellen [2]).

Doch genug von dieser Schattenseite des wahrhaft lichtvollen Werkes, das der Verleger auch äußerlich, dem inneren Werthe desselben entsprechend, zu einem Prachtbande ausgestattet hat. Möge sein Leserkreis sich von Jahr zu Jahr erweitern und das Buch bei den Forschern auf diesem Gebiete wie bei den unbefangenen Verehrern des erhabenen Sängers die gediegenste und edelste Frucht bringen!

Dr. Theodor Paur.

Fanny Lewald's Reisebriefe.

Reisebriefe aus Deutschland, Italien und Frankreich (1877, 1878) von Fanny Lewald. Berlin, Otto Janke. 1880.

In den zahlreichen biographischen und kritischen Besprechungen des Lebens und der Schriften Fanny Lewald's begegnet man fast regelmäßig dem Epitheton „Die Ostpreußin", und bisweilen ist es mehr als fraglich, ob man es dabei mit einem in bestimmter Absicht angewendeten oder mit einem bloßen Epitheton ornans zu thun hat. In letzterem Falle geht man darüber wie über alles Nichtssagende achtlos hinweg, in ersterem prüft man es unwillkürlich und stets von Neuem auf seine

[1]) Z. B. S. 166. 308. 345. 444. 451. 481. 549.

[2]) Vielleicht ist es gestattet, den Verfasser des vorzüglichen, seiner ganzen Bedeutung nach allgemein längst anerkannten Werkes hier noch auf ein Versehen aufmerksam zu machen. S. 605 wird ein Essay von Macaulay über Dante citirt. Aber Macaulay hat niemals ein Essay über Dante geschrieben. Herr Prof. Wegele hat offenbar Macaulay's berühmtes Essay über Milton gemeint, wo sich, in einer Parallele zwischen diesem und Dante, die angeführte Aeußerung findet.
Die Red. der „Deutschen Rundschau".

Identität. Und es paßt auf Fanny Lewald so gut, wie es auf Kant und auf Johann Jacoby paßte. Schärfe, Ernst, Folgerichtigkeit und Ausdauer sind die Merkmale, welche sich in dem Charakterbilde des ostpreußischen Menschenschlages zusammenfassen, eine gewisse kühle Objectivität, eine schlagfertige Verstandesbereitschaft vervollständigen dasselbe und bei besonders hervorragenden Individualitäten tritt als willkommene Ergänzung die Neigung zur Abstraction, der Idealismus, das werkthätige Wohlwollen hinzu. Innerhalb der natürlichen Begrenzung, welche der Frau gesetzt ist, darf Fanny Lewald als die echte Ostpreußin, als ein Typus gelten. Sie dichtet und schaut, lebt und strebt mit dem entschiedensten Bewußtsein ihrer Ziele und Absichten; sie beobachtet, um zu lernen, und schreibt, um zu lehren.

Leichtes, flüchtiges Geplauder ist von einer solchen Frau nicht zu erwarten, auch wenn sie „Reisebriefe" schreibt. An jede neue Wahrnehmung, die sie macht, knüpft sich bei ihr wie von selbst eine ganze Reihe allgemeiner Betrachtungen an, das Besondere ist ihr nur äußerer Anstoß, um zum Allgemeinen vorzudringen, der Einzelfall nur zufällige Veranlassung, um an demselben die Werthhaltigkeit ihrer Lebenserfahrungen, ihrer angeborenen und erworbenen Grundsätze, die Ergebnisse ihrer bisherigen Beobachtungen nochmals und abermals zu untersuchen. Sie steht vor dem Sgrafito-Fries an der Mauer des königlichen Schlosses in Dresden, und sofort wirft sie sich die Frage auf, welcher Einfluß von derartigen bildlichen Darstellungen vaterländischer Geschichte auf die Volksbildung ausgehe. Sie liest eine literarische Novität und dabei erinnert sie sich eines Gespräches mit dem sterbenden Heine, um dasselbe fortzuspinnen, bis sie ihre eigene Meinung über die Selbstcensur der Dichter festgestellt hat. Sie bekommt in Ragaz ein englisches Buch „German Home life" in die Hand; darin werden die deutschen Frauen verspottet und verunglimpft. Da übermannt sie der Zorn und mit schönem Feuer vertheidigt sie die deutschen Frauen gegen das Attentat der britischen Pamphletistin. So geht es durch das ganze, umfangreiche Buch ihrer Reiseschilderungen fort, von Capitel zu Capitel, von Land zu Land, und jeder Eindruck wird im didaktischen Interesse verwerthet, keiner ist um seiner selbst willen empfunden. Nationale, künstlerische, pädagogische Reflexionen stehen im Vordergrunde. „Klug ist, wer die Menschen für seine Zwecke benützt, weise, wer sie für gute Zwecke benützt", citirt Fanny Lewald nach Kant, und auf sie selbst angewendet, könnte das Citat etwa so gerichtet werden: Klug ist, wer reist, um zu lernen, weise, wer reist, um nicht blos für sich, sondern auch für Andere zu lernen. Die praktische Absicht ist also, wie sich aus dem Gesagten ergibt, bei weitem überwiegend und mit ihr stellt sich bisweilen auch eine gewisse Hausbackenheit im Stile ein. Doch fehlt es deshalb nicht etwa an schwungvollen, von Natur- und Kunstbegeisterung durchglühten Schilderungen. Sie sitzt in Florenz „im Abendglanze" an dem Fenster ihres Zimmers und läßt traumverloren ihre Blicke nach San Miniato und über Michel Angelo's David hinstreifen; wie voll ist ihre Seele von Bildern bei diesem herrlichen Anblicke, wie über und über in Poesie getaucht ihr Auge, wie leuchtend ihre Sprache! Es geschieht aber freilich selten, daß sie träumt, denn zumeist sucht sie nach Klarheit, und in der Schweiz, in Italien wie in Frankreich trachtet sie, wie ein Philosoph, Politiker oder Historiker, sich zurechtzulegen, was ihr just begegnet. Menschen und Dinge erfahren ihre Kritik, und es ist eine Kritik voll philanthropischen Wohlwollens, voll freudiger Hingebung an das Edle, und entschiedener Abwendung vom Gemeinen. Wir würden sagen, daß viele literarische Männer bei dieser literarischen Frau zu lernen vermöchten, wenn wir nicht trotz alledem sie als eine Ausnahme unter den Frauen, als eine männliche Frau zu bezeichnen wünschten. Nur eben deshalb ist sie auch berufen, für ihr Geschlecht zu kämpfen, an dessen Erziehung und Entwickelung mitzuarbeiten.

Vielleicht böte manche ihrer Betrachtungen zu Widerspruch und Einwendung Anlaß. Der polemische Zug früherer Tage lebt fort in ihr und drängt sie zu mancher gewagten Behauptung. Aber wenn man dankbaren Sinnes die Lectüre eines guten Buches beendet hat, so ist man wenig aufgelegt, sich mit einigen unerheblichen

Schwächen desselben kritisch auseinander zu setzen. Man zieht es vor, mit wehmüthiger Ehrfurcht dieser tapferen Frau zu gedenken, welche kurz nach dem Tode ihres geliebten Gatten, Adolf Stahr, so viel Sammlung fand, um ihre Trauer durch lehrreiche Reisebeobachtungen zu sänftigen.

Wilhelm Goldbaum.

Haeckel's gesammelte populäre Vorträge.

Gesammelte populäre Vorträge aus dem Gebiete der Entwickelungslehre von Ernst Haeckel. Erstes und zweites Heft. Bonn, Emil Strauß. 1878—1879.

Es ist auffallend und von hoher Bedeutung, wie wenig Wahrheiten, wie wenig Positives die „Berufsphilosophen" aller Zeiten zu Tage gefördert haben, sobald sie das ethische Gebiet verließen, und wie gering der Fortschritt ist, den durch die Untersuchungen der Naturphilosophen unsere Kenntnisse vom Wesen der uns umgebenden Erscheinungen gemacht haben. Auf die Berufsphilosophen, welche die Natur-Philosophie als eine Wissenschaft sui generis am Schreibpult und vor dem Bücherregal cultiviren, ist selbst der Geist eines Kant von geringem Einfluß geblieben. Trotzdem der große Königsberger die Gesetze des logischen Denkens so entwickelt hat, daß man meinen sollte, es müsse in der Folge die Verwendung derselben und die vollkommene Sicherheit im Denken Gemeingut der denkenden Nation und vor Allem doch ihrer Denker von Fach geworden sein, so beweist schon die große Production ungenießbarer naturphilosophischer Werke, — welche heutzutage bei der erleichterten Publication in gegen früher ungekannter Massenhaftigkeit auf dem Büchermarkt erscheinen, — daß dem nicht so ist. In der That ist die große Mehrzahl der modernen philosophischen Literatur der bezeichneten Art durch ihre bibelfesten, spiritistischen oder auch durch Ignoranz auf wissenschaftlichem Gebiete allein erzeugten Donquixoterien geeignet, die philosophische Methode als ein durchaus unberechtigtes Verfahren gegenüber der wissenschaftlichen Methode zu verdächtigen und ihren gesammten Werth fraglich erscheinen zu lassen.

Directen Nutzen hat dagegen die beobachtende Naturwissenschaft aus Kant's Auftreten gezogen, da seine Forderung, die bewirkenden Ursachen (causae efficientes) der Erscheinungen zu erforschen, unter Ausschluß aller teleologischen Befangenheit die naturwissenschaftliche Methode postulirte. So scheint es gekommen zu sein, daß die Wissensdurstigen, je mehr sie es mit ihrer Sache ernst nahmen, sich desto ausschließlicher der Erforschung der Dinge auf inductivem Weg zuwandten — praktische Naturwissenschaft trieben, statt am Studirtisch zu philosophiren und Naturgeschichte zu schreiben.

Lediglich praktischer Thätigkeit ist der enorme Aufschwung der Naturwissenschaften im letzten Säculum zu danken gewesen. Es ist durch emsige Beobachter ein großes Material angesammelt worden, und dadurch wurde es schon möglich, manches, lange Zeit unvermittelt erscheinende, Einzelereigniß mit Hilfe der einer Summe von Resultaten gemeinsamen Eigenschaften unter bestimmte Gesichtspunkte einzuordnen und somit auf philosophischem Wege allgemeine Gesetze auch auf dem Gebiete des organischen Lebens zu finden.

Es ist bisher aber nur möglich gewesen, den einen oder den anderen Theil des organischen Lebens zu charakterisiren und mit hinreichender Sicherheit zu erklären. So gibt die Theorie Darwin's von der Entstehung der Arten für ein Gebiet der allgemeinen Biologie eine im Wesentlichen allen wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Erklärung, wenn man davon absieht, schon jetzt den Antheil eines jeden Factors derselben genau quantitativ zu bestimmen, was bei der bestehenden Lückenhaftigkeit der Detailkenntnisse noch nicht ausführbar ist.

Im Princip aber ist die Theorie des „struggle for life“ als die Summe einer großen Reihe von Erfahrungen ein constatirtes organisches Gesetz.

Anders ist es mit der Hypothese Darwin's von der Pangenesis. Hier könnte man meinen, sei der nüchterne Forscher dem phantasiereichen Philosophen unterlegen. Das Gefühl des Unbefriedigtseins — der daraus entsprungene Versuch, die Lücken der Erkenntniß durch eine provisorische Construction zu überbrücken und mittelst eines speculativen Gerüstes ein Gebiet zu überschauen, auf dem die Beobachtung noch keine hinreichende Erfahrungen gesammelt hat — dieses der menschlichen Natur durchaus eigene Streben hat den philosophirenden Naturforscher zu einer Rechnung verführt mit Zahlen, welche Unbekannte, aber keine Werthe darstellen.

Die unbewiesenen Voraussetzungen haben ein unbewiesenes Resultat ergeben und dem Forscher, welcher den Mechanismus des Kampfes ums Dasein erkannte, ist es mit der Erklärung der Vererbung nicht besser ergangen, als es bisher allen Vätern philosophischer Systeme erging: es hat sich immer Jemand gefunden, der die Philosophien widerlegte, und so hat auch die Hypothese der Pangenesis ihre Zeit gehabt.

Darwin selbst hat nur eine provisorische Hypothese aufstellen wollen, da er sich wol bewußt war, daß auf diesem Gebiete aus dem Material, welches die Empirie bot, Nichts zu deduciren war — es ließ sich danach vermuthen, combiniren, aber ein wissenschaftliches Gebäude, wie er es auf dem Felde des Kampfes ums Dasein errichten konnte, vermochte er hier nicht aufzustellen.

Er versuchte, dem unbefriedigten Gefühle, welches aus der Erkenntniß der Mangelhaftigkeit unseres Wissens hervorgeht, wenigstens in Etwas Genüge zu schaffen, und, wie jeder idealem Ziele zugewandte Mensch, hat auch er seine Freude gehabt am Philosophiren, am speculativen Aufbau seiner eigenen Welt. Eine solche ist jedes philosophische System und die Anhänger, welche ein jedes gewinnt, vergessen nur zu leicht, wie subjectiv es ist, und, in ihrem Eifer, fortgerissen durch den mächtigeren Strom der Gedanken, sehen sie nur den Propheten, aber seine Worte hören sie nicht mehr.

Da wir eben von Darwin sprechen, so liegt eine Parallele zu einem deutschen Forscher sehr nahe, der noch weiter gegangen auf dem Felde philosophischer Speculation und dessen Verdienste um die praktische Forschung keine geringeren sind: — Ernst Haeckel. Den Lesern dieser Zeitschrift zumal ist er ein wohl Bekannter durch seine gelegentlichen Aufsätze und auch in diesen Notizen konnte mannigfach auf seine anderweitigen Leistungen hingewiesen werden. — Wir versagen es uns daher, näher hier auf seine große Bedeutung für die moderne Wissenschaft einzugehen. Die Parallele seines Schaffens zu dem Darwin's ergibt sich nun auch in den uns vorliegenden populären Vorträgen — hier verbürgte Thatsachen, dort Speculation, eine Zusammenstellung verschiedenwerthiger Resultate aber überall der Alle verbindende einheitliche Gedanke — es ist eine eigene Welt!

Aber nicht nur unterhaltend, sondern in hohem Grade belehrend ist es, den Ausbau zu studiren und den Combinationen nachzugehen, welche verdiente Männer, wohlgewandt im logischen Denken, zur Formulirung ihrer Welt verwenden. Das Vergnügen, derartigen Speculationen zu folgen, ist um so größer, je breiter die wissenschaftliche Basis ist, von der sie ausgehen, und je vielseitiger die Verarbeitung des Materials stattfindet; denn, bei aller Skepsis, befriedigt doch nothwendiger Weise dasjenige philosophische System am Meisten, welches der größten Summe empirischer Grundsätze gerecht wird.

Nicht geringen Genuß gewährt die Verfolgung der neuen monistischen Weltanschauung in ihrer Begründung und ihrem Weiterbau, wie sie Haeckel als spekulative Verwerthung seiner umfassenden Kenntnisse und zum Theil eigenen Beobachtungen erzielt, die, dem muthigen Naturell ihres Urhebers entsprechend, vor keiner Schwierigkeit zurückschreckt und mit großer Consequenz dem Grundprincip Rechnung trägt. Diese Philosophie macht sich die ganze Summe unserer heutigen naturwissenschaftlichen Kenntnisse dienstbar und kommt ohne erheblichen Zwang zu einer einheitlichen

Vorstellung von dem Wesen des Lebens. Aber sind wir sicher, daß die mechanische Genese desselben gerade in der „Wellenzeugung der Lebenstheilchen" besteht? Haeckel selbst sagt, was von einem solchen Versuche zu halten sei; er selbst stellt seine Hypothese von der Perigenesis der Plastidule als eine provisorische hin, wenngleich er die Hoffnung hegt, „daß darin die Keime zu einer umfassenden Theorie liegen, von der aus vielleicht künftig die Gesammtheit der organischen Entwickelungsphänomene sich streng mechanisch aus physikalisch-chemischen Elementarvorgängen wird erklären lassen".

In diesen eigenen Worten Haeckel's spricht sich klar und einfach die Richtung seines Strebens aus. Durch seine in den weitesten Kreisen bekannten größeren Werke, durch die zahlreichen kleineren Arbeiten des in der That unermüdlichen Forschers geht diese Tendenz hindurch, da er sich nie auf ein Referiren seiner Beobachtungen beschränkt hat, sondern jederzeit unternahm, die philosophische Summe aus seinen Erfahrungen zu ziehen.

Dadurch ist es geschehen, daß er oft des Mangels an Objectivität geziehen wird; dieser gelegentlich wol berechtigte Vorwurf wird jedoch einen ruhigen Beurtheiler nie abhalten, dort, wo Haeckel mit anerkannten Größen operirt, seinen Resultaten den vollen wissenschaftlichen Werth zuzugestehen.

Haeckel's Verleger hat sich nun hohen Anspruch an den Dank des gebildeten Publicums erworben, indem er die Sammlung der einzelnen *populären Vorträge*, welche der Jenenser Gelehrte im Laufe dieses und des verflossenen Decennium gehalten, bewirkt und so in continuirlicher Folge dem Leser bietet, was bisher vielfach verstreut und oft schwer zugänglich war.

Die vorliegenden zwei Hefte: „Gesammelte Vorträge aus dem Gebiete der Entwickelungslehre" verbreiten sich in ihren je fünf Vorträgen bereits über das ganze Gebiet der Entwickelungslehre im weitesten Sinne des Wortes. Wie der Vortrag: „Ueber die Entwickelungstheorie Darwin's" findet sich in ihnen eine Darstellung der bereits erwähnten Hypothese: „Ueber die Wellenzeugung der Lebenstheilchen oder die Perigenesis der Plastidule", ferner der Vortrag: „Ueber die Entstehung des Menschengeschlechtes", sowie der erst 1878 gehaltene: „Ueber Ursprung und Entwickelung der Sinneswerkzeuge". In der Abhandlung: „Ueber Zellseelen und Seelenzellen" tritt den Lesern der „Deutschen Rundschau" ein alter Bekannter aus dem 10. Heft des IV. Jahrganges (Juli 1878) entgegen und er erscheint hier, wie mancher seiner Genossen, mit Abbildungen versehen, was gewiß eine Anzahl seiner früheren Leser veranlassen wird, ihn noch einmal vorzunehmen und an der Hand der erläuternden Zeichnungen die Erinnerung aufzufrischen. Der Werth jener durchweg vorzüglich ausgeführten Abbildungen für das Verständniß ist ein sehr hoher und das Verdienst, sie dem Werke beigefügt zu haben, Seitens des Verfassers wie des Verlegers ein großes.

Sicherlich ist die Bedeutung der vorliegenden Sammlung keine ephemere; sie wird in der Geschichte der Philosophie ein bleibendes Denkmal sein, da sie einen unzweifelhaften Fortschritt darstellt und mag man sonst über die Perigenesis der Plastidule, über die Stammbäume Haeckel's denken, wie man will, man wird selbst diesen Speculationen nicht absprechen können, daß sie *tief durchdacht*, consequenter und bei weitem geistreicher durchgeführt sind, als Alles, was die moderne Philosophie auf diesem Gebiete gebracht hat. —λ.

Die politische Correspondenz Friedrich's des Großen.

Politische Correspondenz Friedrich's des Großen. Erster bis dritter Band. Berlin, Verlag von Alexander Duncker. 1879/80.

Die Akademie der Wissenschaften zu Berlin hatte schon in den vierziger Jahren durch die Herausgabe der Œuvres de Frédéric le Grand dem großen Könige, der zugleich ihr Schutzherr und ihr Mitarbeiter gewesen war, den Dank, den sie ihm schuldete, wenigstens theilweise abgetragen. Ich sage: theilweise; denn wenn die

Akademie es mit Recht als ihre Pflicht anerkannte, die Persönlichkeit Friedrich's des Großen den kommenden Geschlechtern voll und ganz lebendig zu erhalten, so war diese Veröffentlichung, wiewol sie die Denkwürdigkeiten Friedrich's über seine Zeit und seine Thaten, seine philosophischen Abhandlungen und poetischen Versuche, vorzüglich aber den reichen Briefwechsel mit den ersten Geistern des 18. Jahrhunderts umfaßte, dazu dennoch in keiner Weise ausreichend. Eine willkommene Gabe zu jeder Zeit, besonders aber in einer von literarischen Bestrebungen beherrschten Epoche, vermag die frühere Publication unser nach politischer Bildung ringendes Zeitalter nicht mehr zu befriedigen. Wir erblicken in jenen Productionen Friedrich's doch mehr die Früchte müßiger Stunden, in denen der König als Schriftsteller Erholung suchte; uns verlangt neben dem Historiker den Staatsmann, neben dem Philosophen den Landesregenten, neben dem Dichter den Feldherrn kennen zu lernen. In richtiger Würdigung dieses Bedürfnisses und gleichzeitig eingedenk ihrer Pflicht, die Kenntniß der vaterländischen Geschichte zu fördern, hat die Akademie beschlossen, von der vielseitigen Wirksamkeit Friedrich's zunächst die politische Thätigkeit in einem großartig angelegten Werke zur Anschauung zu bringen; sie unternahm die Herausgabe der politischen Correspondenz Friedrich's des Großen, und, in rascher Folge erschienen, liegen bereits drei Bände derselben vor uns. Sie umfassen von dem Regierungsantritt des Königs bis zum Ende des Jahres 1744 alle Actenstücke, die, von Friedrich unmittelbar ausgegangen oder mittelbar veranlaßt, seine auswärtige Politik in irgend einem ihrer Momente, für irgend eine ihrer Richtungen und Abwandlungen kennzeichnen. Wir erhalten die eigenhändigen Denkschriften und Weisungen, Entwürfe und Erwägungen des Königs, die Resolutionen auf die Berichte der Minister und Gesandten in längeren Ausführungen oder in Form der meist so überaus charakteristischen Marginalien, den politischen Briefwechsel mit Fürsten und Staatsmännern des Auslandes, ferner die Cabinetsordres an Minister und Generale, so weit sie die auswärtige Politik betreffen. Daneben sind aber auch aufgenommen alle die Stücke, welche unter dem Dictat oder nach der Anweisung des Königs entstanden sind, die Resolutionen, die der Cabinetssecretär, der die auswärtigen Sachen vorlegte, nach den mündlichen Angaben des Königs aufzeichnete, auch die Schreiben, in denen die Secretäre den Ministern von Entschlüssen oder Befehlen des Königs Nachricht gaben; selbst das einfache bene am Rande irgend eines ministeriellen Berichtes ist nicht übergangen. Man sieht: es ist eine Sammlung von Actenstücken, wie sie in solcher Vollständigkeit für die Geschichte Eines Mannes noch nie versucht ist, wie sie aber auch noch nie zu einem gleich glänzenden und fast einzigen Ergebniß geführt hat. Diese Reihe von Documenten, die uns Zeugniß ablegen von dem, was der große König an jedem Tage, man könnte sagen, zu jeder Stunde seines Herrscherlebens gefühlt und gedacht hat, erschließen uns einen Blick in das innerste Wirken und Schaffen des außerordentlichen Genius, dessen Andenken unsere Nation in der trübsten Zeit unserer Geschichte aufrecht erhalten hat; wir blicken in die Tiefen seines Geistes; wir überraschen den politischen Gedanken gleichsam im Augenblicke seiner Geburt; die Ereignisse, auf denen er beruht, die Eindrücke, durch die er angeregt wird, die Entwürfe, die er hervorbringt, treten uns lebendig und anschaulich vor Augen; wir verfolgen seine Entwickelung von dem Augenblicke der Empfängniß bis zu dem Zeitpunkt, wo der rasche Entschluß des Königs aus dem politischen Gedanken eine politische That werden läßt.

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß erst diese Actenstücke in ihrer Gesammtheit die feste Grundlage darbieten, von der in Zukunft ein jeder unbefangene Beurtheiler der Person und der Thaten Friedrich's wird ausgehen müssen. Nicht als ob wir uns schmeichelten, daß dabei nothwendig ein Jeder zu demselben günstigen Ergebniß gelangen würde — wer das Werk Friedrich's des Großen, den preußischen Staat verabscheut, wie unsere Nachbarn im Westen, wird auch dem Werkmeister nie gerecht werden; wer, wie unsere Stammesbrüder in Oesterreich, es dem Könige nie verzeihen kann, daß er das Werkzeug wurde, durch welches die Weltgeschichte an Maria Theresia die Sünden ihrer Väter heimsuchte, der wird auch diesen Zeugnissen wahrhaft

königlicher Gesinnung gegenüber sich nicht bekehren. Wir Anderen aber, die wir ohne Vorurtheil an die Lectüre dieser Briefe herangehen, die so gedankenschwer, dann wieder so anmuthig geistreich sind, bald wie ein Capitel aus dem Macchiavell, bald wie ein Epigramm von Voltaire, — wir schöpfen aus diesen Briefen Erhebung im Anschauen des größten unserer Könige, politische Belehrung und Freude am Vaterlande. Wir begleiten voll Theilnahme den jungen König, der die Bitterkeiten einer freudenarmen Jugend überwunden hat und in den sorgenschweren Stunden des siebenjährigen Krieges noch nicht verhärtet ist, zu seinem ersten Waffengange mit dem Bischof von Lüttich, der erst allmälig und mit Ueberraschung inne wird, welch' ein neuer Geist über das unter Friedrich Wilhelm I. so langmüthige Preußen gekommen ist. Wir durchleben mit ihm jene unruhig bewegten und entscheidungsvollen Stunden in Rheinsberg, wo er mit den alten Räthen seines Vaters den Angriff auf Schlesien beschließt und damit eine neue Epoche der Weltgeschichte einleitet. Wir folgen ihm dann auf seinem raschen Kriegszuge, wir sind zugegen, wie er die Grenze Schlesiens, „seinen Rubicon", überschreitet, „ein fröhlicher Feldherr an der Spitze fröhlicher Truppen". „Mein Herz," schreibt er in jenem Augenblicke an seinen treuen Podewils, „mein Herz verheißt mir alles mögliche Gute von der Welt; ein gewisses Gefühl, dessen Ursache uns unbekannt ist, verspricht mir Gunst und Glück; ich werde nicht wieder in Berlin erscheinen, ohne mich des Blutes würdig gezeigt zu haben, dem ich entsprossen bin, und der braven Soldaten, die ich die Ehre habe zu commandiren." In diese hoffnungsfrohen Stimmungen des jugendlichen Helden, der wie ein Ritter des Mittelalters zum Kampfe auszieht, mischen sich dann wieder Ahnungen eines frühen Todes, den ihm seine Phantasie doch auch wieder vom Schimmer der Poesie umkleidet zeigt: er will dann verbrannt werden nach Römerart, in Rheinsberg soll eine Urne seine Asche aufnehmen und man soll ihm ein Denkmal errichten, wie das des Horaz in Tusculum. Doch die Gedanken an Sieg und Ruhm verdrängen diese Bilder bald wieder: er hofft, daß sein Name nie vergessen werden solle, er hört schon den Lorbeer des Ruhmes über seinem Haupte rauschen, und — als er bei Mollwitz nahe genug ist, um ihn zu pflücken, da entflieht er, wie man gesagt hat, vor seinem eigenen Siege. Es kommen die Tage — im Sommer 1741 —, in denen er als Staatsmann behauptet, was er mit den Waffen erkämpft hat; er handhabt meisterhaft die großen und kleinen Kunstgriffe der Diplomatie, die er als Charlatanerie verachtet und dennoch braucht, um inmitten der großen Mächte seinem kleinen Staate eine selbständige Stellung zu erringen. Es folgt dann, nach einem neuen Siege, den er nun wesentlich sich selbst verdankt, der Friedensschluß von Breslau, der mit der Anerkennung der Erwerbung Schlesiens die Anerkennung der neuen Großmacht Preußen in sich schließt. Der Kampf mit den Waffen ist damit zunächst zu Ende; aber auf diplomatischem Gebiete entwickelt sich der Gegensatz zwischen Oesterreich und Preußen weiter und gibt auch der Correspondenz in den Friedensjahren ein tiefes und allgemeines historisches Interesse.

Vergessen wir schließlich nicht, der Männer zu gedenken, welche, schon so hochverdient um die Geschichte unseres Vaterlandes, auch dieses große und schöne Unternehmen geplant und in's Werk gesetzt haben: die Namen Droysen, Duncker und Sybel bürgen dafür, daß wir um ein Werk reicher werden, das zugleich unserer Nation und der Wissenschaft Ehre macht. Die Sammlung der Actenstücke, die Hinzufügung der Erläuterungen, die Ausarbeitung der Personen- und Sachregister hat Reinhold Koser besorgt, der Allen, die sich mit der Geschichte Friedrich's beschäftigen, als ausgezeichneter Kenner derselben und gründlicher Forscher bekannt ist; ihm vorzüglich verdankt diese Publication ihre urkundliche Correctheit, die sie zu einer auch im Kleinsten zuverlässigen Quelle macht. Es ist nur eine Pflicht der Billigkeit, wenn wir endlich noch des Verlegers gedenken, der durch eine überaus ansprechende typographische Ausstattung das Seinige zum Gelingen beigetragen hat. Wir werden nicht verfehlen, von dem Fortgang dieser Publication, die wir der Beachtung und Theilnahme aller Gebildeten von ganzem Herzen empfehlen, von Zeit zu Zeit unseren Lesern Nachricht zu geben.

Dr. Paul Bailleu.

σχ. **Zehn Jahre deutscher Kämpfe.** Schriften zur Tagespolitik von Heinrich von Treitschke. Zweite Auflage, fortgeführt bis zum Jahre 1879. Berlin, G. Reimer. 1879.

Sammlungen von zerstreuten Aufsätzen gelten beim deutschen Publicum — oder vielleicht nur bei den deutschen Recensenten? — noch immer nicht als etwas selbstverständliches. Jedem Autor, der eine solche Sammlung zu veranstalten wagt, wird die strenge Frage vorgelegt: „Was berechtigt dich dazu?“ Unserer Ansicht nach liegt die Entscheidung einzig und allein beim Publicum. Alle Sammlungen von Essays sind berechtigt, welche das Publicum kaufen mag. Und die „historischen und politischen Aufsätze“ von Heinrich von Treitschke liefern den Beweis, daß auch in Deutschland mit solchen Sammlungen große Erfolge zu erringen sind. Ja, die zweite Auflage des gegenwärtigen Buches beweist noch mehr: selbst Erörterungen, welche der Tagespolitik dienen, dürfen zusammengefaßt und noch einmal vorgelegt werden, wenn der Verfasser die Stimmung weiter Kreise trifft, wenn er durch gebildeten Stil und lebensvolle Sprache seine flüchtigen Artikel zu Kunstwerken erhebt und sie durch die Reinheit seines Wesens zu adeln versteht. Indem wir dies aussprechen, sind wir doch weit entfernt, die Ansichten, welche der Verfasser vorträgt, überall zu billigen. Schließt doch z. B. der vorliegende Band mit jenem Artikel, der so viel Staub aufgewirbelt, solche Mißdeutungen möglich gemacht und so viele tüchtige Männer, auf deren Besitz wir stolz sein müssen, bitter gekränkt hat. Auch hierbei verkennen wir die Absichten des Verfassers keinen Augenblick. Sein niemals schwankender Muth, sich unpopulär zu machen, wo es gilt, ein nach seiner Meinung nothwendiges patriotisches Wort zu sprechen, erfüllt uns mit Hochachtung. Um so entschiedener aber müssen wir sagen, daß wir und mit uns Viele — darunter die wärmsten Verehrer des Verfassers — sein Auftreten gegen seine und unsere jüdischen Mitbürger für einen verhängnißvollen und beklagenswürdigen Irrthum halten. Wir unsererseits versagen es uns für jetzt und womöglich für immer, die Frage ausführlich zu erörtern und hoffen damit im Sinne unserer Leser zu handeln.

γγ. **Geschichte Alexander's des Großen** von Joh. Gust. Droysen. Dritte Auflage. Mit 5 Karten von Richard Kiepert. Gotha, F. A. Perthes. 1880.

Dieses Werk, eines der ältesten des berühmten Verfassers der „Geschichte der preußischen Politik“, bietet nicht etwa den bloßen Wiederabdruck einer Jugendarbeit, sondern eine Neubearbeitung eines gerade in jüngster Zeit vieldurchforschten Gegenstandes. Es ist eine Biographie und zugleich eine Zeitgeschichte, zu der sich ja die Geschichte des Weltbeherrschers nothwendig gestalten muß, eine Kriegsgeschichte, die mit besonderer Ausführlichkeit die militärischen Organisationen und Reformen behandelt und zugleich eine genaue Darstellung der inneren Angelegenheiten. Bei diesem Vorwiegen des Politisch-Militärischen tritt das eigentlich Literarische mehr, als Mancher vielleicht wünschen möchte, in den Hintergrund; auch eine zusammenhängende glänzende Charakteristik Alexander's, zu der gerade Droysen besonders berufen gewesen wäre, fehlt. Doch wird der Leser für den Mangel an einem derartigen Gesammtbilde durch viele vortreffliche Einzelpartieen entschädigt, unter denen besonders die Schilderungen von Alexander's Besuch im Tempel des Jupiter Ammon und dem Tode des Helden hervorgehoben sein mögen. Das ganze Buch aber zeigt eine wohlthuende Mischung von Jugendfrische und Altersreife und verdient, auch in dieser neuen Ausgabe, einen Ehrenplatz unter den historischen Monographieen. Eine sehr willkommene Beigabe des Bandes sind die fünf von Richard Kiepert gezeichneten Karten, eine große, welche eine Uebersicht der Züge Alexander's gibt und vier kleinere, welche die Schlachtfelder von Issos, Gaugamela, Granikos, den Uebergang über den Hydaspes und die Schlacht gegen den Poros darstellen.

εν. **Joachim Murat,** seine letzten Kämpfe und sein Ende. Mit Benutzung von Schriftstücken des k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs. Vom Freiherrn von Helfert. Wien, Manz'sche k. k. Hof-, Verlags- und Universitäts-Buchhandlung. 1878.

Das buntbewegte und ereignißreiche Leben Joachim Murat's, Königs von Neapel, ist schon oft Gegenstand historischer Darstellung gewesen, aber je nachdem die Verfasser Gegner oder Anhänger waren, bildete es ein Thema für eine Anklage oder eine Vertheidigung. Diese erinnerten an die unleugbare Güte seines Herzens, den wohlwollenden Charakter, die vielen populären Seiten seiner Persönlichkeit, und suchten mit dem Hinweis auf den tragischen Ausgang die Tadler zum Schweigen zu bringen; jene bezeichneten sein unglückliches Ende als selbst verschuldet und sahen die Grundzüge seines Charakters in Ehrgeiz und Schwäche, die ihn zu einem doppelten Verrathe führten. Bei diesem Gegensatze der Anschauungen über Murat geschah es, wie so oft, daß die besonnene Erforschung seiner Schicksale, namentlich der diplomatischen Verwicklungen, die seinen Untergang veranlaßten, über Gebühr vernachlässigt wurde. Um so willkommener erscheint das obige Buch des Freiherrn von Helfert, das eine Art Fortsetzung seines kurz vorher erschienenen inhaltvollen Werkes: „Königin Karolina von Neapel und Sicilien“, bildet und eine unpartheiische Darstellung der letzten Schicksale Murat's enthält. Mit sorgfältiger Benutzung auch entlegener literarischer Hilfsmittel verbindet Helfert eine treffliche Kenntniß der ihm durch langjähriges und gründliches Studium vertrauten Acten des Staats-Archivs in Wien. Die reichen Schätze desselben für neuere Geschichte, die, so lange den Forschern verschlossen, jetzt mit um so größerem Eifer Jahr aus Jahr ein in zahlreichen Bänden von mehr oder minder berufenen Arbeitern an's Tageslicht geschafft werden, bilden auch die hauptsächlichste und werthvollste Grundlage des Buches von Helfert. Man könnte ihm selbst einen Vorwurf daraus machen, daß er davon nicht mehr mitgetheilt hat: er beschränkt sich fast zu ängstlich auf Murat, seine

Person, seine Politik und seine Schicksale, während es dem wißbegierigen Leser nicht unlieb wäre, bei der Gelegenheit ein Mehreres über Oesterreichs vielfach noch unaufgeklärte Politik in Italien zu hören. Das hübsch ausgestattete, mit chronologischer Uebersicht und einem Namen-Register wohlversehene Buch zerfällt in zwei ziemlich gleiche Theile: der erste enthält die Darstellung der letzten Lebensjahre Murat's, dem sich als zweiter Theil eine reiche Auswahl sehr unterrichtender Actenstücke und eine Kritik von Pepe's „Memoire" anschließen. Es ist ein fesselndes Gemälde, dem freilich etwas mehr Farbe zu wünschen wäre, welches die Erzählung Helfert's vor unseren Augen entrollt. Es ist wahr, er ist keine große historische Erscheinung, dieser König Murat, den Lanfrey einen Circushelden nennt; er fühlte sich nur wohl in einer phantastischen Uniform, an der Spitze eines Cavallerie-Regiments; um König und Regent zu sein, fehlte ihm Alles außer einem brennenden Ehrgeiz und dem heißen Wunsche zu befehlen. Aber gleichwol hat er ein freundliches Andenken in dem Volke hinterlassen, dem er als Fremdherrscher mit Waffengewalt aufgedrängt wurde und das jetzt an seinen Namen die Erinnerung an die ersten ernstlichen nationalen Unabhängigkeits- und Einheitsbestrebungen knüpft. Vollends anziehend wird seine Geschichte durch jene Schicksalswechsel ohne gleichen, die endlich in einer halb lächerlichen, halb gräßlichen Katastrophe ihr Ende finden. In dem knappen Zeitraum von zwei Jahren ist er Führer der napoleonischen Reiterei in der Völkerschlacht von Leipzig und bekämpft als Feldherr der Verbündeten, an der Spitze österreichischer und neapolitanischer Truppen in den Ebenen der Lombardei Eugen, den Vicekönig von Italien. Dann wieder erscheint er als der nationale Vorkämpfer Italiens gegen Oesterreich: mit einem glänzenden Heere zieht er aus, sich die Königskrone des geeinten Italiens auf's Haupt zu setzen; nach wenigen Wochen ist sein Heer zerstoben, er selbst irrt flüchtig umher an der Küste des mittelländischen Meeres, oft ohne Obdach, ohne Nahrung. Endlich beginnt das Glück ihm wieder zu lächeln; er sieht sich umgeben von einer Schar treuer und ergebener Anhänger; er unternimmt es, mit ihnen das verlorene Königreich wieder zu erobern; im ersten Anlauf fällt er in die Hände seiner Feinde und nach den Gesetzen, die einst König Joachim gegeben, wird nun der General Murat zum Tode verurtheilt und erschossen.

r. **Etudes politiques sur les principaux évènements de l'Histoire Romaine** par Paul Devaux. 2 vols. Bruxelles, Librairie Muquardt. Paris, Hachette. 1880.

Der Verfasser dieser „politischen Studien" war einer der ausgezeichnetsten Staatsmänner, welche Belgien seit 1830 hervorgebracht hat. Devaux ist einige Tage vor dem Erscheinen seines Werkes gestorben, welches, um die Wahrheit zu sagen, unvollendet geblieben ist. Die zwei starken Bände, welche hier vorliegen, sind nur ein Fragment des bedeutenden Werkes, welches der Verfasser unternommen; das Alter und ein körperliches Gebrechen (die Blindheit), welche ihm nur die äußerste Langsamkeit gestattete, haben ihn verhindert, seine Arbeit zu Ende zu führen. Aber auch so wie sie sind zeigen diese „politischen Studien", welche von der Gründung Roms bis nach der Schlacht von Zama reichen, wie tief der Verfasser seinen Gegenstand gekannt hat. Niemand hat besser als er in diesem großen historischen Drama das Falsche vom Wahren, die Legende von dem Ereigniß zu unterscheiden gewußt. Der Stil Devaux' wird an Reinheit, Correctheit und vornehmer Eleganz von keinem französischen Historiker übertroffen. Dieses Werk widerlegt siegreich Diejenigen, welche behaupten, daß auf dem Gebiete der schönen Literatur, der Geschichte ꝛc. die Belgier nicht im Stande seien, eine Leistung ersten Ranges hervorzubringen. Die Ansicht Devaux' über den berühmten Heereszug Hannibal's gegen Rom weicht gänzlich von derjenigen ab, welche seit Jahrhunderten die herrschende gewesen ist. Er befindet sich im Widerspruch mit den imposantesten und zahlreichsten Autoritäten; aber seine Ueberzeugung ist die Frucht geduldiger und gewissenhafter Studien und nichts ist interessanter, als diese so vorzüglich geschriebenen Seiten zu lesen, in welchen er seine neuen und eigenthümlichen Ideen entwickelt, welche zweifelsohne die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf sich ziehen werden. —

βκφ. **Kunstgeschichte und Humanismus.** Beiträge zur Klärung von Dr. Robert Vischer. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1880.

Das von uns im Februar-Hefte besprochene Buch R. Vischer's über Signorelli ist nicht überall so günstig aufgenommen worden als unsererseits. Vischer spricht sich über die Ursachen dieser Ungunst hier in zwei Aufsätzen aus, deren ersterer das „Verhältniß der Kunstgeschichte zur Aesthetik" behandelt. Er behandelt das Auftreten einer auf dem Gebiete der neueren Kunstgeschichte besonders rührigen Partei, welche, im Gegensatze zu den philosophisch gebildeten Historikern, das „exacte Material" zu behandeln vorgiebt und deren Theilnehmer den Namen des „Forschers" für sich in Anspruch nehmen. In dem zweiten, „pro domo" betitelten Aufsatze weist Vischer die Angriffe zurück, welchen sein Signorelli von Seiten dreier „Forscher" ausgesetzt war. Er constatirt die böse Absicht, nicht der Sache wegen gegen ihn aufzutreten, sondern ihn persönlich discreditiren zu wollen. Man kann es Vischer nicht verdenken, wenn er sich diesem Anfall gegenüber wehrt, allein er wird später vielleicht selbst einmal der Meinung sein, den „Forschern" damit zuviel Ehre angethan zu haben.

vl. **Sappho. — Hammerstein.** Von Carmen Sylva. Bukarest, Sotschek & Co. 1880.

Zwei längere Dichtungen in unserer Zeit, das ist schon an und für sich bemerkenswerth. Der ausländische Name des Autors deutet aber gleich auf den fremden Boden hin, dem diese, trotzdem echt deutschen Blüthen entsprossen sind. „Sappho" geben wir den Vorzug. Das tragische Motiv liegt hier tief und unvermeidbar in den Verhältnissen selbst, während in „Hammerstein" alles Unglück Folge eines Irrthums, eines Mißverständnisses ist. Der Tod der berühmten Dichterin tritt naturgemäß ein; sie stirbt nicht aus Liebesleid, nicht aus Mutterschmerz allein:

sie stirbt, weil sie lange in sich selbst mit dem Leben abgeschlossen hatte.

Der erste Gesang führt uns in die heitere, südliche Welt Siciliens; im Sonnenschein schweben uns glückliche, harmonische, wenn auch etwas moderne Gestalten entgegen: der Kreis, den die fürstliche Dichterin in der Verbannung um sich gebildet. Im zweiten Gesang enthüllt sie uns ihr Jugendleben, voll Kampf und Leid, „im Sturm war ihr immer wohl", aber zu viel des Sturmes ward ihr. Der dritte Gesang bringt ihr das Glück, aber ehe sie es erfaßt, wird es ihr entrissen und begräbt in seinen Trümmern das Letzte, was sie noch an's Leben fesselte. Im vierten Gesange bereitet sich Sappho langsam zum Sterben vor und scheidet mit dem wunderbar schönen Liede: „Weine nicht, weil dich die Götter gesendet." In herrlichem Wohlklang der Sprache fließt die Dichtung dahin, die wir Allen empfehlen.

o. a. **Ein Wonnejahr.** Von Richard Hamel. Rostock, Wilhelm Werther. 1879.

Gewiß, auch auf geistigem Gebiet gibt es einen Atavismus. Um ein volles Jahrhundert zu spät ist der ohne Zweifel hochbegabte Dichter des „Wonnejahres" auf die Welt gekommen. Klopstock und Hölderlin heißen seine Götter; dazu kommt Novalis und eine etwas bunte Gesellschaft von Neueren, auf welche sich ausdrücklich die „Vorworte" berufen. „Das leidige bloße Ereigniß muß dem Leser verleidet, sein Gemüth auf's Tiefste betheiligt werden." Kein Verständiger hat dagegen etwas einzuwenden; aber was folgt aus diesem Satze? Was die Herren daraus folgern möchten, die Freiheit, alle möglichen Formlosigkeiten mit der Flagge des „Gedankens" oder des „Gemüthes" zu decken — diese Freiheit können wir allerdings nicht zugestehen. Der größere Theil des Buches schildert, nein, das Wort sagt zu viel, begleitet den Verlauf eines Liebesverhältnisses — oder ist es eine Ehe? — zwischen dem Dichter und Annunziata, das mit dem Tode des Mädchens endigt; sie stirbt an Uebermaß der Liebe, oder im Wochenbett (S. 141), oder an zu großem Schönheitssinn, oder aus sonst einem Grunde. Lose Betrachtungen aller Art sind eingestreut, weiter religiöse Lieder, Oden, Gedichte. An vielen Stellen begegnet Gelungenes, unter den geistlichen Gedichten ist „Immanuel" eines der besten, unter den Oden ragt diejenige hervor, welche beginnt: „Wie während der Schöpfung Der Weltgeist schwebte Ueber dem Chaos"; aber das Ueberschwängliche und Schwülstige nimmt einen so breiten Raum ein, daß der Genuß gar sehr verkümmert wird. Fortwährend ist der Dichter auf der Bilderjagd; immer von Neuem muß vor Allem die Geliebte alle nur erdenklichen Beiwörter und Vergleiche sich gefallen lassen. Es geht dem Liebenden wie jenem Anekdotenjäger, dem bei jeder und jeder Wendung des Gespräches eine pikante Anekdote einfällt: was immer er sehen mag, er fühlt sich an die Geliebte erinnert. Bald ist sie der Baum, bald die Pflanze, bald gleicht sie der Fichte und bald der Winde, „der blumigsten Blume, die aus Zartheit nicht zu duften wagt, durch keinen Duft" — das Wort ist bezeichnend für das Nazarenerthum des Dichters — „das Urtheil gefangen nimmt". Aber solche Excesse können nicht dauern; schon auf S. 37 ist ihm der Vorrath ausgegangen und er muß „den Tag und die Nacht" fragen nach einem „Bilde der Schönheit zur Zierde der Geliebten". Doch auch Tag und Nacht wissen keines, sie „lächeln und schweigen". In Bildern und Vergleichen leistet Hamel die meisten Geschmacklosigkeiten; „die Sterne waren die ersten Nachtigallen der Nacht und des Himmels", „das Morgenroth ist die Schamröthe der Sterne über die Schönheit der Sonne", „der Hochzeitstag ist das Pfingstfest verlobter treuer Liebe" u. s. w., u. s. w. Am Stärksten beeinflußt ist der Vers. durch Klopstock, dem er auch in einer literarhistorischen Arbeit, „Zur Textgeschichte des Messias", ungemessene Bewunderung zollt; klopstockisch ist die starke Ausbildung der Subjectivität, die zum Hochmuth und zur Prahlerei führt, zur schwelgerischen Anbetung des Ichs — z. B. in dem Gedicht: „Mein Gefühl" —, klopstockisch die ätherische Liebe, die Seelenbrautschaft, die Verherrlichung des Mittlers, der Spott über Gelehrsamkeit und Philosophie, endlich die maßlose Werthschätzung des Poetenthums. „Der Dichter," heißt es S. 107, „ist die erhöhte handelnde Natur selbst. Der Mann der That verhält sich zum Dichter wie der Arbeiter zum Herrn. Der Dichter prostituirt sich, der sich vor der That beugt, wie Goethe sich im Tasso prostituirt hat." Schmähungen von solcher Art fordern keine Widerlegung; sie fallen auf des Urhebers ohnmächtiges Haupt zurück.

o. a. **Der Waldteufel.** Von Max Eyth. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1878.

Das vorliegende Buch wird in den einleitenden Worten als ein „dramatischer Scherz" bezeichnet, der niemals die Bretter eines Theaters betreten könne. Wenn der Grund dafür in der Rolle des Titelhelden gesucht wird, so irrt wol der Verfasser; der Waldteufel, ein sehr talentvoller Affe, ist mit Leichtigkeit zu vermissen und das Stück bleibt darum doch, was es ist, so daß von dieser Seite der Aufführung nichts entgegen steht. Von dieser Seite; aber wir glauben allerdings nicht, daß sich unsere Bühnenleiter sehr um das Drama bemühen werden. Es stellt das Werben zweier Männer um ein Mädchen dar und die Bemühungen der Freier, den Vater und die Tante zu prellen, in der Art der arglosen Stücke, an denen sich unsere Großeltern schon ergötzten, in der Art etwa von Theodor Körner's „Nachtwächter" oder Kotzebue's „Pagenstreichen"; mit demselben losen Zusammenhang in den Motiven, mit derselben schablonenhaften Charakteristik und der Vorliebe für derbe Effecte. Die Kritik hätte kaum Anlaß, sich mit dem Werkchen zu beschäftigen, wenn nicht in dem „Vorwort des Herausgebers" alle möglichen guten Eigenschaften ihm nachgesagt würden, von denen wir beim besten Willen nichts zu entdecken vermochten. Der ungenannte Herausgeber erklärt zunächst, daß das Lustspiel ohne Zuthun des Verfassers erscheine, und setzt dann, als handelte es sich um ein Meisterwerk ohne Gleichen, die Krankheitsgeschichte

des Stückes auseinander. Einer Krankheit haben wir es nämlich zu verdanken; es ist „ein Gelegenheitsgedicht, denn zum gewöhnlichen Schriftstellern und Dichten findet der Verfasser als Chefingenieur und Partner der berühmten J. Fowler'schen Steamploughwork in London und Leeds bis zum heutigen Tage bei dem steten Andrange seiner technischen Aufgaben für alle fünf Welttheile weder Zeit noch Lust." Die Stimmung, von der das Drama „durchdrungen" ist, soll auf „drei echt deutsche und namentlich echtschwäbische Grundtöne" zurückzuführen sein, auf den „centrifugalen Drang in die Weite, die centripetale Sehnsucht nach der Heimath und auf die Scheu vor den pedantischen Verhältnissen der Heimath". Die Grundidee dieser wie aller andern Dichtungen Eyth's soll die Treue sein, die, „wie bekannt, das innerste Wesen des echten christlich-germanischen Geistes ausmacht." Echt schwäbisch, echt deutsch, echt christlich-germanisch, Grundton, Grundidee, innerstes Wesen — das ist ein wenig viel auf einmal; wenn auch der Verfasser im steten Andrange seiner technischen Aufgaben weder Zeit noch Lust findet zum gewöhnlichen Schriftstellern und Dichten, an Zeit und Lust für die technischen Aufgaben einer ungewöhnlichen Reclame für alle fünf Welttheile scheint es ihm und seinen Freunden nicht zu fehlen.

ϱ. **Unser Jahrhundert.** Ein Gesammtbild der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Industrie der Neuzeit. Von Otto von Leixner. Mit zahlreichen Illustrationen. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn. 1880. Lieferung 1.

Das Werk, welches in fünfzig Lieferungen erscheinen wird, soll ein umfassendes Bild unseres Jahrhunderts geben und dessen culturgeschichtliches Verständniß einem größeren Publicum vermitteln. In einer maßvoll gehaltenen Einleitung spricht der Verfasser sich mit Ernst und Klarheit über seine Aufgabe aus. Nicht eine militärische oder politische Geschichte will er schreiben, sondern im Zusammenhange darstellen, was während dieses höchst ereignißvollen Zeitraums der menschliche Geist auf dem Gebiete der Wissenschaft, der Kunst, der industriellen Thätigkeit erstrebt und errungen; wie der siegreiche Gedanke, durch Revolutionen und Kriege hindurchschreitend, in der Stube des einsamen Gelehrten, im Laboratorium des Forschers sich offenbart, in der friedlichen Manifestation der Arbeit, den großen Werkstätten und Weltausstellungen zum Ausdruck gelangt und mitten in einer von Waffen starrenden Gegenwart die Hoffnung auf eine reinere und gebildetere Zukunft nicht sinken läßt. Der Verfasser, auf dem Boden einer durchaus freisinnigen Weltanschauung stehend, zeigt sich zugleich beseelt von einem schönen, aber gesunden Idealismus, der seinem Vortrag eine warme Beredtsamkeit leiht. Die Ausstattung des Werkes ist vortrefflich und die Illustrationen sind Reproductionen nach den besten, und wo sie zu haben waren, authentischen Vorlagen. Unter den Portraits ist dasjenige Voltaire's besonders ausgezeichnet.

ϱ. **Geschichte der deutschen Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts.** Von Ludwig Salomon. 1.—5. Lieferung. Stuttgart, Verlag von Levy & Müller. 1880.

Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß in unserer Zeit, die doch von ganz andern Mächten bewegt wird, als von der Literatur, so viele Literaturgeschichten geschrieben werden und beinahe kommt es Einem so vor, als ob die Welt sich mit der Literatur abfinden wollte, indem sie über die Literatur liest. Ob eine Geschichte dessen, was noch in den Tag hineinragt, überhaupt möglich, ist eine Frage, die wir — so gestellt — verneinen müßten. Indessen kommt es uns auf die Sache, nicht auf den Namen an; und das liebevoll eingehende Studium, welches Ludwig Salomon der neueren und neuesten Literaturbewegung widmet, ist aller Ehren und alles Dankes werth. Er beginnt mit den Epigonen Goethe's und gedenkt das Werk fortzuführen bis auf die Dichter, welche wir in der Gegenwart ihre Schwingen haben regen sehen. Doch faßt er das Wort Literatur nicht in dem engern Sinn der schönen Literatur, sondern zollt auch den Leistungen der Wissenschaft, namentlich auf den Gebieten der Geschichtschreibung und Philosophie, die gebührende Berücksichtigung. Immer aber bleibt ihm die Dichtung die eigentliche Herzensangelegenheit des deutschen Volkes, und der leitende Gedanke seiner Arbeit war: in der Entwicklung der deutschen Literatur seit dem Auftreten Goethe's und Schiller's darzuthun, welchen bahnbrechenden Antheil an der nationalen Neugestaltung Deutschlands sein poetischer Genius gehabt hat. Das neueste 5. Heft bringt die Charakteristik des jungen Deutschlands. Die Pietät, mit welcher Gutzkow hier behandelt wird, hat uns sehr angenehm berührt. Sie zeigt uns, daß in der jungen Generation sich eine Reaction zu Gunsten dieses vielfach verkannten Mannes geltend macht, dessen Leben und Schaffen einen tragischen Zug hatte, der vielleicht erst von der Nachwelt richtig gewürdigt werden wird. —

γ. **Expédition Scientifique Française en Russie, en Sibérie et dans le Turkestan.** Vol. II. Le Syr-Daria, le Zéraf-chane, le pays des Sept-Rivières et la Sibérie occidentale; avec quatre Appendices par Ch. E. de Ujfalvy de Mezökövesd. Paris, E. Leroux. 1879. Nebst Karten, vielen Abbildungen und Tabellen.

Der ungarische Gelehrte Herr von Ujfalvy, bekannt durch seine Arbeiten auf dem Gebiet finnisch-mongolischer Ethnologie und Linguistik, hat in den letzten Jahren große Forschungsreisen im westlichen Centralasien und Sibirien gemacht und bietet uns nun im genannten Werke die reichen und reifen Früchte seiner dornenvollen Arbeiten. Der erste Band dieser französischen Expedition schildert Kohistan, Ferghanah, Kuldscha, der vorliegende zweite in geographisch-statistisch-ethnologischer Uebersicht das Gouvernement Syr-Daria, den District Serafschan und das Gouvernement der Sieben Flüsse (Semirjetschensk). Die Appendices enthalten 1) archäologische Bemerkungen über Turkestan

und Westsibirien; 2) Bemerkungen über die Cranier Centralasiens; 3) den „Essai“ einer ethnographischen Karte Centralasiens, ferner einen schon früher gedruckten Aufsatz über die geographischen Namen bei Baber, ein Wortverzeichniß aus den Sprachen der Tadschik und Usbeken und die alphabetische Liste aller in beiden Bänden erwähnten Rassen, Völker und Stämme.

Das Schwergewicht des Bandes liegt in dem ethnologischen und anthropologischen Material, welches er enthält. Ujfalvy hat mit wahrhaft eisernem Fleiß gearbeitet, wie seine kraniologischen Messungen im Museum zu Taschkend (S. 132—133) und mehr noch die dem Bande angehängten Tabellen anthropologischer Maße beweisen, in welchen nicht weniger als je 57 Angaben (darunter 15 Schädel- und 12 Gesichtsmaße) von 14 Bewohnern Syr-Darias (10 Männer und Knaben, 4 Weiber) und 44 Männern Serafschans gegeben sind. Sind nun auch die ethnologischen Mittheilungen, welche in den statistischen Tabellen, den Reiseberichten und sonst enthalten sind, sehr bedeutend, so ist doch ganz besonders die ethnologische Schilderung der Bewohner Syr-Darias, sowie die reichhaltige Abhandlung über die Tadschiks hervorzuheben. Ref. hat schon vor Jahren auf die Bedeutsamkeit der Arbeiten Ujfalvy's hingewiesen, welche mit richtigem Blick an einer wenig ausgebauten Stelle des ethnologisch-linguistischen Arbeitsfeldes einsetzen. Das vorliegende Werk, dessen dritter Band (Baschkiren, nördl. Tschuden u. s. w.) hoffentlich recht bald erscheint, wird die Ethnologie der westasiatischen Gegenden wirklich und wesentlich fördern. Namentlich sind wir auf den verheißenen Atlas und seine 36 ethnologischen Typen gespannt, welche, wie wir zuversichtlich hoffen und erwarten, vom Verfasser mit größter Vorsicht und Treue, von der rühmlichst bekannten Verlagshandlung mit der ganzen so hervorragenden Kraft französischer Technik hergestellt werden.

φ. **Die Donau von ihrem Ursprung bis an die Mündung.** Eine Schilderung von Land und Leuten des Donaugebiets. Von Alex. A. F. Heckscher. Wien, Pest und Leipzig, A. Hartleben's Verlag.

In allgemein verständlicher Darstellung will dieses auf 25 Lieferungen berechnete Werk eine bunte und anziehende Zusammenstellung alles Dessen geben, was sich auf die Donau und die von ihr durchströmten Gebiete bezieht, sei es Geschichte oder Sage, Legende oder Volksdichtung, Alterthumskunde oder culturelle Momente betreffend. Land und Leute, Leben und Sitten der in Betracht kommenden Länderstrecken soll der Leser in diesem Werke beschrieben und das zur Illustration Geeignete auch illustrirt finden. Besonderer Betonung werth erscheint die Absicht des Verfassers, seinen Schilderungen eine reichhaltige Sammlung von Gedichten und Balladen beizugeben, soweit sich diese an einzelne Ereignisse und Stromstrecken knüpfen. Der Text der vorliegenden Lieferungen beweist, daß sich der Verfasser wol unterrichtet hat, die Illustrationen, Städte, Volkstrachten ꝛc. darstellend, sind in Zeichnung und Schnitt gut ausgeführt.

λ. **Die klimatischen Winterkurorte Central-Europa's und Italiens. Praktischer Leitfaden** bei Verordnung und beim Gebrauch klimatischer Winterkurorte von Dr. med. Hermann Peters, pr. Arzt in Bad Elster. Leipzig, Otto Wigand. 1880.

Bei der hervorragenden Wichtigkeit, welche für viele Kranke ein geeigneter Winteraufenthalt bietet, und bei den vielen Beziehungen privater Natur, welche in Frage kommen, sobald es sich um die Auswahl eines solchen Kurortes handelt, muß ein Buch von großem Werthe sein, das auch dem Laien einen gewissen Anhalt bietet. Ein solches ist das vorliegende, welches, zwar auch für Aerzte bestimmt, doch mit größerer Sorgfalt als die beiden existirenden derartigen Werke den Bedürfnissen des Publicums Rechnung trägt. Man kann dieses kleine Buch kurz als einen „Baedeker“ für klimatische Kurorte bezeichnen, da es bei möglichster Kürze und übersichtlicher Anordnung seines reichen Inhalts neben streng sachlicher Behandlung seines Stoffes dem Reisenden eine Menge praktischer Winke und Rathschläge ertheilt, wie solche besonders dankenswerth erscheinen müssen in Rücksicht auf das, meist außergewöhnliche Maßnahmen erfordernde leidende Publicum. Es ist nicht leicht, mit Kranken zu reisen und die zuverlässigen Angaben eines bewährten Führers, wie der vorliegende, sind dabei eine große Erleichterung. — Für Aerzte ist die bei der Besprechung jeder einzelnen Station vorhandene Angabe der Literatur des Ortes von Interesse. —

φ. **Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts.** Mit Einleitung und Worterklärungen. Herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Tittmann. XI. Die Narrenbeschwörung, von Thomas Murner. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1879.

Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts. XXIV. Lessing: Laokoon, ebd.

Die verschiedenen Bände der oben angezeigten Sammelwerke haben uns öfters zu anerkennender Erwähnung Anlaß gegeben; auch die neuesten Hefte verdienen diese in wärmstem Maße. Goedeke hat außer den 97 Worterklärungen zum Text der Murner'schen Narrenbeschwörung eine 54 Seiten lange, quellenmäßige Uebersicht über Leben und Wirken Murner's beigebracht, die das hochzuschätzende Verdienst besitzt, muthvoll für ihren Helden einzutreten und die fälschlich auf seinem Lebensbild lastenden Schatten an der Hand der Quellen zu entfernen. Von einer Biographie seines Autors konnte selbstredend Robert Boxberger, der vortreffliche Mitarbeiter der Hempel'schen Classiker-Ausgaben, abstrahiren, als er Lessing's „Laokoon“ von neuem zum Druck beförderte; er begnügte sich in der Einleitung Bemerkenswerthes über die Entstehungsgeschichte des Musterwerkes mitzutheilen und eine Reihe kürzerer Anmerkungen mit entsprechenden Quellenhinweisen zu geben. Dem Verständniß förderlich ist es, daß Boxberger eine Probe aus dem Urentwurf Lessing's mitsammt den Mendelssohn'schen und Nicolai'schen Bemerkungen in seine Einleitung mit aufnimmt.

ϱ. **Kassel seit siebzig Jahren,** zugleich auch Hessen unter vier Regierungen, die westphälische mit inbegriffen. Geschildert auf Grund eigener Erlebnisse von Fr. Müller. 2 Bde. Kassel, Ernst Hühn. 1876. 1879.

Der Verfasser hat als Augenzeuge die ganze Geschichte des Kurfürstenthums miterlebt, von der westphälischen Fremdherrschaft, dem Exil und der Rückkehr des ersten Kurfürsten an, bis zur preußischen Annexion, dem Exil und Tode des letzten Kurfürsten. Die patriarchalisch-absolutistische Zeit Wilhelms I., der kurze Traum einer Verfassung unter Wilhelm II. und der lange Kampf gegen diese Verfassung unter dem Kurprinzen-Mitregenten und nachmaligen Friedrich Wilhelm I. bilden das Thema dieser Geschichte, welche an sich wenig erbaulich, durch bitteren Hader im kurfürstlichen Hause, durch Mißheirathen und Maitressenwirthschaft noch mehr entstellt wird. Dieses Fürstengeschlecht, mit seinem Volke zerfallen und ohne irgend einen versöhnenden Zug in seinem Privatleben, war zum Untergange reif. So wird das Verdict der unerbittlichen Richterin, der Geschichte, lauten. Etwas anderes aber ist es, wenn ein Hesse seine Erinnerungen an diese letzten Tage eines einst ruhmvollen Hauses schreibt, welches ein Volk, auch wenn es in seinen heiligsten Empfindungen verletzt worden ist, doch nicht ohne Theilnahme hinschwinden sieht. Dieser sympathische Ton hat uns das vorliegende Buch besonders anziehend gemacht. Seine Schilderungen der Kleinstädterei und Kleinstaaterei haben etwas Gemüthliches und Behagliches, was der jetzigen, auf so viel größere Ziele gerichteten Zeit wol fremdartig vorkommen mag. Aber sie geben uns doch ein treues Bild der Vergangenheit, deren lebendige Spuren bald genug ganz verwischt sein werden; und wenn Müller's Buch auch in stylistischer Hinsicht nicht sonderlich hoch steht, so gewährt es doch eine sehr unterhaltende Lectüre, reich an jenen localen Reminiscenzen und Anecdoten, welche vorzugsweise geeignet sind, die Thatsachen und Persönlichkeiten scharf und treffend zu charakterisiren.

φ. **Sammlung altdeutscher Werke in neuen Bearbeitungen.** Naumburg a. S., Max Faßheber.

Neben den wissenschaftlichen Ausgaben altdeutscher Werke, wie sie in den Hallischen Neudrucken, der Goedeke-Tittmann'schen Sammlung deutscher Dichter des 16. Jahrhunderts u. s. w. geboten werden, will der Herausgeber der vorliegenden Sammlung, A. Engelbrecht, in gediegener Auswahl, erläuternd und sprachlich erneuernd, bedeutsamere altdeutsche Werke einem größeren Publicum unterbreiten. So bietet er in dem ersten der vorliegenden Bändchen eine gut getroffene Auswahl von 12 Spruchgedichten des Hans Sachs, im vierten 17 Schwänke desselben Autors, und im zweiten und dritten den ersten Theil einer Auswahl von Fischart's Schriften, in der u. A. die Ermahnung an die lieben Deutschen, die Flohhatz und Aller Praktik Großmutter zu finden ist. Einleitungen und Anmerkungen sind ihrem Zweck entsprechend wohl faßlich, die sprachliche Bearbeitung nicht ohne Geschick ausgeführt.

ξ. **Literatur und Cultur des neunzehnten Jahrhunderts.** In ihrer Entwickelung dargestellt von J. J. Honegger. 2. vermehrte Auflage. Leipzig, J. J. Weber. 1880.

Ein vorzügliches Buch — aber es wäre vielleicht besser gewesen, wenn der Herr Verfasser es als Einleitung zu seiner „Allgemeinen Culturgeschichte" und nicht als selbständiges Werk ausgeführt hätte. Lope de Vega nennt einmal die Sentenz einen „kurzen Spruch aus langer Erfahrung". Wer dann einen solchen kurzen Spruch verstehen will, der muß in sich selbst die lange Erfahrung durchgemacht haben, sonst bleibt ihm derselbe ein unverständliches Räthsel. So repräsentirt Herrn Honeggers großes Werk die mühevolle, eingehende und gewissenhafte Arbeit eines Menschenalters. In ihr reiht sich Glied an Glied, Folgerung an Folgerung. — Das Material wird vor dem Leser entfaltet, so daß er mit dem Autor denken und mit ihm Schlüsse ziehen kann, weil, soweit es hier möglich ist, kein Mittelglied fehlt. Dadurch theilt der Verfasser dem Leser seine „lange Erfahrung" mit, zeigt ihm die Fäden, welche von den allgemeinen Verhältnissen zu den individuellen Strebungen führen, zeigt ihm die Symptome, welche neue Stimmungen und aus ihnen neue Strebungen erzeugen. Die Wechselbeziehungen zwischen Politik und Volkswirthschaft, die Entwickelung der Künste und Wissenschaften, ihre Beziehungen zum Zeitgeist u. s. w.: das Alles tritt in dem großen Werke, nach den Anschauungen des Autors geordnet, klar hervor. Seine jetzt vorliegende Arbeit ist die „kurze Sentenz" daraus; Jeder, der das erstere kennt, wird die gedrängte Darstellung mit Nutzen lesen, weil sie ihm den Gedankengang in das Gedächtniß zurückruft; Jeder, der sich selbst schon specielle Kenntnisse erworben hat, wird dem Leitfaden Anregungen verdanken. Wer jedoch das Buch in die Hand nimmt, um ein gedrängtes Wissen zu gewinnen, wird es enttäuscht und ohne besondere Förderung gewonnen zu haben, aus der Hand legen. Der Werth der Arbeit wird durch dieses Urtheil nicht im Geringsten geschmälert; diesen muß auch derjenige achtungsvoll anerkennen, welcher mit dem Verfasser nicht auf demselben Boden steht, denn die „Muse" des Werkes ist ein überzeugungstreuer Idealismus.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. Juni zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Amiet. — Hans Holbein's Madonna von Solothurn und der Stifter Nicolaus Conrad, der Held von Dorneck und Novarra von J. Amiet. Solothurn, Jent & Gassmann. 1879.

Anderssohn. — Die Theorie vom Massendruck aus der Ferne in ihren Umrissen dargestellt von Aurel Anderssohn. Mit 8 lithographischen Tafeln. Breslau, Ed. Trewendt. 1880.

Asher's Continental Literary of favourite modern authors, british and american. Vol. 43—44. Across the Zodiac by Percy Greg. Hamburg, K. Grädener. 1880.

Asher's Collection of english authors, british and american. Vol. 146. The songs of Mirza Schaffy. With a prologue by Friedrich Bodenstedt. Translated by E. d'Esterre. Hamburg, K. Grädener. 1880.

Barthol's Eisenbahn-Coursbuch für Nord- und Mitteldeutschland. Nebst Anschlüssen nach den Hauptstädten Europa's. Sommer 1880. Herausgegeben unter amtlicher Mitwirkung der Eisenbahn-Directionen. Gültigkeit der Fahrpläne bis 15. October 1880. Berlin, Barthol & Co.

Barthol's Eisenbahn-Coursbuch für das Deutsche Reich mit den Anschlussbahnen nach den Oesterreichischen Staaten und Anschlüssen nach den Hauptstädten Europa's. Officielle Fahrpläne. Herausgegeben unter amtlicher Mitwirkung der deutschen Eisenbahn-Directionen. Sommer-Ausgabe 1880. Juni — Juli. Gültig bis 15. October 1880. Berlin, Barthol & Co.

Baethgen. — Anmuth und Würde in der alttestamentlichen Poesie. Ein Vortrag von Dr. Friedrich Baethgen. Kiel, Lipsius & Tischer. 1880.

Bermann. — Maria Theresia und Kaiser Josef II. in ihrem Leben und Wirken. Mit besonderer Berücksichtigung der interessantesten Zeitereignisse geschildert von Moriz Bermann. Lfg. 3—6. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1880.

Besse. — Geschichte der Deutschen bis zur höchsten Machtentfaltung des römisch-deutschen Kaiserthums unter Heinrich III. Von Oberlehrer Dr. P. Besse. 1. Lfg. Leipzig, J. H. Webel. 1880.

Bibliothek ausführlicher Lehr- und Lesebücher der modernen Sprachen und Literaturen nach Robertson's Methode. Unter Mitwirkung nationaler Gelehrten herausgegeben von Director Dr. phil. F. Booch-Arkosy. Erster Band: Italienisches Lehr- und Lesebuch in 2 Cursen nebst Supplement. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1880.

Bilder für Schule und Haus. Von Albert Richter und Ernst Lange. 1. Lfg. Aus Norddeutschland. — 2. Lfg. Aus dem deutschen Frauenleben. — 3. Lfg. Raubthiere. Leipzig, J. J. Weber. 1880.

Blochwitz. — Farbenspiele. Aesthetische und culturgeschichtliche Betrachtungen von Johannes Blochwitz. Leipzig, B. Schlicke. 1880.

Boyen. — Wie die Menschen lieben. Erzählungen aus unsrer Zeit von Marc. Boyen. Stuttgart, Richter & Kappler. 1880.

Büchmann. — Geflügelte Worte. Der Citatenschatz des Deutschen Volkes. Von Georg Büchmann. Zwölfte verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, Haude- und Spener'sche Buchhandlung. (F. Weidling.) 1880.

Burchard. — Handels-Correspondenz. Theoretisch und praktisch dargestellt von Gustav Burchard, Professor an der Wiener Handels-Akademie. 2. Aufl. Lfg. 10 bis 17 (Schluss). Wien, A. Hartleben's Verlag. 1880.

Camoens. — Luis' de Camoens sämmtliche Gedichte. Zum ersten Male deutsch von Wilhelm Storck. I. Band: Buch der Lieder und Briefe. Paderborn, F. Schöningh. 1880.

Collas-Tissot. — Chefs-d'oeuvre des prosateurs français au XIXe siècle. Recueillis et mis en ordre par Louis Collas & Victor Tissot. Paris, M. Dreyfous.

Conrad. — Pariser Kirchenlichter. Didon. Loyson. Skizzen von M. G. Conrad. Zürich, Verlags-Magazin. 1880.

Conrad. — Parisiana. Plaudereien über die neueste Literatur und Kunst der Franzosen. Von M. G. Conrad. Mit dem Portrait Emile Zola's in Radirung. Breslau, S. Schottlaender. 1880.

Coursbuch. — Goldschmidt's Coursbuch. Eisenbahn-, Post- und Dampfschiff-Course nach officiellen Quellen bearbeitet. Grosse Ausgabe. Mit Uebersichts-Karte, Routen-Karten und Städteplänen. No. 3. Mai — Juni 1880. Berlin, Albert Goldschmidt.

Devaux. — Études politiques sur les principaux événements de l'histoire romaine par Paul Devaux. 2 Tomes. Bruxelles, C. Muquardt. 1880.

Dyherrn. — Hochlands-Novellen von Georg Freiherrn von Dyherrn. Breslau, Ad. Kiepert, Hofbchhdlg. 1880.

Dyherrn. — Auf hoher Fluth. Gedichte von Georg Freiherrn von Dyherrn. Breslau, Ad. Kiepert, Hofbuchhandlung. 1880.

Ehrenthal. — Deichbeschauliche Epistel von der Weichsel in antiken Versen von Wilhelm Ehrenthal. Festvortrag. 2. Aufl. Marienwerder, R. Kanter. 1880.

Eisenbahn-Coursbuch, Berliner, (Auszug aus Barthol's Coursbuch) mit Anschlüssen nach den Hauptstädten Europa's. Herausgegeben unter amtlicher Mitwirkung der Eisenbahn-Directionen. Sommer 1880. Gültigkeit der Fahrpläne bis 15. October 1880. Berlin, Barthol & Co.

Encyklopaedie der Naturwissenschaften. Herausgegeben von Prof. Dr. G. Jäger, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. Ladenburg, Prof. Dr. von Oppolzer, Prof. Dr. Schenk, Geh. Schulrath Dr. Schlömilch, Prof. Dr. G. C. Wittstein, Prof. Dr. von Zech. 1. Abtheilung. 10. Lfg. Enthält: „Handbuch der Mathematik". 5. Lfg. Breslau, Ed. Trewendt. 1880.

Erholungsstunden. Neue Deutsche Romanzeitung. 1880. Heft 15. 16. Breslau, S. Schottlaender.

Falke. — Hellas und Rom. Eine Culturgeschichte des classischen Alterthums von Jakob von Falke. Mit Bildern der ersten deutschen Künstler. Heft 21—26. Stuttgart, W. Spemann. 1880.

Falke. — Costümgeschichte der Culturvölker von Jakob von Falke. Lfg. 1. Stuttgart, W. Spemann. 1880.

Feddersen. — Was ist die Aufgabe der bildenden Kunst? Von Martin Feddersen. Dresden, G. Gilbers, K. Hof- & Verlagsbchhdlg.

Fitger. — Die Hexe. Trauerspiel in fünf Aufzügen von A. Fitger. 2. Aufl. Schulze'sche Hofbuchhdlg. 1880.

Friedrichs. — Die Rache der Bajadere. Ein romantisches Gedicht in 6 Gesängen nebst Introduction. Von Hermann Friedrichs. Zürich, C. Schmidt. 1880.

Gallwitz. — Zwei Frauenherzen. Charakterbild von Valeska von Gallwitz. Breslau, Ad. Kiepert, Hofbuchhandlung. 1880.

Ganghofer. — Vom Stamme Afra. Ein Gedichtbuch von Ludwig Ganghofer. Bremen, J. Kühtmann's Buchhdlg. 1879.

Ganghofer-Neuert. — Der Herrgottschnitzer von Ammergau. Volksschauspiel in 5 Aufzügen von Ganghofer-Neuert. Augsburg, L. Schmid'sche Verlagsbuchhandlung. 1880.

Gewerbehalle. Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie unter Mitwirkung bewährter Fachmänner redigirt von Adolf Schill, Architekt in Stuttgart. 18. Jahrg. Heft 5. 6. Stuttgart, J. Engelhorn. 1880.

Glaube, Der christliche, und die menschliche Freiheit. 1. Theil: Präliminarien. Mit einem offenen Briefe an Herrn R. v. Bennigsen als Vorwort. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1880.

Heimgarten. Eine Monatsschrift, herausgegeben von P. K. Rosegger. IV. Jahrg. Heft 8. 9. Mai — Juni 1880. Graz, Leykam-Josefsthal.

Heppe. — Katechismus der Chemikalienkunde. Eine kurze Beschreibung der wichtigsten Chemikalien des Handels. Von Dr. phil. Gustav Heppe. Leipzig, J. J. Weber. 1880.

Hiller. — Künstlerleben. Von Ferdinand Hiller. Köln, M. Du Mont-Schauberg'sche Buchhandlung.

Jókai. — Rab Ráby, Roman in drei Bänden von Maurus Jókai. Mit Illustrationen von Joh. Jankó. Preßburg, C. Stampfel. 1880.

Juste. — Le Congrès National de Belgique 1830—1831 par Théodore Juste. Précédé de quelques considérations sur la Constitution Belge par Emile de Laveleye. 2 Tomes. Bruxelles, C. Muquardt. 1880.

Kienzl. — Die musikalische Declamation. Dargestellt an der Hand der Entwickelungsgeschichte des deutschen Gesanges. Musikalisch-philologische Studie von Dr. Wilhelm Kienzl. Leipzig, H. Matthes. 1880.

Konversations-Lexikon, Illustrirtes, der Gegenwart. Nachschlagebuch für Haus und Familie zum täglichen Gebrauch. Mit etwa 1500 Textabbildungen, 20—25 Extrabeigaben, Karten, Plänen ꝛc. Lfg. 3. 4. Leipzig, O. Spamer. 1880.

Kotzebue. — Kleine Geschichten aus der großen Welt. Novellistische Studien von W. von Kotzebue. 2. verm. Aufl. Leipzig, Duncker & Humblot. 1880.

Langegg. — Midzuho-gusa. Segenbringende Reisähren. Nationalroman und Schilderungen aus Japan von Director Dr. F. A. Junker von Langegg. 1. Band: Vasallentreue. (Chiu-shin-gura-no-bu.) Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1880.

Leixner. — Illustrirte Literaturgeschichte in volksthümlicher Darstellung. Herausgegeben von Otto v. Leixner. Mit 300 Illustrationen, zahlreichen Tondildern, Bildnissen und Porträtgruppentafeln. Lfg. 17—21. Leipzig, O. Spamer. 1880.

Leixner. — Unser Jahrhundert. Ein Gesammtbild der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Industrie der Neuzeit. Von Otto von Leixner. Mit zahlreichen Illustrationen. Lfg. 2. Stuttgart, J. Engelhorn. 1880.

Lersch. — Kleine Pest-Chronik. Zeiten und Zeichen der orientalischen Pest. Von Dr. B. M. Lersch. Köln, Ed. Heinr. Mayer. 1880.

Lewald. — Helmar. Roman von Fanny Lewald. Berlin, O. Janke. 1880.

Martin. — Das Leben des Prinzen Albert, Prinz-Gemahls der Königin von England, von Theodore Martin. Mit Genehmigung Ihrer Majestät der Königin Victoria übersetzt von Emil Lehmann. IV. Band. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1880.

Maurer. — Zur politischen Geschichte Islands. Gesammelte Aufsätze von Professor Konrad Maurer. Leipzig, B. Schlicke. 1880.

Müller. — Die Insel Rügen und die benachbarten Städte des Festlandes Stralsund und Greifswald. Führer für Badegäste und Touristen. Von Edwin Müller. 10. neu bearbeitete Auflage. Mit Holzschnitten und einer Specialkarte von Rügen. Berlin, Barthol & Co. 1880.

Müller. — Die Sächsisch-Böhmische Schweiz. Führer durch die Sächsische Schweiz und die angrenzenden Böhmischen Berge. Von Edwin Müller. Neunte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit Illustrationen und Karte der „Sächsischen Schweiz." Berlin, Barthol & Co. 1880.

Muster-Ornamente aus allen Stilen in historischer Anordnung. Nach Originalaufnahmen von Jos. Durm, Fr. Fischbach, A. Gnauth, E. Herdtle, G. Kachel, A. Ortwein, R. Reinhardt, A. Schill, Val. Teirich u. A. Lfg. 7. 8. Stuttgart, J. Engelhorn. 1880.

Nibelungenlied, Das. Uebersetzt von Karl Bartsch. 2. Aufl. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1880.

Odysseus bei den Rescriptophagen. Neu aufgefundenes Bruchstück eines Gesanges der Odyssee, übersetzt von Nonymnos. Marienwerder, R. Kanter. 1880.

Opel. — Die Vereinigung des Herzogthums Magdeburg mit Kurbrandenburg. Festschrift zur Erinnerung an die zweihundertjährige Vereinigung, herausgegeben im Namen der historischen Commission der Provinz Sachsen von Prof. Dr. Julius Opel. Halle, O. Hendel. 1880.

Ostermann. — Die Grundlehren der pädagogischen Psychologie von Seminardirector Dr. W. Ostermann. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhdlg. 1880.

Palleske. — Die Kunst des Vortrags. Von Emil Palleske. Stuttgart, C. Krabbe. 1880.

Pietsch. — Johann Wolfgang v. Goethe als Freimaurer. Festschrift zum 23. Juni 1880, dem hundertjährigen Freimaurer-Jubiläum Goethe's, von J. Pietsch. Leipzig, Br. Zechel. 1880.

Protest gegen die neue Reichs-Orthographie aus Anlass der „Geschichte und Gesetze der Deutschen Rechtschreibung von Hans von Wolzogen" von Einem aus dem Volke. Bremen, J. Kühtmann & Co. 1880.

Rabus. — Die neuesten Bestrebungen auf dem Gebiete der Logik bei den Deutschen und die logische Frage. Von Professor Dr. L. Rabus. Erlangen, A. Deichert. 1880.

Ramsauer. — Kurze Skizze meines pädagogischen Lebens. Mit besonderer Rücksicht auf Pestalozzi und seine Anstalten. Von Johannes Ramsauer. 2. Aufl. Mit einem Vorwort von Professor Dr. von Zezschwitz. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhdlg. 1880.

Rebe. — Im Wein ertrinken mehr als im Wasser. Erzählungen von Maria Rebe. 2. Aufl. Straßburg, C. F. Schmidt's Univ.-Bchhdlg. 1880.

Reumont. — Gino Capponi. Ein Zeit- und Lebensbild von Alfred von Reumont. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1880.

Rosegger. — Aus meinem Handwerkerleben. Beiträge zur Charakteristik der Aelpler. Von P. K. Rosegger. Leipzig, Duncker & Humblot. 1880.

Rundschau, Deutsche, für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Carl Arendts in München. II. Jahrg. Heft 7. 8. 9. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Schwarz & Curtmann. — Lehrbuch der Erziehung von Schwarz & Curtmann. Ein Handbuch für Eltern, Lehrer und Geistliche, herausgegeben von H. Freiensehner, evang. Pfarrer. 8. Aufl. 1. Theil. Allgemeine Erziehungslehre. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagshdlg. 1880.

Schweiger-Lerchenfeld. — Das Frauenleben der Erde. Geschildert von A. von Schweiger-Lerchenfeld. Mit 200 Illustrationen. Lfg. 3. 4. 5. 6. Wien, A. Hartleben. 1880.

Simmel. — Spaziergänge in den Alpen von Eugen Simmel. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1880.

Simmern. — Oesterreich und das Reich im Kampfe mit der französischen Revolution. Von 1790 bis 1797. Von H. Freiherrn Langwerth von Simmern. 2 Bde. Berlin, E. Bidder. 1880.

Sprachschatz der Gassen. Wörterbuch der plattdeutschen Sprache in den hauptsächlichsten ihrer Mundarten. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Heinrich Berghaus. Heft 10. Brandenburg, Ad. Müller. 1879.

Stein. — Die Frau auf dem socialen Gebiete von Dr. Lorenz von Stein. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Bchhdlg. 1880.

Stockhausen. — Der Buchstabe G und die sieben Regeln des Herrn H. Dorn nebst einer Vocal- und Consonanten-Tabelle von Julius Stockhausen. Frankfurt a. M, Alt & Neumann. 1880.

Sturm. — Der Katechismus oder die zehn Gebote eines Gesanglehrers und Vereinsdirectors. Hauptgrundsätze zur Erreichung eines kunstgerechten Gesanges von Wilhelm Sturm. Biel, W. Gassmann. 1880.

Vischer. — Kunstgeschichte und Humanismus. Beiträge zur Klärung von Dr. Robert Vischer. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshdlg. 1880.

Volksbibliothek, Neue. Herausgeber Dr. Richard Weitbrecht. Band 4. Heft 1. Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst. Von Professor Dr. G. Egelhaaf. Heft 2. Die Jagd im Schönbuch. Eine vaterländische Erzählung von Luise Pichler. Heft 3. Mensch und Thierwelt im Haushalt der Natur. Eine Lebensfrage unserer Zeit vom praktischen Gesichtspunkt behandelt von L. Martin. Stuttgart, Levy & Müller.

Weltgeschichte, Illustrirte, für das Volk. Unter sorgfältiger Berücksichtigung der Culturgeschichte in 2ter Auflage neu bearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt von Otto von Corvin. Pracht-Ausgabe. Lfg. 31—35. Leipzig, O. Spamer. 1880.

Wittmann. — Fabulirtes. Erzählungen und Skizzen von Hugo Wittmann. Berlin, Freund & Jeckel. 1880.

Zacharias. — Die Bevölkerungsfrage in ihrer Beziehung zu den socialen Nothständen der Gegenwart. Von Dr. Otto Zacharias. 3. Aufl. Hirschberg i. Schl., A. Heilig. 1880.

Zacharias. — Die Gefährdung der socialen Wohlfahrt durch die zu frühen Eheschließungen der Besitzlosen. Von Dr. Otto Zacharias. Hirschberg i. Schl., A. Heilig. 1880.

Zeitschrift, Historische, herausgegeben von Heinrich von Sybel. Jahrgang 1880. 4. Heft. München, R. Oldenbourg. 1880.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin Herausgegeben von Prof. Dr. W. Koner. XV. Band Heft 2. Mit Gratisbeilage. Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde. Band VII. Nr. 2 u. 3. Berlin, Dietrich Reimer. 1880.

Zeit- und Streitfragen, Deutsche. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. Kluckhohn, Redacteur A. Lammers ꝛc. herausgegeben von Franz von Holtzendorff. Jahrg. IX. Heft 132. Was trennt die beiden Richtungen in der evangelischen Kirche? Ein Beitrag zur Schätzung der kirchlichen Gegensätze von Prof. Dr. Paul Schmidt. Heft 133|134. Der Check- und Giro-Verkehr der deutschen Reichsbank von H. Hartung. Heft 135. Die Pädagogik der Kirche. Von H. Keferstein. Berlin C. Habel. 1880.

Zuñarates-Schmidt. — Unterrichts-Briefe für das Selbst-Studium. Spanisch. Von Prof. Gil Zuñarates und Dr. phil. Alb. Schmidt. Brief 31—33. Lection 61—66. 2. Cursus. Leipzig, Verlag des Hausfreundes.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Nathanael.

Novelle

von

Marie von Olfers.

I.

„O fänd' ich doch den Weg zurück!" —

Ein wundervoller Sommerabend sank nieder auf die Erde. Grüngolden leuchtete Busch und Baum, durchsichtige Luft blaute klar und leicht über den erquickten Kräutern. Durch den vielverschlungenen Waldweg wandelte ein glückliches Menschenpaar. Ihr kleines Gepäck hatten sie auf dem nahen Bahnhofe gelassen; im nächsten Dorf waren sie Mann und Frau geworden, jetzt kamen sie heim, gingen in die neue Heimath — ein Zuhause, welches die junge Frau noch nie gesehen hatte.

Keine fröhlichen Gäste, keine liebenden Verwandten waren bei der Feier zugegen gewesen; die Beiden besaßen Nichts der Art, Verena, eine Waise, Justin, ein einsamer Mann, von den freudlosen Existenzen, die so dahin leben. Leben! Weshalb? Ja, wer das wüßte! Ebenso gut könnten sie todt sein. Niemand wäre deshalb schlechter daran und auch ihnen scheint es gleich, ob sie früher oder später in Staub zerfallen. An Heirathen hatte er bis vor Kurzem nie gedacht; im Gegentheil, Frauen waren ihm ein Schrecken. Im Dorf ging die Sage, es wären mit seiner Mutter, einer streng frommen Frau, schlimme Zerwürfnisse gewesen. Jahre lang hatte er sie offenbar gemieden; erst in ihrer letzten Krankheit war er wieder auf dem Gut gesehen worden. Nach dem Tode der Mutter konnte er sich offenbar lange nicht entschließen, seinen Wohnsitz dort aufzuschlagen; endlich war es doch geschehen und nun lebte Justin seit zehn Jahren mit der alten Susanna, einer weitläufigen Verwandten, welche seine Mutter in das Haus genommen, um die Wirthschaft zu führen. Alle glaubten, er würde sie fortschicken; denn er stimmte noch weniger mit ihr, als mit der Mutter; aber sie blieb, fremd gingen sie nebeneinander her, er auf einem Flügel, sie auf dem andern. Ihre harten, nicht unschönen, wie gemeißelten Züge verzogen sich nie zu freundlichem Ausdruck für ihn; wo sie nicht schelten konnte,

sah sie ihn verachtend an und er ließ sich zum Erstaunen der Leute Alles gefallen.

Das wäre nun wahrscheinlich so fortgegangen bis an sein Lebensende, wenn nicht eine Gestalt, eine Offenbarung, dazwischen getreten wäre, plötzlich, wie Licht in eine Kerkerzelle fällt, dem Gefangenen zeigend, was er entbehrt, welch' wonniges Element ihn umspielen könnte, draußen, wo die Andern sind, im Glück, in der Freiheit; er regt sich — er bricht die Ketten — er will frei sein, will leben.

In dem kleinen Städtchen, wohin er so oft gefahren, ohne etwas Merkwürdiges zu erleben, in dem Wirthshaus, in welchem er schon, wie ein auswendig gelerntes Pensum, wußte, was er reden, was hören, was essen würde, hatte er Verena gefunden.

Es war an einem Frühlingsabend; die Luft erfüllt von der ahnungsvollen Schwüle einer verhüllten Sonne. Glänzende Blättchen, neu geschaffen, regten sich keimend an Busch und Baum im geheimnißvollen Wirken und Weben der erstehenden Natur, die sich träumerisch schmückt, abgetönt in Klang und Farbe, bis sie in voller Pracht hinausjubeln darf — wir sind da!

Auf dem kleinen Bahnhof war endlich das wirre Treiben verklungen, verstummt dies eigensüchtige Hetzen, Drängen und Stoßen der Menschheit, wo es gilt, den geringsten Vortheil zu erreichen. Gleichgültig sah Justin darauf herab; nach keinerlei Vorrang in der Welt ging sein Streben. Kleinlich und elend kam ihm dies Alles vor, eng noch immer die Grenzen, wenngleich es jetzt mit Dampf über die ganze Erde ging. Er suchte mehr; in dem tiefen Brunnen der Wissenschaft suchte er nach einem reinen Tropfen aus dem frischen Quell der Wahrheit; nie war ein Wort der Lüge über seine Lippen gegangen.

Drüben lag ein stiller, dunkler Wald, dessen Wiesengänge sich in ein Labyrinth verloren, aus dem hie und da ein lichter Punkt aufleuchtete, weil eben die Sonne, im Versinken das Grau durchbrechend, einen glühenden Blick über die Erde schickte. Ihr Licht streifte eine einsame Gestalt, die allein aus dem Gewühl zurückgeblieben war, verlassen, verloren, wie eine durch wilde Wogen an den Strand geworfene Blüthe. Das dunkle Kleid zeichnete silhouettirend den feinen Umriß gegen den sich lichtenden Himmel, goldene Funken rannen über das Schwarz des Gewandes, über die blonden Haare, und die klaren, tiefen Augen schickten einen langen Blick dem verschwindenden Zuge nach, dessen weiße Wolken, Abschied winkend, verschwebten, angeglüht von dem sinkenden Licht.

Justin fühlte sich sympathisch berührt durch des Mädchens vornehme Ruhe; sie stand, als brauche sie nur die Fittiche zu entfalten, um weiter zu kommen, er aber wußte, wie schwer das war um diese Zeit, noch dazu mit Gepäck, so bescheiden das ihre auch zu sein schien.

Niemand kümmerte sich um die Fremde. Auf Bahnhöfen ist man Verlassene gewöhnt; wer will sich überhaupt aller Verlassenen annehmen — es wäre Danaidenarbeit; Gleichgültigkeit heißt die Parole, mit der man durch die Welt kommt. Obgleich Justin einen großen Theil davon hatte, regte sich doch in ihm Etwas wie Interesse für das Mädchen. Er wollte sehen, was aus ihr würde.

Alles blieb einsam und leer; nur ein kleiner Dachshund legte sich behaglich

auf die Schienen, zum Zeichen, daß sich nun in langer Zeit hier Nichts begeben würde. Justin saß versteckt in einer Art Pergola.

Im Dorfe läuteten die Glocken das Ave Maria. Das Mädchen faltete einfach, fast instinctiv die Hände, nahm darauf ihr Bündel selbst auf und wanderte getrost mit leichten Schritten dem Walde zu. Justin sah ihr zweifelnd nach; sollte er sie in ihrer Einfalt gehen lassen? Er kannte den Wald genau, mit seinen gefährlichen Moorgründen und Torfbrüchen, die sich bis zum Flußbett erstreckten. Mancher war schon hineingegangen und nie wieder zum Vorschein gekommen. Nur wer Bescheid darin wußte, durfte sich um diese Zeit hineinwagen. Es dunkelte und unsicher lag die Ferne im Nebelschleier. Rathlos sah er sich um, ob nicht Jemand da wäre, der sie führen könne; aber es zeigte sich Niemand.

Die feine, edle Gestalt entschwand immer mehr seinen Blicken, bald würde er sie nicht mehr sehen. Da faßte ihn eine jener zwingenden Strömungen der Seele, von denen man sich oft keine Rechenschaft geben kann; unwiderstehlich zog es ihn nach und er folgte, halb widerwillig erst, zürnend, daß sie sich in Gefahr begab; dann mit dem dämmernden Gefühl, es würde süß sein, ihr beizustehen.

Nur ab und zu, wo sich eine Lichtung zeigte, sah er das Mädchen; sie schritt rüstig vorwärts, er nach Jägerart schleichend hinter ihr her, um das schüchterne Reh nicht aufzuschrecken. Traf sie den rechten Weg, so würde er umkehren, ohne ein Wort mit ihr zu wechseln. So gingen die Beiden durch den dämmerigen Wald. Hie und da flötete ein Vögelchen träumend im Nestchen. Plötzlich schien es Justin, nicht er, sondern sie sei die schützende, leitende Macht, er habe nur nachzugehen, um ein großes, niegeahntes Glück zu erreichen. Es war eine wunderbare Verzauberung; er schob sie auf den Frühling, den knospenden Wald, die geheimnißvolle Stille.

An dem Kreuzweg blieb das Mädchen stehen. Man konnte nicht mehr lesen, was auf dem morschen Wegweiser gestanden. Im nächtlich dunkelblauen Himmel funkelte der erste Stern, sie sah durch das schwarze Geäst zu ihm auf und wieder bemerkte er, daß sie die Hände faltete — nur einen Augenblick — dann wählte sie ihren Weg. Justin hatte sie gespannt beobachtet: sie wählte den Weg, der durch den Moorgrund führte — ein sarkastisches Lächeln verzog seinen fein gezeichneten Mund.

„Das hat sie von ihrem kindischen Vertrauen; mit der heiligen Einfalt kommt man hier nicht durch, ein Bischen Wissen wäre besser — wäre die Erfahrung nicht gar so schlimm in diesem Falle, ich gönnte sie ihr wahrhaftig; kann sie nicht bessern Bescheid erfragen, als den aus den Wolken?"

Eine Weile blieb er unschlüssig stehn, dann stürzte er hastig ihr nach durch das Gebüsch und Beide verschwanden den Blicken.

Dicht am Abgrund finden wir sie wieder; er hat sie noch zu rechter Zeit erreicht und mit starkem Arm weggezogen, nicht sehr höflich, derb ungestüm, mit scheltenden Worten; verlegen steht er jetzt vor ihr.

Sie dankt ihm, halb erschrocken und doch so, daß er kein Ende findet. Er erfährt, sie sei die neue Pflegerin für seine alte Tante in Grünbach, eine Kranke, bei der es Niemand länger als vier Wochen aushielt. Man hätte, dachte Justin,

mit einer weniger Jugendfrischen für diesen Posten wahrhaftig auskommen können. —

„Das ist wieder eine rechte Bosheit des Schicksals! Wie oft bringt es uns in schiefe Stellungen, wo wir mehr Schaden als Nutzen stiften und uns zuletzt lebensmüde und hoffnungslos in seine Schlingen verwickeln. Armer Schmetterling — so wird es Dir auch gehn!"

Unter diesen Gedanken schritt er schweigsam neben ihr her, dem Ausgang zu, an welchem das Haus lag.

„Der Bahnhof-Sepp," sagte sie, „wollte mitgehn, aber seine kranke Mutter braucht ihn mehr als ich. Er hat mir den Weg wol zwanzig Mal beschrieben, aber ich war zerstreut."

„Wer auf sich selbst angewiesen ist, soll die Augen offen haben, damit er nicht dem Himmel vorwirft, woran ganz allein die eigne Thorheit Schuld ist."

Am Waldrand schieden sie von einander; als er heraustrat und das Mädchen die Thür hinter sich schloß, schüttelte er den Kopf, wie man sucht, einen Traum abzuschütteln, um wieder zur wahren Besinnung zu kommen, lächelte über sich selbst und kroch in seine grauen, kalten Zimmer, leise an Susanna's Kammer vorüber, damit ihre harte Stimme ihn nicht wecke. Er hörte sie schon in Gedanken, ihr Element war Mißbilligung. Wir hören den Ton derer, die mit uns leben, ehe noch ein Wort gesprochen; darum ist es so wichtig, einen edlen, wohlthuenden anzuschlagen. Mancher wird, ohne es zu wollen, durch eine erste Schärfe in die Caricatur seiner selbst gedrängt. Susanna's Recht wurde meist Unrecht.

Nach acht Tagen träumte Justin noch immer; da ließ er sich sein Pferd satteln und ritt nach Grünbach. — Die Tante hatte ihn gern, weil er sie nicht mit leeren Trostgründen behelligte; wenn sie seufzte: „Glaube mir, mein Sohn, Krankheit ist die schwerste Last des Menschen," sagte er nicht nein dazu. Leiden kannte er und wußte, daß Jedem die seinen als die größten erscheinen; fremd waren ihm nur die Freuden, neu das Gefühl für Verena. Ihm schien, als ob ihn diese lichten, klaren Augen immer fragend ansähen; als könnten sie ihm endlich geben, was ihm fehlte — Ruh' und Frieden. Ihm schien das ganze Leben Last, Irrsal, Verworrenheit, umsonst suchte er sein Räthsel zu rathen — an Ecken und Kanten hatte er sich blutig gestoßen, an Dornen und Disteln die Haut zerrissen, in Steppen und Wüsten fast verschmachtet, hatte er nur das Eine gerettet: innere Reinheit. —

Die Flur war in diesen Tagen mit ihrem grünen Gewande vollkommen fertig geworden, hatte sich mit Blumen gekrönt und lockte nun mit lauer Luft zum Genießen. Wer noch kriechen konnte, kroch hinaus, und selbst die hoffnungslosen Kranken versuchten, ob nicht ihr Lebenskeim an diesem ewigen Lebensquell erstarke.

Tante Brigitte lag in der Veranda, ihre junge Pflegerin ging ab und zu in geräuschloser, sichrer Thätigkeit, wie Jemand, der in richtigem Fahrwasser ist. „Hier," sagte sie lächelnd, „weiß ich besser Bescheid als im Wald."

„Es ist mir lieb," meinte die Kranke, „daß sie mir nicht wieder solch eine

Griesgrämliche ausgesucht haben. Grad unsereins will Gesundheit um sich sehn und haßt seinesgleichen."

Justin durfte nicht viel mit Verena reden; es ist ein trauriges Recht der Leidenden, Hauptsache zu sein. Aber in die Augen sahen sich die Beiden und das noch tiefer als das erste Mal.

Kaum war er zu Haus, drängte ihn sein Gefühl wieder hin. — Seine Sehnsucht nach ihr wuchs von Tage zu Tage. Susanna, die jetzt darum wußte, sah ihm zürnend nach.

„Gutes kann daraus nicht entstehn — was weiß er von ihr, was kann man von einander wissen, wenn man nicht auf dem einzigen Boden steht, wo es noch Treu' und Glauben gibt? Nach so kurzer Bekanntschaft! Dies nimmt er darauf hin und ist doch weit gefährlicher, als mancher Glaubensartikel, den er flieht, als könne er ihn verbrennen. Von welcher Sorte mag sie sein? Justin sagt, ich dürfe meine Ueberzeugungen Niemand aufdrängen, leben und leben lassen, er ließe mich ja auch in Ruh'. Kluger Mann! als ob das möglich wäre! Wenn in einem Raum die Menschen aus verschiedenen Ecken blind auf einander rennen, werden sie sich nicht immer verletzen und stoßen? Ich dächte, wir hätten das genugsam erfahren. So viel Rücksicht hat er aber doch noch für die Todten, daß er mich nicht aus dem Hause weisen wird."

Man sollte denken, Kranke müßten auf den Tod vorbereitet sein; dennoch überrascht er die Meisten. Verdrängt, überkleidet wird der dunkle Gast, der das Fest des Lebens schließt; man weist ihm die Thür so lange man kann, aber er steht immer dahinter und sprengt plötzlich die Pforten.

Tante Brigitte erkannte ihn nicht, als er kam — für sie, wie für alle die Müden, sieht er oft merkwürdig lieblich aus. Mit den Worten: „mir ist so wohl heut', ich glaub' ich werde gesund," schloß sie die müden Augen.

Für Verena hatte sie sorgen wollen — wollen! dabei blieb es. — Nun war Alles vorbei; das Mädchen verlassen, gezwungen, fremden Verwandten Platz zu machen, die ein besseres Recht hatten, hier zu sein — besseres Recht auf Eine im Tode, der sie bei Lebzeiten Nichts geleistet und Nichts gewesen.

Verena, dem Waisenkind, gehörte von Rechtswegen Nichts und Niemand. Ihre Eltern hatte sie kaum gekannt. Wenn sie als Kind nach Verwandten frug, nannte man ihr den Vater im Himmel — der erste Mensch, der ihr nahe trat, war Justin.

Am selben Tag, an dem man den Sarg hinaustrug, stand er neben ihr, die weißen Rosen lagen noch verstreut auf dem Bahrtuch. Es hatte Keiner Acht, was aus ihnen, was aus dem jungen Mädchen wurde: nur Justin war noch da und konnte nicht fort. Er nahm eine von den welken Blumen auf und sagte: „Staub geht zu Staub, die Todten zu den Todten, aber die Lebenden müssen desto fester zusammenhalten, sich stützen, sich helfen. Fräulein Verena, wir brauchen einander. Hier ist meine Hand; haben Sie genug Vertrauen, die Ihre getrost hineinzulegen? Ich sage nicht für ewig, wie es gewöhnlich heißt; ich sage für die kurze Zeit, die den Menschen zugemessen ist."

Zum ersten Male sah er den Strahl der Sterne, von dem ihm alle Freude kam, in feuchtem Schimmer untergehn; ihre Hand suchte die seine, und als er

krampfhaft die Finger um sie schloß, sagte Verena leise aber fest: „Nicht nur für kurze Zeit — für immer Justin.“

Heut' kamen sie verheirathet nach Haus.

Nach Haus! ein inhaltschweres Wort — verlockend huschten Ideale an der jungen Frau vorüber. Keine wol, die nicht in solchem Augenblick geträumt hätte und selbst, wenn die Wirklichkeit schöner war als der Traum, mit einer Art Schreck erwacht wäre.

Dies nun war ihre neue Heimath — starr, steinern wie ein Fels, der nackt aus der Erde hervorragt, lag sie vor ihr, kaum daß sich eine Blume zeigte. Ein niedriges, schmuckloses Gebäude, umgeben von Kletten und Disteln, bedeckt mit Staub, umstrichen von einem Rudel hungriger, keifender Hunde. Hier konnte sich weder Mensch noch Thier wohl fühlen.

In der Thür stand eine ebenso schmucklose Figur unbeweglich, als wäre sie auch aus grauem Stein, farblos Gesicht und Kleidung, kein Willkommen auf den bleichen, fest aufeinander gepreßten Lippen — die weißen Haare in einem entschlossenen Wirbel, aller Schönheits- und Freiheitslinien spottend, fest am Kopf zusammengedreht.

„Muhme Susanna,“ erläuterte Justin und setzte wie entschuldigend leise hinzu: „Ein Vermächtniß meiner Mutter; sie lebt hier, weil Niemand sonst sie haben mag, sie ist zu fromm für diese Welt.“

„Kann man das sein, Justin?“

„Es scheint doch — im Dorf heißt sie der fromme Satan. Sie wird Dir, fürcht' ich, schon die Hölle heiß machen.“

„Ich habe keine Furcht.“

Während sie heran kamen, hatte sich ein großer Streit zwischen Susanna's Angorakatzen und Justin's Hunden erhoben, Justin wehrte ihnen rauh, als sie mit ihren schmutzigen Schnauzen die junge Frau umschnoperten. Einer aber, der alte Grunzer, knurrte ganz vernehmlich und wies die Zähne, worauf er einen Stoß bekam, der ihn heulend in eine Ecke sandte.

„Justin!“ rief die Alte, „der Hund Ihrer Mutter!“

„Merken Sie sich's, Susanna, ich leid' es nicht, daß Jemand mich anknurrt in meinem Hause — mich — oder die, die mir angehören — es ist gut, wenn sich Jeder das von Anfang an merkt.“

Verwundert und betrübt stand Verena von Weitem; sie suchte den Hund wieder anzulocken.

„Er kennt mich nur noch nicht,“ sagte sie, „ich werde schon Frieden halten.“

„Da müßten Sie ein Engel sein, und an die glaubt man hier im Hause nicht,“ erwiderte Susanna.

Verena war in die Thüre getreten; in ihrer kleinen ärmlichen Zelle hatte es nie so verlassen und verrottet ausgesehen, obgleich nichts Kostbares darin gewesen. Nie blieb sie schmucklos, wie diese kalten, grauen Wände.

Wer will sagen, worin der Zauber liegt, der über manches arme Eckchen einen goldenen Hauch legt, der oft dem reichen Hause fehlt. Bald hängt's an einem Blüthenzweig, an einem bunten Fetzen, oder verbirgt sich in einer graziös gesteckten Falte. Hier war Nichts davon, kahle, unschöne Wirklichkeit, elend,

ruppig wie vergangener Putz, der nie hübsch gewesen. Ein Licht mit langem Docht auf dem Tisch, eins in einer Flasche, aus dem Sopha drang das Polster, die Kukuksuhr stand — der Tisch wackelte auf seinen Beinen — das Ganze in grauem Staubüberzug und Spinnwebschleiern. Stumm stand die junge Frau und betrachtete ihr neues Reich.

„Sage nur," rief Justin herb, „Du hast es Dir nicht so schlimm gedacht; erst seitdem ich Dich hineinführte, sehe ich, wie garstig es ist."

Sie schlang die Arme um den Geliebten. „Gut, daß ich kam," sagte sie; „in welcher Umgebung hast Du bis jetzt gelebt! Nun soll Alles anders werden."

„Wo es innen kalt und dunkel ist, wird es nicht licht werden, so viel man auch an den Ausputz wendet," murrte für sich Susanna und schlorrte fort, gefolgt von ihrem ganzen Katzen-Hofstaat, dem die Hunde nachbellten.

Justin drückte Verena fest an sich und flüsterte: „Ja, es wird mit Dir Alles hell werden — Du bist mir Licht, Sonne, Himmel, ich verstehe selbst nicht, wie ich ohne Dich leben konnte."

II.

Wer will es sagen, wo Dein Zauber liegt,
S'ist Zauber eben und ich bin besiegt.

In Justin's Staubnest war's wirklich unmöglich zu hausen, wenngleich sich Grunzer und er früher ganz glücklich darin gefühlt. Grunzer hatte stundenlang am Fenster gesessen, auf dem schäbigen, zerplatzten Lederstuhl über die weite Ebene, die Düngerhaufen hinwegstarrend, sich nichts Besseres wünschend, während sein Herr, vertieft in wissenschaftliche Probleme, am tintenbefleckten Schreibtisch die Wirklichkeit vergaß. Justin war kein Landwirth, glücklicherweise sein Verwalter ein desto besserer, sonst wäre der Verfall, der in jeder Vernachlässigung der Pflicht liegt, augenscheinlicher gewesen. So bemerkte er die Mängel nur, als Verena in sein Haus trat.

„Laß mich etwas Ordnung und Anmuth in die Sache bringen," sagte sie, „Du wirst Dich wohl dabei fühlen. Unbewußt thut es Jeder, und oft der am Meisten, der sie am Wenigsten für sich zu schaffen weiß."

„Was willst Du mit all' diesem Gerümpel zu Wege bringen," entgegnete er muthlos; „suche dergleichen zu vergessen, wie ich es thue; was liegt an Formen, äußeren Dingen! Können sie uns den geringsten Schmerz tragen helfen? Die kleinste Lücke ausfüllen?"

„Das nicht, Justin, Trost muß uns von anderer Seite kommen, und doch liegt in äußeren Dingen mehr, als Du denkst; sie sind ein Abdruck unserer Selbst."

„Danke für das Compliment," sagte er finster; „aber Du könntest am Ende Recht haben, ich fange an, es zu fühlen, Du hast mich verwandelt. Verwandle nun auch das Haus, wenn Du kannst; gib diesen Räumen Dein Gepräge, liebe Seele; mach' ein Stückchen Himmel daraus für uns zurecht."

Susanna war sehr bös über seine Nachgibigkeit.

„Unsereiner konnte sich todt reden, er ließ Nichts machen. Wie oft hab' ich ihm gesagt: Hier müßte erst das Unterste zu Oberst gekehrt werden, wenn

Ordnung geschafft werden sollte — wir verstanden Nichts, sahen Alles durch gefärbte Brillen — wenn wir rechts sagten, ging er gleich links. Freilich, wer die Wahrheit geigt, dem schlägt man die Fidel um die Ohren."

„Es kommt auf den Ton an, in dem man geigt, Susanna; vielleicht haben Sie nicht den richtigen Ton getroffen?"

„Den richtigen Ton" — wiederholte die Alte und sah sie streng an; „freilich nicht, wenn Sie Kniffe und Lügen und Schmeicheleien darunter verstehn. Es gibt nur eine Wahrheit — wehe dem, der sie nicht erkennt und bekennt — aber davor schrecken liebenswürdige Leute gern zurück, machen einen kleinen Vertrag mit der Verstellung und bleiben lieber allen Leuten angenehm. Ich halte aber noch am Bekenntniß, Frau Verena."

„Worte verwirren, Susanna; das Leben mag reden."

„Das Leben," antwortete sie scharf, „bringt noch mehr Aergerniß und Verwirrniß — die besten Handlungen sehen oft wie die schlechtesten aus und umgekehrt — wer will da das Heilige heraus erkennen?"

„Mag es auch eine Weile verborgen bleiben — die Bäume stehen auch dürr und kahl im Winter und steckt doch Leben und Frühling darin."

„Wo sich Leben dann aber regt unter der Eiskruste, kommt es hart, scharf wie ein Zerstörer — wirft die dürren Blätter herab — bricht die morschen Zweige — wehrt sich gegen Tod und Untergang."

„Als ob es untergehen könnte, Susanna!"

Bewegt faßte diese mit knorrig verarbeiteter Hand die zarten der jungen Frau. „Sie sind der Unsern Eine," rief sie; „Sie werden mir beistehen, Sie werden auf meiner Seite sein?"

„Religion," antwortete sie, „ist keine Parteisache. Steht sie nicht über uns, wie blauer Himmel — Keiner reicht heran. Wollen wir Drei denn nicht zusammengehen — drei Menschen, verbunden durch ein und denselben Weg, und die sollten sich nicht zusammenfinden?"

„Wenn das möglich wäre! Freilich, was können Sie davon wissen, Frau Verena — junge Leute hoffen immer — alte könnens nicht mehr — das ist der Unterschied."

„Wir können und sollen es immer, Susanna — unsere Hoffnung geht über die Zeit hinaus."

„Desto schwächer ist sie für hier."

„Nein!" rief Verena, „ich fühle mich stark, Gegenwart und Zukunft sicher in ewigem Licht."

Susanna staunte, wie sich unter den geschickten Fingern der Ausdruck der Zimmer verwandelte. Nur eine schlimme Stelle blieb: ein großer, dunkler Fleck an der Wand. „Offenbar hat hier ein Bild gehangen," sagte Verena.

„Das hat es auch," entgegnete die Alte, „und welches! Es hing hier, so lang' das Haus steht, bis zum Tode der gnädigen Frau — wir nannten es unsern Altar."

„Wer hat gewagt, es fortzunehmen, Susanna?"

„Ich selbst, Frau Verena — ich hatte meine Gründe dazu. Nun steht's gegen die Wand gekehrt in der Bodenkammer. So schlecht der Platz ist — es

ist dort besser als hier. Ich nahm es fort, ehe der junge Herr wiederkam — nicht aus Schonung für ihn, aus Schonung für das heilige Bild."

„Justin ist doch kein Bilderstürmer, Susanna —"

„Wer das Heilige verachtet, bei dem weiß man nie, was er ist und was geschehen kann. Sie können es vielleicht wieder aufhängen, Sie können ja Alles mit ihm machen. Es wäre eine rechte Genugthuung für mich, wenn das alte Familienstück wieder dort hinge, aber ich habe nicht dazu gerathen."

„Es soll wieder dort hängen, Susanna."

Die Alte führte Verena durch das Labyrinth dunkler Gänge bis zu einer engen, kleinen Kammer voll Sonnenschein. Als sie das Bild dem Lichte zuwandte, war's, als ob man einen Schatz aus der Erde hebt. Die Gesichter der Engelchen lachten ordentlich mit ihren grüngoldenen Käppchen aus dem Staub der Umhüllung hervor, und die strahlenden Kronen der Könige funkelten geheimnißvoll. Das Bild war gefaßt wie ein Altar, offenbar ein Werk altitalienischer Kunst. Ganz verloren im Anblick stand Verena da — die Alte sah ihr über die Schulter.

„Welch ein Kleinod!" rief die junge Frau, „und das vergrabt Ihr hier? Dies Bild kann nur Freude bringen. Geschwind, Susanna, helfen Sie mir es an die alte Stelle hängen, von der es nie hätte genommen werden dürfen."

„Meinethalb versuchen Sie's, aber ich stehe nicht für die Folgen," antwortete sie kopfschüttelnd.

Durch das Bild bekam das Stübchen eine Weihe, als hätte man in einen Krautgarten eine Lilie versetzt. Verena freute sich wie ein Kind darüber. „Nun erst," sagte sie, „fühl' ich mich wirklich zu Haus; diese tiefe Gluth der Farbe erwärmt dies kalte, gleichgültige Grau, und all' die Gestalten, die mich von Kind auf umringten, sind wieder da und grüßen mich heimathlich."

Als Alles fertig war, trat sie allein vor die Thür, um Justin zu erwarten. Es war ganz still draußen, keine Sonne mehr, kein Stern, Alles finster — nur drüben, über dem Fluß, schimmerte das stetige Licht des Leuchtthurmes, der am Eingang des Meeres stand. Von dort mußte er kommen, er war auf einem entfernten Vorwerk gewesen; sie wußte, er ging durch den Wald. In ihrer Seele tauchte der erste Gang mit dem Geliebten auf. War das nicht ein Wunder, wie sie sein Herz so schnell gewonnen? und das ihre zurückgegeben? Ein Bewußtsein ihrer Macht überkam sie — zugleich ein Gefühl der Verantwortlichkeit und tiefster Demuth. Sie faßte das kleine Kreuz, welches ihr als einzigen Schmuck die sterbende Mutter umgehangen, und umschloß es fest mit den Händen.

So fand sie ihr Mann. Er löste die zarten Finger und legte ihre Arme um seinen Hals. „Du hast an Anderes gedacht, als an mich," sagte er leidenschaftlich; „ich habe mich den ganzen Tag verzehrt nach Dir — Du bist mein Gebet, Verena — ein inbrünstigeres gibt es nicht — aber es ist an Dich selbst gerichtet."

„Wie wenig könnt' ich Dir geben, wenn ich es von mir allein hätte."

„So kann ich den Himmel, der Dich machte zu dem, was Du bist, nicht anders als in Dir lieben. Glücklich, wer aus ewiger Fülle zu schöpfen glaubt und Alle, die um ihn sind, damit erquickt."

Sie gingen miteinander in das Zimmer — es war drinnen noch dunkel — die Alte hatte keinen Muth, Licht zu bringen. Zitternd zündete sie Verena die Kerze an. „Es ist ein gefährliches Spiel," murmelte sie. „Wenn wir es nur gewinnen! — Ahnungslos geht dies unschuldige Gemüth hinein. Nun, manchmal ist das im Leben das Beste."

Verena trat, die Hand vor der Leuchte, ein, als aber das grelle Licht auf dem Bilde blitzte und das Gold des Rahmens aufleuchtete, erblaßte Justin. Er stand auf, die Hand abwehrend dagegen erhoben, seine Züge verfinsterten sich. „Wer brachte das Unglücksbild hierher?" rief er. „Hoffe nichts Gutes davon, Verena! Mache nicht gemeinsame Sache mit Susanna — es gibt eine Stelle, die darf Niemand berühren und darauf bin ich Niemand die Antwort schuldig, als mir." Sie rief ihm noch nach, aber er wollte Nichts hören, sondern verschwand vor ihren Augen in der Dunkelheit, und sie hatte nicht den Muth, ihm zu folgen.

„In welche finstre Verwirrung bin ich hineingerathen — was ist hier früher geschehen, Susanna?"

„Die Sache wird nicht lustiger und heller scheinen, wenn ich sie aufkläre, Frau Verena."

„Ich will volle Wahrheit; was kann Justin beim Anblick dieses Bildes so erschüttern?"

„Der Tag, an dem er es zuletzt sah, hält Gericht über ihn; sein böses Gewissen sprach. Verzeihen Sie, daß ich es sage, es ist doch Ihr Mann, aber Sie wollten Wahrheit, die kann Mancher nicht vertragen, wie sehr er auch darum frägt. — Herr Justin war ein halbwachsener Bursch, als ich in das Haus kam. Die gnädige Frau nahm mich her — ich war nah' verwandt, allein und hilfsbedürftig. Man konnte nicht sagen, daß der Sohn damals ein wilder Geselle gewesen — im Gegentheil, verstockt, still und stumm, man hörte oft wochenlang kein Wort von ihm und wer seinen eisernen Charakter nicht kannte, nannte ihn sanft und fügsam — ja für Alles, worauf es nicht ankam! Wenn andere Knaben sich im Freien tummelten, saß er über seinen Büchern; zur Zeit, wo sie Märchen lasen, studirte er Bücher, an denen sich die Großen verwirrten, wollte wissen, was Keiner weiß — wollte klüger sein, als seine Voreltern — das thut der Jugend nicht gut — Eins nur ist zu wissen noth —"

„Können Sie mir nicht kurz sagen, was geschah, Susanna? — Die Hauptsache —"

„Die Hauptsache — als ob sich nicht Alles aus Kleinem zusammenfügte, wie ein Dom aus Staub und Stein — es gehört Alles dazu, Frau Verena! Genug, er lebte ein abgeschiedenes, gottloses Leben. Nicht als ob er mit leichtsinnigen Gesellen sich die Zeit vertrieb, er war immer allein — allein mit seinen frevelhaften Untersuchungen. Seine Mutter stammte aus einer frommen Familie; er ist der Erste, der das verleugnet und hochmüthig einen neuen Weg geht. Kein Befehlen, kein Bitten, kein Drohen half, ohne Sacrament, ohne Beichte, ohne Gott ging er dahin — dem Leichtsinnigen hätte sie es eher verziehen. Mit dem Böswilligen gab es immerfort Scenen, kein Tag verging ohne Streit — der gnädigen Frau zitterten oft alle Glieder — ihre Herzkrankheit

hatte sie auch davon. Was sollte ich machen? Ich stand zwischen Beiden, wie zwischen Thür und Angel — die Leute sagen, ich habe Oel in das Feuer geschüttet — mag sein; besser ein Brand, als dies schwächende, fressende, um sich greifende, verborgene Unheil. Nach solchen Auftritten verschwand der Sohn oft wochenlang. Es hieß, er wäre in der verfallenen Waldhütte, äße und trinke kaum, und sähe elend aus — er hatte doch seine Mutter lieb, solch eine Mutter, eine wahre Heilige! Das Zerwürfniß endigte in einer Jahre langen Abwesenheit, wer weiß, wo er sich da herumgetrieben. Dann wurde die gnädige Frau schwer krank; wir spürten ihn auf, ich schrieb, er antwortete nicht — da schrieb die Mutter mit zitternder Hand selbst — darauf kam ihr Sohn. Wir fanden ihn verwandelt — hohläugig, weniger scharf. Er mußte doch noch immer nicht die Entdeckung gemacht haben, die ihn befriedigen sollte. Niemand hörte von ihm ein böses Wort — nicht einmal ich — er wich nicht vom Krankenbett und sie sprach oft mit ihm, immer über denselben Punkt. Jetzt schwieg er darauf. Sie lag wol ein ganzes langes Jahr schwer krank unter diesem Bild — wie oft hat sie auf die Kreuzigung gewiesen und gefragt: „Glaubst Du, daß man noch mehr leiden kann, als ich, Susanna?" Ihre Krankheit war eine von den schmerzhaftesten; aber sie sollte an sich selbst erfahren, daß es möglich war, und daß durch den Sohn — —"

Die Alte hielt inne. Verena saß, den Kopf gebeugt, die Hände verschränkt, ihre Gestalt umgeben vom Schimmer der Lampe, um welche die Falter geängstigt flatterten; bald hier, bald dort sank einer halbtodt nieder — sie blickte auf ihre Zuckungen, wie man zerstreut das Gefühl der Umgebung hat und den Vergleich zieht mit dem, was die Seele im tiefsten Innern beschäftigt.

Als die Alte beharrlich schwieg, regte sie sich wieder und frug: „Ist das Alles, Susanna?"

„Nein, Frau Verena, aber was nun kommt, geht schwer über meine Lippen. Wenn ich auch noch so alt werde, der Tag ist mir wie eingebrannt. Am Abend vorher, ich saß am Fenster, es war eine laue Sommernacht, hörte ich, wie sie miteinander redeten. Sie sagte mir nachher: „Ich hab' mir mein Kind noch ein Mal mit Schmerzen erkauft, Susanna — meine Leiden haben ihn überwunden, sie sollen mich nicht reuen, ich litte sie gleich zum zweiten Male, wenn es um diesen Preis gefordert würde" — und was sie gelitten, weiß ich und er am Besten. Am nächsten Tag trat er mit einem Ausdruck an mich heran, wie ich ihn noch nie gesehen — denn froh war er nicht, und sprach: „Das räudige Schaf wird rein werden, Susanna; ich trete ein in die Herde. Wenn nur die kleinste von der Mutter schweren Leidensstunden dadurch erleichtert wird, warum sollte ich es nicht thun? Es ist eine Ceremonie wie manche andere." Erschreckt sah ich zu ihm auf. „So dürfen Sie nicht zur heiligen Communion gehen." — „Wer will es mir verbieten — der Priester? Ein paar pietistische Redensarten werd' ich für diesen frommen Betrug schon aufbringen — ich hab' es bei ihnen gelernt, Susanna — —." Es war ihr Todestag. Wir standen Alle um das Bett unter diesem Bild, das zum Altar hergerichtet war. Der Priester stand in unserer Mitte — Justin war zur Beichte gegangen und sollte nun mit uns das heilige Abendmahl nehmen — zum ersten Mal in seinem

Leben. Er sah aschbleich aus, fast bleicher als die Sterbende — mir war angst, was sollte daraus werden! Nun kam der Augenblick; die gnädige Frau nahm verklärt die heilige Zehrung — starr sah er auf sie hin — die Reihe kam nun gleich an ihn; die Mutter hatte sich aufrichten lassen, um den Sohn zu sehen — erst machte er Miene, die heilige Hostie zu nehmen, dann aber wandte er sich schaudernd ab — ein halberstickter Schrei folgte — er kam von der Sterbenden — Alles gerieth in Verwirrung, wir wandten uns ihr zu, aber ihr war nicht mehr zu helfen — sie war hinüber — war todt — — —. Der Sohn warf sich über sie, rief sie mit den zärtlichsten Namen — beschwor sie, ihn nur ein Mal noch anzusehen — die Lippen sprachen nicht mehr, die Augen blieben erloschen. Er hat sie nicht begraben sehen, noch in dieser Nacht war er fort. Lange Jahre hörte nur der Verwalter von ihm — endlich kam er zurück —"

„Das Bild muß fort!" rief Verena, „schnell, Susanna, helfen Sie mir, es abhängen — o hätt' ich das gewußt —."

Als Justin am Morgen zurückkam, er hatte die Nacht in der Waldhütte zugebracht, fand er die Eindrücke des Abends verlöscht — das Bild verschwunden — in dem freundlichen Zimmer stand, mitten auf dem Tisch, ein großer Strauß duftender Waldblumen, noch ganz besprengt und blitzend von Thau. „Ich suchte Dich," sagte sie, „und das sind meine Zeugen. Dein Haus soll sein, wie Du es haben willst, Justin — bist Du nicht Herr darin? — und Deine Frau wird Dir zur Seite stehen. Hättest Du nicht die Wunde vor mir verborgen, nie hätte ich sie mit ungeschickter Hand berührt. Mir gehören Deine Leiden, Justin, wir gehören einander ganz. Wandern wir nicht zusammen einem Ziele zu — dem Tode? Welchem? Dem, der zum ewigen Leben, oder zur Vernichtung führt — wer weiß es, wer will es sagen? Eins weiß ich nur: ich will bei Dir sein. Laß uns getrost von Tag zu Tage gehen, uns führt ein heiliger Bote — die Liebe."

Er drückte sie stumm an sich und es wurde kein Wort mehr von dem Bilde gesprochen.

III.

Das Schicksal hielt mir nicht, was es versprochen.

Wer ein Stückchen irdischer Seligkeit sehen wollte, der mußte in dies früher so düstere Haus blicken. Jeder dehnte und streckte sich, sicher, daß seine Eigenthümlichkeit respectirt wurde, kein hartes Wort erklang, keine finstere Physiognomie trübte sonnige Tage. Selbst die alte Susanna hatte in strenger Haltung nachgelassen, ihre Stirnfalte begann sich zu glätten, der gespannte Ausdruck, als säße sie gegen jeden Angriff gewappnet da, verschwand — Grunzer bekam Anwandlungen von Zärtlichkeit und Jugend; sogar die zornige Angorakatze sträubte seltener ihren buschigen Schwanz.

So viel kann in kurzer Zeit eine freundliche Seele gut machen, was finstere und strenge verdarben. Man darf sie nicht verwechseln mit den landläufigen guten Menschen, deren bequeme Unbedeutendheit ihnen den Ruf macht, selten im Wege zu sein. Wer dennoch darüber hinweg muß, merkt dann erst, mit welchem Klotz er es zu thun hat. Dies ist eine andere Art; klug ist ihre

Güte, fein ihr Blick für Haus und Welt, fremd nur im Gemeinen, sonst bekannt, vertraut mit jeder Richtung. Für Jeden, für Alles, finden sie das rechte Wort, den rechten Blick — dem Anschein nach bescheiden wie eine kleine Frühlingsblume, tragen sie in ihrem Kelch den ganzen Duft eines ewigen Lenzes.

Verena's Lieblingsplatz blieb die Moosbank am Teich. Gelbe Iris umstanden ihn und rosenrothe Schilfblumen bildeten mit ihren breiten Dolden Tanzböden für Libelle und Schmetterling. Ein schattiges Lindendach überwölbte die Stelle, Verena saß mit Justin darunter; Gras und Blumen, zu Heu geschnitten, veränderten duftend Farbe und Gestalt — sie lagen in Reih und Glied und starben im Wohlgeruch. Verena's schlanke Finger webten eifrig und er hatte seine Gedanken dabei.

„Du hast Deine zweifelnde Laune ganz abgelegt," sagte sie lächelnd. „Mit welcher Gewißheit Du Deinen Sohn erwartest — einen Sohn! Und wie Du das sagst — und was Du schon Alles mit ihm vor hast — in manchen Dingen hast Du eine Glaubensfähigkeit, um die ich Dich beneide. Mir ist oft Angst um unser Glück — es ist solche zerbrechliche Sache, irdisches Glück —"

„Und doch ist Glück der einzige menschenwürdige Zustand. Laß uns genießen, was wir dem Schicksal abringen können."

„Das ist hier auf Erden manchmal recht wenig, und das Wenige nicht lang, ich brauche mehr, Justin."

„Ja, was man brauchte! — Aber Märchen genügen mir nicht, Verena. In jetziger Zeit braucht man wenigstens wahre Geschichten — Dinge, die Stich halten."

„Ich erst recht," sagte sie, „Eure Erklärungen genügen mir nicht. Eh' Ihr nicht Alles wißt, bleib' ich lieber wie ich bin — und glaube an Märchen."

„Ich wollte Dich auch nicht anders — an Dich glaub' ich und mit Dir an ein ewiges Glück — denn ohne Dich ist mir alles todt."

Oft scheint es wirklich, als ob das Glück einen festen Bau ausführe, der nur in langer Zeit zerfallen könne; Stein auf Stein fügt es zusammen, immer schöner, immer herrlicher, und man richtet sich darin ein, sicher, behaglich und verlernt für ein Weilchen mit der Vergänglichkeit zu rechnen — diese große Schuld, die wir immerfort abzutragen haben, und mit der wir immer wieder gefaßt werden, um uns zu sagen — was bist Du? was hast Du? Nichts. —

Es wurde Justin ein Sohn geboren. —

Der Vater war ganz unsinnig vor Freude. Stundenlang konnte er sitzen und seines Kindes erwachende Kraft prüfen. Der Anblick dieses Lebensräthsels gab ihm mehr zu denken, als all' seine Bücher. Wie diese rosigen Fingerchen sich geformt, dies Körperchen sich gestaltet, welche Seele in der Hülle wohne, wann sie zum ersten Mal lächeln, wann reden würde — welche Sprache. Wie herrlich, diese geheimnißvolle Knospe zu belauschen in Wachsthum und Entfaltung. Er würde ihr Nichts in den Weg legen, frei sollte sie aufblühn, nach ihren eigenen Gesetzen — allein nach den Gesetzen der mächtig wirkenden Natur. In dieser Verzauberung, ausgehend von einem hilflosen, kleinen Ding in Windeln, traf er sich mit der sonst so abweichenden Susanna. Niemand hätte in ihr eine Kindermuhme erwartet, und doch schien es, als habe sie jetzt erst ihre wahre

Bestimmung erreicht. Besser geborgen als in diesen kräftigen, nie ermüdenden Armen konnte das Kind nicht sein. Hier wurde Starrheit, Consequenz, Schwerfälligkeit ausdauernde Güte und Geduld — Mißtrauen, Vorsicht, Sorgfalt und wie die Tugenden alle heißen, die man in der Kinderpflege haben muß.

Darüber kam der Winter; er umgab die glücklichen Menschen, als wär er der Lenz eines neuen Glücks. Oft war Verena in dem kleinen Zimmer, wohin sie das verstoßene Bild gebracht. Sie hatte es zur kleinen Kapelle hergerichtet. Alle Morgen stand ein frischer Zweig davor, sei's auch nur ein immergrünes Tannenreis, noch beglänzt vom Reif. Justin wußte darum, er ließ sie gewähren; aber er ging nicht mit hinein und sie redeten auch nie zusammen davon.

Die alte Susanna war die Erste, auf deren Stirn die Sorge wieder auftauchte.

„Ich versteh' mich zwar nicht auf solche kleine Dinger," sagte sie zu Verena, als sie einmal allein waren, „aber es ist etwas nicht recht mit dem Kind. Dem Balthasar sein Mädchen, es ist in derselben Nacht geboren, hebt schon den Kopf ganz anders und die Mutter hat kaum genug für sich selbst, geschweige denn für das Balg — wie derb und gesund es aussieht — freilich unser's ist weit schöner und zarter, aber um sich schauen könnt's doch schon."

Ja, um sich schauen müßt' es längst — plötzlich wird es der Mutter klar; sie reißt es fast Susanna aus dem Arm.

Es ist die erste heftige Bewegung, die die Alte an ihr gesehn hat, sie sucht mit allen Künsten des Kindes Blick zu fesseln und zu leiten — umsonst; die blauen Augen blicken träumerisch weit, als sähen sie in eine ferne Welt — nicht was dicht bei ihnen war, nicht die Freude, nicht die Sorge in der Nähe.

Beide Frauen standen darüber gebeugt, als Justin eintrat. — Wie würde er es tragen? — welchen Trost könnten sie ihm geben — sie wußten keinen.

Er kam, ahnungslos — pfiff sich ein lustiges Lied, nahm den Kleinen, sagte ihm tausend Zärtlichkeiten, auf die er keine Antwort erwartete und keine bekam, wie er es so oft that. Draußen heulte der Sturm die Begleitung, schwere Schneewolken wälzten sich am Himmel und die Krähen kreischten unheilvoll. Was kümmerte es ihn? Hielt er doch sein Glück verkörpert, warm, lebendig in seinen Armen. Verena wagte nicht, ihn aufzuklären bis sie Gewißheit hatte. Sie kam mit einer anderen Sache, die ihr schon lang am Herzen lag.

„Ich möchte mein Kind taufen lassen," sagte sie zaghaft.

„Meinethalb," antwortete er, „hätteſt Du es lang thun können. Meinst Du, ich wolle anderen Menschen meine Ueberzeugungen aufzwingen? Gib unserm Liebling so viel von Deinem Segen mit, als Du irgend kannst, Verena."

„Das Kreuz hat er schon," murmelte die Alte für sich hin, „das kann ihm Keiner geben oder nehmen."

„Ich möchte ihn Natanael nennen," fuhr sie fort.

„Nenne ihn so," antwortete er, und legte ihr das schlummernde Knäbchen in den Schoß, „manchmal glaub' ich selbst, es könne ein Gottgesandter sein."

Es war ein nackter, kahler Wintertag, an dem das Kindchen getauft wurde, kaum daß man einen Zweig fand zum Schmuck für den Altar. Ein schlichter,

einfacher Pfarrer hielt die Rede; Justin stand unter dem Bild, sein Kind im Arm. Verena hing Natanael das kleine, goldene Kreuz um von der Großmutter. Heut' wollte sie ihrem Mann die Wahrheit sagen — sie war beim Arzt gewesen, sie wußte, alle Hoffnungen Justin's waren zerstört, das Kind würde nie werden wie andre Kinder — nie brauchbar für diese Welt — es war blind.

Mehrmals versuchte sie, ihn selbst darauf zu bringen; aber er war so sicher in seinem Glück, daß ihn Nichts erschüttern konnte. Als sie es ihm endlich sagte wie sie allein waren, fuhr er auf. „Das ist nicht wahr! Das hat gewiß Susanna aufgebracht — sie kann Nichts als Unheil stiften! Wir sind ja Beide gesund — nie ist etwas der Art in der Familie gewesen — es ist nicht möglich — es kann nicht sein!"

Langsam kam ihm doch die Erkenntniß. „Du hast Recht, Verena — ein unglückseliges Kind — unglücklich für sich und unheilbringend für uns Alle. Welch eine Existenz! — Das Thier ist besser daran. Warum mußte es leben, Dir und mir zur Qual." —

„Ich liebe es dennoch," sagte sie schüchtern. —

„Ich aber," fuhr er auf, „muß es hassen, weil ich Dich liebe — wie wird es Dein Leben vergällen! Sein Sklave wirst Du werden — wirst Körper und Geist vergeuden an Einen, der nicht einmal fassen kann, was Du für ihn aufgibst — ich sehe das ganze elende Schicksal vor Augen — es ist Nacht um uns geworden, Verena."

„Ueber kurz oder lang werden Sterne kommen —"

„Deine Herrlichkeiten da droben stehn mir zu fern," entgegnete er finster, „und wenn ich an Etwas glaubte, könnte es nur an den Bösen sein — an einen Vernichter — an Einen, der Freude hat am Zerstören — hättest Du nicht Glück verdient und bist tief unglücklich!"

„Unglücklich," wiederholte sie, „ist nicht das rechte Wort. Mein Glück ist nur Etwas weiter hinausgeschoben — und selbst für unser Kind. Blinde Augen Justin, finden sich oft besser zurecht, als sehende."

Er schwieg darauf, ging aber nicht mit hinein und sah nach seinem Knaben, wie er es sonst jeden Abend gethan. Verena trat allein an das Bettchen — schlafend sah ihr Kind aus, wie andre Kinder, wie der Bote, den sein Name bezeichnete. Sie faltete ihm die kleinen Hände und sprach für ihn den Abendsegen. In der Nebenkammer machte sich Susanna zu schaffen; der Mond schien grell auf die weiße Fläche draußen, Alles zeichnete sich schwarz und hart ab.

„Nun hat er's und kann darüber nachdenken," murmelte sie; „wenn das nicht eine offenbare Strafe ist, eine Zuchtruthe! Ich möchte es ihm nur einmal wieder sagen können; aber ich weiß nicht, in der Gegenwart dieser jungen Frau bring' ich kein Wort heraus. Mir ist immer, als ob sie mir den Finger auf den Mund legt und bittet: halte Frieden! Frieden! er kann keinen haben, er soll keinen haben —"

Aber trotz dieser kriegerischen Aeußerung schwieg Susanna für heute.

IV.

Blüht dem Keim, dem weltgebornen,
Nirgends mehr ein frisches Hoffen? —

Es war wirklich ein Jammer mit dem Kind, zwei Gesunde hätten nicht so viel Noth gemacht — an Körper und Geist schwach, das Seelchen nur ab und zu sichtbar, wie ein erlöschender Funke, ein Irrlicht, bald hier, bald dort aufflackernd — dann wieder zurücksinkend in unergründlich dunkle Nacht.

Wo das Kind vorübergetragen wurde, flüsterte man und wandte sich mitleidig ab, um seinen Lenz standen nicht die tausend Freudenblumen der Kindheit. Das Vögelgezwitscher der Gefährten verstummte, wo er erschien; einsam wuchs er heran, immer am Rock der Mutter oder am Schlepp von Susanne.

Beide liebten es zärtlich, wie man liebt, was man pflegt, mit der größten Kraft der menschlichen Seele. Mitleid — Justin hatte keins; fern, zürnend dem Geschick, das vor seinen Augen täglich neu sein Glück zerstörte, wie dem Tantalus die Zweige voll lockender Früchte nur zeigte, um sie vor den lechzenden Lippen zurückzubiegen. Hart, ungerecht war er gegen das Kind. Wo er konnte schlich sich der Knabe fort. Erst wenn dieser Alp, der ihn bedrückte, zur Ruh' war, wurde Justin wohl und er fing an aufzuleben.

Er drang immer eifriger in Verena, das Kind fortzuthun. „Es wird es kaum spüren, und Du vergehst dabei; soll eine Existenz nutzlos von der andern verschlungen werden? Wenn jetzt ein neues Glück uns geschenkt wird, ihm wirst Du leben müssen. Willst Du wegen des hoffnungslos Kranken den Gesunden in Gefahr bringen?"

„Ich kann Den nicht lassen, der mir anvertraut ist, Justin; was uns sonst noch beschieden ist, wer weiß es — es ist Alles unsicher hier in der Welt."

„Zwei solche" — hub er an, vollendete aber nicht. „Es ist zu sehr wider die Natur, wir werden jetzt ein neues Leben beginnen, Verena — laß uns glücklich sein."

„O," rief sie mit dem vollen Ausdruck der Zärtlichkeit, „ich bin es Justin, wenn ich mein Kind nur pflegen darf. Weiter verlang' ich Nichts; nie geb' ich es fort — Einer nur kann es mir aus dem Arm nehmen —"

„Solche Kinder bleiben meist leben, so wenig sie dazu taugen."

„Justin!" rief sie schmerzlich, „Eure offnen Augen und Nützlichkeitsprincipien sind das Grausamste, Brutalste, was ich mir denken kann — nie darfst Du dergleichen wieder sprechen."

„Ich kann nicht anders sprechen, als ich empfinde — Deinetwegen frißt es mir das Herz ab Tag und Nacht. An einem gesunden Kind wirst Du dies Jammerbild vergessen — es muß Dir nur aus den Augen gerückt werden."

„Was hilft das," sagte sie, „aus dem Herzen verlier ich es nie — mein einziger Trost ist, daß einmal die Hülle von diesen Augen und von diesem Geist fallen wird — es ist wie ein Warten auf das erste Frühlingsblatt, Justin — so schwarz und winterlich die Bäume stehn, man verzagt nicht und wird nicht getäuscht."

„Täuschung ringsum," entgegnete er — „Du allein bist licht in all dem

Dunkel, Verena, und in Deinem Umkreis erscheint selbst diese Armuth in goldenem Schein."

Langsam entfaltete sich Natanael unter der Sorgfalt der Mutter wie eine sieche Pflanze in lauer Luft; scheu steckt sie ein und das andere Blättchen hervor, traut nicht recht, und möchte doch wie die Andern blühn. Was er lernte, lernte er durch sie; was er glaubte, glaubte er, weil sie es glaubte — ganz war das Kind ihr eigen, mehr als ein gesundes.

Oft saßen sie zusammen im Sommer am Teich; Gehen blieb ihm beschwerlich, er kannte die Vögel rings in den Nestern am Ton, wußte, wann sie flügge wurden durch den triumphirenden, kleinen Schrei. Heut' war ein echter, warmer Frühlingstag; einer von jenen glänzenden, an denen eine Sehnsucht erwacht, die kein Sommer hier stillen kann. Schwellende Blätterknospen schimmerten feucht an braunen Zweigen, überholt von den Blüthen, die in rosigen Büscheln herabhingen. Grüne Grasteppiche breiteten sich aus, so weit das Auge reichte, das Schwarz der Erde verschwand. Verena nahm ihren Knaben mit hinaus in den Garten; er hob erfreut das kleine Antlitz, den wonnigen Duft des Lenzes spürend.

„Mutter," frug er, „wird Natanael das auch sehn, was so schön ist, wie Du sagst?"

„Ja, Natanael, die volle Herrlichkeit, sobald Dir der liebe Gott die Himmelsthür aufthut — jetzt stehn wir Alle noch davor und klopfen an. Einer sieht Etwas mehr hier, einer Etwas weniger, Alles Keiner."

„Werd' ich mich auch hineinfinden, Mutter? Ich bin ja blind, und die Bärbel im Dorf nennt mich einfältig."

„Einfalt findet sich oft am Besten hinein; wenn Du nur glaubst, und die Hand nach Ihm ausreckst."

„O ich glaube an Ihn," rief der Knabe, „und die Hand recke ich immer aus, ich weiß ja, daß man mich führen muß."

Sie setzten sich mit einander an den Teich. Ueber ihnen flogen die Vögel hin und her, die Schwalben waren angekommen, bald werden sie geschäftig die Halme zum Neste tragen. Verena sagte es Natanael; dann fing sie an, ihm eine ganz neue Geschichte zu erzählen, von einem Engelchen, das nun bald zu ihnen herabkommen und bei ihnen bleiben würde, wie lieb sie es haben wollten, sei es nun Brüderchen oder Schwesterchen. Immer von Neuem mußte sie es erzählen, er konnte sich gar nicht satt daran freuen; endlich rief er nach Susanna, sie sollte sich auch mit ihnen ergötzen; er wollte hinüber, es ihr sagen.

Die Alte hing nicht weit davon blendende Wäsche auf; den Weg über die Wiese konnte Natanael finden. Als sie ihn aber von fern kommen sah, warf sie die Klammern in das Gras, eilte auf ihn zu, hob ihn auf und trug ihn unter einen Kastanienbaum, der hie und da schon eine weiße Blüthenkerze aufsteckte. Sie wußte es lang, was ihr Natanael sagen wollte und ihr eifersüchtiges Herz war ganz krank daran.

Nun würde ihr Kind verdrängt werden, verachtet, verstoßen — oft hatte sie im Grimm gehört, wie Justin darüber dachte; tausendmal wollte ihr die giftige Rede über die Lippen, ihr war, als würde ihr erst wieder wohl, wenn sie

ihre Meinung gesagt hätte. Als nun Natanael kein Ende finden konnte, von der kommenden Wonne zu reden, unterbrach sie ihn endlich mit den Worten: „Schweig' mir davon. Was freu'st Du Dich? Sie werden's lieber haben, als Dich; Du wirst Dich in den Ecken herumstoßen können, während ein Andres auf der Mutter Schoße sitzt; und wenn nicht die alte Susanna noch da wär', um Dich lieb zu haben — —"

Sie vollendete nicht. Bleich vor Zorn stand Justin vor ihr.

„Schlange!" rief er, „ich wußte, Du würdest wieder stechen — fort von meinem Kind — rühr' es nicht mehr an — fort, sag' ich — auf der Stelle —"

„Ihr Kind!" schrie jetzt die Alte außer sich; „ja, diese elende Gestalt haben Sie ihm gegeben — seien Sie noch stolz darauf! Stolz auf den Fluch, der auf dem armen Ding liegt — Ihretwegen! Was können Sie diesem unglücklichen Wesen helfen! Können Sie ihm den kleinsten Trost bringen? Können Sie das Räthsel dieses Lebens lösen? Und warten sie nicht auf das Ende, wie auf eine Befreiung? Ich will Sie davon befreien! Geben Sie mir das unglückliche Kind mit, dann geh' ich gern von hier fort. Ich trage einen Schatz aus dem Haus, das doch über kurz oder lang zusammen brechen muß; denn wer ohne Gott baut, hat umsonst gebaut."

Er riß ihr den Knaben, der jetzt weinte, ohne daß er sich die Sache erklären konnte, aus den Armen.

„Elende!" sagte er, „Hader und Zwietracht sind Deine Gaben. — Scheust Du Dich nicht, dies reine Gemüth mit dem niedern Hauche Deines Hasses zu vergiften? Kannst Du ihm mehr sein als ich? Darin sind wir Beide gleich, Susanna. Nur Eine ist anders und bei der bleibt Natanael. Geh', hier ist kein Raum mehr für Dich; im Dorf ist von jetzt ab Deine Wohnung. Du sollst dem Knaben nicht lehren, was Du meiner Mutter beigebracht gegen mich. — Nimm Dich in Acht! Laß Dich nicht wieder hier in der Nähe sehn, meine Geduld ist zu Ende."

„So recht," sagte die Alte und reckte sich hoch auf; „das ist der Dank für Alles, was ich dem Hause geleistet. Aber wo soll Pietät herkommen, wenn die höchste Ehrfurcht fehlt?" Damit wandte sie ihm den Rücken, packte ihre Sachen und verschwand, ohne ein Wort des Abschieds, noch am selben Tag aus dem Haus. Bedürftig war sie nicht; ein Legat der Mutter Justin's schützte sie vor Noth.

Justin trug seinen Knaben zum Platz, auf welchem Verena saß; sie hatte weder sehn noch hören können, was vorgegangen, und daß sich in der kurzen Zeit ihr ganzes Leben verändert hatte. Oft braucht es nur einen Moment, einen Blick, ein Wort dazu; so vergänglich ist unser Dasein.

Das Kind barg sich wie ein Vögelchen, welches der Geier gehabt, im Schoß der Mutter.

Jetzt erst kam Justin wieder zur Besinnung. Wer sollte nun Verena helfen? Ihr hatte er eine große Stütze genommen, und gerade in einem Augenblicke, wo sie deren so sehr bedurfte. Unmuthig sah er vor sich hin und konnte das rechte Wort nicht finden; einen Schmetterling, der an der Blüthe hing, hieb er mit seinem wuchtigen Stock, daß er mit zerzaustem Flügel herabfiel. Während dessen

hatte das Kind flüsternd in das Ohr der Mutter auf seine verwirrte Weise die Begebenheit erzählt. „Susanna fortgeschickt," das war der klagende Refrain, „fortgeschickt — weil sie ihn lieb habe; sie sage, kein Anderer würde ihn mehr lieb haben, wenn das Brüderchen da wär'." —

Verena und Justin saßen nachdem eine Weile ganz stumm. Der Knabe fing an einzuschlafen, die Aermchen um ihren Hals geschlungen. Endlich sagte Justin: „Wenn Du nicht ohne sie fertig werden kannst, rufe sie zurück, Verena."

„Nein," antwortete sie und sah vertrauend zu ihm auf; „es soll Nichts zwischen uns sein, was Dich verletzen könnte. Susanna war im Unrecht; aus solchen Liebesbeweisen entsteht nur Noth und Verwirrung, sie sind nicht echt, gemischt mit niederen Gefühlen. Die echte braucht sich nicht auf Kosten Anderer anzupreisen. Ich werde des Gärtners Beppi zu mir nehmen. Vielleicht kömmt einst die Zeit, wo Du die alte Susanna wieder ertragen kannst; sie meint es doch im Grunde gut."

„Gut meinen hat Manches schlecht gemacht in der Welt; sie soll die Hand von mir und meinem Leben lassen, ich brauche weder ihren Segen noch ihren Fluch."

„Fromme Hände müßten freilich immer wohl thun," sagte Verena, die seine fassend, die noch vor Erregung zuckte; „aber den Segen gibt ein Anderer."

„Wenn er überhaupt kommt, Verena; hab' ich erst mein Zweites im Arm, gönn' ich Natanael Alles, selbst seine Susanna. Du sagst, fromme Hände; ich sage, glückliche Hände können nicht anders als wohl thun."

V.

Durch Dornen und auf Steinen,
Durch Hitz' und Sturm geht unsre Bahn.

Die alte Susanna hatte sich nicht wieder sehen lassen. Für die Bewohner des Herrenhauses war sie vollständig verschwunden; desto mehr wußte man von ihr im Dorf. Da war nicht Eine, der sie nicht erzählt hätte, was dort oben vorgefallen. So elend müsse es allen Gottlosen ergehen! Das arme, unschuldige Kind büße seines Vaters Missethaten, trüge die Zeichen an Körper und Seele und nun hasse er es noch deshalb. Sobald ein Gesundes geboren wäre, würde Justin Natanael verstoßen; sie wisse es, so Etwas trügen auf die Länge nur fromme Herzen. Aber das Kind solle nicht in eine Anstalt; dann wäre sie da und sollte sie es sich mit den größten Gewaltmitteln verschaffen, sie würde es an sich reißen — nur in sein Haus, in das Haus des Verdammten, setze sie nie wieder einen Fuß. Und dann verschwur sie sich hoch und theuer um Leben und Seligkeit.

Der Sommer war unterdeß in den vollen Chor seiner Herrlichkeiten eingetreten; berauschendes Schlagen und Schmettern in den Büschen, eine Fülle von Ton und Farbe in der Luft, wie sie selten dem grauen Norden eigen.

„Wenn man Dich mit Natanael sieht," sagte Justin, und ein Ausdruck heißester Liebe glitt über sein Gesicht, „weiß man nicht mehr was Glück, was Unglück ist in der Welt."

„Glück und Unglück sind Geschwisterkind," antwortete die junge Frau.

„Oft trägt eins das andere im Schoß; oft erfährt man erst spät, welches dies, welches jenes war."

Die Zeit rückte immer näher heran, in der sie von Natanael eine Weile getrennt sein würde. Sie suchte ihn darauf vorzubereiten; aber er verstand sie nicht. Sein Refrain war: „Ich will bei Dir bleiben, Mutter, ich will hingehen, wo Du hingehst." Beppi hatte er sich nie zugewandt; ab und zu frug er nach Susanna, besonders wenn es ihm schlecht ging. Ihr und der Mutter Name, das waren die einzigen, die er mit Sehnsucht aussprach. Verena wurde das Herz schwer. An einem glänzend lichten Abend nahm sie ihren Knaben an die Hand und ging dem Walde zu durch das Dorf. — Sie ging, den Blick gesenkt, die Straße hinab. Meist vermied sie die Menschen, ihr lautes Mitleid fürchtend, wie man im Gedränge einen Stoß fürchtet. Es wurde viel neben und hinter ihr geflüstert, denn Mägde und Burschen standen und saßen, den Feierabend genießend, vor den Thüren.

„Wie stolz ist Jeder sonst auf sein Erstes," meinte bekümmert eine jugendliche Mutter, den Erstling im Arm; „*sie* kann sich gerade damit verstecken."

Verena zog den Knaben näher an sich heran, drückte ihm zärtlich die Hand — sie hätte ihr Kind, wie es da war, mit keinem anderen vertauscht.

Dicht am Wald stand das letzte Haus. Da trat sie hinein. Die Sonne füllte es noch, wenig anderer Glanz war in dem Stübchen. Nur eine Stelle flimmerte, es schien wie Goldpapier und frische Rosen, aber darüber ausgebreitet lagen lichte Strahlen des himmlischen Lichts. Vor dem kleinen Schrein aufgeschlagen das Gesangbuch. Verena setzte sich auf den Schemel, den Knaben auf dem Schoß; es war ein schwerer Gang, zu dem sie sich aufgemacht. Ab und zu seufzte sie, ohne es zu wissen, und faltete die Hände fest ineinander.

Schon von ferne sah sie Susanna vom Waldweg herkommen.

Ein Drachen hätte die Alte kaum mehr erschrecken können, als der Anblick dieser schönen Frau mit ihrem Kinde.

„Was wollen Sie hier?" brachte sie heiser hervor. „Dies ist mein Haus, hier kann ich herausjagen —"

„Sie könnten es, aber Sie thun es nicht, Susanna; ich steh' hier in Gottes Namen — *den* erkennen Sie an — und verschließen die Thür keiner Bittenden."

„Freilich, so bequem wie Ihr Mann hab ich's nicht mit meinem Gewissen; aber diesmal kann ich ohne Reue sagen: geht fort; Ihr haltet zu ihm — ich aber will Nichts zu schaffen haben im Hause des Gottlosen. An seinem Herd sitzt das Unheil wie ein räthselhafter Todtenvogel und er wird ihn mit all' seiner Weisheit nicht verscheuchen — sagt ihm, die alte, einfältige Susanne sei froh, weit davon zu sein; sie sei nicht nur glücklicher, sondern auch klüger als er."

„O Susanna," sagte die junge Frau, „klüger mögen Sie sein, aber nicht besser, nicht frömmer."

„Mit der frommen Langmuth entschuldigt man oft seine Schwäche, wo frommer Eifer am Platz gewesen . . . Mit dem Schwert müßte man drein fahren — mit scharfer, schneidiger Wahrheit, damit die Luft rein würde."

„Die Gewitter, die wir erregen, Suſanna, bringen ſelten reine Luft. Ich kam, Sie um Etwas bitten.“

„Bitten Sie nicht, daß ich zurückkomme, Frau Verena. So gerne ich bei Ihnen bin, ich kann es nicht.“

„Und gerade um dies Eine bin ich hier! Bitte mit, Natanael; bitte, daß Suſanna zu Dir kommt, während ich fort bin.“

Das Kind hatte zweifelnd dageſtanden. Nun warf es ſich der Mutter um den Hals und rief: „bei Dir will ich bleiben, Du darfſt nicht von mir gehen.“

Verena ſchlug die klaren Augen zu der Alten auf. „In einem Fall nur ſollen Sie zurückkommen, Suſanna.“

Mißtrauiſch und erſchreckt blickte Suſanna zurück. „Was wandelt die Jugend an,“ ſagte ſie, „wer denkt an ſterben — ſo jung und ſo friſch — und wenn es ſo käme, was Gott verhüte, und wenn ich auch wollte,“ fügte ſie zögernd hinzu — „Juſtin würde mich mit Hunden vom Hof hetzen.“

„Mir zu Liebe thut er Alles,“ antwortete Verena.

Darauf ſchwiegen Beide und der Sonnenſtrahl ſtieg langſam hinunter von dem Bild auf das blonde Haar des Knaben.

„Dann hab' ich nur Eins noch,“ fing Verena wieder an; — „es komme wie es wolle — trennen Sie das Kind nicht von ihm — laſſen Sie Juſtin nicht allein!“

„Und wenn er's verkommen läßt, ſoll ich da nicht zuſpringen?“

„Helfen Sie, Suſanna — aber beiden zugleich . . er iſt verloren ohne Natanael, verloren, wenn er allein zurückbleibt.“

„Verloren iſt Jeder, der nicht an Gott glaubt in ſolcher Zeit — aber was reden wir — eh' könnt' ich ſterben, als Sie, Verena. Sie werden Alle leben und mich braucht Keiner mehr.“

„O ja, ich brauche Dich, rief Natanael — jetzt erſt das alte Gefühl wiederfindend, ſie faſt umſchlingend; ich liebe Dich, haſt Du nicht gehört, wie oft ich nach Dir gerufen habe?“

„Ich kann nicht,“ ſagte ſie rauh. „Nimm das Kind weg, Verena; der Vater hat Recht — es darf nicht bei mir ſein, wenn es ihn lieben ſoll.“

VI.

Du warſt der erſte Stern in meiner Nacht.

An einem herrlichen Julitag wurde Juſtin ein zweites Kindchen geboren. Alle Nachtigallen ſchlugen, die Roſen überblühten ſich an Fülle, und es war ein Sohn.

Natanael hatte ſich eingedrängt; ſein blonder Kopf lag auf dem Kiſſen, dicht an der Wange der Mutter und dem braunen Köpfchen des Neugebornen.

Es war auf Tod und Leben gegangen; noch war es Leben, aber das Licht flackerte hin und her — bald hoch, bald erlöſchend. Juſtin konnte nicht an Gefahr glauben, konnte nicht faſſen, daß er ſie verlieren müßte. Keiner wagte es ihm zu ſagen. Sie war ſelten bei vollem Bewußtſein. Wenn ſie es war, ſchlang ſie die Arme feſt um ihn und flüſterte ihm halbverſtändliche Worte zu, auf die er immer nur erwiderte: „wenn ich Dich verliere, bin ich mit verloren.“

„Justin! — Natanael!“ — das waren ihre letzten Worte — sie rief sie mit schneidendem Ton durch den stillen Raum. Das Kind richtete sich hoch auf; aber nur Justin sah die Veränderung des Todes auf ihrem Gesicht — er schauderte zusammen. — Als er nach langer Zeit die Augen aufschlug, sah er Susanna in der Thür stehen. Sie wollte reden, aber er winkte ihr mit der Hand, still zu sein. Natanael, der sie merkte, hing sich mit dem Gefühl des Verlassenseins an ihren Rock. Die Alte nahm das Kleine aus der Wiege und verließ mit den Kindern das Zimmer.

Justin stand lange stumm und thränenlos vor dem Bett. Dann wandte er sich langsam, hielt einen Augenblick vor dem Gewehrschrank inne und ging dann mit unsicheren Schritten zur Thür hinaus, durch den Garten in den Wald. Der Wald war frisch grün, wie junges, gesundes Leben. Wenn auch der Herbst die Blätter dürr herabwarf, andere keimten wieder herauf. — Andere, das war es eben; nie dieselben.

Vor Justin's Füßen lag ein todtes Insect. Die Vögel rissen an ihm herum und eine wilde Rose streute ihre Blätter darüber aus. Die Rosen werden wieder blühen, neue Falter durch die blaue Luft fliegen — neue — nie die alten. Aus Tod und Verwesung steigt Leben wieder auf, aber nie, nie kehrt das Verlorene zurück. Ob er der Kinder wegen leben müsse? Aber auch das war ihm gleich; gleich, wo er bliebe, wenn er nicht bei ihr sein konnte. Ob dies fressende Gefühl der Sehnsucht ihn nie wieder verlassen würde — seine Gedanken suchten sie — noch lag sie vor ihm ausgestreckt in ihrer ganzen Lieblichkeit. Wie lange er das Bild in dieser Frische würde festhalten können und im Schmerz um sie fühlen, daß er lebe.

Viele Stunden saß er dort. Die Nacht kam und umgab ihn mit Dunkel, wie ein sicherer Versteck; aber auch das Dunkel wich. Fröhlich schlug ein junger Tag die Augen auf, Jubel rings umher — die Vögel lockten und antworteten sich. Besonders die wilde Waldtaube konnte sich nicht satt girren; er ging hindurch wie auf Dornen — wo er die Büsche streifte, sandten sie ihm einen ganzen Schauer von Thau nach — sein Auge blieb trocken, ein heißes, dürres Gefühl, ein Gefühl von Verschmachten schnürte ihm den Hals zu.

Als er in das Haus trat, ging er gerade hindurch nach dem Zimmer, in welchem Verena gelegen. Aber das Bett war leer, die Thür der kleinen Kapelle stand offen. Betroffen, zürnend blieb er stehen. Susanna mußte es gethan haben.

Unter dem heiligen Bild lag Verena ganz unter Rosen, in den gefalteten Händen das Kreuz. Ein wunderbar zufriedener Ausdruck spielte um ihren Mund; eine liebliche Weisheit, die zu sagen schien: „ich verstehe.“ Zu ihren Füßen saß Natanael und spielte, durch die geöffneten Fenster drang weiche, warme Luft. Es war so still im Gemach, daß man das Flattern eines Schmetterlings hörte, der umsonst an der Decke den Ausweg suchte. Immer finsterer zogen sich Justin's Züge zusammen, ihm war, als hätte man ihm die Geliebte noch einmal entrissen.

Den Frieden seines Kindes, hier an dieser Stelle, ertrug er nicht. Leiden sollte er, scharf und brennend, wie er — von den blinden Augen wollte er ihm

den Schleier reißen, wissen sollte er, was er verloren habe — wissen was sterben sei.

Unsanft riß er ihn empor. „Was machst Du hier?“ herrschte er ihn an; „wie kannst Du bei der todten Mutter spielen und fröhlich sein?“

„Sie schläft,“ flüsterte das Kind; „weck' sie nicht — sie wird schon erwachen, wenn's Zeit ist,“ sagte Susanna.

„Susanna lügt — sie ist todt.“

„Todt?“ wiederholte der Knabe; „die Mutter sagt, wir leben ewig.“ Er stockte etwas bei dem Wort — so recht wußte er nicht, was es hieß. „Die Mutter schläft,“ beruhigte er sich von Neuem; „schlafen und sterben, sagt Susanna, ist dasselbe. Heut' haben sie die Engel eingesungen; darum schläft sie so fest. Wach auf, Mutter! — wach auf! Natanael ruft — Dein Kind ruft!“

„Geh!“ sagte jetzt Justin, ihn zur Thür hinausdrängend; „laß Dir weiter Märchen erzählen von Susanna.“

VII.

Ich bin durch die Wüste gezogen,
Des Sandes glühende Wogen
Verbrannten mir den Fuß.

Der Tod war im Haus. Wer von uns kennt nicht seine vernichtende Gewalt! Es heißt ein gemeinsames Elend und doch — sehr allein muß man oft daran tragen.

Bei allem Mitleid, bei aller Theilnahme, wen verläßt das Gefühl, als ob die andern Nichts davon wüßten? Als ob eine fröhliche, leichtfertige Welt neben uns herginge, von der wir allein ausgeschlossen sind; ihre heiteren Töne fallen als schneidender Mißlaut in unser Ohr, blind geht sie dahin — was weiß *sie* vom sterben!

Um die Menschen kümmerte sich Justin nicht; ihn verletzte schon die Sommerpracht der Natur. Er schloß die Läden, um Nichts zu sehen; durch die Ritzen drang Sonne und Duft, drang Natanael's silberhelles Lachen. Kinder verstehen schlecht zu trauern, selbst um ihr Liebstes und nun gar dieses, dessen Gedanken kaum eine Viertelstunde reichten — kaum hatte es geweint, lachte es schon wieder.

Justin wurde ihm immer mehr gram. Abends, wenn Alles schlief, schlich er sich von den Kindern fort, froh, daß Susanna da war. Helfen konnte er ihnen Nichts; aber die erste Zeit hatte er ein dumpfes Pflichtgefühl, als ob er in ihrer Nähe sein müßte. Lange hielt es nicht vor; er blieb immer länger aus und manches Mal war er die Nacht nicht heimgekehrt. Heut' auch, obgleich sein Kleinstes krank war und schwere Gewitter sich am Himmel jagten. Susanna hatte schon ein paar Mal vor der Thür gestanden und verlangend nach ihm ausgesehen, nicht seinetwegen — um ihn sorgte sie sich nicht. Der Kleine wollte keine Nahrung nehmen; wenn nicht bald Hilfe kam, würde er der Mutter nachgehen, sagten die Leute, die es sahen. Sie zürnte, daß Alle die Gefahr erkannten, nur er nicht; oder wollte er sie nicht sehen? Dies Kind war ja nicht wie Natanael; es konnte ihm Nutzen, Freude, Ruhm bringen.

„Er hat kein Gewissen und kein Gefühl," dachte sie verächtlich; „in seiner Welt lebt man vom Tage zum Tage und crepirt zuletzt wie das liebe Vieh."

Besorgt ging sie wieder hinein, nahm das Kind in die treuen, nie ermüdenden Arme und ging wieder auf und ab mit ihm im Zimmer, stundenlang; Natanael schlief sanft. Die Zeit verging, der Mond stieg auf, eine Eule schrie am Fenster; die Leute sagten, Justin füttere sie. Immer zorniger wurde die Alte. Ein Arzt müßte da sein! Freilich, wenn man an kein zweites Leben glaubt, ist dies hier auch keinen Pfifferling werth. Ab und zu trat sie an das Fenster; aber Justin kam nicht. Das Kind lag schwerathmend auf ihrem Schoß, es sah Susanna an mit Verena's Augen — mit einem wunderbar alten, sorgenvollen Blick.

„Es stirbt," sagte sich Susanna, „und Keiner ist da, der ihm beisteht. Wenn ich selbst einen Arzt noch herschaffen könnte, wer weiß, ob es ihm recht wäre. Er ist doch Herr hier und der Vater — — Vater? er verdient kein Kind. Hätt' ich es nur bei Zeiten zu mir genommen, wer weiß, ob es nicht gelebt hätte. — Mit Natanael wird es nicht anders gehen — er ist auch verloren, wenn er hier bleibt. Wehe uns und ihr, wenn Verena sehen kann, wie es hier auf Erden zugeht."

Sie legte das Kind in sein Bettchen und trat von Neuem an das Fenster. Der Sturm bog die Wipfel hin und her, Wolkenfetzen hingen am Himmel; es zeigte sich ein heller Morgenstreifen. „Wenn die Sonne kommt, wird das arme Ding ausgelitten haben," sagte sie sich. Aber die Sonne stieg glänzend herauf und das Kind lebte noch immer.

„Es kann nicht sterben," meinte die Magd, als sie vorüber ging. „Warum wartet ihr auf den Vater, Susanna? — kennt ihr nicht den Glauben, eh' der Vater nicht da ist, kann es die Augen nicht schließen — das arme Liebchen, weil ihr auf ihn wartet."

„Da möchte es lange leiden," rief gereizt die Alte, „ich warte nicht mehr auf ihn!"

Indem öffnete sich die Thür und Justin trat ein. —

„Verena's Kind stirbt," sagte sie erregt, „und Sie sind Schuld. Warum haben Sie nichts dafür gethan; mit welchen Hoffnungen wurde es erwartet, welche Liebe war ihm im Voraus zugesagt. Nichts ist ihm gehalten worden."

„Hat mir irgend Etwas gehalten, was es versprach," entgegnete er bitter; „ich beneide dies Kind — beneide, daß es sich aus dieser Welt davon macht, eh' es erfährt, was ich erfahren." Er trat an das Bettchen heran; schon spielten bleiche, graue Schatten um das kleine Gesicht. Susanna weinte.

„Ich bin hart gegen den Anblick des Todes, seit ich ihn auf ihrem Antlitz sah," sagte er kalt; „sah, wie die Verwesung sie nicht verschonte, wie sich das Theuerste, Liebste in einen Gegenstand des Ekels verzerrte. Mag es sterben; es thut klug daran; ich wollte, wir wären erst Alle so weit."

„Weil Sie das echte Leben nicht kennen, Justin," rief Susanna, „geben Sie es leicht fort. Die Kinder Gottes sind nie muthlos, selbst nicht in der höchsten Noth, denn sie haben Hoffnung. Mag ihnen auf Erden Alles genommen werden, Sie bleiben glücklich."

„Glücklich wie Natanael; man muß blind und schwachsinnig dazu sein.

Dies Kind war zu klug; besser es schließt seine Augen — sie möchten klarer sehen."

„Es ist todt!" schluchzte Susanna, ihre Hand auf die kleinen Lider drückend, daß die langen schwarzen Wimpern die Wangen überschatteten. „Gehen Sie fort von hier, Justin. O, wenn Verena Sie sehen könnte —"

„Ja, wenn sie mich sehen könnte! Dann freilich wäre Alles anders," sagte er seufzend.

Natanael war darüber erwacht; er tappte sich nach dem Bettchen hin; als er aber Susanna's nasse Wangen fühlte, frug er erschreckt: „Was weinst Du?"

„Das Brüderchen ist der Mutter nachgegangen."

„Werdet Ihr es nun auch eingraben?" frug er angstvoll. „Es muß ja darin ersticken, die Beppi sagt, mit der Mutter habt Ihr es gethan. Kann es auch sicher wieder heraus, kann die Mutter wieder heraus, wenn Gott ruft?"

„Siehst Du," entgegnete Justin und seine Lippe zuckte, „selbst er zweifelt ... Nein! sie kommen nicht heraus — was in die Erde gelegt wird, wird wieder Erde, Natanael."

„Das sagte freilich die Mutter auch," antwortete das Kind, „aber die Blumen —"

„Ja, Natanael, wie die Blumen kommen die Menschen aus der Erde, wenn es ihre Zeit ist — die Mutter mit dem Brüderchen," sagte Susanna.

„Richtig, so war's auch; freilich erst auf das Frühjahr, aber dann kommt die Mutter gewiß."

„Geh," rief Justin, „sieh', was von den Menschen bleibt, wenn man sie begräbt — nicht mehr als vom Thier. Weißt Du nicht mehr, was aus dem todten Vogel wurde, den Du nicht von Dir lassen wolltest — er verfaulte."

Susanna riß empört den Knaben an sich. „Sie sollen ihn nicht mit ihren eklen Lehren vergiften," rief sie. „Jetzt wieder stehen wir uns gegenüber; damals sagten Sie, wir zwei sind gleich, Keiner kann ihm gut thun. Nun aber hat sich's gewendet; ich kann sein Glück hüten, Sie können ihm Alles nehmen für hier und dort."

„Sein Glück!" wiederholte Justin finster. „Dessen Glück ist nicht zu zerstören; meinethalb mag der fröhliche, lebende Sohn von mir gehen, wenn ich nur die Todten behalte — zu ihnen paff' ich besser."

Durch Susanna's Seele ging wie eine Warnung die Bitte Verena's. „Ich darf ihn nicht von hier fortnehmen; sie sagte, Ihretwegen dürfe ich es nicht."

„Meinetwegen! — glaubte sie wirklich, man könne mir noch helfen — helfen mit dieser kindischen Fröhlichkeit! Nein, Susanna, nehmen Sie Natanael fort von mir, ich kann sein Lachen nicht hören. Es könnte ein Augenblick kommen, wo ich Nichts mehr schonte. Er ist in Gefahr bei mir, Sie haben Recht."

Susanna nahm noch am selben Tag den lebenden Sohn mit in ihre kleine Wohnung am Waldrand. Das Kind war ganz glücklich; schon der Duft der Haide entzückte ihn, die Stille, der Gesang der Vögel. Im großen Hause waren in letzter Zeit soviel Schrecken gewesen; hier glaubte er ihnen allen entronnen

zu sein, fing wieder an, viel von der Mutter zu reden und frug endlos: „Kommt sie nun bald wieder?“ — und Susanna antwortete: „bald.“

VIII.

Und wie des Felsens uraltes Erz,
Ewig derselbe bleibet mein Schmerz.

Ein ganzes Jahr ging darüber hin. Niemand begriff, wie es Justin ertragen hatte. Im großen Hause war Nichts verändert worden, Alles blieb anscheinend beim Alten. Er versorgte die äußere Wirthschaft, soweit es durchaus nothwendig war; die innere ging, wie sie mochte. In der kurzen Zeit seines Glückes hatte er angefangen, frisch auszusehen, wie andere Menschen; jetzt vertrocknete er wieder, eine Pflanze, ihrer Nahrung beraubt. Seine Kleider hingen an ihm herum, sein Gang war gebückt. Nie kam er der Stelle nah, auf der Verena, ihr Kind an der Seite, lag — ob tiefer Schnee sich darauf häufte, ob Stürme die Bäume knickten, die darüber hingen, ob Sonnenhitze das Gras verdorrte — er sah nicht darnach.

Eine Andere that es. Kein Tag verging, an dem nicht Susanna mit dem Kind droben war; es lag auf einer Anhöhe, umgeben von einem lieblichen Wiesengrund, in dem ein Bach einen Kranz von Vergißmeinnicht großzog, der sich blaublühend darum wand. Schon von ferne sah man das Kreuz, und die Leute aus dem Dorfe brachten manchen Strauß, sich scheu umblickend, ob es der finstere Herr auch nicht sähe.

Natanael spielte tagelang dort, er war auf der Stelle so gut aufgehoben, und wenn man ihn frug: „Willst du zur Mutter,“ nickte er lächelnd und wußte, es ging auf das Grab. Susanna ließ ihn unbekümmert droben allein, wenn sie ihre kleine Wirthschaft versorgte. „Er ist in Gottes besonderer Hut dort,“ sagte sie, „und in der seiner Mutter.“

An einem warmen Sommertag, einem wahren Auferstehungstage, dem Todestag der Mutter, spielte Natanael auch dort. Der Fleck war ganz mit Rosen geschmückt, sie blühten wieder wie damals. Es war schon gegen Abend und die Sonne mischte ihre Gluthen mit denen der Blumen. Susanna wollte den Knaben holen, sobald das Abendbrot fertig wäre; das Haus stand nur wenig Schritt davon. Natanael hatte sich ein Nest gebaut in dem großen Haselbusch, der die eine Ecke überschattete, und zog Erdbeeren von einem Halm, den ihm Susanna gegeben; sie wuchsen dort in großer Fülle.

Da hörte er Schritte. Es überraschte ihn nicht, oft kamen Leute und Alle waren ihm gut; er saß ganz still, der Eintretende konnte ihn nicht gleich sehen.

Es war Justin. Scheu und langsam näherte er sich der Stelle; auch er stand erst ganz still und las in Gedanken mechanisch immer wieder Namen und Datum auf dem Stein und darunter „Resurget in Nomine Jesu Christi.“

Er bog sich nieder und flüsterte: „Ich kann nicht ohne dich leben, Verena — ich kann es nicht — ich habe ehrlich versucht. Führt denn kein Weg zu Dir, nicht einmal der Tod? — Gib mir ein Zeichen —“

Aber Alles blieb still. Nur das Kind horchte hoch auf.

„Nicht einmal der Tod,“ wiederholte Justin; „nur Ruhe kann er mir noch

verschaffen, diese zehrende Sehnsucht endlich schweigen heißen. Als höchstes Glück will ich ihn begrüßen, mein Leben sei, was es schon lange war — ein Nichts."

Natanael wurde Angst. Leise erhob er sich; aber er konnte mit den blinden Augen nicht den Ausweg finden und stand plötzlich vor dem Vater. Der schrak zusammen, als habe er einen Geist gesehen. Dies Jahr hatte des Kindes Gesicht verwandelt; es war länglicher geworden und die langen blonden Haare gaben ihm etwas Mädchenhaftes.

„Verena!" rief der Unglückliche und zog zum ersten Mal sein Kind an sich.

„Man sagt, ich sehe der Mutter ähnlich; alle Leute haben mich darum lieb — wirst Du das jetzt auch thun, Vater?"

„Ich," antwortete er herb, „habe keine Liebe mehr zu verschenken; sie ging alle der Mutter nach. Natanael und Du — Du, den sie so sehr liebte, bangst Du Dich denn nicht nach ihr wie ich?"

„Ja," flüsterte das Kind und legte den blonden Kopf dicht an seine Wange, „ich bange mich immerfort nach ihr. Vor Susanna darf ich's nicht recht sagen; sie meint, man dürfe nie unzufrieden sein. Aber, siehst Du, Susanna ist doch nicht wie die Mutter — ich wollte, sie käme wieder! Nun sind ja die Blumen längst heraus — kommt sie wieder? Wann kommt sie, Vater?"

„Sie kommt nie mehr, Natanael."

„Dann wollen wir zu ihr, Vater!"

Ein wilder Gedanke durchfuhr Justin's Gehirn. „Willst Du mit?" flüsterte er. „Aber der Weg ist dunkel."

„Ja, ich will mit," rief der Knabe freudig; „wenn wir bei der Mutter sind, wird es schon hell werden; denn da ist der Himmel und alle Engel und lauter Herrlichkeit."

„Nein," sagte Justin und setzte das Kind von seinem Knie herunter; „dahin geht mein Weg nicht — mein Weg bleibt dunkel — ich muß allein gehen."

Da tauchte in der verworrenen, kleinen Seele der Tag auf bei Susanna, an dem Verena gesagt: Natanael müsse bei Justin bleiben, und noch mancher Tag aus schwerer Krankheitszeit, wo sie ihm dasselbe wiederholt hatte; dann der letzte, an dem sie ihre beiden Namen zusammen genannt. Den Schrei vergaß er nicht, bis in seine Träume hatte er ihn verfolgt.

„Die Mutter sagte," stammelte das Kind, „ich sollte bei Dir bleiben, immer — dann käme sie auch."

Da nahm er die Hand, die der Kleine ausreckte, und sie stiegen die Stufen hinab in den Wiesengrund, auf dem schon feuchte Nebel in weißen Schleiern lagen. Als Natanael den Bach spürte, bückte er sich.

„Pflücke mir ein Vergißmeinnicht," sagte er; „ich thue es alle Tage und leg's in meine Bibel. Wenn sie voll ist, kommt die Mutter wieder, sagt Susanna."

Er willfahrte ihm und sie gingen weiter, dem Walde zu. An der Ecke, wo sich der Weg theilte, blieb Justin wieder stehen. Es waren nur ein paar Schritte bis zur Thür. „Lauf! da ist Susanna," sagte er, „Du kannst nicht fehlen." Aber das Kind faßte nur fester die Hand und bat: „Nimm mich mit, wir wollen Beide zur Mutter."

Da schritt er stumm mit ihm weiter in den Wald. Es war schon dämmrig darin! Natanael schmiegte sich dicht an ihn.

„Wenn Du Angst hast, bring' ich Dich zurück."

„Ich habe keine Angst," antwortete das Kind; „die Mutter sagt, Gott ist bei uns."

Justin blieb stehen. „Weißt Du, was wir thun wollen? Sterben wollen wir."

„Sterben," wiederholte das Kind, „schlafen — meinethalb, ich bin müde."

Da drängte er ihn mit Macht von sich. „Du sollst zurückbleiben!" rief er außer sich. „Welch eine Gewalt treibt Dich mir nach, verführt mich, Dich mitzunehmen? Dich! mit diesen Augen an die Stätte des Verbrechens . . ."

Natanael blieb erschrocken stehen. „Bleib hier, mein armer Sohn," sagte Justin, sich fassend — „meinen Weg kannst Du nicht gehen — er ist zu schwer für Dich."

Behutsam und sorglich setzte er das Kind auf einen bemoosten Baumstumpf und gab ihm Blumen zum Spielen. „Susanna wird Dich holen; sie sah uns fortgehen, ich weiß es — Du bist ja geduldig und fromm — warte; mit mir kannst Du nicht gehen, Natanael."

„Wirst Du mich später zur Mutter holen?"

„Ja, man wird Dich zur Mutter bringen."

„Sag', ich schickte ihr das zum Gruß," fuhr der Kleine fort, nestelte das goldene Kreuzchen los und hing es dem Vater um; „sie liebte es."

Justin wollte sich erst wehren; aber dann ließ er es geschehen, überhäufte den Knaben mit ungewohnter Zärtlichkeit und verschwand im Wald.

Er ging dem Moorgrund zu. Manches Mal hatte er die Gefahr dort erkannt und mit Kraft und Klugheit bestanden. Jetzt lockte sie ihn wie den Unglücklichen, der am Abgrund steht; die Tiefe — geheimnißvoll rief ihn Sirenengesang, das Schlaflied der Schmerzen. Ruhe und ein Ende — was wollte er mehr? Natanael würde ihn nicht vermissen — Keiner — die Einzige, die ihn liebte, war todt — das, worauf es kein Weiter gab.

Er setzte sich an die Grenze des tückischen Grundes — frisch, maigrün lag er vor ihm; lieblicher, lockender konnte kein Grab aussehen; schöne Blüthenglocken wiegten ihre duftigen Häupter — leichte, weiße Flöckchen wehten wie Fahnen und Merkzeichen, in der Ferne hörte man das Hacken des Spechts und den Schrei des Raubvogels.

Doch horch! — das war noch ein anderer Ton — jäh wie die Kraft der Verzweiflung und tonlos wie Schwäche und letzte Ohnmacht. Von namenloser Angst getrieben, fuhr Justin auf — das war Natanael's Stimme — am Rande des Grundes sah er sein Kind — es suchte ihm gegenüber umsonst mit den kleinen Füßen wieder Boden zu gewinnen — sehr tief war es dort noch nicht, aber doch tief genug für ihn — jammernd rief er hinüber: „Vater, ich will zu Dir! ich will bei Dir bleiben — ich hatte es doch der Mutter versprochen."

Umsonst befahl Justin, zurückzugehen; das Kind verstand ihn nicht. Da eilte er ihm quer über den Grund zu Hilfe, achtlos gegen Tod und Gefahr — bald versinkend, bald sich emporringend, Natanael ermuthigend — das Kind ihm

immer entgegen — die blonden Haare flatterten im Wind und die weißen Kinderarme streckten sich flehend nach ihm aus.

Justin erbebte. In einem Augenblick stürmten tausend Gedanken auf ihn ein — wenn es doch ein Jenseits gäbe! — wenn durch seine Schuld er so den Knaben der Mutter zusende — wenn sie sehen konnte, was hier vorging! Die Ahnung einer höheren Welt durchzuckte ihn wie Schmerz, wie Leben ein bis dahin todtes Glied.

Vor ihm stieg sie auf als Schrecken — als Gericht — ein flammendes Schwert, und plötzlich wandelte sich ihr zürnendes Feuer in lebendige Rosen auf einem Grabe — Verena's klare, fromme Augen blickten ihn an. Aus weiter Ferne tauchte ihre lichte Gestalt auf, lebensvoll, sie sah ihn an mit festem, tiefen Blick, der zu sagen schien: Was weißt du? kannst du wissen, daß Nichts ist? bist du nicht blinder als Natanael? hat nicht gerade in dir Sehnsucht immer weit hinaus gesehen über dies arme Stückchen Erde — lebt nicht Liebe, obgleich ich todt bin?

In wildem Ringen, im äußersten Kampf hatte er sein Kind erreicht — er hielt Natanael mit gewaltiger Kraft über die grüne Fläche — sich stützend, sich hebend, wo und wie er konnte — er selbst im Sinken.

„Liege nur still," sagte er, „ängstige Dich nicht, ich halte Dich, sie kommen Dich retten; wenn Du nur ruhig liegst — die Mutter ist bei uns — sie lebt —"

Schon kamen sie herbei von allen Seiten; der Wald füllte sich mit Leuten, vom Schrei geführt, voran Susanna. Sie hatte sogleich die Stimme ihres Lieblings erkannt und nur zu sehr an Gefahr gedacht, wie sie Justin mit Natanael im Wald verschwinden sah.

Gerettet empfing sie ihn aus des Vaters Händen. Es fehlte an Hilfe nicht; noch hoffte man, schon griff Justin nach der rettenden Stange — da verließ ihn die Kraft — machtlos öffnete sich die Hand — ein Schein verklärter Freude leuchtete noch auf in seinen Augen — die Lippen regten sich, dann versank er in die Tiefe und über ihm schloß sich lautlos die maigrüne Fläche.

Als mit vielen Thränen die alte Susanna Natanael zu Bett legte, sagte sie: „Ach, auch Dein goldnes Kreuzchen hast Du heute verloren!"

„Nein," antwortete das Kind und lächelte fein, „ich hab' es dem Vater umgehängt, der bringt es der Mutter."

Maria Tudor, Königin von Frankreich.

Von

Prof. **Reinhold Pauli** in Göttingen.

Der arme alte König,
Er nahm eine junge Frau.

Aus dem Kampfe um Italien vorzüglich entsprang beim Uebergang aus der mittleren in die neuere Zeit der große Gegensatz zwischen Frankreich und Habsburg-Spanien, das Ringen um ein Gleichgewicht der Mächte, welches die folgenden Jahrhunderte erfüllen sollte. Im Anfange wechselten Bund und Gegenbund in immer neuer Zusammenfügung überraschend schnell und launenhaft. Kaum hatten Ludwig XII., Kaiser Maximilian, Ferdinand von Aragon, der kriegerische Papst Julius II. sich in der Liga von Cambrai beisammen gefunden, um der stolzen Republik Venedig den Garaus zu bereiten, so machten die Erfolge des Ersteren die Anderen stutzig. Angeblich zum Schutze des heiligen Stuhls, vor Allem aber um die Franzosen aus Italien zu vertreiben, einigten sie sich jetzt mit Venedig und der Schweizer Eidgenossenschaft zu der heiligen Liga. Voll orthodoxen Eifers, begierig seinem England, das sich unter dem klugen Vater vorsichtig der Welthändel enthalten hatte, an den europäischen Dingen wieder Antheil und Ruhm zu erwerben, war auch der junge, glänzende Heinrich VIII., der Eidam Ferdinand's des Katholischen, beigetreten. Ganz besonders an diesen Hergängen stieg sein großer Minister empor, Thomas Wolsey, nur äußerlich Kleriker, in Wirklichkeit einer jener seltenen Staatsmänner, die der Entwickelung eines Staates neue Wege vorzeichnen und ihre Fußstapfen nicht minder in der Staatenwelt hinterlassen.

Wenn Ludwig's Truppen auch im ersten Anlaufe bei Ravenna Sieger blieben, er selber gar den heiligen Stuhl durch ein Concil seiner schismatischen Cardinäle zu bedrohen wagte, bald entrissen ihm die Schweizer Mailand und erhoben Maximilian Sforza zum Herzog. Gleichzeitig eroberte Ferdinand das südpyrenäische Navarra, wobei zum ersten Male wieder ein englisches Heer auf dem Festlande erschienen war. Freilich in eifersüchtigem Argwohne, daß es etwa nach Castilien hin einwirken könnte, wurde es von dem schlauen Sieger an der Biscaischen Küste fest und vom Vormarsch auf Guienne abgehalten. Auch nach-

dem Julius II. im Februar 1513 gestorben und der Mediceer Leo X. sein Nachfolger geworden, wurde zunächst der König von Frankreich von verschiedenen Seiten mit Glück weiter bekämpft. Die Schweizer, die seinen Feldherrn bei Novara schlugen, drangen im Einvernehmen mit Maximilian in die Freigrafschaft ein, bis sie, von der Geldnoth des Kaisers und den diplomatischen Künsten der Franzosen behindert, bei Dijon Halt machten. Maximilian selber eilte, sobald der König von England mit Heeresmacht in Calais erschienen war, ihm entgegen, gewann als sein Feldhauptmann die Sporenschlacht von Guinegat und half ihm die Städte Therouanne und Tournai einnehmen. Vor dem tapferen Auszuge der Engländer nach Northumberland verlor fast gleichzeitig König Jakob IV. von Schottland, wie seine Ahnen und Erben der leidenschaftliche Verbündete der Franzosen, bei Flodden Schlacht und Leben. Verhandlungen, welche Heinrich VIII. darauf mit Maximilian's staatskluger Tochter Margareta, der Statthalterin der Niederlande, mit burgundischen und aragonischen Bevollmächtigten zu Lille führte, gediehen zu Vertragsentwürfen, wonach in der Campagne des nächsten Jahres Frankreich mit gemeinsamen Kräften von allen vier Weltgegenden zugleich angegriffen werden sollte.

Allein solche Vorsätze entsprachen den Bundesinteressen durchaus nicht mehr. Ein neuer Umschwung, entgegengesetzte Bündnisse lagen in der Luft, seitdem zumal die Venetianer, von Maximilian und Ferdinand bedrängt, von der Liga zu Ludwig XII. übergetreten waren, und Ferdinand der Katholische selber, stets in Angst, daß der Kaiser, vielleicht gar mit England einverstanden, ihm seine Gewalt über Castilien, das er ihrer beider Enkel, Karl von Burgund, vorenthielt, streitig machen könnte, nur auf die Sicherung Navarra's, Neapel's und wo möglich auch Mailands für den jüngsten Enkel Ferdinand lauernd bedacht war. Da nun aber Maximilian, stets geldbedürftig und unersättlich bettelnd, in der mit Heinrich VIII. eingegangenen Capitulation nicht seine Rechnung fand, war es schließlich dieser junge, kriegslustige Fürst allein, den die frischen, zu Lande und zu Wasser errungenen Lorberen nicht ruhen ließen, so daß er nun als ritterlicher Kämpe des Papstes den Krieg fortzuführen ehrlich weiter rüstete, während diesem selber immer weniger daran gelegen war. Erst allmälig sollte man in England erkennen, daß Leo X. und der kluge Ludwig XII. sich mit einander vertrugen. Noch später kam man hinter die geheime Einigung zwischen Aragon und Frankreich, die im März 1514 den einjährigen Waffenstillstand von Orléans herbeiführte, in die sich auch Maximilian verlocken ließ. Heinrich VIII., von diesen wieder entfremdet, mit dem Schwiegervater seit der schnöden Zurücksetzung seiner Truppen in Viscaya gespannt, fiel aus den Wolken, als ihm dieselben Mächte, die im vergangenen October mit ihm zu Lille den Waffenbund verlängerten, jetzt das Gegentheil zumutheten. Empört darüber, nicht für sich, sondern für die eigennützigen, wandelbaren Zwecke Anderer seine Reichthümer vergeudet zu haben, horchte er auf geheime, einen Separatfrieden bezweckende Anträge, die ihm Ludwig XII. machen ließ, die alsbald auch öffentlich durch eine überaus schmeichelhafte Mission des Papstes unterstützt wurden.

Die Verhandlungen wurden im wohlverstandenen Interesse Englands, aber ebensosehr im eigenen von Wolsey geführt, dem glücklichen Emporkömmling,

der die letzten mächtigen Repräsentanten alten Adels im Geheimen Rathe seines Königs bei Seite schob, nach einander Bischof von Lincoln, Erzbischof von York, Cardinal der Kirche wurde und nicht minder das Bisthum von Flandern in dem eroberten Tournai zu behaupten suchte. Dies und Alles, was sich fernerhin daraus entwickelte, insonderheit auch der Gegenstand dieser Erzählung, sind durch die Documente selber in unvergleichlicher Weise bezeugt. Nachdem einst, vor nunmehr sechs und funfzig Jahren, Leopold v. Ranke, in Verbindung mit seinem Erstlingswerke, den „Geschichten der romanischen und germanischen Völker", die Sonde der Kritik an ihre zeitgenössischen Geschichtschreiber gelegt und diese dann vor dem, von ihm selber in venetianischen und anderen Archiven entfesselten Lichte, bedeutend in den Schatten getreten, sind von allen Seiten die echten, untrüglichen Quellen in den Acten selbst erschlossen worden. Aus dem, was die unvergleichlich scharf blickenden Venetianer nach Hause berichteten, aus den geheimen in Simancas bewahrten Repositorien Ferdinand's, aus den Staatskanzleien von Paris und von Brüssel, und vor Allen aus der großartigen archivalischen Hinterlassenschaft Wolsey's selber läßt sich die Heiraths- und Liebesgeschichte einer englischen Königstochter viel sicherer fast auf Tag und Stunde wiedergeben, als aus der gelegentlichen Erzählung französischer oder englischer Autoren. In den Briefen der Betheiligten klingen Rede und Widerrede von hüben und drüben lebendig fort.

Am 7. August 1514 wurde in London zwischen England und Frankreich ein Friede unterzeichnet, der bis ein Jahr nach dem Tode eines der beiden Paciscenten Giltigkeit haben sollte und Frankreich verpflichtete, die einst Heinrich VII. zuerkannten Jahrgelder im Pausche von einer Million Kronen abzulösen, wogegen England die Wiedereroberung Mailands durch die französischen Waffen im ausgesprochenen Gegensatze zum Kaiser, den Schweizern und dem Könige von Aragon unbeanstandet geschehen lassen und sich auch über die Rückgabe der Stadt Tournai gütlich einigen wollte. Endlich aber würde Ludwig, wonach er seit Monaten sein besonderes Begehr geäußert hatte, obwohl er schon an die drei und funfzig Jahre alt und gleich den meisten hervorragenden Zeitgenossen, frühe verlebt war, die jugendliche, jüngere Schwester Heinrich's heirathen. Kaum begegnet ein Bundesvertrag in jenen Tagen, der nicht auch durch ein feierliches Verlöbniß besiegelt worden wäre. Daher denn auch, bei dem beständigen Wechsel solcher Verträge, wiederholte Lösung von bereits im Voraus unter aller möglichen Sanction eingegangenen Ehen, ein beständiges Feilschen für und wider um eine und dieselbe hoch begehrte Hand.

So war Maria Tudor bereits im Jahre 1506 dem sechsjährigen Karl von Burgund, dem Erben der Krone von Castilien, angetraut worden, indem schon Heinrich VII. mit Ferdinand dem Katholischen und Kaiser Max um die Wette um große dynastische Aussichten buhlte. Wie oft war dann unter den Verbündeten diese Heirath als das Sicherheitsschloß ihrer Einigung angerufen worden. Neuerdings aber wühlte der alte Ferdinand im Geheimen dagegen, weil er durch die englische Ehe die Anwartschaft des noch nicht mündig erklärten Herzog Karl auf Castilien gefördert und seinen Liebling, dessen jüngeren Bruder

Ferdinand, benachtheiligt zu sehen befürchtete. Ueberdies waren die flandrischen Regenten des älteren, vor Allen der Herr von Chièvres, zu stark französisch gesinnt, um einer solchen Verbindung geneigt zu sein. Man sieht, eine Menge politischer Beweggründe waren für Ludwig XII. bei seiner Wahl im Spiel. Da die Flanderer zu Anfang des Jahres das Nachsuchen Heinrich's VIII., nunmehr endlich die längst beschworene Heirath zu vollziehen, zurückwiesen, kündigte der König, in seiner Entrüstung über Ferdinand's und Maximilian's Verhalten rasch entschlossen, zum großen Leidwesen Margareta's, das Verlöbniß. Am 30. Juli renunciirte Maria feierlich vor versammeltem Geheimen Rathe auf die Hand des Infanten Karl.

Mit achtzehn Jahren stand sie eben in der vollen Blüthe jungfräulicher Schönheit, von der flandrische Geschäftsträger überrascht und voll Entzücken nach Hause berichteten. Während ihre um sieben Jahre ältere Schwester Margareta, die Königin-Wittwe von Schottland, seitdem ihr tollkühner Gemahl auf Floddenfield gefallen, mit zwei kleinen Knaben und in einer zweiten gewagten Ehe in dem tief aufgewühlten Nachbarlande ein politisch und persönlich gefährdetes Dasein führte, war Maria die blendendste Erscheinung am glänzenden Hofe ihres lebenslustigen Bruders. In den niemals abreißenden Festen und Aufzügen, bei Ritterspielen und „Revels", die gold- und seidestrotzend dem volksthümlichen Theater vorgriffen, erschien neben Heinrich selber und seinem Busenfreunde, dem stattlichen, unendlich genußfähigen Charles Brandon, den er von Stufe zu Stufe zum Lord Lisle und Herzog von Suffolk erhoben hatte, die reizende, junge Prinzessin, vor der die wenig anmuthende Erscheinung der Königin, der spanischen Katharina, völlig in den Schatten trat, bald in dieser, bald jener der antiken Mythologie oder dem romantischen Ritterthume entnommenen Verkleidung. Daß sie aus diesem Treiben heraus, statt an den jungen, an Körper und Geist sich langsam entwickelnden Karl von Burgund, einem hinsiechenden Fürsten verheirathet werden sollte, gab den Höfen und Gesandtschaften zwar unendlich viel zu reden, erschien aber allen diesen Kreisen im Grunde wenig befremdlich. Die Londoner erklärten es sich damit, daß Maria vor dem stolzen Glücke, Königin von Frankreich zu werden, zu allem Uebrigen die Augen schließe.

Gleich nachdem der Friede öffentlich verkündet worden, am 13. August, wurde Maria zu Greenwich, der Lieblingsresidenz ihres Bruders, vor dem in vollem Staat versammelten Hoflager im Beisein der Repräsentanten der mit England befreundeten Mächte per verba de praesenti dem jungen Herzoge von Longueville angetraut, einem der Gefangenen von Guinegat, der schon an den Vorverhandlungen betheiligt gewesen und jetzt als Mandatar seines Königs fungirte. Er ergriff die Hand der Prinzessin, sie die seine, beide lasen französisch den Ehecontract ab, worauf der Herzog der Königin-Braut einen Ring an den vierten Finger der linken Hand steckte. Der Erzbischof von Canterbury hielt alsdann eine lateinische Rede. Wie bei einer Hochzeit folgten Hochamt, Banket und Tanz. Da selbst hiermit dem ceremoniellen Geschmack des englischen Hofs noch nicht Genüge gethan, wurde die Fürstin im Beisein vieler Zeugen zu Bett gebracht und erschien der Marquis von Rothelin, auch einer jener Gefangenen, im Wamms und rothen Hosen, um mit seinem Fuß den Maria's zu berühren.

Während die Ratification der Verträge von beiden Seiten erfolgte, nahmen die Vorbereitungen zur Ueberführung der jungen Königin noch an die sechs Wochen in Anspruch, zum nicht geringen Verdruß Ludwig's XII., der sich wie ein junger Liebhaber geberdete, von seiner Gemahlin täglich Nachricht verlangte und ihr schrieb, er würde ihr nach Abbeville entgegen eilen.

Mittlerweile ergriffen die verschiedenen Regierungen Stellung zu dem Ereigniß. Die Agenten Venedig's, die aller Orten mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt waren, wetteten jubelnd, nun würden die Franzosen demnächst zum Verderben ihrer Gegner über die Alpen zurückkehren. In der Lagunenstadt selber hielten der Rath der Zehn und die Junta sehr feierlichen Kirchgang in S. Marco. Abends gab es Feuerwerk von allen Thürmen. Der alte Doge Leonardo Loredano schrieb dankerfüllt an König Heinrich, der endlich geholfen. An dessen Hofe aber zeigte Niemand ein längeres Gesicht, als der spanische Gesandte. Und in der That, die habsburg-spanische Allianz war höchst empfindlich getroffen. Lange hatte die Erzherzogin Margareta ungläubig den Kopf geschüttelt. Während die flandrischen Vormünder alle Schuld auf Ferdinand schoben und ihren Mündel nun vollends in die Arme Frankreichs treiben wollten, meinte sie in Brüssel vor einer Erhebung der entrüsteten Bevölkerung nicht sicher zu sein. Außer sich, drohte die Regentin, die ihr einst von Heinrich gegebenen Verheißungen zu veröffentlichen. Vergeblich, denn der König hatte ihrem unberechenbaren Vater von Lille her wiederholten Vertragsbruch vorzuwerfen, ließ sie aber versichern, daß er einzig und allein aus Rücksicht für den jungen Karl den Tractat mit Frankreich, wie er es wol gekonnt haben würde, nicht gegen Burgund gerichtet hätte. Von Maximilian hieß es, daß er, auf die erste Andeutung einer englisch-französischen Verbindung, sein Bedauern darüber ausgedrückt hätte, daß eine so schöne und tugendhafte Dame wie Maria an einen gebrechlichen und bösartigen Fürsten weggeworfen werden sollte. Nach Briefen aus Innsbruck war der Kaiser auf die Kunde vom Abschluß des Bündnisses spornstreichs aus seinen Jagdgehegen bei Wels dorthin geeilt, und hatte geschworen, den Engländern vor Gott und der Welt die verdiente Antwort zu geben. Seine Umgebung zieh Heinrich des schwärzesten Undanks an dem, der doch wie ein gemeiner Hauptmann ihm seine Siege erfochten. In Valladolid endlich versüßte man seinen Ingrimm mit weidlichem Spott über die Verheirathung eines achtzehnjährigen Mädchens an einen welken Aussätzigen, da sie ihm der Tod sein würde. Dem alten Ferdinand aber war nicht ganz geheuer, als sein Botschafter in London, der sich beklagte, daß alle Welt auf ihn Pfeile schleudere wie auf einen Stier, meldete, zwischen England und Frankreich beständen Anschläge auf Befreiung Navarras und würden selbst Anrechte der englischen Krone auf Castilien besprochen.

In der That schien Wolsey auf eine Politik einzugehen, die der bisher befolgten vielfach entgegen lief. Er that das um so eher, weil er in eigener Sache die Aussicht hatte, wegen Tournai eine freundschaftliche Verständigung mit der französischen Regierung herbeizuführen. Eben an Wolsey persönlich wandte sich denn auch Ludwig, damit er rasch in den Besitz seiner Gemahlin gelange, während der Herzog von Longueville, nach Paris zurückgekehrt, mit derselben Post „seiner souveränen Dame" schreiben mußte. Maria hat dem Könige stil-

gerecht geantwortet, daß sie gleichfalls Nichts mehr ersehne, als ihn zu erblicken, und daß ihr Bruder mit größtem Eifer ihre Reise betreibe. Der alte Galant hatte Sachverständige herübergeschickt, damit sie bereits nach französischer Mode gekleidet zu ihm komme. Allein die bei so außerordentlichen Anlässen am englischen Hofe geltenden Formen erforderten die entsprechende Zeit. Erst am 23. September wurde an acht der höchsten Würdenträger die Commission ausgefertigt, um des Königs Schwester nach Frankreich zu geleiten. Dem Lord Kammerherrn, Graf von Worcester, hatte Wolsey gleichzeitig politische Aufträge ausgearbeitet. Als beim öffentlichen Empfang, den die junge Königin zum Abschied hielt, auch die fremden Kaufleute erschienen, fand ein Venetianer ihre Schönheit selbst in England ohne Gleichen und den Anzug von Goldtuch in französischem Schnitt überaus kostbar. Mehr als alles Andere aber wunderte ihn, daß von dem Diamanten, einen Finger dick, den sie am Halse trug, und von der Perle, so groß wie ein Taubenei, dem Angebinde Ludwig's, bisher im Juwelenmarkt noch Nichts verlautet war. Während der französische Hof in die Picardie verlegt worden und in üppigen Vorbereitungen nur an die Hochzeit zu denken schien, gaben Heinrich und Katharina der Schwester nach Dover das Geleit, wo aber, da die See hoch ging und wegen der Einschiffung der großartigen Aussteuer und eines zahlreichen Gefolges von Herren und Damen nebst Pferden, Gespann und glänzendem Geschirr noch mehrere Tage verstrichen. Erst am 2. October in der Frühe war Alles fertig und lichtete ein Geschwader von mehreren hundert Segeln die Anker. Der Wind aber blies immer noch so stark, daß die Fahrzeuge auseinander geworfen wurden, eines scheiterte und Maria am folgenden Tage nur mit Lebensgefahr bei Boulogne an das Land stieg. Sie hatte eine Begleitung von 80 Herren bei sich, während der Bräutigam mit 200 in züchtiger Entfernung zu Abbeville ihrer harrte.

An demselben Tage jedoch hatte der Graf von Worcester, der voraus geeilt, dort bei Ludwig Audienz, über die er unverweilt an Wolsey berichtete. Auf alle Bundesverträge mit Aragon, dem Kaiser und dem Infanten gelobte der König fortan verzichten, Zeit Lebens aber Heinrich VIII., mit dem schon eine Begegnung verabredet wurde, zu Willen sein zu wollen. Er gab Wolsey, „seinem besonders guten Freunde", die schönsten Worte wegen Tournai und sagte dem Botschafter, als dieser staunend die kostbaren, der jungen Königin bestimmten Hochzeitsgeschenke betrachten durfte, darunter Diamanten, Rubinen und Perlen von unerhörtem Preis, mit lachender Miene: „Meine Frau soll sie nicht alle auf einmal, sondern nach einander haben, denn ich verlange oft und immer wieder Kuß und Dank dafür." Auch mit dem Herzoge Franz von Angoulême, dem eventuellen Thronfolger, ohne welchen am französischen Hofe schon gar Nichts mehr geschah, der nächst dem Könige und bei Maria's Empfang der Erste sein wollte und großes Verlangen nach persönlicher Bekanntschaft mit ihrem turnierlustigen Bruder trug, hatte der Herzog von Norfolk, der den Conduct auf englischer Seite leitete, angeknüpft, ehe man sich am Sonntag, den 8., Abbeville näherte. Es war Nachmittags 3 Uhr, als Maria eine kurze Strecke vor der Stadt von Franz, an der Spitze der vornehmsten Herren des Reichs, der Garden zu Pferde und der Schweizer zu Fuß begrüßt wurde. Kurz darauf traf der

König, der seiner Braut am Morgen ihre Revenuen in derselben Höhe, wie der verstorbenen Gemahlin Anna von der Bretagne, verschrieben hatte, mit kleinem Gefolge ein. Er ritt ein prächtig aufgezäumtes spanisches Roß und trug einen kurzen Reitrock von rothem Goldtuch, als wenn es auf die Vogelbeize gehen sollte. Nachdem Beide einander Kußhand zugeworfen, umschlang er seine Braut und küßte sie wiederholt auf den Mund. Dann redete er einige Worte zu ihr, welche von den Umstehenden nicht verstanden wurden, wandte sein Roß und ritt in die Stadt zurück, worauf erst der in Gold und Silber, in Sammet und Seide strotzende Festzug sich in Bewegung setzte. Die Bürger Abbevilles schritten in bewaffneten Abtheilungen voraus, an die sich in der Vorstadt der Klerus anschloß. Dann folgten die Schweizer mit ihrem Banner, die schottischen Bogner, die Garden, die französischen und die englischen Edelleute, die Gesandten des Papstes, von Florenz und Venedig, die Prinzen von Geblüt, die Vornehmsten unmittelbar vor der Königin, der zur Seite Herzog Franz sein Roß tummelte. Auf Maria, die unter einem Baldachin einen weißen Zelter ritt, in den kostbarsten Stoffen, aber bei dieser Gelegenheit noch steif englisch gekleidet war, ein Diadem in den Haaren und ein weißes Scepter in der Hand trug, richteten sich Aller Blicke. Es herrschte nur eine Stimme, daß sie sehr gut aussah, ein reizendes Gesicht, schlanke Gestalt und anmuthige Manieren besaß. Auch die schärfsten Kritiker, die vielleicht Augen und Teint zu hell, die Brauen zu blond fanden, erklärten, sie sei in jungen Jahren ein wahres „Paradies". Aber auch an den schweren goldenen Ketten der fremden Edelleute, ihrem trefflichen Beritt und der gediegenen Pracht, mit der das Gefolge gekleidet war, hatte man seine Augenweide. Man staunte über die vielen, schmucken Damen und Fräulein, die gewandt auf ihren Thieren saßen, über die Staatssänfte, die Carrossen und die drei Abtheilungen Bogenschützen, die, eine jede in ihrer besonderen Farbe, hinterdrein zogen. Nur Schade, daß es die ganze Zeit über auf alle diese Herrlichkeit herabregnete und daß, während Maria bei der Herzogin von Angoulême, Ludwig's Tochter und Franzen's Gemahlin, abstieg, wo Abends getanzt und musicirt wurde, auf der anderen Seite der Stadt ein heftiger Brand eine Anzahl Häuser zerstörte.

Am Montag, den 9., in der Frühe war wieder Alles in Bewegung, denn Hochzeit und Beilager sollten gefeiert werden. Bald verließ denn auch die Königin, herrlich geschmückt, ihr Quartier, um von den Engländern in programmmäßigem Aufzuge durch die Spaliere der französischen Truppen in die Residenz des Königs geleitet zu werden, an deren Gartenpforte Prinzen und Großwürdenträger sie ehrerbietigst empfingen. In der großen Halle war ein Altar errichtet, zu dessen Seiten Schemel für König und Königin. Ludwig lüftete den Hut, küßte seine Braut, die sich tief verneigte, und hing ihr ein kostbares Geschmeide um den Hals, welches der Schatzmeister Robertet darreichte. Sobald sie Platz genommen, gab der Herzog von Norfolk im Namen König Heinrich's die Braut fort, wozu Vendôme, Vater und Sohn, die Kerzen und Angoulême nebst drei anderen Herzögen den Baldachin hielten. Nachdem der Bischof von Bayeux das Hochamt gefeiert hatte, reichte er König und Königin je eine Hälfte der gebrochenen Hostie, worauf Ludwig zuerst die Pax und alsdann seine Gemahlin küßte, die,

sich tief verneigend, nunmehr in die königlichen Gemächer zurücktrat. Dort waren die Festtafeln gedeckt, zu denen an diesen und den beiden folgenden Tagen Alles entboten war. Das Ceremoniel aber verlangte, daß König und Königin an besonderen Tischen mit auserwählten Gästen speisten, während Herzog Franz, den man schon Dauphin hieß, die Gesandten bewirthete. Gegen Abend folgten dann in der großen Halle Tanz und Banket, wozu die junge Königin, in Schönheit strahlend, ihre Gewänder nach französischem Schnitt angelegt hatte. Das dauerte, nach venetianischer Zeitbestimmung, von 1 bis 8 Uhr, worauf endlich Madame von Angoulême ihrem Vater Maria in das Gemach zuführte.

Am nächsten Morgen wollten die Höflinge den König besonders heiter erblickt haben und verbreiteten eifrig ein starkes Wort, das geflügelt von seinen Lippen gefallen. Unter der Hand aber erfuhr man die Wahrheit, daß er von einem heftigen Gichtanfall geplagt würde, der ihm nur langsam nach Paris zu reiten gestatten dürfte. An den folgenden Tagen kam er nur bei Tisch zum Vorschein, wobei er denn jedesmal, wie er sich vorgenommen, der Königin einen neuen kostbaren Schmuck überreichte, während die Engländer der Reihe nach bei den französischen Herzögen speisten. Am Freitag trat ein großer Theil derselben, nachdem sich die Herren bei Hofe verabschiedet hatten und reich beschenkt worden waren, unter dem Herzoge von Norfolk den Heimweg an. Andere verlangten, der Krönung der Königin und dem in Aussicht gestellten Lanzenbrechen in Paris beizuwohnen. Vor Allem aber waren sie unter sich nicht einig, wie weit die Aufträge ihres Herrn sie mitzugehen ermächtigten, als der Selbstwille Ludwig's XII., wahrscheinlich gepaart mit der üblen Laune des Kranken, sich zum Lendemain sehr empfindlich entlud. Er selber hatte einst eigenhändig diejenigen Engländer bezeichnet, die als Kammerherren und Pagen, als Caplan und Arzt, als Hofdamen, Edelfräulein und Dienerinnen bei der Königin verbleiben sollten. Nun entließ er gerade Diejenigen, an denen Maria am Meisten gehangen, Knall und Fall, so daß sie in die größte Verlegenheit geriethen. Die Königin aber klagte schon in Briefen vom 12. ihrem Bruder und Wolsey bitteres Leid über eine solche Mißhandlung, die sie dem leichtfertigen Verfahren Norfolk's zur Last legte. Am Schmerzlichsten fiel ihr die Trennung von Lady Guildford. Keine französische Dame, so meinte sie, könne ihr und König Heinrich jemals ersetzen, was „Mutter Guildford" gewesen. Ja, sie wollte lieber allen Gewinn in Frankreich daran geben, als deren Rath. Sie beschwor ihren Bruder und den Erzbischof von York, nur dieser Dame Glauben zu schenken, die ihr nie entrissen worden wäre, wenn Wolsey statt Norfolk sie begleitet hätte. Keine Frage, die Parteiung im englischen Geheimen Rathe, die Spannung Wolsey's und der Kleriker mit der vornehmen Sippe der Howards spielte in diese Verhältnisse hinein. Andererseits aber mochte der König von Frankreich seinen guten Grund haben, weshalb er sich eine gescheite, auch in der Politik nicht unerfahrene Haushofmeisterin vom Halse schaffte. Der Graf von Worcester, der ihn, sobald die Gicht es zuließ, nach Paris begleitete und brieflich von Wolsey zur Rede gestellt wurde, schrieb denn auch, wie Ludwig ihm kurz und bündig erklärt habe: daß seine Gemahlin erwachsen sei und keines anderen Raths bedürfe als des seinigen, zumal nicht jener Lady, die im ersten Augen-

blick Alles an sich gerissen, überall sich eingedrängt und selbst ihn, bei seiner schwachen Gesundheit, nicht verschont hätte. Den Uebrigen versicherte Ludwig, daß seine Gemahlin glücklich und zufrieden wäre, ließ auch im Voraus bereits, sobald es einen Sohn gäbe, König Heinrich zu Gevatter bitten und durch denselben überaus gläubigen Botschafter Wolsey alles mögliche Gute und Schöne sagen.

Schon aber war ein anderer unterwegs, um den Nachlässigkeiten oder gar den Intriguen der Faction zu begegnen und der jungen Königin Trost zu bringen, kein Geringerer als der Herzog von Suffolk, der wie bei Heinrich selber, so auch bei seiner Schwester hoch in Gunst stand. Am 20. October setzte er von Dover nach Boulogne über und holte am 25. zu Beauvais den in kurzen Etappen reisenden französischen Hof ein. Bei der Audienz, die ihm Ludwig im Bette gewährte, während Maria daneben saß, kniete er nieder und wurde von jenem umarmt. In haarsträubender Orthographie beschrieb er Heinrich die freundlichen Erkundigungen seines königlichen Bruders und dessen zärtliche Lobeserhebungen über die junge Königin. Dann wußte er nur von dem bevorstehenden Lanzenbrechen zu erzählen, zu welchem er und der Marquis von Dorset die Herausforderung des Dauphin und anderer hochgeborenen Herren angenommen hatten, und von dem Abendessen, das sie Beide mit dem Herzoge von Bourbon und dem Großstallmeister Galeazzo di San Severino, dem größten Stutzer des französischen Hofs, eingenommen, welcher letztere nicht genug von Heinrich's Fertigkeit zu Pferde habe hören können.

Trotz aller Lebensluft indeß waren dem jungen Herzoge, der mit Wolsey auf besserem Fuße stand, als Norfolk oder Worcester, doch auch intime politische Aufträge mitgegeben, die er in den blendenden, ihn selber gewaltig in Anspruch nehmenden Festlichkeiten nicht aus den Augen ließ. Gleich nach der Ankunft in Paris klagte er, daß seine Briefe geöffnet würden, hatte auch mit Ludwig und dessen Ministern wegen der in Aussicht genommenen Begegnung beider Höfe eine Besprechung und überreichte in einer Privataudienz seine Creditive für unmittelbare Verhandlungen, zu welchen jedoch der schlaue, alte Fürst erst nach den Hoffesten Muße haben wollte. Zum 3. November waren die englischen Gäste nach St. Denis beschieden, wo sich seit dem 31. October das Hoflager befand. Mehrere Besprechungen fanden statt, doch konnte man über Zeit und Ort der Zusammenkunft, über Calais oder Boulogne, nicht einig werden. Jedenfalls beharrte Ludwig bei derselben, ehe er, wie hier eröffnet wurde, im Frühling sich zu seinen Truppen begeben würde, um Mailand zurückzuerobern. Am 5. wurde Maria am Hochaltar der Abteikirche nach uraltem Formular gekrönt, wobei der Herzog von Angoulême ihr die Krone, da sie deren Schwere nicht ertragen hätte, über dem Haupte hielt. Am 6. fand der feierliche Einzug in Paris statt, an welchem Magistrat und Bürgerschaft, Rechnungshof, Parlament und Universität sich betheiligten. Von den allegorischen Aufzügen, die mit Balladen zum Preise von Lilie und Rose begleitet wurden, von der en passant in Nôtre Dame und in der Sainte Chapelle verrichteten Andacht kamen die viel geplagten Herrschaften erst spät Abends in der Residenz der Tournelles zur Ruhe.

Am Sonntag darauf begannen dann die dreitägigen Kampfspiele, zu denen die englischen Herren ihre Rosse, Rüstungen und Waffen mitgebracht hatten. König und Königin waren zugegen, der erste so schwach, daß er auf einem Ruhebette lag, Maria in voller Schönheit aller Blicke fesselnd. Im Rennen und Lanzenstechen, im Kampf mit Speer und Schwert stand, wie in der Schlacht, das Menschenleben auf dem Spiel. Suffolk, der, wie Herzog Franz, an der Hand verwundet wurde, und Dorset glänzten durch Geschick der Abwehr, wie durch die Kraft ihrer Hiebe, was unter Anderen auch einige Deutsche zu fühlen bekamen, die, als die Stärksten, mit geschlossenem Visier von Franz selber in der zweifellosen Absicht, die Fremden zu bezwingen, in die Schranken geschickt wurden. Trotz der Hinterlist jedoch bestanden Beide, wie die übrigen Engländer, sämmtliche Gänge mit Ehren. Derselbe Brief, in welchem sich Suffolk dieses Ausgangs rühmte, machte aber auch über politische Dinge weitere Mittheilung, der beste Beweis, daß der Schreiber in Saus und Braus und in lebensgefährlichen Ritterspielen sich kühlen Kopf zu bewahren suchte.

Die Gesandten nämlich hatten den Besuch des Herzogs von Albany erhalten, der sie im Auftrage Ludwig's über Schottland ausforschen wollte. Er war der Sohn jenes gleichnamigen Herzogs, des jüngeren Bruders König Jakob's III., der einst im Jahre 1483, als noch Ludwig XI. und Richard III. regierten, nach Frankreich geflüchtet war. Dort zum Admiral des Reichs erhoben und den Prinzen von Geblüt beigezählt, war er auch seit Abbeville bei allen Festlichkeiten zugegen gewesen, aber aus guten Gründen vor den Engländern im Halbdunkel geblieben. Nach dem Untergange seines Vetters, Jacob IV., hatte die in Schottland nun vollends gebietende französische Faction dringend die Hilfe Ludwig's XII. angerufen und dieser, wie man in London sehr wohl bemerkte, gegen die verwittwete Königin Margareta, Heinrich's Schwester, den Herzog von Albany in ganz ähnlicher Weise ausgespielt, wie gelegentlich die sogenannte „weiße Rose", den Flüchtling Richard de la Pole, als englischen Prätendenten. Dann kreuzte der Friede vom August jedes Unternehmen in Schottland, obschon die alte französische Allianz gewahrt blieb, so lange sich die Schotten regelrechten Einbrüchen über die englischen Grenzen enthalten würden. Der König von Frankreich war eben so wenig geneigt, diese Angelegenheit auszutragen, wie über das Bisthum Tournai definitiv zu entscheiden. Suffolk nahm daher auch Albany's Mittheilungen über seine Absicht, nach Schottland zu gehen und dort einen für England vortheilhaften Zustand zu erwirken, mit der Bemerkung entgegen, in dieser Sache ohne Instruction zu sein; verhehlte aber Wolsey nicht, daß ihm der Mann sehr wenig Vertrauen einflöße. Ingleichen berichtete er, wie er und die übrigen Bevollmächtigten auf Bitten der Königin sie den vertrautesten Räthen Ludwig's empfohlen hätten, damit sie, deren Beistands gewiß, dem Gemahl unter allen Umständen willfahren könnte. Einige Tage später schrieb dann wieder Dorset von ihren Versuchen, den König über sein Vorhaben in Navarra auszuforschen. Der sei aber geschickt ausgewichen, habe zuerst ihre Aufträge zu erfahren gesucht, zuletzt aber das Souper bestellt und sie an seinem Bette essen und trinken heißen. Dann habe er ihnen, nachdem er sie an seine Räthe gewiesen, gute Nacht gesagt. Die ließ er denn allerdings schon am

folgenden Tage Heinrich's Eröffnung beantworten. Sie bezweckte nämlich ein gemeinsames Auftreten gegen Ferdinand von Aragon, der ihnen Beiden sein Wort gebrochen. Um ihn aber aus Navarra zu vertreiben und gar mit den Ansprüchen seiner Töchter auch in Castilien zu bedrohen, müsse man nach der Meinung der Franzosen zuvor die spanischen Gesandten aushorchen. Als Aequivalent forderte Ludwig englische Hilfe bei dem Unternehmen auf Mailand, indem er noch einmal sein Anrecht ausführlich entwickeln ließ, sowie ein Darlehen von 200,000 Kronen. Mit diesem Bescheid und dem Versprechen, daß weder der Herzog von Albany noch der Bischof von Moray, sondern eine untergeordnete Persönlichkeit von Paris nach Schottland gehen sollte, sind Suffolk und Dorset nach Hause zurückgekehrt. König Ludwig aber äußerte sich nicht nur höchst schmeichelhaft über den jungen Herzog, sondern betraute ihn auch mit einem besonderen Anliegen an Wolsey. Als Heinrich VIII. ihm dann für die ehrenvolle Aufnahme, die er seinem Freunde bereitet, gedankt hatte, pries Ludwig seinem königlichen Bruder noch einmal dessen vortreffliche Eigenschaften und die hohe Zufriedenheit, die ihm die Königin, seine Gemahlin, gewähre. Der geheimen Angelegenheit gedachte er nur beiläufig, da sie noch nicht beschlußreif wäre, versicherte aber, in guten und bösen Tagen unabänderlich ein treuer Bundesgenosse sein und bleiben zu wollen. Wie wenig aufrichtig indeß alle diese Betheuerungen einer herzlichen Allianz gemeint waren, ergab sich daraus, daß keine einzige der Angelegenheiten, über die sich England und Frankreich zuvor hätten vertragen müssen, vom Fleck kam. Wolsey selber konnte es an seinem bischöflichen Handel in Tournai abmessen. Sein Vicar Sampson, der vergeblich in Paris gewesen, meinte, der König möge ihm noch so wohl gesinnt sein, so wären seine Räthe doch gute Franzosen, aber sehr schlechte Engländer. Trotzdem, entgegnete Wolsey, würde der Papst ihn auch um Tausend solcher, wie sein erwählter Rival, nicht beleidigen wollen und dieser ohne Erlaubniß König Heinrich's sich nicht nach Tournai wagen.

Nach keiner Seite also waren die durch die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1513 aufgeworfenen Fragen erledigt, als Ludwig XII., der trotz großer körperlicher Schwäche an seinen Anschlägen rastlos weiter gesponnen und immer noch selber die Feder gerührt hatte, am 1. Januar 1515 starb. Auch wenn er längst zarter Gesundheit gewesen, so war der Ausgang doch seit Verheirathung mit einer jugendlichen Frau beschleunigt worden. An der Gicht, die ihm das Rückgrat krümmte, an allgemeiner Hinfälligkeit, die seine Leiden unendlich steigerte, starb er, ein Greis mit 53 Jahren. Auf den „guten König", wie ihn die friedliebenden Bürger hießen, folgte sein Eidam Franz, mit einundzwanzig Jahren frühreif, in seinem ganzen Wesen stürmisch und genußsüchtig. „Dieser lange Schlingel wird uns noch Alles verderben", hatte der Verstorbene einst traurig von ihm gesagt. Zunächst griff er doch zu, wo jener die Dinge verlassen hatte. Aber freilich für Italien und den Papst, für Habsburg und Aragon, für Burgund und England zogen alsbald mit seinem Eintritt unruhige Tage herauf.

Wolsey meinte wol sein diplomatisches Meisterstück geliefert zu haben, indem er durch den englisch-französischen Ehebund der Obergewalt Frankreichs über die Curie in Italien und Europa einen Riegel vorgeschoben und seinen

jungen Herrn zum Schiedsrichter in den allgemeinen Angelegenheiten erhoben hätte. Jetzt war der Riegel plötzlich gesprengt. Ein feuriger, thatenlustiger Fürst war wenig geneigt, Heinrich VIII. auch nur als Nebenbuhler zu dulden, während die Gewalten in Burgund tief verletzt, Ferdinand der Katholische voll Argwohn, der Kaiser den Meistbietenden käuflich, der Papst und die italischen Staaten angstvoll stutzten. Aber auch England wurde von dem rückschnellenden Stoß getroffen. Das französische Bündniß, dem die schöne Königstochter zum Opfer gebracht worden, war dort nie populär gewesen, vielmehr bis zuletzt von einer mächtigen Partei bekämpft worden. Es kam daher für den leitenden Staatsmann Alles darauf an, nicht nur das nationale Ansehen, das er jüngst gewonnen, zu behaupten, sondern der persönlichen Beziehungen selber Meister zu bleiben. Die enge Verbindung mit dem Herzoge von Suffolk erhielt darüber um so höhere Bedeutung, als dieser im Gegensatz zu den Howards am französischen Hofe Freundschaft besaß.

Die junge Königin-Wittwe soll beim letzten Athemzuge Ludwig's XII. den Dauphin Franz sofort als König begrüßt haben, da von ihr, wie alle Welt wußte, Nachkommenschaft doch nicht zu erwarten war. Er aber, eine durchaus sinnliche Natur, fand es, wie der ganze Hof, unendlich reizend, wenn Maria, obwol wie eine Nonne schwarz gekleidet, das Köpfchen im weißen Wittwenschleier lebhaft hin und her bewegte. Täglich besuchte er sie, wie man meinte, sie in ihrem tiefen Schmerz zu trösten; in Wahrheit aber, um ihr mit wenig ehrsamer Zudringlichkeit lästig zu fallen. Wolsey, dem Nichts entging, hatte die schwierige Lage der Königstochter vorausgesehen und, indem er den Tod Ludwig's kaum abwartete, sie beschworen, alle Heirathsanträge abzuwehren, damit sie in Ehren, ihrem Wunsche gemäß, in die Heimath zurückkommen könne. Sie antwortete umgehend, daß sie keinen kindischen Schritt thun, sondern fortfahren werde, sich zu ihres Bruders und ihrer eigenen Ehre so zu verhalten, wie es wahrlich bisher der Fall gewesen. Allein, wenn sie sich einem höheren Willen unterordnete, so verleugnete sie doch den eigenen ebensowenig. Dasselbe kräftige Tudorblut rollte durch ihre Adern, wie bei Bruder und Schwester.

Da sandte nun Heinrich, um sie nicht zu gefährden und zugleich den neuen Herrscher zu begrüßen, alsbald den Herzog von Suffolk, begleitet von Doctor West, Dechant von Windsor, und Sir Richard Wingfield, Burgvogt von Calais. Wie oft hatte man den stattlichen Charles Brandon neben der reizenden „Prinzeß von Castilien" in den prächtigen Schaustellungen zu Westminster, Richmond oder Greenwich mitwirken sehen. Daß er und seine Begleiter jetzt auch weitere Aufträge erhielten, war selbstverständlich. Am 27. Januar erfuhren sie zu Senlis, daß Franz, der zwei Tage zuvor in Reims gesalbt worden, sie am 1. Februar in Noyon empfangen wolle. Nichts konnte artiger sein. Er versicherte, daß ihm Freundschaft zu Heinrich am Herzen läge, daß er vor Allen es gewesen, der zu diesem Zweck die Heirath Ludwig's mit Maria gefördert hätte. Einer Beschwerde wegen Seeräuberei der Normannen lieh er willig Gehör. Mit derselben Sendung jedoch meldete Suffolk vertraulich an Wolsey, daß Franz gleich hernach ihn allein empfangen und ihm auf den Kopf zugesagt hätte, daß er, der Herzog, wie das Gerücht gehe, sich mit der Königin, der Schwester seines Herrn,

vermählen wolle. Als jener stotternd zu leugnen suchte, habe der König erklärt, daß er es, wie denn auch die Wahrheit war, aus Maria's eigenem Munde wüßte. Dem tief Beschämten, der nun nicht mehr ausweichen konnte und sein Verderben vor Augen sah, gab Franz jedoch sein königliches Wort, daß die Königin und er in ihm einen aufrichtigen Freund haben sollten, der nicht ruhen würde, bis sie ihr Ziel erreicht hätten. Suffolk meinte denn auch einer großen Angst enthoben zu sein und hoffte, daß sein königlicher Herr ihn vor der Wuth seiner Gegner schon beschirmen würde. Umgehend drückte Wolsey seine Befriedigung aus, drang auf Beschleunigung der von Franz verheißenen Fürbitte und versicherte, daß König Heinrich dem Herzoge und seiner Vermählung mit Maria entschieden gewogen wäre, obgleich täglich von allen Seiten Versuche geschähen, derselben entgegen zu wirken. Er wollte als sein treuer Freund handeln und nach Kräften am französischen Bündniß festhalten.

Indeß, diese Einigung wurde doch von mehreren Seiten zugleich bedroht. Während die Engländer nach Paris weiter reisten, ertheilte Franz zu Compiègne den Gesandten des Infanten Karl Audienz, welche um die Hand der Renée, der jüngsten Tochter Ludwig's XII., anhielten, derselben, welche der alte Ferdinand seinem besonderen Günstlinge, dem jüngeren Bruder Karl's, zugedacht hatte. Am französischen Hofe wurde von Auslieferung Tournai's, Einmischung in Schottland, einem Feldzuge über die Alpen gesprochen. Bei dem prächtigen Einzuge, den Franz am 13. in Paris hielt, fehlten weder die Flanderer unter dem Grafen von Nassau, noch die Engländer, welche bereits die Trauer abgelegt hatten, noch die junge Königin-Wittwe.

Maria und Suffolk aber hatten sich bereits vollständig gefunden. Denn als er ihr am 5., gleich nachdem er wieder in Paris eingetroffen, aufwartete, um die Briefe ihres Bruders zu überreichen, eröffnete sie ihm, wie sehr sich Franz um sie zu thun gemacht, auf die Nachricht aber, daß Suffolk komme, sie davon zu schweigen gebeten hätte, weil Heinrich es übel nehmen könnte. Der Herzog, der seinem Herrn sowol hierüber, wie über die in Aussicht genommene Begegnung beider Könige und über bevorstehende Tourniere berichtete, wollte dem König Franz gern glauben, wenn er versicherte, sich lediglich wie ein treuer Sohn zu seiner Mutter gestellt zu haben. Andern Falls müßte er ja der unwahrste Mensch auf Erden sein. Als Suffolk, wie er gleichfalls vertraulich Wolsey mittheilte, die Königin frug, was Franz ihr denn zugemuthet, entgegnete sie, er habe sie so wirr und bange gemacht, als ob er ihn, Suffolk, verderben wollte, worauf sie denn offen ihr zärtliches Verhältniß eingestanden und Franz bei seiner Ehre beschworen habe, ihr die Gnade ihres Bruders, des Königs, zu erwirken. Indem der Schreiber nun den mächtigen Minister Heinrich's um dieselbe Gnade anrief, war er sich des politischen Gewichts wohl bewußt, das seinem Liebeshandel anhing und ihm allein Verzeihung bereiten konnte. Daß ihre Herzen einander gehörten, wußte, wie nunmehr an den Tag kam, Heinrich VIII. genau schon damals, als er die Schwester Ludwig XII. opferte. Jetzt erinnerte sie ihn selber an das Wort, das er ihr beim Abschied in Dover gesagt: daß, wenn sie diesmal nach seinem Willen heirathe, er sie ein ander Mal gewähren lassen wolle. Sie wußte sehr wohl, wie viel bei den dynastischen Berechnungen

des Bruders, dem die Königin Katharina noch immer keinen lebensfähigen Erben geboren hatte, auch auf sie ankam.

In der That, von allen Seiten speculirte man auf ihre Hand. Alle Gesandtschaften in Paris erzählten von der schönen Wittwe, la Royne Blanche, wie man sie hieß. Daß Franz in unverhohlener Begier an sie gedacht, war auch Anderen deshalb wahrscheinlich, weil seine Gemahlin Claude einem frühen Tode entgegensiechte. Andere wollten wissen, er habe Maria seinem Oheim, dem Herzog Karl III. von Savoyen, zugedacht. Wie die Engländer selber einmal hörten, sollte der Herzog von Lothringen der Auserkorene sein. Wieder Andere munkelten von einem Prinzen von Portugal, während Kaiser Max, als es längst zu spät war, sie seinem Neffen Wilhelm von Bayern, „dem mächtigsten Fürsten des Reichs", gönnte und er selber gar, der doch alles Heirathen „um Schönheit und Geld" verschworen, nachdem er eine halbe Stunde lang unverwandt das schöne Bildniß Maria's betrachtet hatte, auf einen Augenblick wenigstens diesem Vorsatz untreu wurde. Die so viel umworbene junge Fürstin durfte wahrhaftig keinen Tag zaudern. Sie mußte zugreifen, selbst auf die Gefahr eines sehr ernsten Zusammenstoßes mit den Gewalten ihrer Heimath.

Maria hatte denn auch bei Zeiten ihrem Bruder dieselben Mittheilungen, wie Suffolk an Wolsey, gemacht: daß sie nämlich, um sich der Zudringlichkeit des Königs Franz zu erwehren, ihm bei seinem ersten Besuch, unmittelbar nach der Rückkehr von Reims, gerade heraus gesagt habe, daß sie den Herzog liebe, worauf denn Franz in der That an Heinrich geschrieben. Als dieser nicht darauf einging, mahnte ihn die Schwester an das Versprechen von Dover. Ihr Sinn stünde nicht dahin, wohin eine Partei in England sie haben wollte, sondern, wenn sie je wieder heirathen würde, nur bei dem einen einzigen. Würde man sie daran behindern, so drohte sie in's Kloster zu gehen, was dem Könige und seinem Reiche denn doch sehr leid werden dürfte.

Durch eine so entschiedene Sprache wünschte sie den Streit, der im englischen Geheimen Rathe herrschte, zu ihren Gunsten zu wenden und ganz besonders einer niederträchtigen Intrigue der Howards zu begegnen. Ein Bettelbruder, Namens Langley, den man ihr als Beichtiger beigegeben, hatte ihr nämlich aufbinden wollen, daß Wolsey und Suffolk mit dem Teufel im Bunde stünden und nur dadurch so viel Gewalt über den König besäßen. Suffolk hätte das kranke Bein eines anderen Günstlings, des Sir William Compton, behext. Mit solchem Unsinn indeß war Maria am Wenigsten von ihrem Entschluß abzubringen. Ihre und ihres Geliebten Sache vielmehr verschlang sich unauflöslich mit der Machtstellung Wolsey's und der von ihm drinnen und draußen betriebenen Staatskunst. Heinrich's VIII. Benehmen dagegen, indem er Woche für Woche den offenherzigsten Erklärungen nur ein taubes Ohr lieh, als wollte er die Ehre der achtzehnjährigen Schwester den Lästerzungen der Höfe preisgeben, würde geradezu räthselhaft erscheinen, wären mit der diplomatischen Sendung nach Paris nicht noch höchst greifbare Ziele verfolgt worden.

Der König nämlich wünschte die herrlichen Juwelen, mit denen einst Ludwig seine junge Braut beschenkt und über welche damals der Graf von Worcester kaum Worte der Bewunderung genug gefunden hatte, ausgeliefert zu haben.

Sie waren sehr willkommen, um dem ihm von seinem Vater vermachten Schatz, der bereits auf die Neige ging, wieder aufzufüllen. Sie den Franzosen abzujagen, war also einer der Aufträge Suffolk's, welchem dieser Edelmann, an sich für die Diplomatie viel zu naturwüchsig, mit dem Preise, Maria's Hand, vor Augen, um so eher erfolgreich nachkommen würde. Allein ihm wurde doch heiß und kalt dabei. Immer wieder rief er Wolsey um Beistand an, bat er Heinrich, ihn und die Königin aus Paris, „diesem stinkenden Gefängniß", zurückkehren zu lassen, sprach er seine Verwunderung aus, daß seine Gönner am englischen Hofe ihn ohne alle Nachricht ließen. Nur Wolsey schrieb häufig, drang auf Geduld und berief sich auf ein Privatgespräch, das er nach beendigtem Conseil mit dem Könige gehabt. Derselbe würde, so schrieb er, den Heirathsconsens verweigern, so lange er sich nicht der Juwelen, des Gold- und Silbergeräths versichert hätte. Ohne dieselben sei geradezu die schlimmste Wendung zu befürchten. Die von Franz den beiden Liebenden angetragene Interception, ja, selbst der neue Freundschaftsvertrag, dem die Flanderer zuvorkommen wollten, wurde davon abhängig gemacht. Den englischen Gesandten standen in der That die Haare zu Berge, als sie nicht nur die Auslieferung des kostbaren Heirathsguts, sondern Wiedererstattung der gesammten Auslagen ihres Königs betreiben sollten. Die Gegner Suffolk's andererseits hatten Nichts unterlassen, um die Angelegenheit von Grund aus zu verwickeln, worüber denn auch in Kurzem zwischen beiden Höfen eine gereizte Stimmung eintrat. Die Engländer, welche sehr wohl wußten, und bei ihrer ersten Berührung sehr vernehmlich daran erinnert wurden, welchen Werth man in Paris auf die Rückgabe von Tournai legte, mußten eben gegen solchen Preis ihre Forderungen möglichst hoch steigern. Die Franzosen behaupteten, daß jene Stadt schon durch den Ehecontract Ludwig's ihnen wieder zugefallen, die Juwelen aber an Maria nur als Königin von Frankreich verliehen worden wären. So weit es denn auch an ihr lag, hatte sie kein Bedenken, jene kostbaren Gegenstände der Habgier ihres Bruders zu opfern. Nur bedauerte sie, daß es, eben wegen des Hin- und Herzerrens, nicht gar zu viel sein würde. Dafür aber sollte er sie selber so rasch wie möglich aus den französischen Banden lösen; denn ihre einzige Sehnsucht über Alles auf der Erde sei, wieder daheim bei ihrem Bruder zu sein. Sie stand nicht an, alles Silber- und Goldgeschirr, so wie die freie Auswahl unter den Geschmeiden, mit denen sie einst beschenkt worden, ihm in aller Form zu verschreiben.

Das stürmische Verlangen des jungen Geschöpfes entsprang nun aber nicht etwa aus besonderer schwesterlicher Liebe, sondern hatte einen viel unwiderstehlicheren Anlaß. Maria war bereits wieder vermählt; ein Schritt, der nicht länger verborgen bleiben konnte. Ein Schreiben Suffolk's an den König, das aber wohlweislich an den vertrauten Wolsey eingeschlossen und vielleicht nicht sogleich verwendet wurde, gestand den ganzen Hergang. Der Herzog beklagte zunächst, daß die Leute es ihm und Maria so unendlich erschwerten, den König zu befriedigen, obwol diese nicht nur die Geschenke des verstorbenen Gemahls willig daran gäbe, sondern ihr ganzes Witthum und überhaupt Alles, was sie in dieser Welt hätte. Dann rechtfertigte er sich gegen die bösen Neider, die ihm vorwarfen, zu bereitwillig auf die Gedanken des Königs Franz eingegangen

zu sein oder ihm gar Tournai ohne Weiteres versprochen zu haben. Er wollte ja lieber sterben, als der Ehre seines Königs das Geringste vergeben. Hilfe gegen die Widersacher wollte er immerdar nur bei dem suchen, der ihn selber aus dem Nichts emporgehoben. Endlich aber kam er heraus mit dem Geheimniß. Bei dem ersten Besuch, den er der jungen Königin-Wittwe abgestattet, an jenem 5. Februar, hat sie ihm kurz und bündig gesagt, daß, wenn er sich von ihr bestimmen ließe, sie keinen Anderen, als ihn haben wollte. Sie hatte ihm in Verzweiflung die Herzensangst geklagt, welche ihr Langley und ein anderer Bettelbruder oder die schwerlich in England spukende Absicht bereitete, sie jetzt noch zur Ehe mit Karl von Spanien zu zwingen. Lieber wollte sie in Stücke zerrissen, als dorthin geschleppt werden. Sie sprach sogar die Furcht aus, daß Suffolk beauftragt sei, sie nach Brüssel auszuliefern. In Thränen gebadet, riß das schöne Weib ihn hin. Sie hatte größeres Vertrauen zu den beiden Königen, die in Wort und Schrift ihre Genehmigung verheißen, als zu den argen Plänen, die von Anderen in England und Frankreich wider sie geschmiedet würden. Deshalb wollte sie aber auch unverzüglich ihren Willen haben und, wenn Suffolk nicht einwilligte, ihm nimmermehr nach diesem Tage ihren Antrag erneuern. So wurden sie geheim, in Gegenwart von nur zehn Personen, getraut, zu denen Doctor West und Wingfield nicht zählten, weil Maria befürchtete, daß die abrathen würden.

Als Heinrich VIII. nun diese Eröffnungen höchst ungnädig aufgenommen, lud Maria in einem rührenden eigenhändigen, aber sicher von Wolsey beeinflußten Briefe alle Schuld auf sich. Nur nicht aus sinnlicher Begier wollte sie gehandelt haben, sondern gescheucht von den abscheulichen Bettelbrüdern, die lediglich von Mitgliedern des Geheimen Raths angestiftet worden. Indem sie vorzog, lieber das Erbarmen des Königs, als jener Herren anzurufen, hätte sie Suffolk die Wahl gelassen, sie innerhalb vier Tage oder gar nicht zu besitzen. Sie allein daher hatte ihn bewogen, ein dem Könige gegebenes Versprechen nicht zu halten. Darum flehte sie nun um Barmherzigkeit für ihn und sich.

Nach bestimmten Andeutungen hatte Heinrich VIII. dem Busenfreunde allerdings endgiltig die Verbindung mit seiner Schwester verheißen, die Vollziehung aber von Maria's eigener und insonderheit von der Rückführung ihrer Schätze abhängig gemacht. Die eigenmächtige Ueberstürzung dagegen erweckte seinen Zorn, vor dem sich Suffolk vollends wand, nachdem er in Kurzem Wolsey bekennen mußte, daß seiner heimlichen Ehe bereits unentrinnbare Folgen drohten. In seiner Herzensangst wollte er König Franz und dessen Mutter noch um ein weiteres Schreiben anrufen, da Heinrich das erste bei Seite gelegt, und fügte, um andere Scrupel zu beschwichtigen, hinzu, daß man in Frankreich unter Licenz eines Bischofs in und außer den Fasten zu heirathen pflege. Inständig legte er die delicate Sache in die Hand des gewiegten Erzbischofs und gab dem Eilboten jenen überaus herrlichen, mit einer großen Perle zu einem Geschmeide verbundenen Diamanten mit, ein Pfand Maria's an den Bruder, daß ihm auch das Uebrige gehören sollte, sobald sie darüber verfügen könnte. Hierauf antwortete nun Wolsey, der die Sinnesart seines Herrn viel besser durchschaute, als der leichtlebige Herzog, tief betrübt und ernst. Der König,

dem er ein solches Beginnen keinen Augenblick hätte verschweigen dürfen, wäre in hohem Grade darüber aufgebracht, daß der Freund, dem er unbedingt vertraut, der ihm vor der Abreise in Eltham heilig geschworen, besonnen zu handeln, dies Vertrauen durch verwegene Vermählung mit der Königin getäuscht. Um solchem Zorn zu begegnen, wüßte er keinen andern Rath, als die wiederholte Fürsprache des französischen Hofs durch hell klingende Buße zu unterstützen. Er verlangte, daß nicht nur jene Kostbarkeiten beigebracht würden, Maria sich nicht nur verpflichtete, von ihrer Mitgift 4000 £ jährlich dem Könige abzugeben, sondern daß die 200,000 Kronen, welche Franz ihr vertragsmäßig auszahlen mußte, voll an Heinrich übergingen. Er rieth ihm endlich, in den Verhandlungen wegen Tournai und eines neuen Bündnisses einzuhalten, weil der König von Frankreich durch Begünstigung seines Fehltritts in politischen Sachen so viel wie möglich abdingen würde.

Vor solchen Anmahnungen des Freundes, der selber gefährdet schien, erkannte nun der Herzog vollends den Abgrund, an dessen Rand er schwebte. Seine politische Sendung war gescheitert, nachdem er zur höchsten Genugthuung seiner englischen Gegner in einem äußerst gewagten Liebeshandel nur der Selbstsucht gefröhnt hatte. Die Franzosen bestritten nicht nur den Anspruch auf das Heirathsgut, sondern verlangten sofort jenes Juwel zurück, das jetzt Eigenthum der Königin Claude sei. Ihm stand vor allen diesen Einwürfen der Verstand still. Schon glaubte er, von Franz Tournai gewonnen und die Zusammenkunft der beiden Könige für den Mai gesichert zu haben. Aber sein Ehrgefühl bäumte sich auf, Angesichts der Schande, die sich über seinem und Maria's Haupte zusammenzog. „My Lord," schrieb er in Verzweiflung weiter, „bei Anbetung Gottes helft mir, daß ich öffentlich getraut werde, ehe ich Frankreich verlasse, um viele Dinge, von denen Ihr erfahren sollt .... Rathet, ob Franz und seine Mutter um die offene Heirath nochmals schreiben sollen, da sie im Geheimen, wie ich nicht anders glaube, guter Hoffnung ist."

Der verzweifelte Aufschrei fand zunächst in Heinrich's hartem Herzen keinen Widerhall, denn in den folgenden drei, vier Wochen verstummte jeder Laut aus England, während die beiden Unglücklichen fruchtlos ihre Anstrengungen fortsetzten. Unter der Beschuldigung, die Sache seines Herrn verrathen zu haben, bot Suffolk seinen Kopf zur Sühne. Unverzüglich hatte die Herzogin Louise von Savoyen ihr Wort eingelegt. Noch dringender schrieb ihr Sohn, nachdem Heinrich die auch von ihm erbetene Einwilligung zur Rückkehr nicht ganz von der Hand gewiesen. Maria, die gegen Franz den Wunsch geäußert, mit Suffolk verheirathet zu sein, suchte durch eigenhändigen Dank Wolsey in seinen Bemühungen anzufeuern. Erst am 2. April erhielt Suffolk wieder geschäftliche Aufträge und meldete an Wolsey Tags darauf, daß König Franz nunmehr die Abreise Maria's gestatten wollte. Mittlerweile galt es denn auch, die Hauptschwierigkeit hinwegzuräumen, die eben darin lag, daß ein Unterthan das Unerhörte zu thun gewagt, was nur der König erlauben durfte, den Suffolk's Feinde ingrimmig bestürmten. Indeß die Dinge kamen doch langsam in Fluß. Am 4. verständigten sich die drei englischen Bevollmächtigten mit den französischen Behörden über eine Abschlagssumme von 20,000 Kronen für die Herführung der

jungen Königin. Am 14. bescheinigte sie in der Abtei Clugny bei Paris den Empfang von 200,000 Kronen, jene 20,000 einbegriffen, als die Hälfte der wieder ausbezahlten Mitgift. Obwol sie zwei Tage später notariell hat bestätigen müssen, daß sie jenen großen Diamanten, den Spiegel von Neapel geheißen, nebst zwanzig anderen Juwelen in Empfang genommen, behielt sie in Wahrheit nur vier Ringe, weil die Franzosen trotz allem Feilschen den „Miroir de Naples" nicht hatten zurückerhalten können. Allein an demselben 16. durfte denn doch das Paar, wie der allein zurückbleibende West berichtete, von Paris aufbrechen, von Franz bis St. Denis begleitet und auch fernerhin unter ehrenvollem Geleit. Unverzüglich wußten die Venetianer von der Heirath, die sie beständig auf ein für ihre Heimath günstiges, englisch-französisches Bündniß deuteten.

Noch immer aber stand das Gewitter drohend über den beiden Missethätern. Angstvoll wandte sich Suffolk am 22. von Montreuil aus an seinen Souverän, da ihn dessen Räthe, mit einziger Ausnahme Wolsey's, auf das Schaffot bringen wollten. Vor ihrer Bosheit flehte er demüthig des Königs Verzeihung an und legte anderen Falls seinen „armen Leib" in dessen Hände. Nachdem sie in Calais eingeritten, wagte er nicht einmal, das Haus zu verlassen, aus Furcht, daß die Menge erbittert über seine Heirath mit des Königs Schwester ihn umbringen würde. Dort von Calais aus erinnerte Maria selber noch einmal eindringlich den Bruder an sein Verhalten, seitdem sie einst Ludwig XII. hatte heirathen müssen. Im Vertrauen auf seine ursprüngliche Zusage hatte sie allein die rasche Verbindung mit Suffolk herbeigeführt. Und so beschwor sie ihn denn bei den Banden des Blutes um ein liebevolles Wort, bis wohin sie, die ihm alle ihre Habe bereitwillig überlassen, hier unter seiner Jurisdiction verharren würde.

Nirgend wird berichtet, wenn und wie endlich die Gnade erfolgt ist. Man erfährt nur, daß das Paar um den 3. Mai von Heinrich in Dover empfangen wurde. Aber wie bezeichnend für das widerwärtige Gebahren des Königs, daß erst, nachdem er für den Kostenersatz behufs Hin- und Herführung seiner Schwester von ihr eine Obligation im Betrage von 24,000 £, zahlbar in Jahresraten zu 1000 £, und Verzicht auf die Mitgift von 200,000 £ nebst Allem, was an Prachtgeschirr und Geschmeide zusammengerafft wurde, erhalten, am 13. Mai zu Greenwich in Gegenwart von König und Königin die Hochzeit des Herzogs und der Herzogin von Suffolk Statt hatte. Nur fielen die üblichen Aufzüge und öffentlichen Lustbarkeiten fort, weil die geheime Ehe, über die inzwischen genug verlautet hatte, vieler Orten anstößig erschien. Die klugen venetianischen Bevollmächtigten beschlossen zunächst, nur den König zur Heimkehr seiner Schwester, das Paar selber aber nicht eher zu beglückwünschen, als bis der Hof das Beispiel gegeben. Ebensowol aber fehlte es nicht an Aeußerungen der Befriedigung darüber, daß der Herzog von Suffolk, der eine populäre Persönlichkeit war, von Heinrich nicht völlig verstoßen wurde. Dieser jedoch fertigte nach der öffentlichen Trauung unverweilt einen Verwandten Suffolk's, Sir William Sidney, an König Franz ab, um von ihm das Gelübde einzuholen, das Geheimniß, in das er eingeweiht gewesen, für ewige Zeiten zu wahren, damit die Ehre der „Königin von Frankreich" nicht durch böse Gerüchte befleckt würde, als ob der Hergang dem Publicum zu beiden Seiten des Wassers verborgen geblieben wäre. Der

Bote erhielt überdies die Weisung, die Ansprüche wegen der rückständigen Kostbarkeiten nicht ruhen zu lassen, weil es nicht zu erwarten wäre, daß die herzliche Freundschaft der beiden Monarchen über eine solche Kleinigkeit leiden könnte.

Während aber gerade hierin eine Quelle neuen Zwiespalts erschlossen worden, erschienen fortan Suffolk und seine Gemahlin durch die harten finanziellen Bedingungen, unter denen sie begnadigt wurden, in peinlicher Abhängigkeit. Maria verschwand fast bei Hofe; nur durch ihre Kindbetten, deren erstes am 15. März 1516 erfolgte, wurden die Engländer an ihr Dasein erinnert. Einmal dankte sie in einem wortreichen Erguß dem geliebten Bruder, daß er die Gnade gehabt, ihren Gemahl, der sich hinfort nur noch auf besondere Einladung mit ihm in den Schranken tummelte, zu sich zu entbieten. Auch Suffolk's politische Rolle hatte ein Ende. Daß er seinen Kopf gerettet und das Haus Howard bei Hofe nicht allmächtig wurde, hatte er einzig und allein der Gewandtheit Wolsey's zu verdanken, der es schwerlich vermocht hätte, diese heikle Sache zu bewältigen, wenn es ihm nicht gleichzeitig gelungen wäre, zwei frühere Verbindungen, in die sich der jugendliche Charles Brandon unbedachtsam eingelassen, den argwöhnischen und rachsüchtigen Augen der Welt zu entrücken.

Eine Enkelin Maria's, der „Königin von Frankreich", und Suffolk's war die junge Lady Jane Grey, die fremder Ehrgeiz für wenige Tage auf den englischen Thron erhob, bis sie Heinrich's VIII. blutiger Tochter, der katholischen Maria, zum unschuldigen Opfer fiel.

Eine russische geheime Denkschrift von 1864.

Die vor einigen Monaten erschienene und bei ihrem Erscheinen viel besprochene Schrift „Berlin und Petersburg, Preußische Beiträge zur Geschichte der russisch-deutschen Beziehungen" (Leipzig bei Duncker u. Humblot, 1880, 2. Aufl.) hat sich bei ihren Ausführungen über die vermeintlichen oder wirklichen letzten Zwecke der russischen Politik wiederholt auf eine „La politique du présent" überschriebene, im Jahre 1864 im Auftrage des Fürsten Gortschakow verfaßte geheime Denkschrift berufen und verschiedene Ausführungen derselben nach dem französischen Original mitgetheilt (vgl. a. a. O. p. 89 ff., p. 97, 156 ff. u. p. 170). Inhalt und Bedeutung dieser Citate sind verschieden beurtheilt worden, die Echtheit ihrer Quelle hat man nirgend, unseres Wissens auch da nicht bestritten, wo man die Schrift selbst absolut verwarf.

Eine Abschrift dieser Denkschrift (die sich in ihrem Eingang als im Auftrage des russischen Reichskanzlers Fürsten Gortschakow verfaßt und als Glied einer ganzen Kette derartiger Arbeiten bezeichnet) ist der Redaction der „Deutschen Rundschau" zur Verfügung gestellt worden und wird den Lesern derselben nachstehend in genauer deutscher Uebersetzung mitgetheilt; ausgelassen sind lediglich einige mit ..... bezeichnete, inhaltlich völlig bedeutungslose, dem Zusammenhang im Wege stehende Phrasen, die offenbar nur des diplomatischen Decorums wegen (oder, wie man im bürgerlichen Leben zu sagen pflegt, Schande halber) angebracht worden sind, sowie ein längerer, auf Asien bezüglicher Passus, der zum einen Theil gänzlich veraltet, zum andern wegen der Berufung auf eine speciell Asien behandelnde, uns nicht zugänglich gewordene Denkschrift nicht recht verständlich ist. Im Uebrigen hat die vorliegende Uebersetzung sich so genau wie immer möglich dem französischen Originale angeschlossen.

Für die Abschätzung dieses Actenstückes, von dessen eigentlichem Inhalt man sich nach den bisher mitgetheilten kurzen Citaten keine rechte Vorstellung machen konnte, dürften die folgenden Gesichtspunkte in Betracht kommen.

Die Abhandlung „La politique du présent" ist, wie ihre Aufschrift bezeugt, im Jahre 1864, und zwar im Mai des gedachten Jahres verfaßt worden und offenbar bestimmt gewesen, einer hochstehenden, aber nicht der zünftigen Diplomatie angehörigen Person, aller Wahrscheinlichkeit nach dem Kaiser Alexander II. selbst, überreicht zu werden. Form und Inhalt des Acten-

stückes weisen direct auf diese Bestimmung hin, welche außerdem durch den Zeitpunkt der Abfassung derselben deutlich indicirt wird. — Nach den peinlichen Erfahrungen, welche die russische Diplomatie mit ihren Werbungen um die Bundesgenossenschaft Napoleon's III. gemacht hatte, war an den Leiter derselben das Bedürfniß herangetreten, die Schwenkung, zu welcher er durch die Ereignisse von 1863 (nämlich den polnischen Aufstand) sich genöthigt gesehen hatte, zu motiviren und sein System der Wiederannäherung an die alten, seit der Mitte der fünfziger Jahre verlassenen Traditionen der russischen Politik im Einzelnen zu rechtfertigen. In ausgesprochenem Gegensatz zu den Tendenzen, welche des Großfürsten Constantin bekannter Pariser Mission vom Herbst 1857 nur des Fürsten Gortschakow anti-österreichischer Haltung von 1859 zu Grunde gelegen, wird gegen die das Europa von 1864 bedrohenden Umwälzungen Front gemacht und die Unveräußerlichkeit derjenigen Principien gepredigt, zu denen Rußland sich in den letzten Zeiten Alexander's I. und während der gesammten Regierungszeit des Kaisers Nikolaus bekannt hatte. Man hat den Eindruck, als sei es ein Diplomat der alten, während des vorhergegangenen Jahrzehnts bei Seite geschobenen Schule, dem die Aufgabe zugewiesen worden, seines Meisters Schwenkung zu rechtfertigen und die Continuität der russischen Politik wiederherzustellen. Die wiederholte Bezugnahme auf die Traditionen der Kaiserin Katharina, die salbungsvolle Warnung vor der Gefährlichkeit der revolutionären Zeitideen, die haßerfüllte Sprache, in welcher von Napoleon III. und dessen „Schülern" geredet wird, die Geflissentlichkeit endlich, mit welcher auf die hohe Bedeutung der Verträge, die moderne Mißachtung derselben und auf die Wichtigkeit der Diplomatie als solcher hingewiesen wird, — Alles das legt den Schluß nahe, daß es ein bereits unter dem früheren Regime emporgekommener Staatskünstler gewesen, der zu der Rechtfertigung der „politique du présent" berufen worden. In Uebereinstimmung damit werden die Zustände und Aussichten Deutschlands und der beiden deutschen Großmächte nach Gesichtspunkten beurtheilt, die bereits vor sechszehn Jahren den Eindruck der Altbackenheit machen mußten. Als ob die Welt noch auf dem ihr von dem Kaiser Nikolaus angewiesenen Fleck stehe, gibt der Verf. sich dem Glauben hin, daß es keine Schwierigkeit haben werde, die nationale Bewegung in Deutschland innerhalb der Grenzen zu halten, welche ihr durch das russische Interesse gezogen worden. Ohne Ahnung davon, daß den Dingen ihr eigenes Gesetz innewohnt, glaubt er die Erstarkung Preußens zu einem bloßen Mittel der Sicherung der russischen Westgrenze machen und die Möglichkeit einer künftigen dominirenden Stellung Deutschlands als entfernte, für den praktischen Politiker kaum in Betracht kommende Gefahr behandeln zu dürfen. Ebenso entzieht sich die Tragweite der Neugestaltung Italiens dem Worthalter „der im Princip conservativen, in ihren Zielen defensiven Politik", den wir in dem vorliegenden Actenstück kennen lernen. Jenseit der Wirren, deren Tragweite er abzuschätzen versucht, sieht er die Möglichkeit einer Reconstruction des alten „conservativen" Europa und eine Erfüllung neuer Schläuche mit dem alten Wein. Der socialdemokratischen Partei, die sich eben damals in Deutschland zu bilden begann und unter der Führung Lassalle's zu einer nicht unansehnlichen Stellung gelangt war, geschieht mit keiner Sylbe

Erwähnung, — die außerhalb des „monarchisch-conservativen" Bodens stehenden Parteien werden überhaupt nur als krankhafte Verirrungen behandelt, demgemäß sämmtlich in einen und denselben Topf geworfen und lediglich auf ihre momentane Gefährlichkeit, niemals auf ihren specifischen Gehalt und ihre letzte Absicht geprüft. So ausschließlich steht der Verf. auf dem Standpunkte des Diplomaten der alten Schule, daß die Möglichkeit einer jenseit der nationalen und politischen Gegensätze aufgerichteten Revolutionsfahne, wie sie wenig später von der Internationale aufgepflanzt wurde, gänzlich außerhalb seines Gesichtskreises liegt und daß er der um die Mitte der sechsziger Jahre in Rußland bereits mehrfach bemerkten, von der russischen Presse wiederholt erörterten Thatsache der Bildung einer russischen Socialisten- bezw. Nihilistenpartei nirgend Beachtung zu Theil werden läßt. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat der Verf. noch jener, heute ausgestorbenen Schule russischer Staatsmänner angehört, welche die einheimische Presse grundsätzlich ignorirten und aus der Nichtachtung liberaler Velleitäten ein Gewerbe und ein „Princip" machten.

Und dieser nämliche laudator temporis acti macht, wo er auf die letzten Ziele der russischen Politik zu reden kommt, nicht das geringste Hehl daraus, daß in dieser Rücksicht zwischen ihm und den Politikern der russisch-nationalen, panslavistischen Partei eine vollständige Uebereinstimmung der Meinungen bestehe! Als ob sich das so von selber verstünde, werden die Zertrümmerung Oesterreichs und der Türkei und die Sammlung aller „über Europa verbreiteten", bis in das Herz Deutschlands und der Türkei verstreuten „slavischen Racen" unter die russische Fahne, als legitime Ziele der Politik des kaiserlichen Cabinets behandelt. Nicht über diese Ziele als solche, sondern lediglich über die geeignetsten Mittel zur Erreichung derselben streitet der Verfasser mit der neuen russisch-nationalen Schule, von der man ihn — seinem sonstigen Gebahren nach — durch einen Abgrund geschieden glauben sollte. Werth und Bedeutung des „principe conservateur et défensif", zu welchem er sich so emphatisch bekennt und in dessen Namen die Cabinette Preußens und Italiens wegen ihrer, angeblich dem zweiten Kaiserreich abgelernten „Begehrlichkeit" (convoitise) verurtheilt werden, beschränken sich in Wahrheit darauf, daß (nach Meinung des Verf.) diese Principien den russischen Zukunftsinteressen zur Zeit die besten Dienste versprechen. Gewaltsame Umwälzungen im übrigen Europa sind verwerflich, weil und so lange Rußland von denselben keinen Vortheil ziehen kann, — der Friede muß erhalten bleiben, weil Rußland seiner bedarf, um durch Entwickelung seines Wohlstandes, seines Verkehrswesens und seiner Militäreinrichtungen zur Lösung seiner Zukunftsaufgabe tüchtiger und fähiger zu werden — die Slavenstämme Oesterreichs haben Ruhe zu halten, bis sie die Fähigkeit zur Sprengung des österreichischen Staatskörpers erworben haben und die den türkischen Slaven gepredigte geduldige Unterwerfung unter die „völkerrechtlich geheiligten Verträge" kann nicht besser motivirt werden, als durch die Berufung darauf, daß sie zur Uebernahme der ihnen obliegenden Handreichung an das russische Staatsinteresse zur Zeit noch nicht genugsam vorbereitet seien! Weil der Zukunft Rußlands nicht präjudicirt werden darf, ist die Erhaltung des bestehenden europäischen Zustandes das zeitweilig oberste Gesetz der Politik des

kaiserlichen Cabinets und hat dasselbe all' seine Anstrengungen auf die Erhaltung des Einverständnisses mit den Höfen von Wien und von Berlin zu richten. Besonderes Gewicht wird dabei auf die Offenhaltung der italienischen Wunde an dem Körper des alten Oesterreich gelegt; der Kaiserstaat darf sich Venetiens nicht entäußern, weil „Italien für Oesterreich eine Diversion vom Orient bedeutet" und weil Oesterreich, so lange Rußland nicht von der Donaumündung Besitz ergriffen hat, am Po beschäftigt bleiben muß.

So viel von des Verfassers letzten Absichten und seiner Methode. Daß die von ihm gepredigte, auf das Einverständniß mit Preußen gegründete Politik der conservativen Principien und der zeitweiligen Enthaltung von einer europäischen Action dem Verf. selbst schwerer ankommt, als er eingesteht, verräth sich übrigens an verschiedenen Stellen seiner Denkschrift mit genügender Deutlichkeit. Er, der an Gründen für die Unrathsamkeit neuer Werbungen um die französische Allianz geradezu unerschöpflich ist und den Bonapartismus für die Wurzel aller Uebel ansieht, — er kann sich der schließlichen Erwägung doch nicht entziehen, daß Rußland am besten thun werde, die nach Paris führenden Brücken stehen zu lassen, einem directen Bruch mit dem zweiten Kaiserthum sorgfältig aus dem Wege zu gehen und sich alle Chancen offen zu halten. —

Der in dem vorliegenden Actenstück enthaltenen Bestätigung dafür, daß es einen Punkt gibt, in welchem alle russischen Parteien, auch diejenigen der „im Princip conservativen, in ihren Zwecken defensiven Politik" zusammentreffen wird man auch da die Aufmerksamkeit nicht versagen dürfen, wo man die Berechtigung der speciellen Schlußfolgerungen bestreitet, welche das oben erwähnte, den „deutsch-russischen Beziehungen" gewidmete Buch aus der „politique du présent" gezogen hat. Wir bemerken endlich noch, daß die a. a. O. mitgetheilten Sätze unserer Denkschrift durch den Zusammenhang, in welchem sie aufgestellt worden, soweit modificirt erscheinen, daß schon aus diesem Grunde eine Mittheilung des gesammten Documents im allseitigen Interesse liegt. — Um das Verständniß des Einzelnen zu erleichtern, haben wir in Kürze an das Folgende zu erinnern:

Die in dem vorliegenden Documente als schwebend bezeichneten, von dem Verf. hoffnungsvoll acceptirten Verhandlungen der Londoner Conferenz über die schleswig-holsteinische Angelegenheit (25. April bis 25. Juni 1864) blieben bekanntlich resultatlos, nachdem die von deutscher Seite vorgeschlagene reine Personalunion zwischen Dänemark und den Herzogthümern von Seiten der Dänen, die von England proponirte Theilung Schleswigs in einen deutschen und einen dänischen Theil von beiden Betheiligten abgelehnt worden war. Während der Conferenzverhandlungen hatte der russische Bevollmächtigte Baron Brunnow sich wiederholt und nachdrücklich zu Gunsten „der Integrität des Königreichs Dänemark" ausgesprochen, um dieselbe Zeit aber Kaiser Alexander II. seine Erbansprüche auf die Herzogthümer an den Großherzog Peter von Oldenburg in einem zu Kissingen abgeschlossenen Vertrage (19 Juni 1864) abgetreten und dadurch auf eine directe Betheiligung an der schließlichen Lösung der schleswig-holsteinischen Frage verzichtet. — Tags nach Schluß der Conferenzen nahmen Preußen und Oesterreich ihre Kriegsoperationen auf, vier Wochen später mußte

Christian IX. die Wiener Friedensconferenz beschicken und auf den ferneren Besitz der Herzogthümer für alle Zeit Verzicht leisten.

In dem Monat der Londoner Conferenzen knüpfte Napoleon III. die seit Jahren abgebrochenen Verhandlungen mit der Regierung Victor Emanuel's von Italien wieder an; am 15. September d. J. wurde die Pariser Convention unterzeichnet, durch welche Frankreich sich zu einer innerhalb zweier Jahre vorzunehmenden Räumung Roms, Italien zur Respectirung des dem Papste gebliebenen Territoriums und zur Verlegung des Regierungssitzes von Turin in eine „andere italienische Stadt" verpflichtete. Am 23. September mußte das Ministerium Minghetti, das diesen Vertrag abgeschlossen hatte, zurücktreten und einer von General Lamarmora geleiteten Regierung Platz machen. — Von Seiten Rußlands war Victor Emanuel bereits im August des Jahres 1862 als „König von Italien" anerkannt worden.

Was den Orient anlangt, so ist zunächst daran zu erinnern, daß Rußland im Sommer 1864 seine Action gegen das Khanat von Khokand aufnahm, im Juni des genannten Jahres die Städte Turkestan und Aulietta, im Herbst Tschemkent besetzte, um im Februar des folgenden Jahres die Einverleibung der nördlichen Gebiete Khokands in das Gouvernement Orenburg zu proclamiren. — In der europäischen Türkei war die von dem Fürsten Alexander Johann von Rumänien (Cusa) am 14. Mai ausgesprochene Aufhebung des Wahl- und des Preßgesetzes und die Unterbreitung eines neuen Wahlgesetzes unter die Volksabstimmung das Hauptereigniß des Jahres 1864. Die in dieser Veranlassung nach Constantinopel einberufene, von dem Verf. wiederholt erwähnte Conferenz vermochte trotz des russischen Widerspruchs an der vollendeten Thatsache Nichts zu ändern, da Cusa sich unter Beihilfe des französischen Botschafters Fournier mit seinem Souverän, dem Sultan Abdul-Aziz, direct verständigt hatte.

Endlich wird noch besondere Erwähnung verdienen, daß am 26. Juli 1864 der damalige Generallieutenant Ignatjew als außerordentlicher russischer Gesandter und bevollmächtigter Minister bei der Hohen Pforte accreditirt wurde [1]).

Dies vorangeschickt, geben wir nachstehend die

„Politik der Gegenwart (Politique du Présent)"

überschriebene, mit dem Datum „1864" bezeichnete Denkschrift im Wortlaut wieder.

„Die Politik, welche das kaiserliche Cabinet unter gegenwärtiger Regierung befolgt hat, steht uns zu nahe, um kurz zusammengefaßt zu werden. Sie beruht auf Verträgen und Actenstücken, von denen viele nicht anders als mündlich dargelegt werden könnten. Ueberdies ist diese Politik von Umständen abhängig gewesen, welche mit jedem Augenblick wechselten. Gehört dieselbe doch einem Zeitalter an, das zu beweglich ist, um ein unverändertes Fortschreiten in der nämlichen Richtung zu gestatten.

In der Einleitung, welche Ew. Erlaucht unterbreitet worden, haben wir die Hauptphasen der gegenwärtigen Situation angegeben, ebenso die Erfahrungen, welche wir den letzten acht Jahren verdanken. Wir glauben uns

[1]) Den Botschafterrang erhielt der General erst im März 1867.

mit dem vorliegenden Entwurf begnügen zu können, indem wir uns eine vollständigere Arbeit so lange vorbehalten, bis unsere Studien der Vorgeschichte beendet sind. Um den bereits überreichten Abriß zu vervollständigen, genügt es, die gegenwärtige politische Situation und die Interessen darzulegen, welche die Action des kaiserlichen Cabinets bestimmen. —

1. Das Hauptinteresse Rußlands ist Ruhe. Die Erfahrung hat gelehrt, wie wenig wir zu gewinnen und wie viel wir zu verlieren haben, wenn wir uns in die Angelegenheiten Europa's mischen. — Wir müssen eine eigenartige Existenz beginnen, unsere Institutionen, Hilfsquellen und Kräfte durch Entwickelung unseres Nationalgenies verdoppeln. Hierauf beruht unsere Macht und unsere Sicherheit. Dieses Zurückkehren einer großen Nation zu sich selbst ist ein ungeheueres Ereigniß und zugleich für die auswärtige Politik bestimmend. Eine große continentale Macht kann sich aber nicht vollständig isoliren. Die polnische Krisis und die orientalischen Wirren haben bewiesen, wie eng der Zusammenhang ist, in welchem wir zu dem übrigen Europa gestanden haben. — Da es nun die Aufgabe des kaiserlichen Cabinets ist, diese inneren Arbeiten zu fördern, so wird zu diesem Ende unsere Politik conservativ im Princip und defensiv in ihren Zielen sein müssen.

2. Unsere augenblicklichen Interessen bilden:

a) Im Norden die skandinavische Gruppe. Die dänisch-deutsche Krisis hat die, 1848 entstandenen Ideen des Skandinavismus wachgerufen. Zu der traditionellen Sorge, welche wir für die Integrität der dänischen Monarchie hegen, gesellt sich noch die Furcht, diese Monarchie in die skandinavische Union aufgehen zu sehen, falls Dänemark auf Jütland und die Inseln beschränkt werden sollte. Daß diese Combination, welche die Mündung der Ostsee in die Hände einer größeren Macht brächte, unseren Interessen entgegensteht, bedarf keiner weiteren Ausführung. Es versteht sich vielmehr von selbst, daß wir sie im Auge behalten müssen, ohne indessen ihre praktischen Chancen und ihre eventuellen Gefahren zu überschätzen. Die skandinavische Idee ist in Dänemark kalt aufgenommen worden, und scheint in Schweden selbst wenig Sympathie erweckt zu haben. England macht Opposition gegen dieselbe, unser Bevollmächtigter hat Befehl, sie zu bekämpfen. Falls diese Union sich realisiren sollte, könnte sie doch nur in föderativer Form verwirklicht werden, und das würde ihr einen Theil ihrer Bedeutung im Voraus nehmen. In Friedenszeiten würden der Sund und die beiden Belte dem Handel nicht geschlossen sein, weil es sich hier um zu viele Interessen handelt; in Kriegszeiten würde die Freiheit der Straßen immer von England abhängen und die skandinavische Union daran Nichts zu ändern vermögen.

Diese Eventualität, sowie diejenige einer Antastung der Integrität der dänischen Monarchie bilden mithin Interessen, welche unsere Sorge erfordern, ohne gerade unsere Thätigkeit in Anspruch zu nehmen.

b) Im Centrum Polen. Polen bildet ein vitales russisches Interesse und in politischer wie in militärischer Rücksicht zeigt unsere Geschichte, daß es unser wunder Punkt ist. Diese Wunde kann durch innere Maßregeln geheilt werden — so lange sie existirt, wird sie aber fortfahren, unseren Gegnern zum Angriffs-

punkte zu dienen. Unsere Politik muß so berechnet sein, daß wir uns diesen Angriffen auf keinerlei Weise aussetzen. Sieben Jahre lang haben wir solche Angriffe durch unser Einverständniß mit Frankreich vermieden — im entscheidenden Augenblick aber hat die polnische Angelegenheit alle unsere Beziehungen umgestaltet. Anlangend unsere Vertheidigungsmittel erscheint als das wirksamste die Interessensolidarität, welche die Politik der Kaiserin Katharina zwischen Oesterreich und Preußen durch das Theilungssystem begründet hat. Diese Solidarität bindet jene Mächte an uns, wie uns an sie. Es wird uns vielleicht gelingen, die Elemente dieser polnischen Frage zu verändern. Aber so lange sie bestehen, müssen unsere Verbindungen mit den Nachbarstaaten andauern, und liegt es in unserem Interesse, dieselben zu befestigen.

c) Unsere Beziehungen zu Preußen sind fast immer gute gewesen. Wir haben keine abweichenden Interessen, und Preußen ist uns eine Schutzwand gegen Frankreich gewesen. Wir müssen wünschen, daß dieser Staat sich befestige — dieser Wunsch aber würde wahrscheinlich nicht so weit gehen, daß wir, im Falle eines Angriffes auf den Rhein, die Waffen ergriffen. In dieser Rücksicht muß die Vergangenheit uns zur Lehre dienen. Rußland wird immer stark genug sein, sich zu vertheidigen, falls es im eigenen Lande angegriffen würde. Die Sicherheit, welche es uns bieten würde, Preußen mit den Waffen zu unterstützen, würde durch die Opfer eines solchen Beistandes nicht aufgewogen werden — diplomatisch aber steht Preußen unsere Unterstützung zu Gebote. Die preußische Monarchie ist aus Eroberungen und aus dem Geiste der Vergrößerung hervorgegangen, — die Staaten erhalten sich in der Regel aber durch diejenigen Mittel, welche zu ihrer Gründung gedient haben. Preußen ist ehrgeizig und unruhig. Ohne es darin zu bestärken, haben wir keinen Grund, seinen Vergrößerungen Widerstand entgegen zu setzen, so lange dieselben unsere directen Interessen nicht schädigen.

d) So lange Oesterreich existirt, müssen wir als Nachbarn wünschen, daß es in Ruhe bleibe, und müssen wir mit ihm die bestmöglichen Beziehungen unterhalten. Dieser Staat nimmt eine so wichtige Stellung an unseren Grenzen ein, daß sein Fall eine anarchische Verwirrung hervorrufen würde, deren Folgen auch für uns unberechenbar wären. Es liegt in unserem Interesse, daß Oesterreich die heterogenen Elemente, aus welchen es zusammengesetzt ist, in einem Aggregat-Zustande erhält, welcher uns vor jeder anarchischen Beunruhigung schützt. Diese Nothwendigkeit mag uns widerwärtig sein, sie ist aber ein Mal da. Innere Unruhen in Oesterreich würden augenblicklich auf uns zurück wirken: wirken doch alle gegen Oesterreich gerichteten revolutionären Unternehmungen unvermeidlich auf Polen ein. Alles dies kann sich mit der Zeit und unter Umständen ändern. Jetzt aber ist es so, und wir müssen uns nach dem Bestehenden richten. —

Diese Erwägungen haben zwischen uns und Oesterreich eine Art von Annäherung herbeigeführt. Zu dem Zweck, den entfesselten Umsturzelementen in Europa eine Präventiv-Action entgegensetzen zu können, haben wir uns mit dieser Macht in Einverständniß gesetzt. Es ist schwer zu sagen, bis wohin diese Gemeinschaft gehen würde, falls wir zu einer repressiven Action greifen müßten.

Es wird das wesentlich von den Umständen und von dem Maße abhängen, in welchem unsere Interessen dabei engagirt sind. Wenn Oesterreich in Ungarn angegriffen würde, ohne daß eine solche Krise direct auf Polen einwirkte und uns gefährlich würde, so dürften wir unsere Action von 1849 nicht zum zweiten Male wiederholen. Auf alle Fälle würde Se. Maj. der Kaiser sich volle Freiheit des Handelns vorbehalten, und nur insoweit unsere Interessen es erforderten, ein Einverständniß mit dem Wiener Cabinet Platz greifen lassen. Wenn der Angriff in Venedig stattfände, so dürften wir nicht dazwischen treten, obgleich es in unserem Interesse liegt, daß Oesterreich nicht aus Italien vertrieben wird: diejenigen Kräfte des österreichischen Staates, welche zur Zeit in diesem Lande absorbirt werden, würden uns gefährlich werden, wenn sie in die Lage kämen, sich auf den Orient concentriren zu können. Unsere Beziehungen zu Oesterreich sind immer unsicherer Natur gewesen. Dieser Staat wird immer und aus allen Kräften unserer Entwickelung Widerstand leisten. Aber so lange es in unserem Interesse liegt, auf dem althergebrachen Wege zu bleiben, wird Oesterreich gezwungen sein, uns zu folgen. Wir müssen darüber wachen, daß es uns nicht weiter fortreißt, als wir gehen dürfen. —

Nachbarstaaten können einander ebensogut Schaden zufügen, wie Dienste erweisen. Gewöhnlich wird es in ihrem Interesse liegen, sich zu mäßigen und eine Politik der Chicane und der Repressalien zu vermeiden, die leicht zu ihrem eigenen Nachtheil führen kann. Wenn sie, ihren Verschiedenheiten Rechnung tragend, dieselben mildern, ihre Berührungspunkte entwickeln, so können sie in Frieden leben und vortheilhafte Verbindungen unterhalten. So ist es geschehen, daß wir trotz unseres Antagonismus nie mit Oesterreich in offenem Kriege gewesen sind. Diese Beziehungen könnten indessen nur aufrecht erhalten werden, wenn wir nicht alte Rechnungen mit einander auszugleichen hätten. Obgleich nun die italienische Besitznahme der Lombardei für den Verlust Bessarabiens reichliche Zahlung geleistet hat, so sind die Wunden, welche uns während des Krimkrieges von Seiten Oesterreichs geschlagen wurden, immer noch höchst schmerzhaft!

Kann auch im Uebrigen nicht bestritten werden, daß man, um die Ereignisse wirklich leiten zu können, über nationale Leidenschaften erhaben sein muß, so ist die Erfüllung dieser Bedingung angesichts des großen Antheils, welchen die öffentliche Meinung und die Presse an den Staatsangelegenheiten aller Länder nehmen, doch außerordentlich schwer. Es bedürfte dazu einer gewissen Gleichheit der Verhältnisse, welche nicht existirt. Oesterreich besteht aus einem Gemisch unter einander nicht zusammenhängender Nationalitäten, unter denen die herrschende die numerisch schwächste ist. Von allen Seiten den feindlichen Berührungen Europas ausgesetzt, ist der österreichische Kaiserstaat leicht verletzlich und erhält er sich nur durch ein merkwürdiges Gleichgewicht. Im Gegensatze dazu repräsentirt Rußland eine mächtige homogene Nationalität, welche sich nur an ihren äußersten Grenzen einige heterogene Racen aggregirt hat, die es mit dem Schwergewicht seiner Macht beherrscht. Rußland hat wenig directe Berührung mit Europa und ist in sich unangreifbar. — Dieser Gegensatz ist frappant: es ist der Gegensatz zwischen einem im Verfall begriffenen Volke, dessen Fortbestehen Staunen erregen muß, weil sein Sturz unvermeidlich ist, — und einer

mächtigen, in der Blüthe ihrer Kraft stehenden Nation, welcher eine ungeheure Zukunft vorbehalten ist. Die Chancen sind zu ungleich. Oesterreich kann uns schaden, seine Hilfe brauchen wir Gott sei Dank nicht. Ohne uns könnte es nicht bestehen, und es würde uns ein Leichtes sein, bei der ersten Gelegenheit seiner Herr zu werden.

Für's Erste aber liegt das nicht in unserem Interesse. So lange die Nationalitäten, aus welchen Oesterreich sich zusammensetzt, nicht zu derjenigen politischen und socialen Organisation gediehen sind, welche ihnen eine unabhängige Existenz ermöglicht, würde der Wegfall einer centralisirenden, diese Nationalitäten zusammenhaltenden Autorität, das Zeichen zu einer Auflösung geben, welche uns ebenso gefährlich werden könnte, wie ihnen. Die stufenweise Entwickelung der Völker Oesterreichs zu politischem Leben liegt überdies in der Natur der Sache, zumal seit die Versuche der österreichischen Politik, diese Nationalitäten durch Germanisation zu ersticken, gescheitert sind. Oesterreich kann nicht mehr umhin, die in Rede stehenden Nationalitäten anzuerkennen und ihnen in der Repräsentation des Reiches eine Stelle einzuräumen. — An uns wird es sein, diese Fragen zur Reife gelangen zu lassen, indem wir von unserer Seite die moralischen Elemente entwickeln, welche unsere Bande mit unseren Stammes- und Glaubensgenossen befestigen. Inzwischen aber werden unsere Beziehungen zu Oesterreich eine Gestalt annehmen müssen, welche den Anforderungen der Gegenwart volle Genüge leistet, ohne diejenigen der Zukunft zu schädigen.

e) Die nämlichen Grundsätze sind auf die Türkei anzuwenden. — Seit den Zeiten, aus denen die uns von der Kaiserin Katharina hinterlassenen Traditionen stammen, hat sich viel geändert. Damals bedrohte der türkische Fanatismus die Christen mit Zerstörung, und mußten wir dieselben schützen. Heute ist eine solche Zerstörung unmöglich, einmal weil unser Zeitalter dergleichen nicht mehr gestattet und zweitens weil die Türken dazu nicht mehr im Stande sind. Die Ohnmacht und Civilisationsunfähigkeit der Türken, die Polygamie, welche sie entvölkert, die militärische Aushebung, welche sie sich als Privilegium vorbehalten haben und durch welche sie decimirt werden, — Alles das weist auf ein sich vorbereitendes definitives Uebergewicht des christlichen über das türkische Element hin. Dieses Uebergewicht ist schon gegenwärtig eine bloße Zeitfrage. Es genügt darum, die Dinge ihren natürlichen Weg gehen zu lassen und sie zu unterstützen, ohne ihnen durch all zu prompte Beschleunigung zu schaden.

Die heute den Christen des Orients drohende Gefahr rührt nicht von den Türken, sondern von den zwischen diesen Christen bestehenden Zerwürfnissen her. Sie selbst haben das Band zerstört, dessen Symbol das gleiche religiöse Bekenntniß war, und sich in feindliche Gruppen getheilt. — Die Pforte aber zieht daraus Nutzen, indem sie die eigene Herrschaft zu befestigen und zu verlängern sucht.

Als fernere ernste Gefahr ist die politische, religiöse und revolutionäre Propaganda des Abendlandes anzusehen. Die Lateiner wollen die orthodoxe Kirche stürzen; sie werben unter den Bulgaren für den Katholicismus, sie latinisiren die Donaufürstenthümer und suchen die heiligen Stätten der Güter zu berauben,

welche dieselben in jenen Fürstenthümern besitzen. Die polnische Emigration hat die Walachei und Moldau zum Schauplatz ihrer Intriguen gemacht, England wählt Griechenland auf, indem es sich populär zu machen sucht, um dereinst seinen Einfluß auf die hellenischen Racen unserem Einfluß auf die Slaven entgegenzusetzen. Gegenüber einer solchen Lage der Dinge hält das kaiserliche Cabinet die Aufrechterhaltung der türkischen Autorität für nothwendig, um jene Länder vor Verwirrungen zu bewahren, die ihnen verderblich wäre, ohne daß wir im Stande wären, aus denselben Nutzen zu ziehen.

Unser Ziel ist darauf gerichtet, die Differenzen unter den Christen des Orients zu schlichten und auf diese Weise voreiligen Kämpfen zuvorzukommen, welche zum eigenen Schaden der Betheiligten ausschlagen müßten. Wir bleiben auf dem Boden des Vertrages von 1856. Wie unvortheilhaft dieser Vertrag immer gewesen sein mag, — zur Zeit sichert derselbe den Türken ihre Stellung und befestigt er diejenige der Christen. Das Recht, von den Türken die Beobachtung dieses Vertrages zu verlangen, können die Christen des Orients indessen nur in Anspruch nehmen, wenn sie sich selbst vor Verletzungen desselben hüten. Außerhalb der Verträge gibt es kein anderes Recht, als dasjenige der Stärke: bei der gegenwärtigen Lage der Dinge und so lange wir der Donau und des Schwarzen Meeres beraubt sind, würde ein Versuch, Gewalt zu gebrauchen, aber weder uns, noch den orientalischen Christen zum Ziel gereichen.

Aus diesen nämlichen Gründen haben wir uns so eifrig der serbischen und der montenegrinischen Sache angenommen, als die Pforte, die Umstände und ihr Uebergewicht benutzend, dieser gegenüber Gewalt gebrauchte. Eben deshalb haben wir uns auch entschieden gegen den Fürsten Cusa ausgesprochen, als dieser nicht allein seine Pflichten gegen die Pforte, sondern auch diejenigen gegen uns und die Kirche übertrat.

Diese Politik der Mäßigung und Beruhigung nöthigt uns zu einer beschwerlichen und undankbaren Arbeit. Weder vermögen wir den Ansprüchen der Christen gerecht zu werden, die zu leidenschaftlich sind, um praktisch zu Werke zu gehen, noch thun wir unseren eigenen nationalen Sympathien genug, weil die Lebhaftigkeit derselben vernünftige Erwägungen unmöglich macht. Das kaiserliche Cabinet aber weiß, daß und in wie weit jeder im Orient gethane Schritt auf unsere politische Stellung und von da wieder auf unsere innere Stellung und namentlich auf unsere Finanzen zurückwirkt: mit Rücksicht darauf kann es einen anderen Weg *nicht* einschlagen. — Was die Pforte anbetrifft, so hat sie uns in früherer Zeit alle christlichen Insurrectionen zur Last gelegt. Jetzt, wo der Augenschein lehrt, daß die kosmopolitische Revolution die Urheberin dieser Bewegungen ist und daß dieselbe sich sogar gegen uns gewendet hat, ist die türkische Regierung eines Bessern belehrt und ist ihr Verhältniß zu uns ein besseres geworden. Die Consequenzen, welche sie daraus zu ziehen wünscht, können wir freilich nicht acceptiren. Die Pforte träumt von einer engen Verbindung mit uns und Oesterreich, um das Princip der Nationalitäten zu ersticken. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß im Orient das nationale Princip eng mit dem christlichen verbunden ist. — Die wahre Geschicklichkeit besteht hier, wie Oesterreich gegenüber, in der Fähigkeit, Maß zu halten. Auch in diesem Verhältniß

hat sich gezeigt, daß in der Politik die Alliancen durch Interessen bestimmt werden: diese Interessen aber bestimmen zugleich die Dauer und die — Grenze der Alliancen.

3. Unsere blos mittelbaren Interessen beziehen sich zunächst auf

a) Deutschland. In Deutschland wirft man uns vor, wir hätten die uns zu Gebote stehenden Familieneinflüsse mißbraucht, um auf die deutschen Angelegenheiten zu drücken; bei uns zu Hause hat man uns der Parteilichkeit zu Gunsten der deutschen Interessen geziehen. Man wird daraus schließen dürfen, daß wir die den Verhältnissen entsprechende Mitte gehalten haben.

Zwei große Nachbarnationen können einander offenbar nicht völlig fremd bleiben. Zwischen uns und Deutschland besteht kein unmittelbarer Antagonismus der Interessen. Die einzigen Punkte, auf welchen wir in Gegensatz gerathen könnten, sind 1) die Principienfragen, in sofern man uns für Feinde des constitutionellen Liberalismus ausgibt, und 2) die slavische Frage, von welcher man fühlt, daß sie dereinst am Horizonte der europäischen Politik auftauchen werde.

Wie dem auch sei, Deutschland, dem wir blos Dienste erwiesen haben, lohnt uns dafür mit blinder Abneigung.

Infolge seiner steten und unheilbaren inneren Uneinigkeit hat der deutsche Bund für das übrige Europa jede Bedeutung verloren, und die Einsicht in diesen unwürdigen Zustand ist es, welche die Deutschen zur Verzweiflung bringt. An dem außerordentlichen Wohlstande, welchen sie dieser weitgehenden Decentralisation zu danken haben, lassen sie sich nicht mehr genügen: gemäß der alten Erfahrung, nach welcher man vor Allem Das anstrebt, was man nicht hat, wollen sie durchaus eine große politische Rolle spielen und streben sie vor Allem die nationale Einheit an.

Diese Eventualität muß unsere ernste Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Zunächst ist zu bemerken, daß die außerordentliche Schwäche des deutschen Bundes uns nie von Nutzen gewesen ist, daß dieselbe zu Anfang des Jahrhunderts Deutschland zu der bequemen Beute des ersten Napoleons gemacht hat, und daß die Anstrengungen, welche wir damals zum Behuf der Aufrechterhaltung Deutschlands zu machen bestimmt wurden, lediglich zu unnützen Opfern geführt haben. Für uns hat Deutschland nie und zu keiner Zeit Etwas zu thun vermocht. Während aller uns bedrohenden Krisen und namentlich während des letzten orientalischen Krieges ist Deutschland nicht im Stande gewesen, dem von unsern Feinden geübten Drucke Widerstand zu leisten und hat es uns im Stich gelassen. An der Aufrechterhaltung des gegenwärtigen abnormen Zustandes sind wir mithin nicht interessirt. Frankreich ist der deutschen Einheit von Alters her abgeneigt, weil die Schwäche des deutschen Bundes seinen Eroberungstendenzen Vorschub leistet. Wir, die wir von Deutschland Nichts zu verlangen und Nichts zu fürchten haben, befinden uns nicht in der nämlichen Lage. Andererseits erscheint freilich wahrscheinlich, daß, wenn die deutschen Einheitsbestrebungen jemals verwirklicht werden sollten, Deutschland seinen inoffensiven Charakter verlieren würde. Hat es doch im Jahre 1848 nicht nur die dänischen Herzogthümer, sondern auch Elsaß und Lothringen, die deutsche Schweiz, Liv-

land, Esthland und Kurland zurückgefordert. Heute sehen wir, mit welchem Heißhunger die Deutschen sich Schleswig-Holsteins zu bemächtigen suchen. In ähnlichem Falle und wenn die slavische Frage einmal auf die Tagesordnung gesetzt wird, dürfte Deutschland ein erhebliches Gewicht, und zwar gegen unsere Interessen, in die Wagschale werfen.

Wir werden uns demgemäß auf den Wunsch zu beschränken haben, daß Deutschlands Einigkeit genugsam befestigt werde, um äußeren Angriffen Widerstand leisten zu können. Führt die natürliche Entwickelung der Dinge dazu, daß eine Umgestaltung der Bundesacte die außerordentliche Zersplitterung Deutschlands minderte, daß die größeren Staaten sich auf Unkosten der kleineren vergrößerten, Macht und Ansehen der Centralregierung sich erhöhten, so würden wir uns dem nicht zu widersetzen brauchen. Wir haben aber auch keinen Grund, um in dieser Rücksicht irgend eine Initiative zu ergreifen. Kostet es doch Mühe genug, die beständigen Händel auszugleichen, welche die beiden deutschen Großmächte von einander trennen und die Hauptursache der Schwäche Deutschlands bilden.

Unsere Politik hat in dieser Rücksicht häufig gewechselt und bald Preußen, bald wiederum Oesterreich begünstigt. Nach dem Orientkriege wandten unsere Sympathien sich vornehmlich dem Berliner Cabinet zu, gegenwärtig hat es den Anschein, als ob Oesterreich dieselben wieder zu sich herüberziehen werde. Wie die Dinge zur Zeit liegen, sind diese Schwankungen unvermeidlich. Am Besten thun wir, wenn wir die Wagschalen beider deutscher Mächte balanciren, um sie je nach Umständen nach derjenigen Seite sinken zu lassen, welche unseren augenblicklichen Interessen entspricht. Nach diesem System ist die Kaiserin Katharina verfahren. Dasselbe führt allerdings dazu, daß das Vertrauen zerstört wird — diese Empfindung ist aber längst aus der modernen Politik ausgeschlossen und zwar ohne unser Verschulden.

b) Frankreich. Ueber unsere Beziehungen zu diesem Lande waltet ein unheilvolles Geschick. Unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. gab Frankreich sich die Miene, uns zu ignoriren und uns zu verachten, unter der Republik ist es uns geradezu feindlich gewesen. Obgleich die Entfernungen, welche uns von diesem Lande trennen, ungeheure sind, obgleich die Natur selbst uns zu Verbündeten gemacht hat, und obgleich des ersten Napoleon's Ausspruch: „wenn wir uns schlagen wollten, hätten wir Mühe, einander zu begegnen", durchaus zutreffend war, hat Frankreich uns wiederholt mit Krieg überzogen und ist den Versuchen zur Herstellung russisch-französischer Allianzen regelmäßig ein peinliches Fiasko bereitet worden. Tilsit und Erfurt waren bloße Episoden, die schließlich in ganzen Strömen von Blut ertränkt wurden — die unter Ludwig XVIII. und Karl X. angestellten Annäherungsversuche sind unsicher und unfruchtbar geblieben. Vermittelt wurden diese Annäherungsversuche durch das monarchisch-conservative Princip, abgeschnitten durch die darauf folgende Herrschaft der liberalen Grundsätze von 1830. Nach dem Krimkriege schienen die Zeitverhältnisse einer ernsthaften Annäherung dieser beiden Länder günstig zu sein, welche mehr durch theoretische Mißverständnisse und durch von beiden

Seiten begangene Fehler, als durch ihre wirklichen Interessen getrennt gewesen waren. Und doch hat auch dieser Versuch lediglich dazu geführt, daß der Ausbruch eines neuen Zusammenstoßes vertagt wurde. Die sich hieraus ergebenden Schlußfolgerungen werden kaum einem Zweifel unterliegen können. Grade weil diese Versuche zu einer Annäherung höchst ernsthaft gemeint waren, werden sie als unwidersprechliche Beweise dafür angesehen werden müssen, daß die politischen Tendenzen beider Länder schlechterdings nicht in Einklang zu bringen sind. Polen ist nur die Gelegenheit zu dieser Differenz gewesen, der eigentliche Grund lag tiefer. Er ist darin zu suchen, daß die französische Nation von einem beständigen Verlangen nach gewaltsamen Umwälzungen (besoin de bouleversement) heimgesucht wird, während die russische Nation vor Allem Ruhe verlangt. Mit Frankreich werden wir uns voraussichtlich erst verständigen, wenn wir das Bedürfniß fühlen sollten, in Europa das Unterste zu oberst zu kehren, aber auch dann wird das auf unsere Unkosten geschehen.

Aller Wahrscheinlichkeit nach trägt Napoleon im gegenwärtigen Augenblicke nach der Intimität Verlangen, welche wir ihm einst angeboten hatten und welche ihm die größten praktischen Vortheile in Aussicht stellte. Diese Intimität sicherte seine Stellung auf dem Continent, machte ihn von England unabhängig und bot ihm die Möglichkeit, Frankreichs wahre politische Interessen unter der einen Bedingung zu verfolgen, daß dieselben sich nicht nach der revolutionären Seite hin bewegten. Heute ist Napoleon darauf angewiesen, zwischen vollständiger Isolirung und einer ausschweifenden Politik zu wählen, die ihn unwiderruflich und unter Gefährdung seiner eigenen Stellung, in die Arme der allgemeinen Umsturzpartei treiben würde. Es läßt sich schlechterdings nicht voraussehen, welche Entscheidung er treffen und ob der Eifer, mit welchem die übrigen Großmächte das deutsch-französische Einvernehmen zu hintertreiben suchen, ihn über den Werth unserer Allianz bis zu einem gewissen Grade aufklären wird. — Unsere Beziehungen zu Napoleon bleiben darum reservirte. Die Rolle, welche er in Polen gespielt, die Niederlage, die er erlitten hat, und die Rache, die er unzweifelhaft brütet, sind Gründe genug, uns von einander fern zu halten. Unsererseits geschieht aber auch Nichts, um diesen Gegensatz zu verschärfen, und die Wege, welche zu besseren Beziehungen, ja zu einer theilweisen, unseren gemeinsamen Interessen entsprechenden Verständigung führen könnten, sind offen geblieben. Hat sich eine Gelegenheit, diesen Weg zu beschreiten, auch bis jetzt nicht dargeboten, so dürfen wir die Möglichkeit einer Annäherung doch nicht ausschließen. Durch Alter und Erfahrung ruhiger geworden und durch die für den Augenblick friedliche Stimmung Frankreichs beeinflußt, wünscht Napoleon zu einer verständigeren, minder aggressiven Politik zurückzukehren, und wir haben keinen Grund, ihm Uebelwollen gegen seine Person und seine Dynastie zu zeigen. Sollte sich hinter seinem Schweigen die Absicht eines neuen Hauptschlages verbergen, so ist zu wünschen, daß wir Napoleon's Anschläge auf von den unsrigen fern obliegende Interessen lenken und daß wir alle directen Feindseligkeiten gegen ihn vermeiden.

c) England. Die hervorragende Arbeit des Baron Brunnow hat Englands gegenwärtige Politik genugsam erörtert. Diese Politik ist uns gegenüber

schlaff geworden. Wir haben von diesen Symptomen eines uns günstigen Umschwungs in der britischen Politik Act zu nehmen, wir dürfen uns aber nicht auf sie verlassen. England hat seiner geographischen Lage die Fähigkeit zu danken, daß es bald von Frankreich zu Rußland, bald von Rußland zu Frankreich schwenken kann, je nachdem das eine oder das andere dieser Länder ihm mehr oder weniger Zu- und Abneigung einflößt. Es mag peinlich sein, daß wir bald durch unsere Fehler, bald durch diejenigen Frankreichs der englischen Politik die Freiheit einräumen müssen, diese für die englischen Interessen bequeme, für den Continent gefährliche Rolle spielen zu lassen: da wir aber nicht in der Lage sind, dieses Verhältniß ändern zu können, müssen wir unser Möglichstes thun, um den übeln Wirkungen derselben zuvorzukommen. Die schlimmste aller Eventualitäten wäre diejenige einer Allianz zwischen Frankreich und England, weil dieselbe sich nicht auf dem Gebiet der beiderseitigen politischen Interessen (denn diese stehen im Gegensatz zu einander), sondern auf demjenigen der revolutionären Principien bewegen müßte. Gegenüber dem maritimen Uebergewicht dieser beiden Staaten würde Europa gradezu in Abhängigkeit von denselben gerathen (l'Europe serait à leur discrétion).

Das ist's, was Napoleon wünscht. Wie bereits früher bemerkt, widerstrebt die englische Regierung aber gegenwärtig dem Umsturz, welchen es im Jahre 1848 begünstigte und zwar aus der Erwägung, daß ein solcher Umsturz dem politischen und militärischen Uebergewicht des kaiserlichen Frankreich zu Gute kommen würde. Ueber Napoleon's Tendenzen ist die englische Regierung vollständig aufgeklärt, seit sie ihn in den erregten Wassern Italiens, Nizza und Savoyen hat fischen sehen; England will nicht, daß Napoleon auch noch das Rheinufer und Belgien fischt, es will auch nicht, daß er mit Polen, Ungarn und dem unter seiner Aegide emancipirten Rumänien in ein militärisches und revolutionäres Bündniß tritt, weil ein solches Bündniß Europa an ihn ausliefern würde.

Wir haben das größte Interesse daran, Englands Rückkehr zu dem conservativen System zu begünstigen, von welchem es sich entwöhnt hatte; *sind doch seit sieben Jahren alle unsere Anstrengungen darauf gerichtet gewesen, England von Frankreich zu trennen.* Wesentlich aus diesem Grunde und weil wir Napoleon unter Anrufung seiner politischen Interessen von einem revolutionären Bündniß mit England zurückzuhalten wünschten, haben wir die Verständigung mit Napoleon angestrebt. In der nämlichen Absicht haben wir zufolge der polnischen Krise unsere guten Beziehungen zu Frankreich in auffälliger Weise abgebrochen. Zu der Veränderung, welche sich in der Haltung und den gegenwärtigen Tendenzen des Londoner Cabinets ankündigt, dürfen wir uns darum Glück wünschen. Wir müssen das Mögliche thun, um dieses Cabinet an die conservativen Interessen des festen Landes zu knüpfen. Dasselbe haben wir immer wieder den beiden deutschen Großmächten während jener Händel mit Dänemark gepredigt, zufolge deren sie mit dem englischen Interesse in Conflict gerathen waren. Wir bieten dem Londoner Cabinet unseresheils alle Bürgschaften einer maßvollen, friedlichen und versöhnlichen Politik, die auf das Ziel der Erhaltung gerichtet ist. Es ist das unvermeidlich, weil England sich von Napoleon erst getrennt hat, als es ihn im Begriff sah, einem

in selbstsüchtiger Absicht unternommenen Kriege zuzusteuern und weil wir wissen, daß es sich auch von dem Continente trennen würde, wenn es denselben auf eine aggressive Coalition losfteuern sähe. Den Engländern ist jede Erinnerung an die früheren Coalitionen verhaßt, weil dieselben ihren Staat mit einer Schuldenlast von 7½ Milliarden belastet hat. Durch die Erfahrung belehrt, wird England sich auf Coalitionen nicht wieder einlassen.

4. Wir gehen nunmehr zur allgemeinen Politik über. Die öffentliche Meinung (in Rußland) gefällt sich darin, den flüchtigen und beweglichen Charakter unserer gegenwärtigen Politik, weil er jeder festen Grundlage entbehrt und nichts Bleibendes zu bezeichnen scheint, ungünstig zu beurtheilen und die Ansicht auszusprechen, daß derselbe schlecht zu der großen Ausdehnung und der wichtigen europäischen Stellung unseres Staates stimmt. Und doch steht dieser Charakter mit der allgemeinen Signatur unserer Zeit in engstem Zusammenhang und läßt er sich auf zwei Ursachen, eine zufällige und vorübergehende und eine dauernde, zurückführen. Zunächst kommt in Betracht, daß ein Mann auf dem Throne Frankreichs sitzt, der die gekrönte Revolution repräsentirt und daß derselbe mit den Händen eines eisernen Militärdespotismus eine Macht festhält, die ihm durch das allgemeine Stimmrecht übertragen worden ist. Dieser Mann steht als Begründer einer Dynastie mit einem Fuße auf monarchischem Boden, mit dem anderen auf revolutionärem Untergrunde; er stützt sich auf Elemente, die sich gegen jede Regierung und jede Autorität auflehnen. So lange dieser Zustand fortdauert, wird in Europa nichts Normales und Feststehendes möglich sein, denn diese Combination ist die für die allgemeine Ruhe denkbar unheilvollste. Republiken verlieren sich schließlich in der Anarchie, constitutionelle Regierungen nützen sich durch parlamentarisches Geschwätz ab, — der auf die Revolution gestützte Militärdespotismus aber wird zum Werkzeug einer gewaltigen Macht, wenn ihm eine kriegerische Armee und eine Nation zur Seite stehen, welche jederzeit bereit ist, um einer Idee, um einer Revolution, ja um eines bloßen Wortes willen zu den Waffen zu greifen.

Mit Hilfe einer Politik, die zwei verschiedene Gesichter zeigt, umgeben von Helfershelfern, die grundsatzlos, aber geschickt und glücklich sind und mit Hilfe einer bald gehätschelten, bald wieder mundtodt gemachten Demokratie hat dieser Mann nicht nur sein eigenes Land, sondern auch das übrige Europa, die Völker wie die Regierungen, corrumpirt. Man hat sich an seinen Erfolgen genügen lassen, weil diese seine einzige Rechtfertigung bildeten. Man hat aber dabei übersehen, wohin seine Politik das Land geführt hat — eine Politik, welche dem Laster in die Hände arbeitet und an diesem seinen Stützpunkt sucht. Die Einsicht in die wahre Sachlage wird den Leuten erst aufgehen, wenn sie die Sündfluth gewahr werden, die bereits gegenwärtig Frankreich bedroht. Heute macht Napoleon mit Hilfe seiner Erfolge immer noch Proselyten. Europa nimmt sich diese Regierung der Demoralisation, welche die Hefe der Gesellschaft an die Oberfläche erhebt und mit Hilfe derselben die Masse der anständigen und geduldigen Leute ausbeutet, gradezu zum Muster. Victor Emanuel und Cavour sind Napoleon's erste Schüler gewesen, dann hat die puritanische Genfer Republik es zu einem Fazy, die Moldau-Walachei zu

einem Cusa gebracht; in Preußen kostet das Verlangen nach der Erwerbung ähnlicher trauriger Lorbeeren (lauriers de mauvais aloi) Herrn v. Bismarck den Schlaf. Man will eben nicht verstehen, daß, wenn ganz Europa das französische Regime nachahmte, es schließlich einem Spielhause gleichen würde, in welchem ein glücklicher Betrüger (fripon) es dazu gebracht hat, daß alle Leute Betrüger werden wollen, um nur nicht betrogen zu werden. Ein dauernder Erfolg ist auf diesem Wege nicht möglich, weil auf der Hand liegt, daß der Gewinn der Einen nur durch den Ruin der Andern ermöglicht wird und daß das schließliche Ende ein Einhalt oder ein allgemeiner Zusammenbruch sein muß.

Diese Ausnahmesituation ist auf das Leben eines einzelnen Ausnahmemenschen gestellt. Wir dürfen hoffen, daß sie einen bloßen Uebergang bedeute und daß ihr eine schließliche Regulirung folgen werde. Das englische Cabinet hat das von Hause aus verstanden und sich Napoleon lediglich in der Absicht zugesellt, ihn controliren, seinen Streichen ausweichen und überall da von diesen Streichen Vortheil ziehen zu können, wo dieselben gegen Dritte gerichtet waren.

An uns wird es sein, Ansteckungen durch diese allgemeine Verderbniß aus dem Wege zu gehen, das Terrain zu vertheidigen, auf welchem wir bedroht werden, einer Besserung der Zeitverhältnisse zu harren und dieselbe zu beschleunigen, ohne daß wir uns deshalb Gefahren aussetzten. Gewisse Symptome einer Veränderung sind bereits gegenwärtig bemerkbar, — verhehlen darf man sich aber nicht, daß die revolutionäre Krisis, welche Europa gegenwärtig durchzumachen hat, unter allen Umständen tiefe Spuren zurück lassen wird, — um so tiefere, als die innere Lage derjenigen Staaten, welche sich demokratisiren, diese Krisis perpetuirt.

Die westeuropäischen Liberalen versichern unaufhörlich, daß die Regierungen Unrecht hätten, wenn sie das Nationalitätsprincip mit den revolutionären Doctrinen in einen und denselben Topf thäten und daß es grade die Unterdrückung legitimer Volkswünsche sei, welche die Regierungen in die Arme der Revolution trieben. Bei uns in Rußland gibt es wiederum eine Schule, welche behauptet, daß, wenn Rußland Namens des Nationalitätsprincips angegriffen werde, wir nur nöthig hätten, den Spieß umzukehren, — seinen Schaft selbst in die Hände zu nehmen und die Spitze gegen unsere Gegner zu richten. Nach dieser Theorie sollen wir nur nöthig haben, uns auf unsere über ganz Europa verbreiteten, bis in das Herz Deutschlands und der Türkei verstreuten Glaubens- und Stammesgenossen zu stützen.

Die erstere dieser beiden Theorien entzieht sich jeder eigentlichen Erörterung, weil Niemand vorauszusehen vermag, bis zu welcher Grenze Europa sich in „befriedigte" Nationalitäten zerstückeln lassen soll und wo Bürgschaften gegen eine allgemeine Anarchie gewonnen werden sollen. Anlangend die andere Theorie, werden wir nicht umhin können, ein förmliches Glaubensbekenntniß abzulegen.

Das kaiserliche Cabinet weiß den Werth und die Bedeutung der religiösen und nationalen Sympathien vollkommen zu schätzen, welche uns mit den unter fremder Herrschaft lebenden slavischen Stämmen verbinden. Ebenso wenig kann

die Bedeutung zweifelhaft sein, welche diese Stämme dadurch haben, daß sie für uns eine Vormauer gegen den Andrang der germanischen und der lateinischen Race bilden. Die kaiserl. Regierung ist aber zugleich der Meinung, daß der größte Dienst, welchen Rußland den übrigen slavischen Stämmen leisten kann, darin besteht, daß es sich zunächst selbst kräftigt und die ihm auf eigenen Boden dargebotenen Hilfsmittel so vollständig wie möglich entwickelt. Mangel an gutem Willen ist es nie gewesen, der uns daran verhindert hat, die uns verwandten Stämme zu befreien, die Schwierigkeit hat immer nur in dem Gewicht der dieser Absicht entgegengesetzten Kräfte und in den zu überwindenden großen Entfernungen bestanden. Aus diesen Gründen ist Rußland immer wieder genöthigt gewesen, auf halbem Wege stehen zu bleiben, seine enttäuschten und unbefriedigten Glaubensgenossen der Rache der Türken zu überlassen und seine nutzlos gebrachten Opfer mit eigener Erschöpfung und mit der Hemmung seiner inneren Entwickelung zu bezahlen. Seit wir von der Donau und vom schwarzen Meer abgedrängt und vor ungleich vermehrte Kampfesschwierigkeiten gestellt worden sind, müssen wir uns davor hüten, diese Erfahrung noch einmal zu machen. Worauf es vor Allem für uns ankommt, ist die Vergrößerung unserer Macht; wir brauchen Straßen, Waffen und Geldmittel, lauter Dinge, die wir nur im Zustande des Friedens erwerben können und die uns zur Zeit des Krimkrieges fehlten. Erst wenn Rußland es zu vollständiger innerer Entwickelung gebracht hat, wird es dasjenige Gewicht ausüben können, welches erforderlich ist, damit es alle slavischen Racen unter seinen Schutz nehmen könne. Dieser Schutz wird in demselben Maß gesucht werden, in welchem wir in Bezug auf Wohlstand und innere Organisation Fortschritte gemacht haben werden.

Darnach liegt die Sache so, daß die slavischen Völker sich selbst und uns keinen größern Dienst erweisen können, als wenn sie die günstige Lage, in die wir sie versetzt haben, dazu ausnutzen, sich auf friedlichem Wege weiter zu entwickeln. Geschieht das, so werden wir sie im gegebenen Augenblicke fähig finden, uns einen energischen, einsichtigen und gut organisirten Rückhalt zu bieten. Inzwischen sind wir durch Nichts verhindert, unser Nationalgefühl zu Gunsten dieser uns durch Bande der Religion in der Abstammung verbundenen Racen zu bethätigen. Derartige Lebensäußerungen eines großen Volkes sind an und für sich unentbehrlich und wir haben sie lange genug vernachlässigt. Nothwendig wird aber sein, daß diese Aeußerungen für unsere Politik eine Kräftigung und einen Rückhalt, nicht ein Hinderniß und eine Gefahr bilden. Aus diesem Grunde muß die Regierung immer in der Lage bleiben, diese Verbindungen zurückhalten, erforderlichen Falls sogar verleugnen zu können. Andern Falls werden dieselben schädlich und nicht nützlich sein. — Unserm moralischen Einfluß im Orient hat die Aufhebung der Leibeigenschaft größere Dienste erwiesen, als die gesammte von uns betriebene Propaganda. Alle Vortheile, die diese Propaganda uns hat verschaffen können, sind durch die verunglückten Colonisationsversuche, die wir mit den Bulgaren in der Krim unternommen haben, mehr als aufgewogen worden.

Innerhalb dieser Grenzen glaubt das kaiserliche Cabinet seine Thätigkeit halten zu müssen und zwar unter Verzicht auf alle aggressiven Theorien. Wie

verhängnißvoll diese letzteren werden können, hat sich bei Gelegenheit des slavisch-magyarisch-rumänischen Conföderationsplanes gezeigt, den die Herren Bakunin und Genossen, ausgeheckt und mit Hilfe der polnischen Emigration in Ausführung zu bringen gesucht hatten. . . . . Die Diplomatie hat andere Wege zu gehen. Je deutlicher sich in Dänemark, den Donaufürstenthümern und den Vereinigten Staaten von Nordamerika herausstellt, wohin Staaten gebracht werden, deren Geschicke in die Hände der Demokratie gelegt sind, desto nachdrücklicher muß die Diplomatie an ihren Traditionen festhalten und indem sie sich den Umständen anschmiegt, nach wie vor darauf hinarbeiten, die Gemüther zu beruhigen, die Leidenschaften zu besänftigen und die Interessen auf das Gebiet der friedlichen Transaction zu leiten. Die Erfolge, welche der Diplomatie trotz aller entgegenstehenden Hindernisse und im Angesicht großer und schwieriger Fragen auf den Conferenzen von London und Constantinopel beschieden gewesen sind, beweisen, daß dieselbe ihre Rolle in Europa noch nicht ausgespielt hat. Unsere Staatskunst hat durch ihren an diesen Arbeiten genommenen Antheil nicht Principien- und Gefühlspolitik getrieben, sondern Rußlands wahren Interessen gedient. Diese Interessen aber bilden die einzige Regel für die Politik S. M. des Kaisers. Am Besten wird derselben eben gedient, wenn wir diejenigen über ganz Europa verstreuten politischen und socialen Elemente nur zu sammeln suchen, welche der beständigen Aufregungen überdrüssig und der Meinung sind, daß das Fieber kein normaler staatlicher Zustand sei. Selbst in Frankreich thut sich eine gewisse Reaction gegen das Treiben der kosmopolitischen Intriguanten kund, welche ganz Europa in Aufregung versetzt haben. Dieser friedlichen Bewegung müssen wir zu Hilfe kommen, weil jedes im Frieden verbrachte Jahr für unsere Finanzen und für unsere inneren Zustände eine directe Wohlthat bedeutet. Diese Wohlthat aber können wir uns erhalten ohne Rußlands europäische Stellung im Geringsten zu beeinträchtigen.

5. Was den Süden anlangt, so haben wir mit Spanien und Italien nur spärliche Berührungen. Mit dem Hof von Turin hatten wir die Beziehungen abgebrochen, weil wir die Verletzung der dem bisherigen europäischen System zu Grunde liegenden Rechte, deren jene Regierung sich schuldig machte, auch nicht zum Schein sanctioniren wollten. Wir haben diese Verbindung wieder angeknüpft, als die italienische Regierung, nachdem die bezüglichen Thatsachen einmal vollendet waren, die Nothwendigkeit empfand, das Revolutionsinstrument zu zerbrechen, dessen sie sich zum Zerstören bedient hatte, das für das Aufbauen aber nur ein Hinderniß bedeutete. Seit die italienische Regierung, unter Verleugnung des Revolutionsprincips, wieder das Princip der monarchischen Ordnung zu repräsentiren begonnen hat, haben wir keinen Grund, dieselbe nicht anzuerkennen. Ein politischer Antagonismus zwischen uns und Italien hat nie bestanden, ja, wir werden im Orient gemeinsame Sache machen können, wenn für die italienische Regierung die Nothwendigkeit, Revolution zu treiben, aufgehört hat. In dieser Rücksicht können wir nur wünschen, daß die Einheit Italiens zum Abschluß komme, denn nur wenn das geschehen ist, kann dieses Land in regelmäßige Bahnen zurückkehren. Aber auch davon abgesehen, werden wir auf die Zukunft der italienischen Einheit ein rechtes Vertrauen nicht setzen können.

Dieser Leidenschaft wird es gehen, wie es anderen Leidenschaften gegangen, die wesentlich von den ihnen bereiteten Hindernissen lebten, die Erreichung ihres Zieles aber nicht zu überleben vermochten. Unserer Meinung nach würde eine auf das Recht gegründete Conföderation der monarchischen Staaten Italiens, die für dieses Land, für Europa und für uns günstigste Combination bedeuten.

In die inneren Geschicke der Apenninen-Halbinsel irgendwie einzugreifen, haben wir keine Veranlassung — unsere Beziehungen zu derselben werden so sein, wie die Italiener selbst sie gestalten. . . . . Die Krisis, in welcher Italien sich befindet, unsererseits abzukürzen, hätte keinen Sinn, *denn Italien bedeutet für den österreichischen Kaiserstaat eine Diversion von den orientalischen Dingen. So lange Oesterreich am Mincio und am Po beunruhigt ist, werden wir an der Donau um so ruhiger sein können.*

Was den *päpstlichen* Hof anlangt, so haben wir — auch von den letzten persönlichen Ausfällen des Papstes abgesehen — von diesem nur die unversöhnlichste Feindschaft zu erwarten. Das kaiserliche Cabinet hält nicht für zweckmäßig, diese Feindschaft durch Repressalien zu schüren, welche die religiösen Elemente des in Polen entbrannten politischen Streits nur verschärfen würden. Es kommt in dieser Rücksicht Alles auf die augenblicklichen Umstände an. . . . Eine sehr viel schwierigere und ernstere Frage ist diejenige nach der Zukunft des Papstthums für den Fall des Zusammenbruchs seiner weltlichen Macht. Eine Antwort darauf, ob ein solches Ereigniß der Ruhe der griechisch-orthodoxen Kirche zum Vortheil oder zum Schaden gereichen würde, liegt außerhalb des Rahmens unserer Betrachtung. Politisch werden wir uns auch in dieser Beziehung zurückzuhalten haben und wird es dabei bleiben, daß unsere Beziehungen zum heiligen Stuhl unter mehr oder minder verhüllten Formen feindliche sind. Wir werden dem Kampf nicht aus dem Wege gehen, wir werden ihn aber auch nicht aufsuchen.

Spanien liegt gänzlich außerhalb der Sphäre unserer politischen Action. Spanien macht gewisse Fortschritte, aber nur langsame und hat die Stellung, welche es in Europa einnehmen könnte, noch nicht erlangt. Eine Zeitlang hat Napoleon III. daran gedacht, Spanien zu einer sechsten Großmacht zu machen und im Bunde mit ihm und Italien eine große, das Mittelmeer beherrschende Allianz der katholischen und lateinischen Völker aufzurichten. Diesen Gedanken verfolgt er gegenwärtig in Mexico und beabsichtigt er durch seine auf eine skandinavische Allianz gerichteten Pläne auf den Norden auszudehnen. Dergleichen weitgehende Pläne sind indessen gewöhnlich unpraktisch — in Spanien haben sie bereits Bankerott gemacht, weil ein Staat nur durch sich selbst zur Großmacht werden, nicht dazu creirt werden kann. Spanien hat es so weit noch nicht gebracht und außerdem liebt es Frankreich nicht, dessen Uebergewicht von England bekämpft wird. Wir werden diesen Kämpfen mit Wohlwollen für Spanien (das die nämlichen Empfindungen für uns hegt) zusehen können und zu diesem Staat freundschaftliche, wenn auch politisch bedeutungslose Beziehungen unterhalten.

Alle politischen Interessen culminiren zur Zeit in den Conferenzen von London und von Constantinopel. Eine nähere Betrachtung derselben verlohnt um so mehr der Mühe, als dieselben ein Bild von dem politischen Kaleidoskop der Gegenwart und von den Schwierigkeiten darbieten, welche die Diplomatie zu überwinden hat.

Der deutsch-dänische Streit umfaßte eine ganze Anzahl verschiedener Elemente, — Jahrhunderte alte Rechtsfragen und Traditionen, bleibende und zufällige Interessen und Wünsche sind hier bunt durcheinander gewürfelt. Hinter Dänemark lauerte der Skandinavismus, hinter den Herzogthümern der Germanismus, in Deutschland selbst regten sich die verschiedensten Richtungen, der mit demokratischen Erinnerungen an das Jahr 1848 versetzte Eifer der Unitarier, der Ehrgeiz der kleinen Staaten und das Bestreben der beiden deutschen Großmächte, die Sache in der Hand zu behalten und der Einmischung der Demagogie in den kleineren Staaten, zuvorzukommen. Die beiden Höfe von Wien und von Berlin waren nur darüber einig, daß sie Herren des politischen und militärischen Terrains bleiben wollten, im Uebrigen liefen ihre Interessen einander schnurstracks zuwider. Da Preußen im Norden stärker engagirt war als Oesterreich, so hatte Herr v. Rechberg Herrn v. Bismarck im Verdacht, Gelüste zu hegen, die er für sträflich hielt. — Hüben und drüben trug man einen außerordentlichen Eifer zu Tage, weil man sich als Haupt-Anwalt der deutschen Interessen aufspielen, sich aber gegenseitig keinerlei Vortheile gönnen wollte.

Ebenso verwickelt lagen die Dinge auf dem Gebiet der großen Politik. Es handelte sich um das deutsche Interesse an der Erwerbung strategisch, maritim und commerciell außerordentlich wichtiger Punkte, um unsere und die britischen Interessen betreffend den Sund, und um das Gleichgewicht auf der Ostsee, — der speciell englischen Interessen, seiner Verwandtschaftsbeziehungen und unserer Ansprüche auf Kiel und einen Theil Holsteins ganz zu geschweigen. Wichtiger als alles Dieses aber war es, daß es sich um einen Streit zwischen geschichtlichen, auf Verträgen gegründeten Rechten und leidenschaftlich erregten Nationalrespirationen handelte und daß das Napoleonische Frankreich bemüht war, die Wasser Europas zu erregen und aus denselben irgend einen Gebietserwerb herauszufischen. Preußen nährte heimliche Gelüste, um deren willen es nicht abgeneigt schien, mit diesen selbstsüchtigen Calculationen gemeinsame Sache zu machen, — Oesterreich war schwach genug, sich im Gegensatz zu seinen Interessen und zu aller gesunden Logik in's Schlepptau nehmen zu lassen, uns aber war vor Allem daran gelegen, die kurz zuvor zwischen den vier Höfen etablirte, von Wien und London gehörig gewürdigte, selbst in Berlin gebilligte conservative Gemeinschaft erhalten zu sehen.

Mit all' diesen Schwierigkeiten hatte die Diplomatie zu kämpfen. Preußen hat davon in geschickter und energischer Weise Nutzen zu ziehen gewußt, indem es graden Wegs auf ein Ziel lossteuerte, das seinen Interessen zu entsprechen schien, von dem es sich aber selbst keine recht klare Idee machte (mais mal défini dans sa propre pensée). Preußens Entschließungen sind zum einen Theil aus Herrn v. Bismarck's Charakter, zum andern Theil aus dem Umstande zu erklären, daß diese Regierung über 80 Millionen Thaler zu verfügen hatte, die

seit zwei Jahren in den Kellern der Bank lagen und ihm die Möglichkeit boten, gegen den Willen der Kammer die Armee umzugestalten und einen Krieg zu führen, für welchen das Land keinen Heller herzugeben brauchte. *Was Herrn v. Bismarck's Geschicklichkeit anlangt, so erinnert sie einigermaßen an diejenige, welche Graf Buol im Jahre 1855 bewies. Geschicklichkeiten dieser Art können sehr weit führen und sehr theuer zu stehen kommen.* — Oesterreich hat die Consequenzen einer Lage zu tragen gehabt, die es von der Möglichkeit ausschließen, jemals einen graden und offenen Weg zu gehen. Es lavirt beständig durch Klippen und ist an falsche und schwierige Situationen derartig gewöhnt, daß es voreilig wäre, es für bereits geschlagen zu wähnen. Frankreich hat sein gewöhnliches doppeltes Spiel gespielt, sich alle möglichen Pforten geöffnet, bis jetzt aber noch in keine derselben eintreten können. England hat, so lebhaft es auch in Anspruch genommen war, eine außerordentliche praktische Weisheit bewiesen und mit Hilfe derselben, trotz der gleichzeitig in Europa, im Orient und in Amerika auf seine Interessen einstürmenden Schwierigkeiten, fertig zu bringen gewußt, daß seine Kräfte intact blieben, daß seine Macht und sein Reichthum zunehmen. Unter genauer Abschätzung aller in Betracht kommenden Interessen hat es die Gefahr berechnet, welche ihm aus einem Bruch mit Deutschland erwachsen und Napoleon zu Gute kommen könnte und sich sodann zu einer Transaction entschlossen, welche seiner Selbstliebe schwer angekommen sein mag, dafür aber als Beweis für seinen gesunden Sinn angesehen werden muß.

Das Gegentheil davon hat Dänemark gethan. Es ist dieses Land eine Beute jener Demokratie geworden, welche in Zeiten der Erregung zu *großartigen* Thorheiten führen kann, für gewöhnlich die Staaten aber einfach ruinirt, weil sie weder ein Verständniß für die Situation noch die Fähigkeit zum Maßhalten besitzt. Die Kopenhagener Demokratie hat die durch die polnische Krisis bewirkte totale Veränderung der Lage Dänemarks so vollständig verkannt, daß sie sich in geradezu unsinniger Weise zu Sympathiebezeugungen für das „unglückliche Polen" bestimmen ließ — ohne auch nur *einen* Augenblick daran zu denken, daß sie durch eine derartige Lähmung der conservativen Action Rußlands das Unglück ihres eigenen Vaterlandes vorbereitete.

Wir haben aus höheren Rücksichten unsere alten Sympathien für Dänemark zum Schweigen bringen müssen. Wir mußten die beiden deutschen Großmächte zur Mäßigung anhalten und sie in dem Bestreben unterstützen, ihre regelmäßige Action an die Stelle der Ueberstürzungen des deutschen Demagogenthums zu setzen, wir mußten einem Bruch zwischen diesen Mächten nur England zuvorkommen und gemeinsam mit dem Londoner Cabinet auf eine friedliche Lösung hinarbeiten, wie sie sich im gegenwärtigen Augenblick vollzieht. Kommen wir damit zu Stande, so dürfen wir uns dazu Glück wünschen, indessen keinen Augenblick außer Augen setzen, welcher der wahre Charakter dieser Krisis ist. Eine alte Monarchie, welche lange Zeit hindurch als für das Gleichgewicht Europas unentbehrlich angesehen worden ist, wird nächstens so gut wie vollständig von der Karte verschwunden, der feierliche, ihre Integrität verbürgende Vertrag, zu einem bloßen Stück Papier geworden sein, ohne daß eine einzige Großmacht Neigung

gezeigt hätte, ihre unter diesen Vertrag gesetzte Unterschrift zur Wahrheit zu machen. Wenn Verträge früher zerrissen wurden, so geschah das allein durch die Waffen — heute hält man für bequemer, dieselben einfach fallen zu lassen, und es scheint kaum der Mühe werth, überhaupt noch Verträge abzuschließen. Allen Ernstes hat es den Anschein, als solle der Volksstimme auf dem Gebiete der Politik definitiv ein Bürgerrecht eingeräumt werden!

Aehnlich wie in London ist es auf der Constantinopolitanischen Conferenz zugegangen, auf welcher gleichfalls große, zum Theil allgemeine, zum Theil locale Interessen verhandelt werden und wo gleichfalls Namens der sogenannten Volkswünsche in feierlich abgeschlossene europäische Transactionen Bresche gelegt wird. Namens dieser angeblichen Volkswünsche spielt sich hier ein geschickter Intriguant auf, welcher Napoleon III. zum Führer und zum Muster genommen hat. Offenbar sind die Großmächte, namentlich Rußland, England und die Türkei, auf's Höchste daran interessirt, den revolutionären Einfluß Frankreichs von den Donaufürstenthümern auszuschließen und diesen Staat daran zu verhindern, daß er ein selbständiges Rumänien aufrichte, welches einerseits die Integrität der Türkei, andererseits die Ruhe der benachbarten Staaten beeinträchtigen würde. Nichtsdestoweniger lähmt die britische Besorgniß vor einem Bruch mit Frankreich die Action Europas, welches vor dem Fürsten Cusa förmlich gedemüthigt wird; man scheint in England eine gewisse Vorliebe für die revolutionären Principien nicht los werden zu können, weil man in denselben eine politische Waffe sieht, die für die Zukunft von Nutzen sein kann und die man nicht in den Händen Napoleon's lassen will. —

Da unsere Interessen in dieser Angelegenheit sehr viel directer in Mitleidenschaft gezogen werden als bezüglich Dänemarks, so ist unsere Stellung eine außerordentlich schwierige und von den heterogensten Elementen bedingte. Wir stehen vor der schwierigen Wahl, entweder dem Fürsten Cusa einen Triumph zu gönnen, der für die Großmächte grabezu eine Schmach wäre, oder aber es zu einer militärischen Execution kommen zu lassen, welche eine christliche Nationalität, für welche wir vielfach unser Blut vergossen haben, den Türken ausliefern würde. Vor denselben Schwierigkeiten stehen aber auch unsere Gegner. Die Türkei, Oesterreich und England befinden sich in der peinlichen Lage, in einer Angelegenheit, in welcher sie seit einem Jahrhundert unsere Gegner gewesen, mit uns an dem nämlichen Strang zu ziehen. Sie haben offenbar den Eindruck, daß eine Bewegung in den Fürstenthümern, welche Rußland als gegen sich gerichtet ansieht, ihrerseits, wenn nicht mit Wohlwollen, so doch mit einer gewissen Duldung behandelt werden müsse. Dieser Hintergedanke macht sich allmälig auch innerhalb des zwischen uns und den übrigen Mächten erzielten Einverständnisses geltend. Sie gibt uns einen Vorschmack von der großen Veränderung, welche dem orientalischen Problem bevorsteht, seit dasselbe mit Racengegensätzen, nationalen Eifersüchteleien und revolutionären Bestrebungen verquickt wird.

Innerhalb dieser Verwirrung gibt es nur *einen* Licht- und Ruhepunkt, der praktisch in Betracht kommt.

Die *Verträge*, welche gegenseitige Pflichten und Verpflichtungen der Türken

wie der Christen festgesetzt haben, sind einmal vorhanden, von Europa unterzeichnet und verbürgt worden. Will man nicht in das Chaos zurücksinken, so müssen diese Verträge aufrecht erhalten werden. Unzweifelhaft bilden dieselben den Boden, auf welchem wir uns zu bewegen haben. Mit der Geringschätzung für feierliche Verträge (solche nicht ausgenommen, deren Tinte eben erst trocken geworden ist), ist es aber einmal so weit gekommen, daß man sich darauf gefaßt machen muß, durch die Conferenzen von Constantinopel und von London Bastard-Transactionen in die Welt gesetzt zu sehen, welche den Schein des Rechts nur dadurch wahren, daß sie seine Ohnmacht bezeugen und das Recht im Princip opfern.

Aus diesen Verhältnissen setzt sich der Charakter der heutigen Politik zusammen. Wo die Wage beständig schwankt und niemals zum Gleichgewicht gelangt, wird das Ziel jedes Staats darauf gerichtet sein müssen, der Schale seiner Interessen eine möglichst große Summe unzweifelhafter und werthvoller Gewichte zu sichern. Nur dadurch kann ein Krieg vermieden werden, der das Maß der vorhandenen Kräfte allerdings feststellen, dieselben aber zugleich aufbrauchen würde. Als geeignetstes Mittel zur Erreichung dieses Zwecks erscheint die Entwickelung der inneren Wohlfahrt durch den Frieden, der, wie Herr Thiers neulich gesagt hat, heutzutage den Krieg ernährt.

Rußland hat in dieser Rücksicht einen größeren Spielraum für seine Thätigkeit als irgend ein anderes Land und es bedarf keiner Prophetengabe, um seine Politik vorhersagen zu können. Diese Politik wird — unserer Auffassung nach — in ihrem Princip conservativ, in Bezug auf ihre Ziele defensiv sein. Diese Richtung ist unserer Politik denn auch durch den Willen S. M. des Kaisers gegenwärtig (actuellement) vorgeschrieben worden. S. Majestät fernere Absichten können wir nicht vorher bestimmen.

Wenn Rußland die Entwickelungsphase, in welcher es sich gegenwärtig befindet, durchgemacht haben, — wenn es seinen Wohlstand durch Ermuthigung der Arbeit, des Bevölkerungszuwachses und des Credits (welche die Quellen des Nationalreichthums sind), gehoben — seine Grenzprovinzen durch Entwickelung des Verkehrswesens und der durch dasselbe bedingten Interessen fester angeschlossen und endlich sein Finanzwesen auf normalen Grundlagen consolidirt haben wird — dann wird der Wille Sr. Kaiserlichen Majestät uns vielleicht eine andere Politik vorschreiben.

Bis dahin wird der Weg, den wir zu gehen haben, so beschaffen sein müssen, daß er unsere gegenwärtigen Interessen sicher stellt, ohne diejenigen der Zukunft zu compromittiren und daß er Rußland denjenigen moralischen und politischen Einfluß, denjenigen Rang und dasjenige Ansehen sichert, welche ihm zukommen."

Die etruskische Sprachfrage.

Von

Prof. Dr. **Gustav Meyer** in Graz.

In der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung zeigten sich ausländische Ankömmlinge an der libyschen Küste, um im Bunde mit einheimischen Stämmen von Westen her einen Einfall in das Nil-Delta zu unternehmen. Sie unterwarfen sich das ganze ägyptische Gebiet westlich vom canopischen Nilarme und bedrohten bereits Memphis. Pharao Menephtah mußte alles aufbieten, um mit eigenen Soldaten, verstärkt durch Soldtruppen, die Gegner zurück zu halten. Auf der Ebene von Prosopis in Unterägypten fand die entscheidende Schlacht statt. In hartem Kampfe wurden die Libyer sammt ihren fremden Bundesgenossen überwältigt, niedergemacht oder gefangen, reiche Beute an Waffen und kostbaren Geräthschaften fiel in die Hände der Sieger.

Es war dies nicht der erste Einfall der am Mittelmeer wohnenden Piratenstämme in das ägyptische Reich, aber derjenige, der am gefährlichsten gewesen zu sein scheint und über den wir am besten unterrichtet sind. Eine siebenundsiebzig Reihen umfassende hieroglyphische Inschrift, welche neben bildlich dargestellten Kriegsscenen den Schmuck eines kleinen Hofes südlich von der großen Außenmauer des Tempels von Karnak bildete, hat uns das Ereigniß überliefert. Vicomte E. de Rougé hat sie zuerst gelesen und in der Revue archéologique vom Jahre 1867 darüber berichtet, Chabas hat diese Untersuchungen weiter geführt. Unter den Völkern, welche als Verbündete der Libyer auftreten, werden die Turscha, Schardana, Schakalasch, Leka und Akaiosch genannt. Ist die Deutung richtig, welche de Rougé und nach ihm andere von diesen Völkernamen gegeben haben, so liegt hier die älteste Erwähnung der Etrusker vor; denn er identificirte die Turscha, Schardana und Schakalasch mit den Tuskern oder Tyrsenen, Sardiniern und Siciliern, die Leka und Akaiosch mit den Lykiern und Achäern d. i. Griechen. Indessen ist die Sache weit davon entfernt, sicher zu sein. Duncker hat schwerwiegende Gründe gegen die Gleichsetzung der Akaiosch mit den homerischen Achäern geltend gemacht,

andere haben darauf hingewiesen, wie mißlich es sei, in so alter Zeit einen Bund so weit aus einander wohnender Völker anzunehmen. Darum läßt Maspero alle diese Völker an der Westküste Kleinasiens wohnen, von dort wären in etwas späterer Zeit die Turscha, Schardana und Schakalasch in ihre italischen Wohnsitze eingewandert.

Was die Turscha, die Tyrsener, betrifft, so berührt sich diese Hypothese allerdings mit der im Alterthum allgemein verbreiteten Tradition, wonach die italischen Tusker aus Lydien gekommen wären. Ein kühnes Seeräubervolk, das mit dem Namen der Tyrsener oder tyrrhenischen Pelasger bezeichnet wird, hat — das scheint sicher — in vorhistorischer Zeit im ägäischen Meere sein Wesen getrieben; sie erscheinen an den verschiedensten Punkten der griechischen und kleinasiatischen Küsten localisirt, man brachte sie besonders in Zusammenhang mit den lydischen Torrhebern; das hübsche naxische Schiffermärchen in dem homerischen Hymnus auf Dionysos von den tyrrhenischen Piraten, die den Gott von der Küste wegfangen, um ihn nach fernen Landen, nach Aegypten, Cypern oder gar zu den Hyperboreern zu verhandeln, und die von Dionysos zur Belohnung für diese edle Absicht in Delphine verwandelt werden, ist ohne Frage ein Reflex von dem Treiben jener gefürchteten Freibeuter. Aber die historische Forschung, welche bei dem Zurechtlegen dieser alten Völkerverhältnisse bei jedem Schritt im Ungewissen tappt, darf sich nicht verhehlen, daß eine zufällige Namensähnlichkeit zwischen den Tyrsenern des östlichen Meeres und den italischen Tursci oder Tusci (diese Namensformen kommen auf den umbrischen Ritualinschriften von Gubbio vor) die Annahme von der Herkunft der Etrusker aus dem Osten veranlaßt haben kann. Das Verhältniß des gewöhnlichen Namens Etrusker mit seinem anlautenden e zu dieser kürzeren Namensform ist noch unerklärt; auch daß sich das Volk, wie ein alter Historiker behauptet, mit einheimischem Namen Räsener genannt habe, ist keineswegs über allen Zweifel erhaben.

So sind die Anfänge dieses merkwürdigen Volkes für jetzt noch in tiefes Dunkel gehüllt; wir können nicht entscheiden, ob es an den westlichen Küsten Italiens gelandet oder von den Höhen der Alpen in die lombardische Tiefebene hinabgestiegen ist. Auch von seiner Geschichte wissen wir wenig. Was tuskische Männer über sie aufgezeichnet haben, ist untergegangen; und wo die Etrusker im Gesichtsfelde der römischen Historiker erscheinen, da ist über dieses einst große und mächtige Volk bereits die Periode des Verfalles und Niederganges hereingebrochen. Auch aus den Inschriften dürfen wir, selbst wenn sie einmal gedeutet werden sollten, schwerlich eine Bereicherung unserer Kenntnisse von den Schicksalen desselben erwarten. Aber vernehmbar genug sprechen zu uns von der untergegangenen tuskischen Herrlichkeit die Ueberreste von der Existenz dieses Volkes; vernehmbar vor Allem die gewaltigen Akropolen auf den Höhen und Bergen Mittelitaliens, Volterra, Perugia, Cortona, Orvieto, Fiesole, deren thälerbeherrschende Lage das Entzücken jedes Reisenden ist und deren kolossale Mauerreste von der Energie, mit der die Etrusker alle Hindernisse des Bodens und des Klimas zu überwinden verstanden, beredtes Zeugniß ablegen. Gebietend vom Golf von Neapel bis hinein in die Berge Tirols, Seeraub und Handel im westlichen und östlichen Theile des Mittelmeeres betreibend, erscheinen sie im

sechsten Jahrhundert als Bundesgenossen der Karthager gegen die aufblühende griechische Seemacht; hundert und zwanzig Schiffe führten sie in die Schlacht, als sie die Ansiedlung der phokäischen Flüchtlinge auf Corsica vereitelten. Der Macht nach außen entsprach im Innern der Hang zu glänzendem Lebensgenuß. Arm an Phantasie und durchaus unselbständig in jeder Art künstlerischen Schaffens, haben sie in großartiger Industrie das Kunsthandwerk auf eine bedeutende Höhe gehoben. In der Nachahmung zuerst orientalisch-ägyptischer, dann griechischer Production entwickelten etruskische Werkstätten jene staunenswerthe Thätigkeit, deren Reste in den Museen Europas den Beschauer heute mit Bewunderung erfüllen. Ein lebhafter Tauschhandel, dessen Wege Genthe in einer trefflichen Untersuchung klar gelegt hat, vermittelte die Erzeugnisse etruskischen Kunstfleißes den nordischen Barbarenvölkern; bis hinauf nach Dänemark und Schweden sind Broncesachen von zweifellos etruskischem Ursprunge zu Tage gekommen, Hausrath, Schmuckgegenstände, Waffen und Opfergeräth. Von den Küsten der Nord- und Ostsee kam den Tuskern auf denselben Handelswegen der Bernstein zu, der dann, in heimischen Werkstätten mit unvergleichlicher Feinheit und Sicherheit verarbeitet, wiederum einen Hauptartikel des Exports bildete. Blühender Wohlstand war die Folge dieses commerciellen Sinnes. In festgefügte staatliche Ordnungen eingeschlossen, die Herrschaft einer gebildeten Aristokratie ohne Widerstreben ertragend, hatte das etruskische Volk eine naive und harmlose Freude am Dasein. Pomphafte Festaufzüge, religiöses Gepränge, Schauspiel und Tanz befriedigten den Sinn für Genuß und Glanz der äußeren Erscheinung. Abergläubisch wie jedes Volk, bei dem die Bildung nicht mehr ist als ein äußerer Firniß, lebten sie in steter Besorgniß vor dem Eingreifen höherer Gewalten; daraus war die feste Regelung des Verhältnisses zwischen Götterwillen und Menschenwillen hervorgegangen, die in der etruskischen Haruspicin ihren hervorragendsten, später auch auf die Ordnung des römischen Cultus so einflußreichen Ausdruck gefunden hat. Der Tod, der ein solches Leben abschloß, mußte als der Uebel größtes erscheinen; eine Reihe männlicher und weiblicher Todesgottheiten, eine grausiger als die andere gestaltet, reißen den Sterbenden aus der Mitte der Seinigen, schleppen ihn fort, peinigen ihn in der Unterwelt. Diesen Anschauungen entspricht der Comfort, mit dem die Wohnungen der Verstorbenen ausgeschmückt wurden; reicher Bilderschmuck ziert die Wände, kostbarstes Gold- und Silbergeräth umgibt in Masse den Leichnam.

Berühmt ist das Prunkgrab von Caere, dessen Inhalt sich jetzt im gregorianischen Museum zu Rom befindet. Ein Bett von Bronce stand am Ende des ersten Ganges, sechsfüßig und geflochten aus ehernen Reifen; dabei Reste von getriebenen Figuren, Chimären, Lotosblumen, die vielleicht spitzenartig in durchbrochener Arbeit eine Garnitur der Bahre gebildet haben. Zu Kopf und zu Füßen ein großer Dreifuß mit Kohlenbecken, links kleine irdene Götterfiguren, rechts auf vier Rädern ein wagenartiges Rauchgefäß. An der Wand lehnte eine Reihe broncener Schilde in getriebener Arbeit, mit verschiedenen Kreisen von Fabelthieren, Zickzacklinien und Wellengewinden. Hinter diesem ersten Gange lag in einer anderen Abtheilung ein reicher Goldschmuck, jedes Stück an der Stelle, wo es die verschwundene Leiche bekleidet hatte. Da war eine goldene

Brustplatte, oval, mit Ausschnitt für den Hals und getrieben in zahlreiche Reihen kleiner Fabelthiere, menschlicher Flügelwesen, Hirsche, Bienen, Chimären; da waren Goldfäden und Fransen in ungeheurer Menge; Armbänder, lange, feine Ketten, Brochen, ein Kopfputz von zwei runden, reich geschmückten Goldplatten, dazu silberne Schalen mit reicher ägyptischer Ornamentik [1]).

Die Blütheperiode eines so gearteten Volkes trug den Keim des Verfalles bereits in sich; die griechische Cultur hat ihre eigenen Schöpfer in kurzer Zeit verzehrt, geschweige denn ein barbarisches Volk, dem sie künstlich aufgepfropft war. Die äußere Macht der Etrusker beginnt im sechsten Jahrhundert zu sinken. Bald nach jenem glänzenden Flottensiege bei Corsica unterlagen sie in Unteritalien den Bewohnern des griechischen Kyme; Anaxilas, Tyrann von Reggio, sperrte 482 die sicilische Meerenge für etruskische Schiffe; und acht Jahre später brach der Sieg Hierons von Syrakus im Bunde mit den Kymäern die tuskische Seemacht. Pindaros feierte in seinem Preisliede auf Hieron den Tag, an welchem der Punier und der Tyrsener besiegt ward und Hellas befreit von der drückenden Knechtschaft; noch ist von den damals nach Olympia gestifteten Weihgeschenken ein Helm übrig mit der Aufschrift: „Hieron des Deinomenes Sohn und die Syrakusier stifteten dem Zeus Tyrrhenerwaffen aus dem Siege von Kyme." Von da ging es rasch abwärts mit der etruriſchen Größe. In den italischen Meeren herrschten Syrakus und Tarent; zu Lande drängte vom Süden das griechische Element herauf, in der Poebene schoben sich keltische Stämme wie ein Keil in die tuskische Bevölkerung, die Bojer eroberten Bologna, die Senonen setzten sich am adriatischen Meere bis Ancona hin fest. Der Rest konnte dem Anprall der römischen Legionäre nicht lange widerstehen; rasch nach einander sanken Veji, Volsinii, Caere, Tarquinii und die anderen Festen der Etrusker in Mittelitalien, Militärcolonien romanisirten das Land, der Handel nach dem Norden, der anfänglich sowol den römischen Soldaten wie den bequemen, prunkliebenden Keltenbauern gegenüber in den Händen der Etrusker geblieben war, erlitt am Ende des zweiten Jahrhunderts durch den Einfall der Cimbern und Teutonen einen tödtlichen Stoß. Und als endlich die Alpenstraßen wieder frei geworden waren, da hatten mittlerweile die römischen Ritter den Waarenverkehr der Provinzen auszubeuten gelernt, und auf den Pfaden, die Jahrhunderte früher der etruskische Hausirer erschlossen hatte, zog nun der römische Kaufmann über die Alpen nach Frankreich und Deutschland.

So ist die etruskische Eigenart allmälig erdrückt worden von der Alles nivellirenden römischen Civilisation; das Volk ist verschwunden und die stummen Skelette vom Campo santo Bologna's können uns keine Antwort mehr geben auf die Frage nach dem Ursprung und der ethnographischen Stellung ihres Stammes. Dem Alterthum schienen die Etrusker mit keinem der ihnen bekannten Völker verwandt zu sein; wissen wir heute mehr von ihnen?

Wo die historischen Zeugnisse versagen, ist man gewohnt, von der Sprachwissenschaft Aufklärung über die ethnographische Stellung eines Volkes zu er-

[1]) Vgl. J. Braun, Studien und Skizzen aus den Ländern der alten Cultur. Mannheim, 1854. S. 355 ff.

warten. Dieselbe muß die Frage in dieser Fassung eigentlich ablehnen; ein Volk kann in Folge verschiedener Verhältnisse, meist wol durch kriegerische Eroberung, die Sprache eines anderen annehmen; es würde sehr voreilig sein, aus dem Gebrauch der englischen Sprache in Nordamerika die ethnographische Stellung seiner Bewohner zu bestimmen. Man darf in unserm Falle die Sprachwissenschaft nur darauf hin interpelliren: welche Stellung nimmt die etruskische Sprache zu den anderen bekannten Sprachen ein?

Reste der etruskischen Sprache haben wir in Menge übrig. In Tuff, Sandstein und Marmor gehauen, auf Wandkalk und Thon gemalt, in Metall, Knochen und Elfenbein gegraben, kommen die bis jetzt bekannten etruskischen Inschriften der Zahl dreitausend nahe. Freilich ist der in ihnen enthaltene Wortschatz kein gar großer. Es sind zum allergrößten Theil Grab- und Sarkophaginschriften, auf denen man nicht mehr erwarten darf, als Namen, Zahlen, allenfalls Bezeichnungen für Verwandtschaftsgrade; den geringeren Theil bilden erklärende Inschriften zu Bildwerken, ebenfalls fast nur Eigennamen enthaltend, oft nicht einmal etruskische, und Weihinschriften oder Künstlerinschriften auf Gegenständen der Industrie und des Handels. Sie sind zum größeren Theile in dem bekannten Inschriftenwerke des italienischen Gelehrten Fabretti gesammelt; indessen wäre eine neue Publication mit Hinzufügung der seitdem nicht unerheblich vermehrten Funde recht wünschenswerth. Die Lesung dieser Inschriften bietet heutzutage keine Schwierigkeiten mehr; Theodor Mommsen's Untersuchungen haben Ursprung und Charakter des Alphabetes, in dem sie geschrieben sind, vollständig sicher gestellt. Die Schriftzeichen sämmtlicher Bewohner Italiens von italischem Stamme, so wie die der Etrusker gehen auf die eine der beiden Hauptgruppen des griechischen Alphabetes, auf die westgriechische, zurück. Kyme, die reiche campanische Pflanzstadt der euböischen Stadt Chalkis, hatte dieses Alphabet den Italikern vermittelt. Wir kennen die ältesten Buchstabenformen dieses chalkidischen Mutteralphabets aus der Aufschrift eines Gefäßes von unzweifelhaft etruskischer Arbeit, das in einem Grabe bei Caere gefunden wurde und sich jetzt im gregorianischen Museum befindet. Hier ist nämlich außer einem etruskischen Syllabar ein griechisches Alphabet eingekratzt, dessen Bestand an Schriftzeichen sich durch Vergleichung als der allen italischen Alphabeten zu Grunde liegende herausstellt. Auf der Wand eines etruskischen Grabes, das man bei Colle, in der Nähe von Siena, geöffnet hat, steht ein ganz ähnliches, leider nur die ersten sechzehn Buchstaben umfassendes Alphabet. Aus diesem Grundalphabete sind in selbständiger Entwickelung die Alphabete der Etrusker, Umbrer, Osker, Falisker und Lateiner hervorgegangen; und zwar zeigt von diesen den genauesten Anschluß an das Mutteralphabet das etruskische, das übrigens nicht ohne Einfluß auf die Gestaltung des umbrischen und des oskischen Alphabetes gewesen zu sein scheint; am weitesten von dem ursprünglichen entfernt sich das lateinische. Die etruskischen Inschriften zeigen drei verschiedene, in den Zügen einzelner Buchstaben von einander leise differirende Modificationen des Alphabets; die eine liegt in den etruskischen Denkmälern Campaniens vor, die zweite in den Schriftresten Mitteletruriens und des Polandes; am eigenthümlichsten entwickelt sind die Schriftzeichen der im Gebiet des alten Rätien gefundenen Inschriften,

von denen es jetzt doch sicher scheint, daß sie wirklich etruskische Sprache enthalten und nicht blos für eine andere Sprache verwendete etruskische Schriftzeichen. Sie haben unter anderem ein besonderes Zeichen für den Laut o, während die mittel- und südetruskischen o und u nicht unterscheiden.

Man darf diese unsere sichere Kenntniß des etruskischen Alphabets nicht vergessen, wenn man von der Entzifferung der etruskischen Sprachdenkmäler redet. Wir sind ihnen gegenüber nicht in der Lage, wie bei den hieroglyphischen Aufzeichnungen der Pharaonen oder den Keilinschriften der Achaemenidenkönige und der Herrscher von Ninive und Babylon. Hier war erst die Bedeutung der Schriftzeichen durch schwierige und nicht immer absolut sichere Operationen zu ermitteln; war dies einmal geschehen, dann stellte sich sofort heraus, daß die Sprache der persischen Keilinschriften eine indogermanische, mit der Sprache der Religionsbücher Zarathustra's eng verwandte sei; daß ein Theil der assyrisch-babylonischen Wandinschriften in einem semitischen Dialect abgefaßt ist, daß wir hinter den Figuren der Tempelwände von Karnak und Luxor die directe Mutter des heutigen Koptisch zu erkennen haben. Anders bei den etruskischen Inschriften. Wir lesen die Zeichen, im großen und ganzen gewiß auch mit dem wirklichen Lautwerth, so weit dieser überhaupt bei untergegangenen Sprachen sicher zu ermitteln ist; wir können auch meistens die zu einzelnen Wörtern zu verbindenden Zeichengruppen heraus finden, soweit die Worte getrennt sind oder diese Trennung durch Vergleichung und Combination zu erschließen ist; wir stehen also allein vor der Aufgabe, die Bedeutung dieser Worte zu finden und dann auf Grund dieser gewonnenen Erkenntniß auf dem Wege der Vergleichung die Verwandten dieser Sprache zu suchen. Es muß ausdrücklich hervorgehoben werden, daß nur dieser Gang derjenige ist, der zu einem wissenschaftlichen Resultate führen kann. Die traurigen Irrgänge, in welche die Etruskologie gerathen ist und welche diesen Zweig der Alterthumsforschung wol zu dem allerwüstesten in unserem Jahrhundert gemacht haben, erklären sich zum größten Theile daraus, daß man den umgekehrten Gang eingeschlagen hat: man suchte nicht in den Bau des Etruskischen als solchen einzudringen, Lautgesetze zu erkennen, lexikalische Thatsachen zu constatiren, Flexions- und Ableitungssilben zu ermitteln, sondern man benutzte die zufälligen Anklänge der häufig durch ganz willkürliche Zusammenfassung von Lautcomplexen gewonnenen etruskischen Wörter an solche irgend einer anderen Sprache, wie sie sich überall mit Leichtigkeit dem, der da sucht, darbieten, um irgend eine Verwandtschaft festzustellen, und übersetzte dann frisch drauf los.

Es ist eigentlich ein recht trauriges Capitel in der Geschichte des menschlichen Geistes, das von den Deutungsversuchen etruskischer Inschriften, welches von großem unnütz aufgewendetem Fleiße, von vielem resultatlos vergeudetem Scharfsinn erzählt. Nur selten wird der Forscher, der sich durch die zum Theil recht umfänglichen Arbeiten hindurch liest, für seine Mühe durch die unfreiwillige Komik belohnt, die sich an einige dieser Schriften heftet; im großen und ganzen vermögen sie nur ein pathologisches Interesse zu erwecken. Es mag hiebei besonders hervorgehoben werden, daß die Anfänge der etruskischen Forschung durch weit mehr methodischen Sinn gekennzeichnet sind, als die späteren Versuche.

Bis ins 15. Jahrhundert geht das Interesse an den Inschriften der Etrusker zurück, den Hauptanstoß aber gab das Erscheinen des großen Sammelwerkes „De Etruria regali“ im Jahre 1723. Sein Verfasser, der Schotte Thomas Dempster, ein Muster jener im 16. Jahrhundert nicht ungewöhnlichen Mischung von massenhafter Anhäufung von Kenntnissen und absoluter Urtheilslosigkeit, ruhte damals bereits über ein Jahrhundert im Grabe; sein Buch, das er im Jahre 1619 auf Veranlassung Cosmus II. von Medicis geschrieben hatte, ist besonders durch die von dem trefflichen Filippo Buonarotti hinzugefügten epigraphischen und archäologischen Tafeln von Bedeutung gewesen. Ergänzend trat bald darauf (1737) das Museum Etruscum von Gori hinzu. An diese Quellenwerke knüpften die ersten Deutungsversuche der Inschriften an. Daß man damals mehrfach die Sprachreste aus dem Hebräischen zu erklären suchte, darf bei der weit verbreiteten Ansicht von dieser Sprache als der Mutter aller Sprachen nicht Wunder nehmen; um so erfreulicher ist es, bereits im Jahre 1740 bei Scipione Maffei dem seitdem oft vergessenen richtigen methodischen Grundsatz zu begegnen, daß die Forschung über die etruskische Sprache von den etruskisch-lateinischen Bilinguen ausgehen müsse. Besonders Giovanni Battista Passeri und Luigi Lanzi haben im vorigen Jahrhundert ihre Thätigkeit dieser Aufgabe zugewendet und Otfried Müller konnte, als er 1828 in seinen „Etruskern“ ein Gesammtbild von der Existenz dieses Volkes zu geben versuchte, auch in sprachlicher Beziehung einige sichere Ergebnisse zusammenstellen, welche die neuere Forschung adoptirt hat. Nun geht aber etwa seit den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts das wüste Treiben auf diesem Gebiete an, das Corssen viel zu milde als die „Sturm- und Drangperiode der Etruskologie“ bezeichnet hat. Zu derselben Zeit, wo Gerhard sein treffliches Werk über die etruskischen Spiegel publicirte, wo Dennis seine anziehenden Studien über die Städte und Begräbnißplätze Etruriens schrieb, wo Graf Conestabile in Perugia und Fabretti in Turin in mühevollen Sammlungen und Untersuchungen die epigraphischen Grundlagen für die etruskische Forschung schufen, gab es eine ganze Reihe von Leuten, für die weder dies noch alles früher Gewonnene existirte, die mit der vollständigen Unbefangenheit des Nichtwissens, aber dafür mit einem reichen Schatze von Phantasie begabt, sich auf die sprachlichen Denkmäler des Tuskervolkes stürzten und Deutungen aufstellten, von denen eine immer verfehlter und lächerlicher war als die andere. Ohne Ausnahme hielten sie es nicht für nöthig, so viel Epigraphik zu lernen, um die Inschriften nothdürftig lesen zu können, sich so viel von der Methode der neueren Sprachwissenschaft anzueignen, um nicht bei jedem Schritte gegen die Gesetze der Sprachen, die sie verglichen, auf das gröbste zu verstoßen; wo auf den Inschriften die Wörter getrennt waren, wurde dies ignorirt, die Wörter jämmerlich zerschnitten, dafür in willkürlichster Weise aus Buchstabencomplexen Wörter zusammengesetzt; und diese in solcher Art gewonnenen Ungeheuer wurden dann nach zufälligem Gleichklange mit Wörtern irgend einer beliebigen Sprache verglichen. Alle möglichen Sprachen sind so auf ihre Verwandtschaft mit der etruskischen hin befragt worden. Bertani suchte beim Sanskrit, Robert Ellis beim Armenischen Hilfe; Karl von Schmitz übersetzte den Cippus von Perugia mit Hilfe des Altdeutschen und die Engländer Crawford

und Lindsay nahmen diesen genialen Gedanken in vergrößertem Maßstabe auf, nachdem schon früher Donaldson es mit dem Skandinavischen probirt hatte; ein patriotischer Slave, Namens Kollar, erklärte sammt einigen anderen alten Völkern auch die Etrusker für slavisch; natürlich durfte auch das Lieblingssteckenpferd aller Dilettanten, das Keltische, nicht fehlen: dem Buche von William Betham „Etruria Celtica“ (1842) folgte noch im Jahre 1873 ein Herr von Maack, der das Irische als den Zauberschlüssel entdeckt zu haben vermeinte. Das war Alles im Kreise der indogermanischen Sprachen; zur Abwechselung richtete Isaak Taylor seine Blicke auf die uralaltaischen Sprachen und stempelte die alten Etrusker zu Großvätern der heutigen Finnen und Lappen. Besonders beliebt war auch in unserer Zeit noch das Semitische; nicht weniger als vier Deutungsversuche sind in diesem Sinne gemacht worden, jeder von dem anderen verschieden, von drei Italienern (Janelli, Tarquini und Francesco Leoni) und dem Jenenser Professor Gustav Stickel. Es gibt übrigens immer noch einige europäische Sprachen, die man, so viel ich weiß, bis jetzt nicht interpellirt hat: ich empfehle Liebhabern solchen kindlichen Zeitvertreibs besonders das Baskische und das Albanesische; das letztere hat man mit eben solchem Glück bekanntlich für die Deutung der lykischen Inschriften zu verwenden gesucht.

Es ist nicht der Mühe werth, bei diesen Arbeiten, die in ihrer Methodelosigkeit und Lächerlichkeit bei allen Urtheilsberechtigten genugsam bekannt sind, länger zu verweilen. Nur der Schrift von Stickel will ich noch einige Worte widmen, theils weil dieselbe als von einem deutschen Universitätsprofessor herrührend mehr Verbreitung gefunden hat als die meisten andern, theils um an einem besonders eclatanten Beispiele zu zeigen, zu welchen Abenteuerlichkeiten dieses blinde Herumtasten geführt hat. Das Buch ist im Jahre 1858 erschienen, „wie zum Hohne für die bewunderungswürdig entwickelte Wissenschaft der Sprachvergleichung“ (um seine Anfangsworte zu citiren), und führt den Titel: „Das Etruskische durch Erklärung von Inschriften und Namen als semitische Sprache erwiesen“. Alles, was ich oben als Kennzeichen dieser ganzen Classe von Erklärungsversuchen hervorgehoben habe, eignet Stickel in hervorragendem Maße. Er hat keine Ahnung von der richtigen Lesung der Inschriften, von der Eigenart des Alphabetes, in dem sie geschrieben sind; die Zeichen, die im phönicischen Alphabet consonantisch sind, aber im griechischen und den daraus abgeleiteten für die Vocale verwendet wurden, nimmt er je nach Bedürfniß bald für das eine bald für das andere; statt eines aspirirten th (= griechisch Theta) liest er, wo es ihm paßt, frischweg o, einen dem Etruskischen ganz abgehenden Laut. Die auf den Inschriften bezeichnete Worttrennung existirt für Stickel nicht. Von den so mißhandelten Inschriften hat Stickel eine Anzahl übersetzt, darunter den berühmten Cippus von Perugia. Es liegt auf der Hand, daß Unsinn herauskommen mußte, wo die einfachste Grundlage so falsch war. Dazu kommt, daß die Annahme einer semitischen Sprache mit ihrer Nichtbezeichnung der Vocale wieder der Phantasie bedeutenden Spielraum ließ. Auch die Vergleichungsmethode steht auf Höhe der übrigen Kenntnisse Stickel's. Bald werden hebräische, bald arabische, bald syrische Laut- und Flexionseigenthümlichkeiten zur Vergleichung herangezogen, häufig auch das selbst noch der Erklärung sehr

bedürftige Phönicische, während doch, wenn das Etruskische wirklich semitisch wäre, nur das allen semitischen Dialekten gemeinsame den Ausgangspunkt bilden durfte; und was dann nach dieser unerhörten Sprachmengerei doch nicht zu den bekannten semitischen Sprachen paßt, das sind dialektische Eigenthümlichkeiten dieser neuen semitischen Sprache! Unter diesen figurirt sogar das indogermanische Zahlwort für zehn! Die Resultate dieses Verfahrens sind zum Theil von unwiderstehlicher Komik. Eine bildliche Darstellung, die unzweifelhaft die Vorbereitung zu dem bekannten von Apollon an Marsyas vollzogenen Strafgericht enthält, nämlich einen älteren, bärtigen Mann, der von einem jüngeren an einen Baum festgebunden wird, ist für Stickel die Darstellung eines wirklichen Vorfalls aus dem Leben der Etrusker, wie er öfter vorgekommen sei und der jedenfalls nicht sehr für die Gemüthlichkeit der dortigen Existenz spricht; die dazu gehörige Inschrift, offenbar die Grabinschrift des in dem Grabe Beigesetzten, übersetzt er: „Ein böser Herr, welcher einen Greis vorbereitet von wegen des Hautabziehens". Auf einer andern Inschrift entdeckt er ein „Sommerlied", tiefsinnige Betrachtungen über die Nichtigkeit des irdischen Besitzes auf einer andern; die große perusinische Inschrift, in welcher die Lesefehler nach Dutzenden zählen, ist ihm ein Bericht über die Auswanderung tyrrhenischer Flüchtlinge. Doch genug hievon. Der Unsinn Stickel's wird nur noch überboten durch den, welchen Tarquini zu Tage gefördert hat. Dieser erklärt z. B. die Inschrift des Bronceschlüssels von Dambel im Thale Nonsberg als einen Bericht über die Verbrennung eines christlichen Märtyrers im Tempel des Vulcanus zu Dambel!

Ich kann es mir nicht versagen auf ein Analogon hinzuweisen, durch welches die ganze Absurdität dieser semitischen Deutungen besser als durch manches andere gekennzeichnet wird. Unter den in einheimischer Schrift abgefaßten Denkmälern der Insel Cypern ragt durch Umfang die Broncetafel von Dali, dem alten Idalium, hervor. Professor Röth, ein würdiger Geistesverwandter Stickel's, las und übersetzte das ganze Denkmal mit Hilfe des Hebräischen und fand darin eine Proclamation des ägyptischen Königs Amasis an die Bewohner von Cypern. Jetzt, wo wir durch methodische Entzifferung der Schrift wissen, daß die cyprischen Sprachdenkmäler nichts anderes enthalten als einen griechischen Dialekt, der in einem eigenthümlichen, aus der vorderasiatischen Keilschrift abgeleiteten syllabarischen Alphabet geschrieben ist, hat sich herausgestellt, daß jene Broncetafel von einer Staatsdotation handelt, die zwei Aerzten für ihre uneigennützigen Bemühungen um Kranke und Verwundete während der Belagerung Idaliums durch die Perser zuerkannt wird.

Die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt wurde ernsthaft auf die Etrusker erst wieder gezogen, als man erfuhr, daß es Wilhelm Corssen gelungen sei, das Räthsel dieser Sprache zu lösen. Corssen war längst als ein gründlicher, in der Schule der vergleichenden Sprachwissenschaft gebildeter Kenner des Lateinischen und der damit verwandten Sprachen Altitaliens bekannt, der sich besonders durch sein Werk über Aussprache, Vocalismus und Betonung des Lateinischen einen ehrenvollen Platz unter seinen Fachgenossen erworben hatte. Es war seit längerer Zeit kein Geheimniß mehr, daß dieser scharfsinnige Forscher ein umfassendes Werk über die etruskische Sprache vorbereite, und man war berechtigt,

demselben mit der höchsten Erwartung entgegen zu sehen. Eine Anzahl kleinerer Arbeiten von ihm waren vorausgegangen, die über seinen Standpunkt zu der Frage keinen Zweifel ließen. Anknüpfend an die älteren Arbeiten von Passeri und Luigi Lanzi, unterstützt durch die in gleicher Richtung sich bewegenden Untersuchungen von Elia Lattes, war er zu dem Ergebniß gekommen, daß das Etruskische auf das engste verwandt sei mit den übrigen italischen Sprachen, dem Lateinischen, Oskischen, Umbrischen, durch lautliche Vorgänge, besonders eine sehr weit gehende Ausstoßung von Vocalen in tieftonigen Silben, etwas fremdartig gestaltet, aber im grammatischen Bau durch und durch indogermanisch, speciell italisch. Im Jahre 1874 erschien der erste, sehr umfangreiche Band des Werkes „über die Sprache der Etrusker", der eine methodische Zergliederung und Erklärung der Inschriften enthält, aufsteigend von den kürzesten bilinguen Grabinschriften bis zur Deutung des Cippus von Perugia. Der italische Charakter des Etruskischen wurde aufgezeigt an einer Anzahl von wortbildenden Suffixen, an Declinations- und Conjugationsformen, an den Zahlwörtern und Pronominibus; eine große Anzahl etruskischer Götternamen und Appellativa wurde von Corssen mit den Mitteln der indogermanischen Sprachforschung gedeutet.

Der Eindruck, den das Corssen'sche Werk auf die wissenschaftliche Welt machte, entsprach den Erwartungen nicht ganz. Corssen hatte so viel oder vielmehr eigentlich Alles erklärt, so daß bei Vorsichtigen sich die Befürchtung regen mußte, er habe zu viel erklärt. Man verhielt sich im Allgemeinen gegen seine indogermanische Hypothese nicht ablehnend, wurde aber besonders durch die Menge der weitgehendsten und kühnsten etymologischen Combinationen mißtrauisch gemacht. Aber der staunenswerthe in dem Buche niedergelegte Fleiß, die umfassende Beherrschung des Materials, die sichere und consequent durchgeführte Methode bestachen und blendeten die Mehrzahl.

Da erschien die Kritik von Wilhelm Deecke in Straßburg, der sich durch die im Verein mit Siegismund glücklich unternommene Entzifferung der cyprischen Inschriften bereits als scharfsinniger Gelehrter gezeigt hatte [1]). Mit der Herausgabe von Otfried Müller's „Etruskern" beschäftigt, war er der Frage nach dem Wesen der etruskischen Sprache seit einiger Zeit näher getreten und auf Grund seiner selbständigen Beschäftigung mit dem Gegenstande sprach er auf S. 7 seiner Broschüre das harte Wort aus, daß Corssen „durch Incorrectheit im Material, willkürliche Hypothesen und abenteuerliche Etymologien auf den schlimmsten Abweg gerathen zu sein scheine".

Die etruskische Sprache steht auf zwei Würfeln. Im Jahre 1848 wurden bei Vulci zwei elfenbeinerne Würfel gefunden, die auf den sechs Seiten die einsilbigen Wörter max. θu. zal. huθ. ci. śa zeigen. Domenico Campanari hatte dies für die etruskischen Zahlwörter von eins bis sechs erklärt. Da die Zahlwörter überall zu den sichersten Kriterien der Sprachverwandtschaft gehören, mit den vorliegenden aber kein italischer, kaum überhaupt ein indogermanischer Charakter der Sprache zu vereinigen war, so beseitigte Corssen diese Schwierigkeit, indem

[1]) Corssen und die Sprache der Etrusker. Eine Kritik von W. Deecke. Stuttgart, 1878.

er erklärte, antike Würfel mit Zahlwörtern gäbe es sonst nicht, die Worte bildeten vielmehr eine Weihinschrift, seien zu lesen max θuzal huθ ciśa und bedeuteten „Magus schnitzt dies als Weihgeschenk". Er selber suchte andere, zu den italischen stimmende, Zahlwörter nachzuweisen. Dem gegenüber bemerkt Deecke, Würfel mit Weihinschriften kämen ebenso wenig vor, Corssen's Max oder Magus sei kein etruskischer Name, das Präsens auf einer derartigen Inschrift unbegreiflich, die Corssen'schen Zahlwörter irrthümlich erschlossen. Er hat später einmal durch Vergleichung mit anderen Inschriften, die Altersangaben enthalten, jene Wörter und zwar in der Reihenfolge θu. ci. max. zal. śa huθ. als die sechs ersten etruskischen Zahlwörter erwiesen. Ebenso wird die Unhaltbarkeit von Corssen's Deutung der häufig vorkommenden Wörter clan, śec und puia aufgezeigt, clan, das Corssen als „älter" erklärt hatte, heißt vielmehr „Sohn", śec, nach Corssen „ehelich geboren", vielmehr „Tochter", puia nicht „junge Frau", sondern „Gattin". Den Flexionsformen geht es nicht besser: in pecse, das der Abbildung eines Pferdes beigeschrieben ist und nichts Anderes ist als der griechische Pegasus, hatte Corssen ein Perfect = gr. ἔπηξε gesehen! Als Endresultat spricht Deecke aus, daß Corssen's Buch besonders durch die Willkür des Wortableitens, das Vernachlässigen vorhandener Trennungspunkte und Ungenauigkeit im Citiren nicht geeignet sei, die Grundlage der Forschung abzugeben und daß durch dasselbe die etruskische Frage nicht gelöst sei.

Corssen hat das jähe Zusammenbrechen des Gebäudes, an dessen Aufführung er ein halbes Menschenleben gesetzt hatte, nicht lange überlebt: ein plötzlicher Tod entriß ihn im Sommer 1875 allzu früh der Wissenschaft. Seine ernste Arbeit darf nicht zusammen geworfen werden mit den dilettantischen Stümpereien eines Stickel und Consorten. Mag er immerhin von einzelnen Flüchtigkeiten nicht freizusprechen sein, er hat jedenfalls in ausdauerndem Forschen, mit enormem Fleiße, mit glänzendem Scharfsinn und wissenschaftlicher Methode die Wahrheit gesucht; daß er sie nicht gefunden, legt mehr noch von der Schwierigkeit des Problems und der Unzulänglichkeit des Materials Zeugniß ab, als von dem verhängnißvollen Irrthum einer vorgefaßten Meinung.

Der zweite Band des Corssen'schen Werkes, der nach seinem Tode von Prof. Ernst Kuhn herausgegeben wurde und eine systematische Zusammenfassung der Untersuchungen des ersten Bandes enthält, ging ziemlich spurlos vorüber. Das allgemeine Interesse concentrirte sich jetzt auf die etruskologischen Arbeiten des scharfsinnigen Deecke. In zwei Heften „etruskischer Forschungen" (1875 und 1876) und in den Anmerkungen und Excursen zu der neuen Ausgabe von Müller's „Etruskern" (1877) hat er theils werthvolle Einzeluntersuchungen niedergelegt, theils ein Repertorium unserer bisherigen Kenntnisse von Leben, Sitte, Glauben, Kunst und Sprache des Tuskervolkes gegeben. Mehreres darf jetzt als sicher festgestellt gelten. Für die Lautlehre sind besonders charakteristisch die Neigung zur Aspiration ursprünglicher Tenuis und die Ausstoßung tieftoniger Vocale in Folge der Betonung der ersten Silbe, die z. B. aus der griechischen Atalanta eine Atlanta, aus Menelaos und Achilleus einen Menle und Achle gemacht hat. Genitive auf -sa oder -isa, andere auf al haben sich

ergeben; beide Formen scheinen auch in verschiedener Weise combinirt vorzukommen. Dative endigen auf -si, eine Pluralform ist clenar, Söhne, im Verhältniß zu clan; die Zahlen bis acht sind constatirt, eine Partikel -ce im Sinne von „und", Verbalformen ganz wenige, unter ihnen mi, ich bin. Sogar ein kleines etruskisches Vocabular von fünf Seiten hat Deecke zusammengestellt, in das aber noch mehr Fragezeichen gehören, als er selbst schon hineingesetzt hat.

Soweit sind wir heute; ergibt sich aus diesem Wenigen irgend Etwas für die Sprachverwandtschaft der Etrusker? Deecke hat mir gegenüber, als wir im Herbst 1875 in Florenz zusammen trafen, als seine Ansicht ausgesprochen, daß er an den uralaltaischen Ursprung der Etrusker glaube; er hat dann Ostern 1876 in der archäologischen Gesellschaft zu Berlin erklärt, daß er ihre Verwandten bis nach Sibirien hin suche. Aber er hat damals hinzugefügt, daß er sie noch nicht gefunden hätte. In dem, was bis jetzt von den etruskischen Sprachresten sicher gedeutet ist, hat diese Hypothese nicht den mindesten Anhalt. Nach wie vor starren uns von den Wänden der Grabkammern, von den Deckeln der Sarkophage die etruskischen Wörter fremdartig entgegen; nach wie vor ist die Frage nach der Abstammung dieses Volkes ein ungelöstes Räthsel, ein Problem für die Zukunft. Nur die Erinnerung daran, daß Aufgaben, die schwieriger erschienen, als diese, von der Sprachwissenschaft glänzend gelöst worden sind, kann uns die Zuversicht erhalten, daß einst der Schleier sich lüfte, welcher diese Fremdlinge unter den italischen Völkern geheimnißvoll umhüllt.

Aus der Kindheit des deutschen Theaters.

Von

Rudolph Genée.

Das ältere englische Drama und seine technisch-theatralische Form ist uns durch die Kenntniß Shakespeare's vertrauter geworden, als die mit dem Beginn der Reformation zusammenfallenden Anfänge der deutschen dramatischen Dichtung und Bühne. Aus der frühesten Zeit, namentlich aus dem ganzen 16. Jahrhundert, sind außer Hans Sachs die Schauspieldichter — und auch nur ein kleiner Theil derselben — höchstens den Namen nach bekannt. Selbst von Hans Sachs ist ja, wenn wir von den Literaturgelehrten absehen, außer einigen Gedichten und Fastnachtsspielen in die weiteren Kreise des gebildeten Publicums so gut wie Nichts gedrungen. Was weiß man aber außerdem von der großen Zahl von Schauspielen, welche noch fast das ganze Jahrhundert der Reformation ausfüllen? Selbst ein Gervinus muß gestehen, daß er z. B. die „Susanna" des sächsischen Dichters Rebhun, eines der hervorragendsten Stücke jener Zeit, nicht gelesen habe. Und wie Wenige wissen sonst Etwas von jenen, fast sämmtlich von dem Geiste der Reformation erfüllten Stücken eines Culmann, Wickram, Sixt Birk, Naogeorgus, Veit, Greff, Jaspar von Gennep und noch vielen Anderen! Die lange Epoche des Verfalls der deutschen Poesie ist auch durch die Unkenntniß der dramatischen Productionen jener Zeit gekennzeichnet.

Dennoch ist die dramatische Dichtung des 16. Jahrhunderts, wie sie sich in den zahlreichen alten Drucken erhalten hat, von hervorragendem culturhistorischem Interesse. Namentlich ist auch die Behandlung des Scenischen wol einer näheren Betrachtung werth. In den Mittheilungen, die ich hier darüber machen will, berühre ich Hans Sachs nur nebenbei, und nicht seiner allgemeinen großen Bedeutung entsprechend. Ich will vielmehr ein besonderes Gewicht auf diejenigen Stücke legen, in denen sich wenigstens Spuren des Bemühens, die Dichtung für die theatralische Aufführung möglichst zweckmäßig herzustellen, sowie bereits schüchterne Bühnenanweisungen finden, welche jenes Bemühen charakterisiren und in ihrer großen Naivetät oft sehr ergötzlich sind.

Aus der Zeit, in der noch die Bühneneinrichtung der mittelalterlichen Passionsspiele die herrschende war, will ich hierbei mich nicht auf specielle

Beispiele einlassen, vielmehr von jenem Wendepunkt ausgehen, in welchem sich in Inhalt und Form ein neues Drama zu entwickeln begann.

Nur um Eines Schauspiels willen greife ich noch in das 15. Jahrhundert zurück: Es ist das höchst merkwürdige „Spiel von Frau Jutten", der berüchtigten, wenn auch wol nur sagenhaften Päpstin Johanna. Dies Schauspiel wurde zwar erst im J. 1565 durch M. Hieronymus Tilesius in den Druck gegeben; doch können wir aus mehrfachen Gründen der Versicherung des Herausgebers glauben, daß das Manuscript — als Autor wird ein „Meßpfaff" Namens Schernbeck bezeichnet — aus dem Jahre 1480 herrühre. Dies Spiel, obwol von religiöser Tendenz, unterscheidet sich von der Gattung der geistlichen Spiele doch dadurch, daß es bei der noch bestehenden mittelalterlichen dreitheiligen Bühne dennoch eine zum Theil ganz realistische Handlung zur Darstellung gebracht hat. Beweise für die wirkliche Aufführung dieses merkwürdigen Spieles haben wir freilich nicht; aber das Stück ist so geschrieben, als sei es ausdrücklich für die theatralische Darstellung bestimmt gewesen. Die Sage, daß um 855 nach Papst Leo IV. ein als Mann verkleidetes Frauenzimmer als Papst Johann VIII. den apostolischen Stuhl bestiegen habe und während einer Procession mit einem Kind niedergekommen sei, bildet den Inhalt dieses Schauspiels. Doch ist diese Handlung ganz in den Apparat der Mysterien-Bühne, mit Himmel und Hölle, mit Gott Vater und Sohn, der Mutter Maria und den Erzengeln, sowie mit Lucifer und seinen verschiedenen höllischen Boten, gekleidet, so daß wir aus dem Scenengange des Stückes den Wechsel der Action in den gleichzeitig übereinander bestehenden Abtheilungen des Bühnengerüstes, oben der Himmel, in der Mitte die Erde, und unten die Hölle, klar und bestimmt vorgezeichnet sehen. Daß man bei der in jenen Stücken so bedeutenden Mitwirkung der himmlischen und höllischen Mächte für die oberste und unterste Abtheilung des Bühnengerüstes keinen Wechsel des Schauplatzes sich vorzustellen nöthig hatte, war wol ein Vortheil jener Theilung. Für den mittleren Raum aber, auf welchem die unserer Erde angehörenden Menschen zu agiren hatten, konnte man sich den für die Bewegung der Handlung nöthigen Wechsel der Scenen nur im Geiste vorstellen, wenn nicht, wie es bei der älteren Mysterien-Bühne stattfand, eine noch größere Complicirtheit des Gerüstes auch die verschiedenen Schauplätze für die Handlung gleichzeitig nebeneinander und übereinander feststellte.

In dem alten Spiele von „Frau Jutten" fallen aber einige Momente in der Handlung selbst auf, von deren Darstellung wir uns heute keinen Begriff machen können. So heißt es u. A. in jenem verhängnißvollen Moment, da der Päpstin Unfehlbarkeit mit unerhörtem Eclat zu Ende geht, nach einer drohenden Rede, die ihr der „Tod" hält, ganz einfach und kurz:

„Hie fällt Papst Jutta zur Erde und gebiert ihr Kind."

Dann, nach anderthalb Dutzend Versen heißt es weiter:

„Papst Jutta stirbt in der Geburt, das Volk läuft zu, hebt das Kind auf, und der Teufel Unversün führt Papst Jutten Seele hin" — nämlich in die Hölle, zum Lucifer.

Dergleichen an die theatralische Action und scenische Darstellung gemachte Zumuthungen finden wir übrigens noch in Schauspielen des 16. Jahrhunderts

ziemlich häufig; in ähnlicher Weise selbst bei Stücken, über deren wirklich erfolgte Aufführung kein Zweifel bestehen kann. Die Verfasser machten sich eben über solche Dinge keinerlei Scrupel und überließen das Kopfzerbrechen darüber getrost Denjenigen, welche diese Spiele in Scene setzten. Wenn die Ausführung naiv genug gewesen sein mag, so war es die schaulustige Menge ebenfalls.

Mit den Stürmen der Reformation begannen die dramatischen Tendenz-Dichtungen und Aufführungen zunächst in der Schweiz, hauptsächlich in Basel und in Bern. Nur ein paar der allerfrühesten und noch sehr vereinzelt dastehenden Fastnachtsspiele des Hans Sachs fallen mit jener Epoche der frühesten Schweizer Schauspiele — des Gengenbach und des Nicolaus Manuel — zusammen, ohne aber mit diesen noch Berührungspunkte zu haben.

In den dramatischen Dichtungen des Pamphilius Gengenbach in Basel (1515—22) ist auch noch nicht der geringste Anlauf zu einer Handlung genommen. Es sind im Grunde nur moralische, zum Theil auch religiös-politische Abhandlungen in Dialogform. Daß sie aber öffentlich dargestellt worden sind, wird uns in den Titelangaben ausdrücklich gemeldet. In Gengenbach's vermuthlich ältestem Spiel „Von den zehn Altern" hat die reformatorische Tendenz noch keinen aggressiven Charakter, sondern beschränkt sich hier auf die allgemeine Moral. Von Interesse für die scenische Darstellung ist hier aber eine beiläufige Anweisung des Dichters. In den Eingangsworten nämlich, welche der Eremit spricht, wird gesagt, daß alle die Personen, welche die zehn verschiedenen Lebensalter des Menschen (nämlich von zehn zu zehn Jahren bis zum hundertsten Jahr) darzustellen haben, und welche nach der Reihe ihre Unterredungen mit dem Eremiten führen, „nacheinander stehn" sollen. Es waren also keine „Auftritte" im eigentlichen Sinne, sondern die Personen standen auf der Bühne alle gleichmäßig postirt und traten dann vor, sobald an sie die Reihe kam. Auch andere Nachrichten aus jener Zeit lassen darauf schließen, daß wenigstens in vielen Stücken die Personen alle der Reihe nach vor dem Publicum standen oder saßen. Auch in dieser Darstellungsweise haben wir noch das Muster der vieltheiligen Mysterienbühne zu erkennen.

In des Berner Malers und Reformators Niclaus Manuel Fastnachtsspielen, durch welche schon ein stärkerer Pulsschlag geht, ist die Handlung zwar keine dramatische, aber doch — wenigstens in dem einen — bewegter und mannigfaltiger. Seine zwei Fastnachtsspiele: „Vom Bapst und der Priesterschaft", und: „Vom großen Unterschied zwischen dem Bapst und Christum Jesum, unserem Seligmacher" sind 1524 im Druck erschienen, aber schon 1522 in Bern öffentlich dargestellt worden, und zwar — wie es ausdrücklich im Titel heißt — „von Bürgers Söhnen". Während in dem ersteren Stücke außerordentlich viel Personen auftreten, scheint das andere hauptsächlich in einem Aufzug und Tableau mit begleitendem Dialog bestanden zu haben. In dem längeren Titel dieses Spiels ist das ganze Tableau so beschrieben: „... wie auf der einen Seite der Gassen der einig Heiland der Welt Jesus Christ unser lieber Herr auf einem armen Eselein geritten, auf seinem Haupt die Dornen-Kron, bei ihm seine Jünger, die armen Blinden, Lamen und mancherlei Brestlhaftig. Auf der andern Seite reit der Papst im Harnisch, und mit großem Kriegszeug, als hernach verstanden

wird durch die Sprüche, so die zween Bauern geredt haben, Rüde Folgeneſt und Cleywe pflug."

Man erſieht ſchon aus dem langen Titel, daß es hier hauptſächlich um einen tendenziöſen Aufzug ſich handelte, welcher dann wie ein Bild durch den Dialog der zwei Bauern erläutert wurde. Man kann wol annehmen, daß Niclaus Manuel die Anregung dazu von einer wirklichen vorhandenen bildlichen Darſtellung von gleicher Tendenz erhalten hat. Die Bezeichnungen derartiger theatraliſcher Beluſtigungen als „Faſtnachtsſpiele" hatten übrigens damals noch keineswegs die Bedeutung wie die ſpätern Stücke dieſer Gattung, namentlich die Schwänke des Hans Sachs. Die älteſten Schweizer „Faſtnachtsſpiele", namentlich die beiden genannten von Niclaus Manuel, waren antipäpſtliche Tendenzſtücke, ſo ſcharf und ſo wuchtig in ihrem reformatoriſchen Charakter und dabei von ſo ſtrengem religiöſem Sinn, daß von den harmloſen Scherzen der eigentlichen Faſtnachtsſpiele dabei gar keine Rede iſt. Nur Ein Stück von Niclaus Manuel, ſein Faſtnachtsſpiel von „Elsli Tragdenknaben" (1530), verdient dieſe Bezeichnung. Und dies iſt auch das einzige Stück, in welchem die Unveränderlichkeit der Scene mit dem Inhalt des Spiels vollkommen im Einklang ſteht.

Von den zunächſt folgenden ſchweizer Dichtern Utz Eckſtein, H. von Rüte u. A. ſind des Erſtern Dichtungen nur in Dialogform geſchriebene theologiſche Disputationen. Bei Hans von Rüte's Schauſpielen, ſo ungelenk und undramatiſch ſie auch ſind, merkt man wenigſtens die theatraliſche Abſicht. Daſſelbe gilt von Johan Kolros, deſſen Stücke in Baſel aufgeführt wurden, und welcher ebenfalls der Gruppe der eifrigſten Reformations-Dichter ſich anſchließt. Sein „Spiel von fünferlei Betrachtnuſſen" (1532) iſt eines der intereſſanteſten jener Zeit ſchon dadurch, daß er in den die Handlung begleitenden Chören die Sapphiſche Strophe umfänglich angewendet hat. Seine Handlung iſt jedoch überwiegend allegoriſch gehalten und daher auch die dramatiſche Compoſition eine ganz willkürliche. Uebrigens hat ſein „Herold", der das Stück eröffnet, mit vielen Stücken jener Zeit das gemein, daß er zunächſt dem Volke „zu ſchweigen gebeut".

Jacob Rueff's Stücke (1540—50) wurden in Zürich aufgeführt. Bei ihm finden wir beſonders häufige Vorſchriften für die theatraliſche Action, doch ſind dieſelben manchmal unverſtändlich. Sehr ſpaßhaft iſt in ſeinem umfangreichen Spiel von „Adam und Eva" die Behandlung der Schöpfungsgeſchichte. Hier befindet er ſich ganz auf dem Standpunkt der alten Mirakelſpiele. Nach einer langen Rede Gottes iſt vorgeſchrieben: „Gott machet den Menſchen uß der Erden und ſpricht": ꝛc. Dann heißt es weiter: „Und wie Adam herfür kumpt uß dem Erdreich, blaſt ihm Gott in ſeine Naslöcher einen Athem und Geiſt und ſpricht —" ꝛc. Sehr drollig iſt es auch, wie Gott dem Adam alle erſchaffenen Thiere vorſtellt und ihm gebietet, denſelben Namen zu geben. Adam führt dieſen Befehl aus, indem er zu jedem der etwa fünfzig verſchiedenen Thiere einige Verſe ſpricht und ihm den Namen gibt. Hierbei hatte man ſich vermuthlich, wie es in den alten Mirakelſpielen üblich war, mit bildlichen auf Pappe gemalten Thieren geholfen.

Daß alle dieſe Stücke trotz ſolcher Dinge, bei denen wir eine plaſtiſche Action

uns nur schwer vorstellen können, wirklich öffentlich vor dem Volke aufgeführt worden sind, ist uns durch die bei einer beträchtlichen Anzahl auf den Titeln der alten Drucke enthaltene Bezugnahme auf schon erfolgte Aufführungen hinlänglich gewährleistet. Und bei diesen Hinweisen ist gewöhnlich nicht nur die Stadt, sondern auch das Jahr und der Tag der ersten Aufführung genannt. Meistens heißt es dabei: von jungen Bürgern, oder: von Bürgerssöhnen, oder auch: von ehrsamen Bürgern u. dgl. m. In der Schweiz werden meist Basel und Bern, auch Zürich, Solothurn und andere Städte genannt. Ebenso in den aus dem Elsaß stammenden Schauspielen jener Zeit sind solche Angaben sehr häufig. Auch aus dem Titel einer i. J. 1530 gedruckten Komödie des Terenz: „Echra", erfahren wir, daß dieselbe „auch zu Leipzig vor etlichen Jahren gespielt" worden.

Daß wir bei diesen Aufführungen es immer noch mit dem offenen Brettergerüst der alten Mysterienbühne zu thun haben, wird uns durch hinreichende Andeutungen bewiesen. Wenn die Bühne nicht, wie es häufig vorkam, vor dem Rathhaus sich befand, so war sie, wie u. A. aus der ausdrücklichen Angabe in dem erwähnten Spiel von Niclaus Manuel zu ersehn ist, am Ende einer Straße aufgeschlagen, wo die Zuschauer auch aus den Häusern dieselbe von drei Seiten überschauen konnten. In einem alten Bericht[1]) über eine in Basel stattgefundene Aufführung von Birck's „Susanna" heißt es u. A.: „Ulricus Coccius spielte die Susanna auf dem Fischmarkt. Die Brüge (das Gerüst) war auf dem Brunnen, und war ein zinnerner Kasten darin, da Susanna sich wusch, daselbst am Brunnen gemacht." Der nämliche Gewährsmann berichtet über eine andere Basler Aufführung: von „Sanct Pauls Bekehrung", wobei es heißt: „Der Burgemeister von Brunn hatte den Paulus gespielt, der Balthasar Hahn den Herrgott in einem runden Himmel, der hing oben am Pfauwen, daraus der Strahl schoß, eine feurige Rakete, so dem Paulo, als er vom Roß fiel, die Hosen verbrannte. Der Rudolf Fry war Hauptmann, hatte bei hundert Burger alle in seiner Farbe gekleidet. Im Himmel machte man den Donner mit Fassen, so voll Steine umgetrieben wurden".

Man ersieht aus diesen Angaben, daß für die Befriedigung der Schaulust schon mancherlei geschah, und daß bei derlei großartigen Ausstattungen der Aufführung selbst ein förmlicher Aufzug aller Darsteller vorausging. In einem gedruckten Straßburger Stücke „vom Großen Abendmahl" ꝛc. aus dem Jahre 1560 wird in einer Vorbemerkung die ganze Ordnung des Zuges vorgeschrieben, wie derselbe sich nach dem Schauplatz bewegen sollte: „Also sol sich das ganz Spil versammeln in einem Hause nicht zu nahe dem Platze, und in der Processiön uff den Platz oder Bruck gehn: Zum ersten die zween Herolde, in einer Farb und Bekleidung wie sich gebürt, uff sie die Spielleut. Darnach die fünf Engel, dann die fünf klugen Jungfrauen, jede mit besonderm Engel sol

[1]) Aus Plater's Selbstbiographie, mitgetheilt von L. A. Burckhardt in: „Beiträge zur vaterländischen Geschichte". (Basel, 1839.) Die beiden hier erwähnten Aufführungen fanden 1544 und 1546 statt. — Für die Citate aus sämmtlichen hier genannten Stücke habe ich die alten Original-Drucke selbst benutzt.

eingeführt werden. Darnach die Spons ehrlich und doch ehrbarlich und nit prächtig geziert, in grauen Kleidern . . . Darnach die Venus auch allein, nach ihr die thorechten, die sollen zum hoffärthigsten ausgestrichen sein, mit umbgestürzten Ampeln. Darnach der Preutigam und sein Vatter. Darnach die Apostelen, alle mit Kleidung nach ehrbarlichen und bürgerlichen Sitten, mit langen Bärten und preiten Hüten. Darnach die Reuters Rott, Julianus und Trajanus, in Keiserlicher Zierung" ꝛc. ꝛc. — Am Schlusse sollen die Teufel kommen und die thörichten Jungfrauen herumzerren. Endlich ist auch vorgeschrieben, daß die Bruck mit einem Thor sollte „unterschieden" sein und eine „Vorbruck haben, darauf etliche Sprüche gesprochen werden."

So eifrig man einerseits auf derlei prunkvolle Arrangements bedacht war, so naiv und unkünstlerisch blieb die scenische Composition in der Dichtung selbst. In einem Schauspiele „Judith" von dem Augsburger Schulmeister Sixt Birck finden wir zahlreiche Anweisungen im Stücke, welche zeigen, wie bequem die Verfasser sich's bezüglich der Vorschriften für das Scenische machten. So heißt es einmal: „Indem steht der Rath auf und geht sampt dem Ozian an die Mauer da mit Holoferne zu reden. Unterwegen reden zween der Räth miteinander." Die Scene, da Judith dem Holofernes das Haupt abschlägt, ist ebenso kurz in der Bühnenanweisung. Nachdem nämlich Judith ihrer Magd verkündet hat, daß sie nunmehr die That vollführen werde, heißt es: „Hiezwischen soll man in der Stadt die Wacht blasen", und unmittelbar darauf heißt es weiter: „Judith trägt das Haupt Holofernis und gibt's der Jungfrauen" ꝛc.

Unter den sächsischen Reformationsstücken von heftigster polemischer Tendenz befindet sich auch eine Tragödie: „Johannes Huß" von Agricola. Bei diesem Stücke ist mir's zwar fraglich, ob es wirklich aufgeführt worden ist, aber es wird dies ausdrücklich versichert. Als darin Huß vor den Cardinälen sich verantworten will, heißt es: „Da sollen die Cardinäle und Bischöfe allzumal die Köpfe schütteln und schreien: Du Ketzer, schweig stille. Alsdann soll Johann Huß auf seine Knie fallen und mit aufgehobenen Händen zu Gott beten." Und nach dem letzten Gebet heißt es dann kurzweg: „Nach solchem wird er hinausgeführt und verbrannt."

Auch Schlachtscenen und andere lebhafte Actionen wurden von den Autoren nur kurz angedeutet. So lautet in einem Stücke, welches die Geschichte von Absalom behandelt, im 5. Acte die Anweisung für die Schlacht: „Ein Scharmutz, darauf die Schlacht. In dieser Schlacht leit Absolom unten und wird flüchtig und hanget mit seinem Haar an einer Eichen, und als das ein Kriegsmann ersieht, lauft er zu Joab —" ꝛc. Wie wenig man dabei in der scenischen Composition der Stücke durch Rücksichten auf den nothwendig anzunehmenden (d. h. nur vorauszusetzenden) Wechsel des Schauplatzes für die verschiedenen Theile der Handlung sich einschränken ließ, dafür liefern uns zahlreiche Stücke die auffälligsten Beispiele. In H. v. Rüte's „Goliath" (1555) gehen die Gespräche auf beiden feindlichen Seiten oft so in einander, daß es scheint, als sei zuweilen gleichzeitig die eine Seite der Bühne von den Juden und die andere von den Philistern besetzt gewesen, während man sich beide Lager weit von ein-

ander entfernt vorstellen mußte. So wird im letzten Acte dieses Stückes nach einer längeren Rede des Herolds die Nachricht vom Tode des Goliath in das Lager der erschreckten Philister gebracht, und unmittelbar darauf, ohne jede Zwischenbemerkung, folgt wieder eine Rede David's, mit welcher er dem Saul seinen Sieg meldet.

Hans Sachs ist als dramatischer Dichter in der scenischen Anordnung regelmäßiger und ordentlicher, als die meisten seiner Zeitgenossen, wiewol auch er von dem dramatischen Bau eines Stückes noch keinen Begriff hatte. Von seinen Fastnachtsspielen, in denen die Localität der Handlung nicht in Betracht kommt, da es sich dabei meist nur um Eine Situation aus dem bürgerlichen Leben handelt, haben wir ganz abzusehen. In seinen mehractigen Stücken, die er in Komödien, Tragödien und „Spiele" unterscheidet, behandelt er das Scenische ganz naiv, unbekümmert um die Verschiedenartigkeit des gewählten Stoffes. Entwickelt sich in dem gegebenen Stoffe die Handlung in einfachen, ruhigen Gang, da ist auch bei Hans Sachs die Behandlungsweise, in der Actheilung wie in der ganzen scenischen Composition, vollkommen correct. Wo hingegen der Stoff selbst complicirter und bewegter in der Handlung ist, da gibt sich der Dichter durchaus keine Mühe, die Schwierigkeiten in der Behandlung von Ort und Zeit zu lösen oder zu umgehen, sondern er ignorirt eben jene Schwierigkeiten und hält seine Aufgabe als Dramatiker für gelöst, wenn er den in epischer Breite über einen langen Zeitraum und in häufigem Wechsel der Oertlichkeit sich ausdehnenden Stoff in einer Reihenfolge von Scenen in dramatischen Dialog gebracht hat. Häufig genug kommt es bei ihm vor, daß ein Bote nach einer weit entfernten Person ausgesandt wird und daß in demselben Augenblick die betreffende Person auch schon erscheint; daß ferner innerhalb eines Actes die Begebenheiten so schnell fortschreiten, daß die Phantasie kaum so schnell folgen kann. Die plastische Erscheinung der Dinge ist für ihn gar kein Hinderniß, im Dramatischen gerade so zu verfahren, als ob es sich um eine nur erzählte Begebenheit handelte.

Weit rücksichtsvoller als mit der Zeit verfährt er mit der Oertlichkeit. Auch ist es bei seiner Gruppirung des Stoffes oft erstaunlich, mit welchem richtigen Gefühl er die Theilung in Acte vornimmt. Im Uebrigen unterscheidet sich seine Behandlung der eigentlich theatralischen Action nur wenig von dem Verfahren seiner Zeitgenossen. Im Allgemeinen aber ist er trotz mancher komischen Naivetäten auch in dieser Beziehung maßvoller als irgend ein Anderer.

Obwol wir in fast allen Stücken des 16. Jahrhunderts die Theilung der Handlung in Acte schon finden, so ist doch die Zahl der Acte niemals beim Titel des Stückes angegeben — ausgenommen bei Hans Sachs — der mit seiner erstaunlichen Genauigkeit und Correctheit auch hier Nichts verabsäumt hat. Wo ihm fünf Acte nicht ausreichten, um mit der Geschichte fertig zu werden, da ließ er dann noch so viel Acte mehr folgen als er brauchte, so daß er häufig ein Schauspiel bis zu sieben, neun oder zehn Acten ausdehnte. Aber auch hierbei hatte er doch die für ein Schauspiel übliche Zeitdauer niemals überschritten.

Bei den meisten Dichtern dieser Zeit war allerdings die Theilung in Acte eine willkürliche. Man ahmte darin die römischen Lustspieldichter nach, ohne

aber einen Begriff von der künstlerischen Gliederung eines Dramas zu haben. Bei Hans Sachs finden wir bei den Actschlüssen stets den Abgang der gerade auf der Bühne befindlichen Personen vorgezeichnet, da ja damals die Actpausen nicht durch Herabfallen des Vorhanges markirt wurden. Da die Stücke fast immer durch einen Herold oder „Ehrenhold" eröffnet und ebenso durch einen Epilog desselben geschlossen wurden, so finden wir auch bei Hans Sachs vor der Schlußrede des Ehrenhold immer vorgeschrieben: „Sie gehen alle aus", oder: „Sie gehen alle in der Ordnung ab".

Während dieser ganzen Epoche des deutschen Theaters begegnen wir aber auch einer ziemlich großen Anzahl von Stücken, welche so umfangreich sind, daß die Verfasser ihre Aufführung gleich für zwei Tage einrichteten und diese Theilung vorschrieben. Gewöhnlich wurde dann in dem Epilog zum ersten Tage auf die Fortsetzung des Spiels am nächstfolgenden Tage hingewiesen. So ist es u. A. bei H. von Rüte's Schauspiel „Goliath" (1555) der Fall, wo der Herold am Schlusse des ersten Tages die Zuschauer ermahnt, am nächsten Tage wiederzukommen:

Gand heim und nehmend's best darvon,
Morn jederman mag wieder kom.

Nicht immer hatte man sich übrigens mit der Einleitung des Herolds begnügt, sondern ließ dem Herold oder Ehrenhold noch einen besonderen „Prolog" vorausgehen, und diesem dann zu allem Ueberfluß noch einen „Argumentator" folgen. Solche Argumente, in denen der nachfolgende Inhalt in Kürze erzählt wird, finden wir in sehr zahlreichen Schauspielen dieser Zeit, und oft hat nicht allein das Stück, sondern auch ein jeder Act desselben einen besonderen Argumentator.

Hans Sachs, welcher auch hinsichtlich des Aufwandes von Personen viel ökonomischer verfuhr als die meisten seiner Genossen, läßt zuweilen den Ehrenhold auch im Stücke selbst mitsprechen, wo er ihn gerade für eine sonst neutrale Figur, die nur Etwas zu melden hat, verwenden kann. Daß der Herold oder auch der Argumentator häufig, vielleicht auch in den meisten Fällen, von Demjenigen gesprochen wurde, welcher das Spiel leitete, läßt sich aus einer Bemerkung vermuthen, die ich in dem Stücke eines sächsischen Dichters, Joachim Greff, finde. In dem Personenverzeichniß seines Schauspiels „Von den beiden Erzvätern" (1540) steht nämlich an der Spitze: „Der Autor, welcher die Spiele pfleget anzurichten, auch welcher die Vorrede und den Beschluß recitiren soll." In der Zahl der Personen pflegte man sich im Allgemeinen keine Beschränkung aufzulegen. Die Zahl von dreißig bis sechszig Personen kommt häufig genug vor; ja manches Verzeichniß zählt über hundert Personen her. In solchen Fällen ist dann von dem vorsichtigen Autor selbst der beruhigende Ausweg verkündet, daß man eine so große Zahl von Rollen leicht auf zwanzig bis dreißig Darsteller vertheilen könne.

Der hier soeben genannte Dichter Joachim Greff (oder auch Gref) von Zwickau, war um diese Zeit der fruchtbarste unter den sächsischen Reformations- und Schulpoeten. In seinen zahlreichen Schauspielen sind besonders seine häufig vorkommenden Anweisungen für die Bühnenaufführung von

Interesse. In einem seiner schwächsten Stücke bemerkt er selbst nach Aufführung des Personals, man würde sich wohl verwundern, daß ein so kurzes Stück so gar viele Personen erfordere. Dann führt er aber mit nochmaliger Herzählung sämmtlicher Personen den Nachweis, daß er von denselben durchaus keine weglassen konnte! In dem nämlichen Stücke macht er einmal bei einer Scene, welche Christus mit dem Volke hat, die praktische Anmerkung: man müsse dafür sorgen, daß hier „etzlich mehr Männer, Weiber und Kinder" an der Action Theil nehmen, „denn ohne Zweifel ist's ein paar Volks allein nicht gewesen."

Während Greff in der dramatischen Composition der Stücke ebenso unbehilflich ist, wie seine Zeitgenossen, während er den Ortswechsel, wo wir ohne Annahme eines solchen uns den Fortgang des Dialogs gar nicht vorstellen könnten, oft in auffälligster Weise ignorirt, ist er doch trotz alledem stets für die theatralische Aufführung seiner Stücke besorgt. In seinem besten Stücke „Lazarus" (1545), welches allerdings kein Original, sondern eine Bearbeitung nach dem Lateinischen des J. Sapidus ist, bemerken wir sogar einige das Spiel der einzelnen Personen betreffende Anweisungen, welche ein richtiges Gefühl für das Psychologische erkennen lassen. Als Martha die Nachricht vom Tode des Lazarus erhalten hat, spricht sie vier Verszeilen, dann schreibt der Autor vor: „Hie soll Martha ein wenig still schweigen, doch nicht weinen," dann redet sie weiter, ihrer Betrübniß Ausdruck gebend, und am Schlusse dieser Rede bemerkt dann der Dichter: „Nu soll sie weinen, nu sie in's Haus hinein gehn."

Humoristisch ist auch die Vorschrift Greff's, wenn er Personen, die auf der Wanderung nach einem andern Orte begriffen sind, reden läßt. So beginnt er im „Lazarus" einen langen Monolog des Philergus mit der Bemerkung: „Dies Nachfolgende muß Alles verstanden werden, als werd's geredt auf dem Wege," — und am Schlusse dieses Monologs heißt es dann: „Nun ist er schier in Jerusalem." Aehnlich lautet die Anmerkung bei der Unterredung der beiden wandernden Pharisäer am Schlusse des Stückes. Die fortwährende Sorgsamkeit des Autors, die Handlung der Zuhörerschaft recht verständlich zu machen, zeigt sich in spaßiger Weise auch in dem poetischen „Vorwort", d. h. dem gesprochenen Prolog zum „Lazarus". Der Schluß dieser Introduction lautet nämlich:

Eins muß ich euch noch zeigen an,
Lazarum müßt ihr so verstan,
Als sei er über Feld gewest,
Wie er auch selbst sagt, ausgereist,
Komt krank zu Hause wieder nu,
Wolan hört Alle fleißig zu.

Die meisten Stücke Greff's haben vollständige Act- und Scenentheilung. Im „Lazarus" macht der Dichter nach dem 4. Act einen Hauptabschnitt, indem er wegen der großen Länge des Ganzen es den Darstellern überläßt, den fünften (allerdings unverhältnißmäßigen langen) Act allein am folgenden Tage zu spielen. Zugleich aber gibt er auch an, auf welche Weise man das Stück an Einem Tage spielen könne, indem man nämlich — ein einfaches Recept! — ungefähr in der Mitte des Stückes beginnen soll.

Die Mitwirkung der Musik bei den theatralischen Aufführungen ist schon

frühzeitig als sehr zweckmäßig, als ein die Unterhaltung wesentlich förderndes Hilfsmittel erkannt worden. Ob die bei dem Augsburger Sixt Birck und bei J. Kolros zu Basel wiederholt vorkommenden Sapphischen Chöre gesungen und nicht vielmehr gesprochen wurden, muß allerdings dahingestellt bleiben, doch möchte ich Letzteres vermuthen. Aber in zahlreichen Stücken während des ganzen 16. Jahrhunderts finden wir nicht nur zwischen den Acten, sondern zuweilen auch zwischen den Scenen die Vorschrift angemerkt, daß hier „Musik" gemacht, oder daß hier Etwas „gespielt" oder auch „gesungen" werden soll. Eine Zeitlang scheint in Mitteldeutschland der Gebrauch der Gesänge abgekommen zu sein. Wenigstens finden wir einmal bei dem eben besprochenen Zwickauer Schulmeister Greff eine dahin zielende Bemerkung. Da ihm nämlich bei seinem „Lazarus" die große Länge des Stückes Bedenken erregte, so schrieb er vor: damit das Publicum Abwechselung habe, möge man hie und da passende Gesänge einschalten. Er beruft sich dabei auf die gute Sitte „in den alten Actionibus", in denen man „zuweilen hat drein gesungen, derhalben, daß das Volk ein wenig muntrer und lustiger wird, weiter zu hören". Das, meint er, möge man denn auch hier nicht unterlassen, besonders da wir Gottlob „der schönen geistlichen Psalmen und Gesänge viel haben".

Ein anderer Zwickauer Dichter, Paul Rebhuhn, der namentlich durch sein Schauspiel „Von der gottesfürchtigen und keuschen Frau Susanne" (1536) unter den dramatischen Dichtern dieser Epoche den höchsten Anspruch auf Beachtung hat, gibt für den Zweck unserer Untersuchung wenig Anlaß zu Mittheilungen. Denn Rebhuhn hatte durch classische Bildung sich die regelmäßige Form des antiken Dramas so verständig anzueignen gewußt, daß wir charakteristische Wunderlichkeiten wie bei Greff und Andern bei ihm gar nicht antreffen. Rebhuhn's „Susanne" hat nicht nur regelmäßige Act- und Scenentheilung, sondern es sind über den einzelnen Scenen (hier gleichbedeutend mit Auftritten) auch immer die Namen der in der betreffenden Scene sprechenden Personen ausdrücklich angeführt, wie es bis heute noch Gebrauch geblieben ist. Auch verkündet sich der strenge Anhänger der classischen Muster bei diesem Stücke in den Chören, mit denen ein jeder der fünf Acte schließt.

Im Gegensatz zu dieser Correctheit Rebhuhn's ist bei dem Nürnberger Schauspieldichter Leonhard Culmann die Act- und Scenentheilung eine unkünstlerische und durchaus willkürliche. In seinem Stücke vom „Aufruhr der Weiber" (um 1540) ist u. A. sobald von den bereits versammelten Personen Eine neu in das Gespräch der Uebrigen eintritt, auch immer eine neue Scene verzeichnet.

Es ist jedenfalls auffallend, daß die Muster der Alten, welche nicht nur den gelehrten Dichtern bekannt waren, sondern auch durch Uebersetzungen schon in weitere Kreise verbreitet wurden, nicht zu einer richtigern Erkenntniß von dem künstlerischen Bau eines Dramas führten. Nicht wenig mag dazu der Umstand beigetragen haben, daß bei den meisten Stücken dieser Zeit die religiös-polemische Tendenz (im Sinne der Reformation) die Entwickelung der Kunstform hinderte. Auch in den vielen Bearbeitungen der überaus heftigen antipäpstlichen lateinischen Stücke von Naogeorgus (Kirchmeier), namentlich in seinem hochinteressanten „Pammachius," ist die scenische Composition eine gänzlich willkür-

liche; und in den zahlreichen Nachbildungen des „Homulus“ von Diesthemius und des „Hecastus“ von Marcopedius ist die Handlung durch die darin angehäuften Allegorien auf ein ganz ideales Gebiet gerückt. Bei einem andern, aus dieser Zeit herrührenden Stücke von heftigster antipäpstlicher Tendenz, „Der neu deutsch Bileams-Esel,“ war wol an eine Aufführung gar nicht zu denken. Wenigstens werden wir uns heute schwer vorstellen können, wie die Hauptfigur des Stückes, der Esel, welcher sowol die vom Papst verwandelte Germania, wie auch den Esel, welchen Christus geritten hat, bedeuten soll, die ihm hier zuertheilte Rolle — er hat mehrere lange Reden zu halten — hätte spielen können.

Daß derartige Dichtungen trotz ihrer theatralischen Unmöglichkeiten in die dramatische Form gekleidet wurden, ist nur dadurch zu erklären, daß der Geist der Reformation stets dazu drängte, durch den dramatischen Dialog und durch solche kühne Allegorien eindringlicher auf die Gemüther zu wirken.

Aber eben solche Ursachen trugen auch dazu bei, daß die dramatische Dichtung weder nach Inhalt noch Form zu einer künstlerischen Gestaltung sich erheben konnte. Als mit dem Niedergang der reformatorischen Bewegung nicht nur die Heftigkeit der Angriffe gegen das Papstthum, sondern auch die Innigkeit des religiösen Sinnes mehr und mehr schwand, traten wieder andere Elemente hinzu, welche einer gedeihlichen Fortentwickelung des Dramas hinderlich waren. Im letzten Drittheil des Jahrhunderts sehen wir in den für die Aufführung bestimmten dramatischen Dichtungen ein ungehöriges Schaugepränge die dichterische Composition immer mehr überwuchern. Der Sinn der Volksmasse für wirkliche Belustigungen suchte in solchen Dingen ein Gegengewicht gegen die gelehrte und trockene Richtung des Dramas. In der Schweiz war vor Allem Jos. Murer in Zürich, dessen Stücke in die Zeit von 1560—70 fallen, darauf bedacht, durch großartige Massenhandlungen in seinen Schauspielen zu wirken. Wie weit derselbe in dieser Richtung ging, dafür hier ein Beispiel aus seiner „Belagerung von Babylon“. In der letzten Scene dieses Stückes schreibt er vor:

„Hie beschicht ein Lärmen mit Trummen und Trummeten, darauf Cyrus und Darius beid Künig sampt allem Kriegsvolk nach dem fort des abgegrabenen Euphrats laufend gen Babel hinein, darinnen sie den Künig und alles Volk mit jämmerlichem Geschrei und Blutvergießens erschlahen und erwürgen.“

Es scheint hier also, daß es bei derartigen Stücken schon mehr auf großartige Pantomimen und Tableaux abgesehen war, für welche der dramatische Dialog nur die Erklärung gab. In dem Stücke eines andern Schweizers, H. Haberer, ist am Ende des zweiten Actes vorgeschrieben: man möge nach dem Gesang „in dem zugerüsteten Himmel“ donnern und „das Feuer solle herabkommen und Sodom verbrennen“.

Auch in Deutschland sehen wir Schauspiele mit derartigen Spectakel-Scenen immer mehr sich ausbreiten. Ein in Frankfurt a. O. 1573 gedrucktes Stück „Vom letzten Tage des jüngsten Gerichts“ ist zwar trotz der reformatorischen Tendenz noch ganz im Stil der Mysterien des Mittelalters gehalten, aber mit dem umfänglichsten Apparat solcher die Schauluft reizenden Actionen ausgerüstet. Unter Anderen erscheint hierin auch das „Türkische Heer“ und wird

von den Christen mit Hilfe des Engels Gabriel vernichtet, der denn auch den Drachen schlägt und wieder zur Hölle verdammt. Zwischen andern Scenen des Stückes ist wiederholt vorgeschrieben, daß die Teufel in der Hölle lachen sollen. Bei der Scene des jüngsten Gerichtes heißt es: Da der Engel (auf Befehl des Herrn) posaunet, „fallen alle Menschen in der Comedien nieder, als ob sie todt wären, und die hinter dem Tische sterben. Die Teufel aus der Hölle kommen mit großem Geschrei und holen sie in die Hölle und setzen sich dann selbst zu Tische." Nachdem sodann die Gerechten erwecket worden, folgt als eine Hauptscene noch die Verdammung des Papstes zur Hölle.

Bei allen diesen Stücken spielte nunmehr das Feuerwerk eine wichtige Rolle; ja es liegen Stücke aus dieser Zeit vor, welche augenscheinlich nur wegen des Feuerwerks geschrieben waren, mochte dasselbe nun von der Hölle gespendet werden, oder — wie bei Belagerungen, Städtezerstörungen u. dgl. — irdischen Ursprung haben. Selbst solche Schauspiele, bei denen der moralisch-religiöse Zweck noch stark hervortritt, konnten diese Dinge nicht mehr entbehren. Ein Magdeburger Stück vom Jahre 1600 von antipäpstlicher Tendenz, worin neben Johannes dem Täufer, David, Elias u. s. w. auch Luther, Melanchthon und der Churfürst von Sachsen erscheinen, enthält im letzten Acte, da Lucifer und andere Teufel in der Hölle tanzen, die Anweisung: Unterm Tanzen sollen Raketen („Rachetlein") losgehen und „vom Himmel unter die Teufel fahren, insonderheit aber nach der Hellen". Nebenbei werden wir durch eine in diesem Stücke enthaltene Bühnenanweisung erinnert, wie lange noch für derartige Stoffe die Einrichtung der alten Mysterienbühne mit ihren verschiedenen Abtheilungen beibehalten wurde. Die Anmerkung schreibt zunächst vor Beginn des Stückes vor „gemeine Musik oder Spiel der Stadtpfeifer" und sagt dann weiter: „Hierauf nehmen die Spielpersonen ihre geordnete Scenas ein, in der Ordnung wie sie aufzogen."

Diese Einrichtung kam aber sicher in dieser Zeit nur bei solchen Schauspielen vor, welche auch im Inhalte noch die wesentlichen Bestandtheile der alten Mysterien beibehalten oder wieder aufgefrischt hatten. War ja doch in Nürnberg schon im Jahre 1550 (also früher noch als in England!) das erste eigentliche Schauspielhaus von der Meistersingerzunft errichtet worden. Und wenn auch andere Städte erst spät diesem Beispiele der ersten stehenden Bühne folgten, so zeigt doch die Structur der meisten Stücke, daß dieselben für einen einheitlichen Schauplatz — ohne Abtheilungen und freilich auch ohne Verwandlungen — gedacht waren. Wie bei Hans Sachs, so können wir dies auch bei allen jenen Stücken annehmen, in denen die Actpausen dadurch markirt sind, daß die Personen alle von der Scene abtreten. Auch kommen gegen Ende des Jahrhunderts doch immer wieder einzelne Schauspieldichtungen vor, in denen die Grundsätze der dramatischen Composition der Actheilung und scenischen Oekonomie strenger gewahrt wurden. Das gilt z. B. von einem beachtenswerthen Stück von Zacharias Liebhold (gedruckt in Breslau 1596), welches unter dem Titel „Ein schöne Historie von einem frommen gottesfürchtigen Kaufmann von Padua" den Stoff von Shakespeare's „Cymbeline" — aber direct nach Boccaccio — behandelt. Spaßhaft ist hier nur die Art und Weise, wie die allegorische Figur des „Ehe-

teufel" die Handlung begleitet, indem dieser immer hinter dem Bösewicht (Falsario) her ist, um denselben zu seinen bösen Anschlägen zu verleiten. So heißt es einmal wörtlich: „Der Eheteufel nimmt ein Blasbalg und blast dem Falsario hinterwärtig ein."

Dies Stück und andere Schauspieldichtungen aus dem letzten Decennium des Jahrhunderts blieben noch unberührt durch den großen Umschwung, den das Erscheinen der in Deutschland herumziehenden „englischen Komödianten, in Bezug auf den ganzen Charakter des deutschen Dramas zu bewirken schien. Die beiden bedeutendsten und fruchtbarsten Dichter, in deren Werken zunächst sich dieser starke Einfluß des englischen Dramas zeigt, waren: Der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig und der Notar Jakob Ayrer in Nürnberg.

Der Erstere war mit seinen Stücken dem Andern nur um ein paar Jahre vorausgegangen; denn des Herzogs von Braunschweig Schauspiele erschienen alle in den Jahren 1593 und 94, während wir aus einem vorhandenen Manuscript des Nürnberger Dramatikers schließen können, daß seine äußerst zahlreichen Stücke fast sämmtlich in dem Zeitraum von 1595 bis zum Ende des Jahrhunderts geschrieben sind.

Der Herzog von Braunschweig ging auch noch viel subtiler in der Benutzung der neuen englischen Richtung zu Werke. Dieselbe gibt sich bei ihm vorzugsweise in der freieren Wahl der Stoffe und nebenbei in der Einführung des englischen Clowns zu erkennen. Wir haben deshalb hier, wo es sich um die theatralische Technik und um die Scenerie handelt, keine Veranlassung, dieselben näher zu charakterisiren[1]). Es sei hier nur bemerkt, daß er mit der reichern sichtbaren Action, zu der ihn das englische Drama anregte, noch nichts Rechtes anzufangen wußte, indem er zuweilen in solchen Scenen Alles in die Beschreibung des Vorganges legt, ohne daß er im Dialog damit Schritt halten konnte.

Dagegen machte Jakob Ayrer in Nürnberg von der gewonnenen Kenntniß des englischen Dramas den vollsten Gebrauch. Wie sein großer Vorgänger Hans Sachs, so forschte auch er nach allen nur möglichen Quellen, um dem Schauspiel andere, als die seit sechzig Jahren von allen deutschen Schauspieldichtern ausgenutzten biblischen Stoffe zu gewinnen. So ging auch Ayrer wieder auf die römische Geschichte, auf die deutsche Heldensage und auf die italienische Novellenliteratur zurück. Bei vielen seiner Stücke sind aber die englischen Vorbilder auch im Stoffe zu erkennen, sowol in einigen seiner Tragödien, wie auch in mehreren kleinen Possenspielen.

Wie sehr Jakob Ayrer in der scenischen Behandlung der Stoffe durch das Muster der englischen Stücke angeregt war, das ist auch in der nach seinem Tode veranstalteten Gesammtausgabe seiner Werke („Opus theatricum", 1618) in der Vorrede der Herausgeber betont worden. Es heißt darin u. A.: In diesen Schauspielen sei „Alles nach dem Leben angestellt und dahin gerichtet, daß man's, gleichsam auf die neue englische Manier und Art, alles

[1]) Eingehenderes über diesen Dramatiker wie über diese ganze Epoche findet man in meiner „Geschichte der Shakespeare'schen Dramen in Deutschland". (1870.)

persönlich agiren und spielen kann, auch so lieblich und begierig den Agenten zuzusehen ist, als hätte sich Alles erst heuer verlaufen und zugetragen."

Die Actheilungen wurden auch in dieser Zeit noch ohne Gebrauch eines Vorhanges markirt, und so finden wir auch in Ayrer's Stücken bei allen Actschlüssen den Abgang aller Personen vorgeschrieben.

So wenig wie die englischen Dramatiker, so wenig hatte auch Ayrer durch die Einfachheit der Bühneneinrichtung, bei welcher man jetzt zuverlässig auch die zweckmäßige, in der Mitte des Hintergrundes befindliche Vertiefung von den Engländern übernommen hatte, sich irgend welche Beschränkung für die dramatische Composition auferlegt. Im Gegentheil, da man ohnedies der Phantasie der Zuschauer den größten Spielraum lassen mußte, so nahm man es bei der lebhaften Bewegung der Actionen mit der Rücksicht auf Zeit und Ort um so leichter. Besonders zahlreich sind bei Ayrer die Vorschriften für das den Dialog begleitende Geberdenspiel. Man erkennt daraus, wie den Dichter beim Schreiben seiner Schauspiele niemals die Vorstellung von der wirklichen theatralischen Action verlassen hat. Auch in den auf die Scenerie bezüglichen Anweisungen tritt uns immer der Gedanke an die theatralische Vorstellung entgegen. Als z. B. in der Komödie „von der schönen Phänizia" Timborus des Nachts in den Garten kommt, heißt es in der Bühnenanweisung: „Jetzund wird ein Leiter außen des Eingangs angelehnt; daran steigt Timbor herunter, als wenn er über eine Mauer stiege." In einem Schauspiel „von der schönen Melusina" bemerkt er einmal: „Ob man nun ein Feuerwerk, als ob das Kloster brünne, desgleichen ein Zeter- und Jammergeschrei machen will, steht bei dem, der das Spiel recht anrichten kann."

Sehr drollig nimmt sich die Sorgfalt aus, mit der er einmal, gleichfalls in der „Melusina", die Acteurs bei ähnlichen Anlässen vor Schaden zu bewahren sucht. Als nämlich Artus für die bedrohte Jungfrau (Palentine) mit einem Drachen kämpft, welcher Feuer sprüht, schreibt er dabei vor: „Die Jungfrau läuft des Schmucks halber, daß ihr derselbige nicht vom Feuerwerk verderbt werde, ab."

Mit unserm Nürnberger Dramatiker stehen wir schon an der Schwelle zum siebenzehnten Jahrhundert. Die Nachwirkungen der „englischen Manier" machten sich noch lange Zeit in den Schauspielen bemerkbar, aber nicht zum Vortheil der dramatischen Dichtung. Neben den rohen Späßen des Pickelhäring suchte man die tragischen Wirkungen hauptsächlich durch Morde, Verstümmelungen u. s. w. zu erreichen, und es war eine besonders wichtige Aufgabe der theatralischen Kunst geworden, solche Dinge möglichst „natürlich" darzustellen. Kurz, wir sehen, wie in dieser neuen Epoche selbst der Einfluß des englischen Dramas durchaus Nichts zu einer gedeihlichen Fortentwickelung des deutschen Theaters beitragen konnte. Nach Verlauf von beinahe hundert Jahren hatte bei uns das Drama und Theater es nur zu einer zweiten Epoche der Kindheit gebracht.

Das belgische Experiment.

Von
Karl Hillebrand.

Das herannahende Jubiläum des belgischen Königreiches bietet den natürlichen Anlaß zu einem Versuche, die Ergebnisse des merkwürdigen staatlichen Experimentes festzustellen und zu würdigen, welches vor einem halben Jahrhundert unter höchst schwierigen äußeren Umständen begonnen ward, unter nicht minder schwierigen inneren Umständen heute noch fortgesetzt wird.

Obwol der politische Rationalismus sich 1830 bereits überall wieder grollend regte, so war doch die historische Anschauungsweise, welche im Völkerleben dem Werden allein Recht und Dauerbarkeit zuerkannte, alles Machen aber nur als ewig-unfruchtbare Willkür auffaßte, noch die herrschende in Europa, als in den Niederlanden der Versuch gemacht wurde, einen neuen Staat mit einer gemachten Verfassung und einer fremden Dynastie zu schaffen und so thatsächlich jener Ansicht vom pflanzenartigen Wachsthum der Staaten entgegenzutreten, deren Uebertreibung schon längst den gesunden Menschenverstand höchst ungeduldig gemacht hatte. Das freilich mehr von den Umständen, als von der theoretischen Absicht aufgedrängte Problem ward aber noch durch die Thatsache erschwert, daß die Nation, welche es zu lösen unternahm, nie vorher ein selbständiges staatliches Dasein geführt hatte, daß sie ein geographisch ganz unbegrenztes Land bewohnte, zwei verschiedene Sprachen redete und aus zwei verschiedenen Volksstämmen bestand, daß sie katholisch war, während der neue König der protestantischen Confession angehörte, daß sie endlich unter der Mißgunst eines Theiles von Europa und der Begehrlichkeit eines andern an die Lösung ihrer Aufgabe ging, während nur Ein Großstaat sein Unbehagen rasch überwand und fortan ein aufrichtiges Interesse für den kleinen Experimentator an den Tag legte. Derselbe Versuch ward zur selben Zeit und mehrfach seitdem unter scheinbar weit günstigeren Verhältnissen von anderen Nationen angestellt, schlug aber entweder ganz fehl, wie in Frankreich, oder brachte Ergebnisse von höchst zweifelhaftem Werthe, wie in Spanien und Italien, obschon diese Nationen sämmtlich den

Vortheil tausendjähriger Sonderexistenz und nationaler Herrscherfamilien für sich hatten. Daß Portugal und Griechenland, sowenig wie Rumänien und Bulgarien, als constitutionelle Musterstaaten galten oder gelten, wird wol jeder Unbefangene zugeben. Da aber die wohlgemeinten, wenn schon nicht immer besonders geschickten Versuche, eine parlamentarische Regierung in Deutschland zu gründen, bis jetzt auch nicht geglückt sind, während eine solche nur in England und Belgien ganz unbestritten und regelmäßig arbeitet, so ist eben das Beispiel dieses kleinen festländischen Verfassungsstaates das einzige thatsächliche Argument, das noch einigermaßen Stich zu halten scheint gegen die Behauptung der Gegner, daß diese merkwürdige, verwickelte und zarte Staatsform nur geschichtlich heranwachsen und selbst dann nur auf rein protestantischem Boden gedeihen könne.

Vielleicht lohnt es die Mühe und genügt die Spanne von fünfzig Jahren, zu untersuchen, warum „das belgische Experiment", wie König Leopold und sein Stockmar sich auszudrücken pflegten, bis jetzt geglückt ist, welche Vortheile und Nachtheile es der belgischen Nation eingetragen hat, und unter welchen Bedingungen es auch in Zukunft noch möglich sein wird, einen Ueberschuß der Vortheile über die Nachtheile zu erzielen. Diese Untersuchung, nicht die Geschichte des kleinen Königreiches, die oft genug und zum Theil in sehr befriedigender Weise geschrieben worden ist, bildet den Gegenstand nachfolgender Studie, deren Natur es mit sich bringt, daß das Thema mehr angedeutet, als eindringend behandelt werde.

I.

Unter den Erfolgen, welche das neue Königreich in den fünfzig Jahren seines Daseins erzielt hat, steht der der Staatsform selber obenan. Nicht ein einziges Mal sind die Freiheiten der Nation, auch nur vorübergehend, aufgehoben oder verletzt und nie ist die Autorität des Gesetzes verkannt worden. Die Executive hat niemals in die Rechte der Legislative eingegriffen, diese niemals die der Krone beeinträchtigt: Keine von beiden hat je die Unabhängigkeit der Justiz, wäre es auch nur durch Beeinflussung, bedroht. Kein Theil des Volkes endlich hat es versucht, die Thätigkeit der regelmäßigen Staatsgewalten zu hemmen, nach seinem Willen zu zwingen oder gar über den Haufen zu werfen. Ueberhaupt ist der Gegensatz zwischen Regierung und Regierten, Volk und Volksvertretung, der in andern Ländern so oft betont wird, weder offen noch versteckt zu Tage getreten. Das Land ist auch sehr selten den endlosen Intriguen ausgesetzt gewesen, welche anderswo, unter dem Namen von Ministerkrisen, den Staat oft auf Monate hin ohne Regierung ließen. Selbst ein Thronwechsel ist, wie die Ministerwechsel, ohne alle Erschütterung vor sich gegangen. „Die Gesetze, meint Montesquieu, müssen dem Volke, für das sie gemacht sind, so eigen sein, daß es ein sehr großer Zufall ist, wenn die einer Nation einer Andern passen können." In Belgien war's nun sicherlich nicht der Zufall allein, der diese sonderbare englische Verfassung, welche überall sonst auf dem Festlande so jämmerlich Bankrott gemacht hat, Wurzel fassen und gedeihen ließ, man müßte

denn Zufall nennen, daß sich ein König, Staatsmänner und ein Volk vorfanden, die mit dem fremden Ding umzugehen wußten. Denn Jedermann muß zugeben, daß jenes glatte Ineinandergreifen aller Stücke der neuen Locomotive nicht ausschließlich das Verdienst der Maschinenbauer war, welche dieselbe gemäß den Anweisungen der bewährtesten staatsrechtlichen Handbücher hergestellt, sondern zum größeren Theile den geschickten und wachsamen Mechanikern zukömmt, welche sie leiteten, den gewissenhaften und bescheidenen Arbeitern auch, die das Räderwerk stets sorgfältig geölt hielten, ja selbst den Passagieren, die, trotz alles Lärmens und Streitens, doch nie auf den tollen Einfall geriethen vor der Station aus dem ihnen vom Gesetz angewiesenen Raume zu steigen oder gar, wie das ja wol sonstwo vorgekommen sein soll, den Führern während der Bewegung in die Arme zu fallen, sich selber der Führung zu bemächtigen und die ganze complicirte Maschine mit ihren unerfahrenen, fieberhaften Händen auf immer unbrauchbar zu machen.

Etwas Künstliches, Mechanisches bleibt es immerhin, wird man einwerfen, und wir sind noch nicht am Ende aller Tage. Als ob das Künstliche keine Lebensfähigkeit hätte, da ja selbst das Widernatürliche sie sich zu erobern weiß! Als ob es der Geschichte, d. h. der Menschenthätigkeit, nicht möglich wäre, den Mechanismus gemach in einen Organismus zu verwandeln, auch das Fremdeste zu assimiliren, ihm durch Anbequemung Nützlichkeit, durch Verjährung Recht zu verschaffen! Wie wenig rein-natürliche, von fremden Einflüssen ungestörte Staatsentwickelungen hat die Weltgeschichte denn aufzuweisen außer der englischen? Wol war's etwas Fremdes, das man 1830 auf das Festland verpflanzte, aber es ist, in Belgien wenigstens, etwas Einheimisches geworden, etwa wie der mißverstandene Hexameter, der denn doch, Dank einem Klopstock, Goethe und Voß, ein Unseres geworden ist — freilich aber auch etwas so Grundverschiedenes vom griechischen Hexameter, als die belgische Verfassung von der englischen. Genug, die fremde Form ist ein Eigenes, Lebensfähiges, Fruchttragendes geworden, aus welchem Mißverständnisse auch ihre Einführung hergeleitet werden mag; und sie ist dazu geworden Dank den Menschen, welche sich ihrer bedient haben.

Die Persönlichkeit des ersten Königs der Belgier mag nicht gerade sympathisch sein. Nichts in ihm spricht zur Phantasie, wenig sogar zum Herzen. Etwas vom Pedantismus der deutschen Kleinfürsten seiner Generation war an ihm haften geblieben, und er hatte während seines Aufenthaltes in England bis zu einem gewissen Grad die vornehm-kalte, leicht-ablehnende Haltung angenommen, welche die englische Aristokratie am Anfange dieses Jahrhunderts kennzeichnete. Frauen- und Geldverhältnisse behandelte er gerade nicht im Sinne eines Romanhelden. Zu dem öffentlichen Amt aber, das er anzunehmen den Muth hatte, schienen ihn Anlage und Lebenserziehung gleicherweise zu befähigen. Er war von deutscher — was damals noch sagen wollte, universeller — Bildung. Der französischen Sprache und Literatur ganz mächtig, stand er doch mit seiner ganzen Auffassung der internationalen Verhältnisse auf dem europäischen Standpunkte von 1815, d. h. er sah die Ueberwachung französischer Angriffs- und Revanchegelüste als das oberste Interesse Europas an. In England hatte er

die Lebensbedingungen des constitutionellen Staates an einem lebendigen Volkskörper zu beobachten die Gelegenheit gehabt und so die abstracte Montesquieu'sche Theorie durch eigne Anschauung corrigirt. Das starke prinzliche Gefühl, das er aus Deutschland mitgebracht, war in England nicht geschwächt, aber es war gereinigt worden; denn er hatte dort gelernt, daß sich die königliche Würde wol mit der Achtung des nationalen Willens verträgt, ja aus dieser Achtung neue Kraft schöpft. Er war natürlich klug in der Beurtheilung der Menschen, wie der Dinge. Sein Temperament war kühl, sein Wille fest. Ehrgeizig und auch bereit Alles zu wagen, um diesen Ehrgeiz zu befriedigen, erlaubte er doch nie der Leidenschaft ihn fortzureißen: er wußte zu warten, zu schweigen, und, vor Allem, er ließ sich nicht bange machen. Als im Jahre 1846 eine Centralversammlung aller liberalen Clubs in Brüssel vorbereitet wurde und Louis Philipp schon ein 1792 über das junge Königreich kommen sah, seinen Schwiegersohn ängstlich beschwor, einzuschreiten, ehe es zu spät sei, „die kecke Versammlung zu treffen, lähmen, vernichten", schaute Leopold ruhig zu, ließ die Leidenschaften sich in Worten entladen und nahm seine Minister unter den vielgefürchteten Clubisten selber, als kurz darauf die Wahlen in deren Sinne ausgefallen waren. Arbeitsam, mäßig, ordnungsliebend, ganz ein Mann für das kleine Bürgervölkchen, über das er zu herrschen eingeladen worden, hatte er zu alledem noch das Glück, keine Kronprätendenten neben sich zu haben, wie Wilhelm III. von England, ein Louis Philipp und andere zur Gründung von Dynastien berufene Herrscher. Nach dem endgiltigen Friedensschlusse mit Holland (1839) war seine Krone auch in der Form unbestritten. Gleichgültig in Religionsfragen, stand er natürlich außer- und oberhalb der beiden Parteien, welche um die Regierung kämpften, während Fürsten wie Karl X. und Wilhelm I. von Holland bei ihren starken katholischen oder antikatholischen Ueberzeugungen selber Partei nehmen mußten und so die Krone mehr als gut war exponirten.

Leopold war keineswegs ein roi soliveau. Wol nahm er seine Minister, ohne zu murren, aus der Hand der Kammermehrheit an; wol ließ er diese seine Minister ruhig gewähren; aber im wichtigen Augenblicke wußte er doch sein Wort zu sagen: denn er war sich seiner Rolle und der Pflichten, die sie ihm auferlegte, voll bewußt. Nie betrachtete er sich als nur dazu bestimmt, einen Sitz einzunehmen, damit sich Niemand um denselben zanke. Schon im Voraus hatte er seine Bedingungen gestellt, seine Weigerung in Aussicht gestellt, wenn man sie nicht annähme; und sie wurden angenommen, denn man wußte von Griechenland her, daß es ihm Ernst war mit seinen Forderungen. Er sah und achtete in der Volksvertretung die Meinung des Augenblicks; aber er achtete in sich selber den Vertreter der permanenten Interessen der Nation und forderte für diesen Vertreter dieselbe Achtung, die er jener zollte. Die Befestigung Antwerpens war ein solcher Act der permanenten Interessen, welchen die Leidenschaften des Augenblicks verkannten; und er verfolgte den Plan hartnäckig, lange Jahre hindurch, führte ihn endlich hinaus, indem er seinen ganzen Einfluß, ohne Furcht vor Volksmißgunst, einsetzte. Aehnlich in Fragen der innern Politik. Nie versteckte er sich hinter der gesetzlichen Unverantwortlichkeit der Krone: er wußte,

daß die Krone dazu da war, um in gewissen Conjuncturen das entscheidende Wort zu sprechen und er sprach es, auch wenn es galt, die eigene Ansicht dem entgegentretenden Volkswillen zu opfern. So 1857, als in Brüssel bedenkliche Kundgebungen gegen einen von ihm gebilligten, von der Mehrheit der Kammer unterstützten Gesetzesvorschlag laut wurden. „Es gibt in den Ländern, die ihre Geschäfte selber betreiben, schrieb er seinem Minister, rasche und ansteckende Bewegungen, welche mit einer Macht um sich greifen, die sich leichter erkennen als erklären läßt, und mit welcher man besser thut, sich zu vergleichen als zu rechten.... Ich gebe der Mehrheit den Rath, auf die Fortsetzung der Gesetzesberathung zu verzichten." Der Sohn aber erinnerte sich der Worte des Vaters, als er Ende 1871 unter ähnlichen Umständen das Ministerium d'Anethan entließ, obschon es über die Stimmenmehrheit in der Kammer verfügte. Aber Leopold I. setzte auch — so wenig wie sein Nachfolger — die Krone nicht unnütz aus. Er, der so oft, wenn widerstreitende Interessen sich nicht zu einigen wußten, durch sein Wort den Ausschlag gegeben hatte, wußte taube Ohren zu haben, als ein Jahr vor seinem Ende kein Cabinet zu Stande kommen wollte, weil beide Parteien sich die Wagschale hielten, und man ihm nahe legte, er solle seine Prärogative brauchen, um ein Ministerium nach seinem Sinne zu ernennen. Als gar die streitenden Parteien sich in vier Monaten nicht verständigen konnten, — reiste er einfach nach England und kam erst zurück, nachdem Jene handelseins geworden. Denn, obschon er einen eignen Willen hatte und die Rechte der Krone eifersüchtig zu wahren bestrebt war, trachtete er doch nie, wie sein Schwiegervater, nach einer persönlichen Regierung, versuchte er nie, wie Jener, seine Günstlinge der Nation aufzuzwingen, sich durch kleine Künsteleien eine gesetzliche Mehrheit in den Kammern zu sichern; vor Allem, so sehr er auf das Interesse seiner Familie bedacht war, so trennte er es doch nie von dem des Landes, wie Louis Philipp nur zu oft that. Und das Land wußte es ihm Dank. Es stand und steht treu zu seiner Familie — einer fremden Familie — wo das Haus Orléans, das dem historischen französischen Königsstamme angehört, der Frankreich neun Jahrhunderte beherrscht und zum großen Theile gemacht hat, der Nation fremd geworden ist.

Auch die leitenden Staatsmänner Belgiens waren ihrer Aufgabe vollkommen gewachsen. Nicht nur die unvergleichlichen, obwol extemporirten Diplomaten, welche von 1830—1839 alle Fehler der Brüsseler Hitzköpfe wieder gut zu machen wußten, auch die parlamentarischen Leiter waren Männer ersten Ranges, welche den Franzosen an glänzenderen Gaben weit nachstehen mochten, an tactischer Gewandtheit, Compromißfähigkeit, wahrem Freisinn und allen den Tugenden, welche zur Uebung der öffentlichen Gewalt nothwendig sind, denselben durchaus überlegen waren. Und man weiß kaum, welche der beiden Parteien man in dieser Beziehung über die andere stellen soll. So wenig Leopold's Unterhaltung sich mit seines Schwiegervaters lebendiger, unversiegbarer Rede vergleichen ließ, so wenig waren die Nothomb und Rogier, Devaux und de Decker, selbst die Lebeau und Dechamps Redner, die sich mit Guizot und Thiers, Berryer und Lamartine hätten messen können; aber sie hatten offenere Augen

für das, was außer ihrem Cabinet, der Kammer, den regierenden Kreisen vorging; sie gaben ihren persönlichen Leidenschaften weniger nach, beharrten mit weniger Rechthaberei auf ihren Ansichten. Als der Premierminister de Decker bei jenem 1857er Conflict zu zweifeln begann, ob das von ihm selbst vorgeschlagene, von König und Parlament gutgeheißene „Klostergesetz" die öffentliche Meinung für sich habe, zog er sich zurück, weil er „nicht mehr sicher war, daß die Kammermehrheit der Landesmehrheit entspreche und es eine der gefährlichsten Lagen sei, in die man ein constitutionelles Land bringen könne, wenn man es mit einer Mehrheit regiere, welche auch nur angeklagt werden könnte, die Gefühle und Wünsche der Nation nicht mehr getreu zu vertreten." Zu solcher Feinhörigkeit, verbunden mit solcher Selbstverleugnung aber gesellte sich noch die hohe Tugend der Mäßigung, welche ihr König einst seinen Mitarbeitern in schwerer Stunde so warm an's Herz gelegt und in welcher die Minister Leopold's II. denen Leopold's I. in Nichts nachstehen. Als Frère-Orban im Jahre 1868 sah, daß der Augenblick noch nicht gekommen sei, das Schulgesetz von 1842 in einem freisinnigen Geiste zu revidiren, stand er freiwillig von dem Unternehmen ab, weil er das Gefühl hatte, daß eine regierende Partei nie ohne Noth bis zum Aeußersten ihres Programmes gehen darf und er den Muth besaß, den populären Vorwurf der Inconsequenz über sich ergehen zu lassen. Dank solchen Tugenden ward es denn auch den belgischen Staatsmännern möglich, unter dem Beistand ihrer Könige, zu erreichen, was alle jene glänzenden Geister des Julikönigthums nicht zu erreichen vermochten: die Gründung der Freiheit und die Aufrechthaltung des inneren wie des äußeren Friedens.

Freilich hatten die belgischen Minister auch nicht den Versuchungen zu widerstehen, denen die französischen und italienischen so oft unterlagen und unterliegen: sie hatten kein gewaltiges und gefügiges, nur von ihrem Wink abhängiges Beamtenheer zu ihrer Verfügung; und damit kommen wir auf die zweite und hauptsächlichste Ursache, auf welche das Gelingen des constitutionellen Experimentes in Belgien zurückgeführt werden muß. Belgien ist, mit Ausnahme der fünfzehn Jahre des französischen Consulats und Kaiserreichs, nie bureaukratisch regiert worden. Selbst die spanischen und österreichischen Herrscher, ungleich den absoluten Fürsten Deutschlands, hatten die Freiheiten der Provinzialstände und der Städte geachtet. Als Joseph II. darin im Sinne des aufgeklärten Despotismus aufräumen wollte, vereitelte die Brabanter Revolution seine Bemühungen. Wol unificirte die französische Republik, aber noch nicht im Sinne bureaukratischer Verwaltung; und kaum war der vom ersten Consul eingeführten Präfectenwirthschaft 1814 ein Ende gemacht, so wuchs auch die Selbstverwaltung wieder munter empor, eben weil sie in dem großentheils germanischen Lande tiefe Wurzeln hatte; und die Gründer des neuen Staates waren klug genug, diese Wurzeln nicht abzuschneiden, obschon sie dieselben nicht so ganz unberührt ließen, als es die Holländer gethan. Es ist hier nicht der Platz, auf eine Erörterung der Frage einzugehen, ob die Gesetzgeber von 1836 wohl daran gethan, das flache Land den Städten zu assimiliren; ob eine solche Assimilation nicht die Selbst-

verwaltung selber beeinträchtigen muß, da die Centralregierung sich dadurch veranlaßt sieht, Vieles an sich zu ziehen, was sie den Städten gerne überlassen hätte, den Dörfern aber nicht überlassen kann; ob es möglich gewesen wäre, bei der demokratischen Strömung unseres Jahrhunderts, die aristokratische Dorfverwaltung nach englischem Schnitt beizubehalten, welche auch die in den belgischen Provinzen heimische war: genug das bezahlte, vom jeweiligen Minister abhängige Beamtenthum ist auch jetzt in Belgien weder so zahlreich, noch so mächtig, als in den festländischen Großstaaten, und die Verwaltung ist beinahe ganz in den Händen gewählter Obrigkeiten. Auch die durchaus reine Justiz ist so unabhängig als die Verwaltung; selbst die Staatsanwaltschaft ist freier von politischen Einflüssen als sonstwo, weil sie zur Beförderung in den höheren Richterstand der Stimmen dieses auf seine Unabhängigkeit sehr eifersüchtigen Standes bedarf und nicht von der Regierung befördert werden kann. Nun ist aber das große und einflußreiche Beamtenheer bis jetzt überall auf dem Continent das vornehmste Hinderniß einer gedeihlichen Entwickelung des parlamentarischen Regimes gewesen. Wo der centralen Selbstregierung keine örtliche Selbstverwaltung entspricht, entbehrt ja die erstere jeder Grundlage; und ein Parlamentsministerium, das tausende von Stellen zu vergeben hat, den Oertlichkeiten tausende von kleinen Vergünstigungen zuwenden kann, müßte mehr als menschliche Tugend üben, wollte es sich dieser Mittel nicht bedienen, um auf die Wahl der Volksvertretung einzuwirken; wollte es, mit weniger schönen Worten, diese Vertretung nicht fälschen. Ein französischer Minister, der jeden Flurschützen des Landes ernennt oder doch bestätigt, der über den Tabaksladen und das Postbureau jedes Dorfes verfügt, dessen Präfecten und Unterpräfecten, Staatsanwälte und Polizeicommissäre getreue Wahlagenten in seinem eigenen Interesse sind, der es in der Hand hat, sich alle Abgeordneten durch Verleihung von Stellen und Stellchen an Verwandte oder Freunde zu verpflichten — der Concessionen und Lieferungen nicht zu gedenken — der einem Ort eine Eisenbahnstation, eine Chaussee, einen Canal, Schulen, Garnisonen u. s. w. zuwenden oder versagen kann, steht dem Parlament wie dem Wahlkörper des Landes ganz anders gegenüber, als ein belgischer oder englischer Minister, der Provinzen, Städte und Landgemeinden vor sich hat, welche von ihm Nichts zu fürchten und wenig zu erwarten haben. Es handelt sich hier ja nicht darum, zu wissen, was besser ist, eine Staatsverwaltung durch Fachbeamte oder eine örtliche Selbstverwaltung: Schreiber dieses neigt sogar zum Glauben hin, daß das allgemeine Interesse, als welches im Grunde der oberste Staatszweck ist, durch die erstere besser gewahrt ist: es fragt sich hier, mit welchem von beiden Verwaltungssystemen die parlamentarische Regierungsform am Besten fungirt: kein Zweifel, die Selbstverwaltung, sei's durch gewählte, sei's durch von den örtlichen Verhältnissen bezeichnete Verwalter, hat die unausbleibliche Folge, den gesammten Staat in die Hände einer Gesellschaftsclasse zu liefern — im früheren England in die der Gentry, im heutigen Italien in die des Kleinbürgerthums — und die Ausbeutung der unteren Classen durch diese bevorzugten Stände kann nicht ausbleiben: dabei aber blüht das parlamentarische Regime doch ganz munter weiter, ja es gedeiht nie und nirgends so üppig, als wo es

auf dieser Herrschaft einer Classe über alle anderen beruht. Allein die Gegenwart zweier entschiedener Parteien mäßigt diesen Uebelstand in Belgien wie in England und läßt es nicht zu den ungeheuerlichen Mißbrüchen kommen, denen wir in Italien beiwohnen. Wie es in der That, um mich der Worte Gneist's zu bedienen, gar keinen Einfluß auf die innere Verwaltung Englands hat, ob ein Whig- oder ein Toryministerium am Ruder ist, so haben die eigenthümlichen Parteiverhältnisse Belgiens ein ähnliches Correctiv der Classenherrschaft in ihrem Gefolge gehabt. Da das flache Land meist anders wählt als die Städte, so kommt es oft vor, daß die Kammermehrheit einer anderen Partei angehört, als die Stadt- oder Landverwaltung, wodurch eine Controle der Centralregierung durch die Localregierung und umgekehrt stattfindet, welche in Italien leider ganz fehlt, da beide immer in denselben Händen sind. Und damit sind die Dienste, welche das Parteisystem der parlamentarischen Regierungsform leistet, noch keineswegs erschöpft.

In der That scheint das Bestehen zweier fester Parteien zum regelmäßigen Spiele der parlamentarischen Monarchie ganz unentbehrlich. Jedenfalls haben alle anderen Staaten des Festlandes an diesem Mangel einer bestimmten Zweitheilung ein unüberwindliches Hinderniß gefunden. Selbst Holland, das sonst alle Bedingungen eines parlamentarischen Staates in noch höherem Grade als Belgien vereinigt, ist dadurch vielfach behindert worden: das System des auf- und absteigenden Eimers hat dort nicht so klar durchgeführt werden können als bei den südlichen Nachbarn. Auch hier begann es eigentlich erst nach 1845, als das letzte gemischte Cabinet einem Parteiministerium Platz machen mußte. Doch hatten sich die Verbündeten von 1830 — Liberale und Katholiken — schon 1833 und noch entschiedener 1839 in zwei bestimmte Parteien getrennt. Dazu wollte das Glück, daß sich beide Parteien fast die Wage hielten. Es mag für den Inhalt des nationalen Lebens eben keine Wohlthat sein, daß Stadt und Land, Bildung und Glaube einander so schroff gegenüberstehen, als es in Belgien der Fall ist: für die Staatsform war es ein äußerst günstiger Umstand, daß die Nation und ihre Vertretung sich in zwei Hälften theilte, welche sich in der Herrschaft ablösen konnten, deren jede einen vollständigen, regierungsfertigen Generalstab hatte, deren Eine die Andere, stets zur Nachfolge bereit, überwachte und so der Krone erlaubte, sich in gewöhnlichen Zeitläuften von jedem Eingreifen in die Regierung ferne zu halten. Dadurch vornehmlich wurden und werden jene Coalitionen vermieden, welche in Frankreich und Deutschland, in Italien und Spanien, ja selbst in Holland und England, die parlamentarische Maschine zuweilen in's Stocken bringen, oder doch ihren Gang unsicher und verwirrt machen. Nie hat man eine Verbindung zwischen irischen Homerulers und englischen Tories zu befürchten, wie wir sie heute in England sehen, zwischen Katholiken, Centrum und Conservativen wie in Deutschland, zwischen Bonapartisten und Radicalen wie in Frankreich, zwischen Opposition und Dissidenten der Mehrheit wie in Italien. Beide Parteien waren in Belgien, immer compact wie zu den guten Zeiten der Whigs und Tories. Sogar der Abfall oder gar das Ueberlaufen Einzelner ist fast unerhört, geschweige denn der Abfall und das Ueberlaufen

ganzer Fractionen. Das Fractionenwesen war aber nächst dem ministeriellen Beamtenthum die Hauptklippe, an welcher die parlamentarische Monarchie in Frankreich gescheitert, in Deutschland hängen geblieben ist, während in Italien der Staat überhaupt, der doch in Frankreich und Deutschland fast unbeschädigt von diesem Mißerfolge der Parlamentsregierung geblieben ist, daran festsitzt und an allen Ecken leck geworden ist.

Auch der im Uebrigen so verhängnißvolle Umstand, daß die katholische Kirche bei der Gründung des Staates mit zu Gevatter stand, war dem Gelingen des Unternehmens günstig. Denn, während überall sonst auf dem Festlande die katholische Geistlichkeit dem parlamentarischen System hindernd in den Weg trat, dasselbe und die damit zusammenhängenden Freiheiten als Negation des katholischen Ideals, wie es im Syllabus ausgesprochen ist, bekämpften, wollte es die Constellation von 1830, daß der belgische Katholicismus durch ein augenblickliches Interesse wie durch eine augenblickliche Stimmung zum Bündniß mit dem Liberalismus getrieben wurde. Galt es doch, sich des protestantischen Drängers zu entledigen und die Unterrichtsfreiheit zu erobern: Gregor XVI. hatte aber noch nicht jenes katholische Ideal formulirt, noch nicht durch seine Encyclica von 1832 den Eimer abkühlenden Wassers über den Enthusiasmus der liberalen Katholiken gegossen. Und selbst nachdem dies geschehen, trat die belgische Geistlichkeit dem Parlamentarismus nicht feindlich gegenüber. Sie wühlte unter der Hand; aber sie ließ sich in der Kammer und in dem Ministerium durch jene liberalen Katholiken der Montalembert'schen Schule vertreten, welche die Ehre des belgischen Parlaments gewesen sind und sich derselben Mäßigung gegenüber den ultramontanen Exaltados befleißigten, welche die liberalen Staatsmänner gegenüber der radicalen Fraction an den Tag legten. Noch waren ja alle jene „modernen Freiheiten" dem Clerus bequem und seiner Sache förderlich: gründete er doch auf Grund der Vereinsfreiheit seine Klöster und frommen Brüderschaften, auf Grund der Unterrichtsfreiheit seine Schulen, auf Grund der Preßfreiheit seine journalistische Propaganda. Auch durfte er ja von den katholischen Wählern mehr hoffen als vom protestantischen Könige, selbst wenn dieser gewillt gewesen wäre, wozu er durchaus keine Neigung bezeigte, mit dem Parlamentarismus aufzuräumen. Ja, als nach Sicherung der äußeren Existenz des kleinen Staates durch den endgiltigen Friedensschluß von 1839 der natürliche Gegensatz zum Liberalismus sich ungestraft geltend machen konnte und geltend machte, leistete der clericale Einfluß, wie wir gesehen haben, dem parlamentarischen Regime Belgiens noch den letzten Dienst, daß er ihm zur Herstellung zweier bestimmter Parteien verhalf.

Wie durchaus sich diese Regierungsform in Belgien eingebürgert hat, beweist nicht nur die allgemeine Theilnahme an den Wahlen — im Jahre 1851 zählte man noch 36 Stimmenthaltungen auf hundert eingeschriebene Wähler, heute nur noch 10, d. h. die Kranken, Greise und Abwesenden abgerechnet, Alle —; auch der Gebrauch der Oeffentlichkeit, welcher mit diesem Regime unzertrennlich verbunden ist, und die Toleranz, ohne welche es nicht denkbar ist, haben große Fortschritte im politischen, wenn nicht im socialen Leben der Nation gemacht.

Wol brachte das belgische Volk nicht allein die Ueberlieferung der Selbstverwaltung, sondern auch die der Freiheit mit. Das mag verwunderlich klingen, wenn man bedenkt, welch' ein Regime dem von 1815 dritthalb Jahrhundert hindurch voraufgegangen war. Allein man muß nicht vergessen, daß in Flandern die Gewohnheit der Versammlungen und Vereine wenigstens nie ausgestorben war. Es ist dies ein Vorzug der germanischen Nationen, der nicht hoch genug angeschlagen werden kann und der den romanischen Ländern ganz abgeht. Selbst in Italien — dem in einem Sinne freisten Lande der Welt — existirt das Vereins- und Versammlungsrecht thatsächlich nicht: denn Niemand macht Gebrauch davon; in Frankreich aber artet jede Volksversammlung sofort in Aufruhr, jeder Verein in einen Club aus. Selbst in unserem, so lange nach dem bureaukratischen Muster Frankreichs regierten Vaterlande, hat sich das Associationswesen in höchster Blüthe erhalten, und Niemand fürchtet mehr ein Schützen-, Turner- oder Sängerfest, das in Frankreich jede Regierung am Schlafen verhindern würde. Wie aber die wallonischen Provinzen durch ihr jahrhundertlanges Zusammenleben mit den flandrischen solche Gewohnheit der freien Bewegung und Verbindung, wenn auch in geringerem Grade, angenommen, so verloren die unter Ludwig XIV. von Frankreich eroberten flandrischen Länder in zwei Jahrhunderten völlig jene Gewohnheit, und nicht nur die französisch redenden Theile wie das Artois und das Cambresis, auch die noch immer flämisch redenden Bezirke nördlich von Lille haben längst jene Tradition vergessen, welche in Belgien nach kurzer Unterbrechung seit 1814 wieder so lebendig geworden ist. Nichts aber ist eine bessere Schule der Freiheit und Duldung als solche öffentliche Vereinigungen und Genossenschaften, wie sie zum täglichen Leben der Belgier gehören. Der ihnen angeborene Respect vor dieser Freiheit schützt sogar die Klöster und Processionen, und selbst der Clerus wagt nicht gegen die Volksversammlungen und Volksvereine, sei ihr Zweck nun das Vergnügen oder das Interesse, zu agitiren. Man sollte glauben, die Wahlversammlungen des neuen Königreichs seien nur die Fortsetzung jener alten Volksfeste, die politischen Gesellschaften nur ein Anknüpfen an die alten Verbände. Setzt's auch manchmal blutige Köpfe, der Staat wird nie durch diese Schlachten erschüttert. Indirect aber waren diese germanischen Associationsgewohnheiten auch eine Schule für die Preßfreiheit — und ein Gegengift. Denn die Presse wird immer das Privileg der Städter und zwar gewisser Städter sein; an den Versammlungen kann Jeder Theil nehmen, auch wer nicht zu lesen vermag; und man lernt darin nicht nur sich nicht von dem ersten besten leidenschaftlichen Redner oder der, bei den Ungewohnten so leicht ausbrechenden, Collectivleidenschaft fortreißen zu lassen, sondern auch die Meinungen Andersdenkender zu schonen, wo die Preßfreiheit, bei der die Personen nicht leiblich aneinanderstoßen, sich nicht miteinander zu vertragen brauchen, fast immer zur Intoleranz für die Ansichten Anderer führt. Die unglaublich entwickelte Tagespresse — sie beziffert sich auf 400 Blätter, deren manche 50,000 Abnehmer haben — ist in Belgien wenn nicht besser geschrieben als die Presse überhaupt auf dem Festland ist, so doch zweckentsprechender: sie ist zwar auch des ekeln Gezänkes voll, das leider nur die englische Presse hinter sich gelassen

hat; aber sie erfüllt doch ihre Pflicht die Regierung zu controliren auf's Wachsamste; und die durchgehende Achtung vor dem Gesetz macht sich auch in ihr geltend: nie greift sie die bestehende Staatsform an; und sie wird eben anders gelesen als z. B. in Frankreich: denn die Toleranz für Andersgesinnte — ich meine die thatsächliche, nicht die innere — ohne welche keine Freiheit möglich ist, wird nirgends so geübt, wie in Belgien. Eine solche Gewohnheit der Freiheit aber erleichtert das Spiel des constitutionellen Regimes außerordentlich; die Unfähigkeit, solche Freiheit zu gebrauchen, erschwert dasselbe unendlich und man braucht nur über die Grenze zu gehen um tausend Beweise dafür zu haben.

Zu allen diesen Umständen, welche der Entwickelung und dem glatten, regelmäßigen Arbeiten der parlamentarischen Monarchie in Belgien zu Gute gekommen sind, gesellte sich endlich ein letzter, keineswegs zu unterschätzender Vortheil: die Neutralität des Landes, welche es von der äußeren Politik ausschloß. In keinem anderen Punkte ist die Durchführung des Parlamentarismus so schwierig, als in dem der auswärtigen Angelegenheiten. Belgien selbst hatte es zu fühlen von 1830—1839. Auswärtige Angelegenheiten eignen sich eben nicht zur öffentlichen Debatte, wo die aufregende Atmosphäre, die persönliche Eitelkeit, das Popularitätsbedürfniß, vor Allem aber die Theilung, d. i. die Vernichtung, der Verantwortlichkeit, eine sachliches Erwägen der Vortheile und Nachtheile, eine ruhige Betrachtung und Schätzung der wirklichen Verhältnisse nicht zulassen, oder doch das Gegentheil von alledem begünstigen. Wie oft mußten nicht 1830, 1831, 1832 und 1839 die belgischen Diplomaten wieder zurechtrücken, was die parlamentarischen Eiferer verschoben, Diesen die Wirklichkeit zu Gemüthe führen, wie sie sich von London, Paris und Wien aus, d. h. ganz anders als im Parlamentsgebäude zu Brüssel zeigte. Auch Cavour gelang es thatsächlich, die äußere Politik der Volksvertretung vorzuenthalten, aber nur indem er, wie es seine Pflicht war, das parlamentarische Regime fälschte, der Krone allein die Initiative in der äußeren Politik wahrte, der Volksvertretung, d. h. der Vertretung des Augenblicks, nur die nachträgliche gezwungene Bestätigung der vollendeten Thatsachen überließ. Belgien, wie die Schweiz, braucht keine auswärtige Politik zu haben; und selbst wenn es nicht für neutral erklärt worden wäre, seine Ohnmacht ist seine Stärke. Sie war es schon zu der Zeit, wo die Volksleidenschaft zur Wiederaufnahme des Kampfes gegen Holland trieb und Europa das unartige Kind bedeutete, daraus könne Nichts werden, es habe sich hübsch zu fügen. Das hätte Europa mit einem Großstaat eben nicht thun können. Man erinnere sich nur, wie das ewige Hetzen der französischen Opposition zum Kriege gegen Europa, insbesondere gegen den Erbfeind England, zur Rache für Waterloo, zur Eroberung der Rheingrenze, die Regierung Louis Philipp's erschwerte, den König, und mit ihm die Regierungsform, unpopulär machte, den Bonapartismus in der französischen Nation nährte und großzog. Vor solchen Verirrungen der Leidenschaft, vor der Gefahr, ihnen nachzugeben, bewahrte die Neutralität Belgiens die belgischen Staatsmänner, und indem sie dieselben davor bewahrte, trug sie soviel beinahe, wie alle jene anderen Umstände, zur Befestigung

der parlamentarischen Regierungsform bei, die ich als den obersten Erfolg des belgischen Staatslebens in den verflossenen fünfzig Jahren bezeichnet habe.

Die glückliche Durchführung der Neutralität selbst aber macht einen anderen Erfolg des jungen Königreiches aus, den internationalen Erfolg, wenn ich so sagen darf, welcher dem der Staatsform in Nichts nachsteht. In der That haben die schwierigen äußeren Umstände, die Belgien bei seiner Entstehung zu bedrohen schienen, dem kleinen Staat nur zum Heil gereicht, während die vortheilhaften inneren Umstände, die es zu begünstigen schienen, sich, wie wir im Laufe dieser Betrachtungen sehen werden, als die bedenklichste Lebensgefahr für die belgische Nation erwiesen haben.

Europa war 1814 nur auf das Eine bedacht gewesen, wie es Frankreich, ohne seine historische Stellung zu schmälern, in den Schranken halten könne. Das Vorschieben Preußens an den Rhein und die Vereinigung Belgiens mit Holland gehörten, wie die Annexion Liguriens an Piemont, zu jenen Mitteln, durch welche man die Eroberungsgelüste Frankreichs im Zaum zu halten hoffte. Im folgenden Jahre (1815) ward „die Vormauer Deutschlands", wie man die vereinigten Niederlande zu benennen liebte, in Folge des erneuten Zusammenstoßens auf der belgischen Wahlstatt, noch um die sogenannte kleine Grenze vergrößert, d. h. um das Herzogthum Bouillon und einige unbedeutende Festungen, was Frankreich auf den Besitzstand von 1791 zurückbrachte. Die Befürchtungen aber, welche diese Staatsschöpfungen und Grenzregulirungen eingegeben hatten, waren im J. 1830 noch keineswegs verschwunden und das ewige Kriegsgeschrei der Pariser Opposition nach der Julirevolution war nicht dazu angethan, sie zu zerstreuen. Kein Wunder, wenn ganz Europa, außer Frankreich, die Vernichtung des Werkes von 1814 mit größter Besorgniß ansah und sich feindlich gegen dieselbe verhielt. Gibt doch selbst einer der gefeiertsten Schriftsteller des heutigen Belgien zu, daß „der belgische Clerus ein Verbrechen gegen die Sicherheit Europas begangen, als er die Revolution von 1830 anstiftete", während ein Anderer bekennt, „die muthigen Kämpfer von 1830 hätten ein europäisches Interesse ersten Ranges angegriffen". Es war das hohe Verdienst Lord Palmerston's, daß er nicht auf die gewaltsame Aufrechterhaltung des doch vorzugsweise englischen Werkes von 1814 bestand, sondern sich mit Frankreich selber zu Gunsten einer neuen Schöpfung verband, und dasselbe so entwaffnete. Kein Zweifel, hätte England zu Holland und den Nordostmächten gestanden, Belgien würde sich in die Arme Frankreichs geworfen haben und Louis Philipp wäre von seiner Nation gezwungen worden, sich des Schützlings anzunehmen: der europäische Krieg wäre unvermeidlich gewesen. Wie aber sollte das Ziel der englisch-europäischen Politik von 1814 unter den veränderten Umständen gewahrt, wie dem deutschen Bund die Möglichkeit gesichert werden, im Falle eines französischen Angriffs, der, Dank den Ereignissen von 1791—1815, fortwährend vor den Augen der Staatsmänner jener Zeit stand, seine Streitkräfte zu sammeln? Denn „Belgien muß seinen Theil an den europäischen Pflichten der Niederlande erfüllen", hieß es in London. „Es hat nicht das Recht, das europäische Staatensystem zu ändern." „Es gilt also, Belgien eine Existenz zu sichern, die zugleich seine eigene Wohlfahrt und die Sicherheit der anderen Staaten verbürge." So kam man auf den Gedanken

der Neutralität. Das Land, das so oft der Schauplatz der Kämpfe Europas gegen Frankreich gewesen, sollte fortan das Kissen bilden, welches sich zwischen Frankreich und Mitteleuropa — ein Deutschland existirte ja damals noch nicht — zu legen bestimmt war. Das war nun leichter gesagt, als gethan. Das ganze Princip der Neutralität war in dieser Form ein neues. Man hatte thatsächliche Neutralitäten gehabt, aber noch keine constitutive. Europa hatte im Jahre 1815 der Schweiz ihre Neutralität verbürgt. Hier aber handelte es sich um's Gegentheil: Belgien sollte sich Europa gegenüber zur Neutralität verpflichten. Die ganze Jurisprudenz einer solchen Neutralität war noch festzustellen; vor Allem, sie mußte sich als praktisch durchführbar erweisen.

Zuvörderst wer traute den Belgiern? Wie Viele meinten nicht, die französischen Sympathien des Volkes, das noch im Februar 1831 einem Sohne des Königs der Franzosen den Thron angeboten, seien nicht erloschen. Während in Frankreich selber die Staatsmänner, Louis Philipp vor Allem, sehr wohl wußten, daß im Grunde der eigene Schwiegersohn, der deutsche Kleinfürst, der ehemalige russische Feldmarschall, mit dem Herzen — und auch mit dem Interesse — auf der Seite Europas stand, wie sich's zur Zeit des Krimkrieges, und mehr noch des italienischen Krieges gar wohl zeigen sollte, mißtrauten die absoluten Höfe nicht wenig dem „liberalen" Fürsten, dem „Schützling Lord Feuerbrands", der sich nicht einmal entblödete, polnische Flüchtlinge an die Spitze seines Heeres zu berufen. Und dann, selbst wenn die Belgier und ihr König sich das Vertrauen Europas erwarben, wer verbürgte, daß sie die Neutralität, zu der sie sich verpflichteten, auch zu wahren im Stande sein würden? Kein Wunder, wenn England und Preußen schon 1835 in Brüssel, wo man sich mit Befestigungsplänen gegen Holland trug, bedeuten ließen, daß auch andere als die Nordgrenzen ausgesetzt seien; und bereits 1840 warnte Thiers den König der Belgier, daß, wenn er sich nicht in Stand setze, die Neutralität seines Landes wirksam zu vertheidigen, Frankreich sich gezwungen sehen würde, schon bei Ausbruch der Feindseligkeiten Belgien zu besetzen. Und wie war's mit der revolutionären Propaganda, welche die Neutralität compromittiren konnte, indem sie dieselbe mißbrauchte? Konnte sie den Nachbarn von rechts oder links nicht als Vorwand dienen, sich in die inneren Angelegenheiten Belgiens zu mischen, d. h. seine Neutralität zu verletzen? Wie stand es mit der Handelsgesetzgebung des neuen Staates? War keine Gefahr vorhanden, daß er durch eine commercielle Einigung auf die abschüssige Bahn einer politischen Einigung mit dem großen Nachbar gelange?

Kein Lob ist groß genug für die Leiter des belgischen Staates, ihre Umsicht, ihre Gewandtheit, ihre Fertigkeit. Und ihre Vertreter an den großen Höfen waren ihrer Regierung würdig. Keine diplomatische Schule alter Großstaaten hat in den dreißiger Jahren Unterhändler gehabt, die den jugendlichen, aus dem Stegreif in die Laufbahn getretenen Belgiern, S. van de Weyer, Nothomb, Goblet, überlegen gewesen wären. Die Neutralität ward von Anfang an nicht nur dem Buchstaben, sondern dem Geiste nach gewahrt. König und Minister aber waren immer einig, wo es sich um diese Lebensfrage handelte. Schon 1837 hatte Frankreich angeklopft, zum Abschluß eines Zollvereins gedrängt. Belgien fand, daß ein solches Band der Vorbereitung zur Annexion

allzuähnlich sähe und lehnte die wiederholte Zumuthung entschieden ab. Es blieb bei einem Handelsvertrag (1842), der keinerlei politische Deutung zuließ. Als aber dann preußischer Seits der Eintritt in den deutschen Zollverein angeregt wurde, stützte es sich auf das Antecedens, um eben so entschieden Nein zu sagen. Noch ein Mal (1868) suchte dann Frankreich das Zollvereinsproject aufzunehmen (Mission Laguéronnière); aber es war bei dem zweiten König der Belgier und dem liberalen Ministerium nicht glücklicher, als bei dem ersten Fürsten und den conservativen Staatsmännern. Als der Kaiser der Franzosen sich im folgenden Jahre (1869) eines Theiles der belgischen Eisenbahnen zu bemächtigen suchte, einen Vertrag mit den betreffenden Gesellschaften abschloß, sich so eine strategische Bahn durch Belgien gesichert zu haben glaubte, durch die Transporttarife den belgischen Markt in französischem Interesse regeln zu können verhoffte, machte ihm das Brüsseler Cabinet sofort einen Strich durch die Rechnung. Das Gesetz vom 23. Februar gab der Regierung das Recht, den Vertrag der Eisenbahngesellschaften mit Frankreich zu annulliren. Das Cabinet der Tuilerien erhob Einspruch gegen diese unfreundschaftliche Haltung und bestand auf der Ausführung der Verträge[1]). Die belgische Regierung aber blieb fest. Wochenlang mußte man einen folgenschweren Bruch befürchten. Da ging der leitende Minister selber nach Paris, und er wußte den Kaiser zum Rücktritt zu bestimmen. Das Protokoll vom 27. April beseitigte den Vertrag und setzte eine internationale Vereinbarung zur Einrichtung directer Verbindungen zwischen Rotterdam und der Schweiz an die Stelle.

Nicht minder heikel war die Frage des Gastrechtes. Belgien hatte polnische Officiere in sein Heer aufgenommen, so lange Rußland seine Existenz noch nicht anerkannt hatte. Es entließ sie, als eine regelmäßige diplomatische Verbindung eingerichtet war. Auch als Frankreich Vorstellungen über den Mißbrauch des Asylrechtes machte, vergab Belgien seiner Würde und den Pflichten der Gastfreundschaft so wenig als seinen Obliegenheiten gegen den Nachbar. Man verwies die unruhigsten und compromittirendsten Flüchtlinge einfach des Landes, wie es die Gesetze erlaubten; als aber die gehäuften Attentate gegen den Kaiser der Franzosen, welche meist im Auslande geplant wurden, 1858 heftige Reclamationen in Brüssel zur Folge hatten, wurden die Angeschuldigten nicht ausgeliefert. Der Justizminister, damals Nothomb, brachte jedoch einen Gesetzentwurf ein, welcher das Auslieferungsgesetz von 1833 dahin interpretirte, daß der Mordanfall auf einen auswärtigen Fürsten jedem anderen Mordanfalle gleichgeachtet werden solle. Kammer und Senat nahmen den Vorschlag mit großer Stimmenmehrheit an. Das Gesetz Faider hatte schon vorher die Preßbeleidigungen gegen auswärtige Herrscher, wenn nicht denen gegen den König der Belgier assimilirt, so doch als strafwürdig erkannt. Als jedoch bald darauf Frankreich einen Schritt weiter gehen zu können meinte, und der Vorsitzende des Pariser Congresses,

[1]) Der Vertrag war freilich Anfangs nur zwischen der französischen Ostbahngesellschaft und denen des Grand Luxembourg und des Lüttich-Limburg abgeschlossen, aber unter der Garantie und Controle der französischen Regierung, welche auch nach Erlaß des Gesetzes vom 23. Februar selber als Contrahent an die Stelle der Ostbahngesellschaft trat.

Graf Walewski, über die heftigen Angriffe der belgischen Presse klagte, welche die freundschaftlichen Beziehungen Frankreichs und Belgiens gefährdeten, als Lord Clarendon selber zur Vertheidigung Belgiens Nichts zu sagen wußte, als daß diese Presse von französischen Flüchtlingen, nicht von Belgiern, redigirt würde, da antwortete der belgische Minister des Aeußern, Vicomte Vilain-Quatorze, auf die Interpellation der liberalen Opposition mit den stolzen Worten: „Herr Ort fragt mich, ob das Cabinet in dem Falle, wo eine auswärtige Regierung das Verlangen einer Verfassungsänderung an uns stellen sollte, geneigt wäre, der Kammer eine solche Aenderung vorzuschlagen: Nie!" Und man ließ sich's in Paris gesagt sein. Die belgische Presse blieb frei.

Auch die europäischen Verwickelungen blieben nicht aus, welche die Neutralität Belgiens auf harte Proben stellen sollten; und seine Regierung hatte bald genug die Gelegenheit, zu zeigen, daß das neue Königreich wirklich ein Element des Friedens, nicht des Unfriedens in Europa war. Kaum war es endgiltig in die europäischen Staatengesellschaft aufgenommen, als auch schon, im drohenden Conflicte von 1840, Belgien laut seine Absicht erklärte, strenge neutral zu bleiben, zugleich aber die Gelüste der Nordostmächte, seine Vertheidigungsmaßregeln zu controliren, auf's Entschiedenste zurückwies, während König Leopold selber die Vermittlerrolle übernahm und auf's Wirksamste durchführte, ohne irgend eine Vorliebe für die eine oder die andere Seite zu verrathen. Acht Jahre später war die Haltung Belgiens geradezu ausschlaggebend für diejenige Lamartine's, den die Clubs zu einem Raubzug gegen Belgien drängten, ja, durch einen auf eigene Faust organisirten Putsch in Belgien zu compromittiren und fortzureißen suchten. Wiederum im Jahre 1855, als Piemont der westmächtlichen Allianz gegen Rußland beitrat, Frankreich, ja, England selber auch Belgien zu einem Anschluß zu überreden suchten, wies es die Zumuthung rund ab; und England wenigstens wußte es ihm später Dank, daß der Schützling weiser und vertragsgetreuer gewesen war als es selber. Belgien blieb aber nicht dabei stehen, in europäischen Verwickelungen seine Neutralität Freund wie Feind gegenüber fest zu wahren, wie es seine Unabhängigkeit und Autonomie den Einmischungsgelüsten begehrlicher oder ungeduldiger Nachbarn gegenüber wahrte. Es wußte so gut wie Wellington und Palmerston, die es ihm wiederholt in Erinnerung brachten, daß abstracte Neutralitätserklärungen nicht viel bedeuteten, so lange keine concreten Kanonen und Bayonette dahinter standen. Leopold variirte nur den Gedanken Thiers': „Ohne gute Vertheidigungsmittel werdet Ihr das Spielzeug Aller sein", als er seinem Minister Rogier die denkwürdigen Worte schrieb: „Ohne Sicherung des nationalen Daseins gibt es kein Staatsleben". Schon beim ersten Bruch des langen Friedens (1853) begann die zeitgemäße Umgestaltung des belgischen Heeres und der belgischen Befestigungen. „Es herrscht in Europa ziemlich allgemein die Vorstellung, sagte König Leopold, es sei ein Leichtes, sich Belgiens in kürzester Frist zu bemächtigen. In dieser Vorstellung liegt eine ungeheure Gefahr für das Land und die erste, heiligste Pflicht aller Derer, denen sein Dasein am Herzen liegt, ist, dieses Vorurtheil zu zerstören." Die Stimme des Königs wurde angehört. Noch im selben Jahre wurde das Heer auf 100,000 Mann (40,000 Mann auf Friedensfuß) gebracht. Damit

war das Land vor einem Handstreich gesichert, dem es so ausgesetzt gewesen. „Denn andere Länder haben Monate sich vorzubereiten, wir nur Tage", meinte Leopold schon 1850. Was wichtiger schien, als diese Sicherung der Grenzen gegen einen etwaigen Ueberfall, war die Thatsache, daß der Angreifende fortan fürchten mußte, durch Verletzung der belgischen Neutralität dem Gegner sofort 100,000 Mann Hilfstruppen zuzuwenden, was allein schon eine Garantie dieser Neutralität ausmachte. Allein König Leopold und sein Kriegsminister wollten mehr: Ihnen war darum zu thun, im Falle des Angriffs durch eine überwältigende Ueberzahl und der daraus entstehenden Nothwendigkeit eines Rückzugs, die Verbindung mit England zu erhalten, so die Wiedereroberung des Vaterlandes zu erleichtern, jedenfalls die feindliche Communicationslinie unausgesetzt zu beunruhigen. Nichts wurde unterlassen, um diesen Zweck zu erreichen. Fünfzehn Jahre lang arbeitete der König für die Befestigung Antwerpens und hatte zähen Widerstand zu überwinden, ehe er an's Ziel gelangte, obschon ihn im Ganzen die Weitsichtigen unterstützten, wie die Patrioten, welche das Landesinteresse über örtliche Bedenken stellten. Es galt nämlich, an Stelle der vielen kleinen Festungen, die, zum Theil von englischem Gelde hergestellt, die über 600 Kilometer lange Südgrenze Belgiens gegen Frankreich vertheidigen sollten, aus dem bedeutendsten Seehafen des Landes einen Platz ersten Ranges zu machen, in den sich König, Regierung und Kammern wie die gesammte belgische Armee im Nothfalle zurückziehen könnten, um englische Landungstruppen abzuwarten: denn auf die Beherrschung der See durch England durfte man ja rechnen. Lange stieß der König auf unüberwindlich scheinende Opposition. Erst 1859, als der bis dahin localisirte italienische Krieg in einen europäischen auszuarten drohte, Preußen mobilisirte, ward man inne, welcher Gefahr man durch den raschen Friedensschluß von Villafranca (11. Juli) entgangen war und am 8. September votirte die belgische Kammer die Concentration der Nationalvertheidigung in Antwerpen und bewilligte die dazu erforderlichen 50 Millionen. Der König stand am Ziele: „So lange ich lebe, werde ich Belgien zum Schilde dienen, hatte er oft gesagt. Aber Belgien muß durch sich selbst bestehen; es muß Etwas anders sein als eine Vereinigung von Provinzen; es muß einen Mittelpunkt des Handelns haben." Den hatte es nun; und Europa, Frankreich fühlten es sehr wohl. Napoleon III. recriminirte natürlich, wollte in der Maßregel einen Act des Mißtrauens sehen; da er aber gerade damals schon die Annexion Savoyens und Nizzas im Schilde führte und das höchste Interesse hatte, England zu beruhigen, so verstummte er bald und König Leopold konnte die Augen schließen, ohne daß der Staat, den er zu gründen geholfen, ernstlich gefährdet worden wäre. Doch blieben die Blicke beider Nationen auf Belgien gerichtet. Es war offenbar Kaiser Napoleon's Hoffnung, Belgien als Preis der zugelassenen Einigung Deutschlands zu erlangen, wie er die Alpengrenze als Preis der Einigung Italiens errungen hatte. Er vergaß, daß der König von Preußen nicht über Belgien verfügen konnte, wie der König von Sardinien über Savoyen und Nizza; und er übersah, daß Frankreich im Jahre 1866 die militärischen Mittel nicht hatte, um sich mit Gewalt in den Besitz Belgiens zu setzen, selbst wenn Preußen versprochen hätte, es gewähren zu lassen. Wohl hetzte die amtliche Presse gegen Belgien; wohl redete sein

Minister des Aeußern, Lavalette, der Unterdrückung der kleinen Staaten zu Gunsten der großen Agglomerationen das Wort, — er sah sich im entscheidenden Augenblick außer Stand, seinen Plan durchzuführen. Allein bereits im folgenden Jahr klopfte er wieder an. Man erinnert sich der Luxemburger Angelegenheit, die Belgien so nahe berührte und in der seine Regierung sich so klug und fest zu benehmen wußte. Als Herr von Beust die Einverleibung Luxemburgs in Belgien gegen die Abtretung der „kleinen Grenze" an Frankreich vorschlug, weigerte sich die belgische Regierung eine Provinz anzunehmen, die es sie einst soviel Selbstüberwindung gekostet hatte, herauszugeben. Sie wußte, daß man nicht ungestraft eine Karte an einem Kartenhause berührt: und ein Kartenhaus war Belgien immer, so lange der Gegensatz zwischen Altfrankreich und Neudeutschland nicht ausgetragen war.

Dieser Austrag aber nahte, unaufhaltsam wie ein lange drohendes Gewitter. Jene Versuche Frankreichs, in Belgien Fuß zu fassen, sei's durch Erwerbung strategischer Eisenbahnen, sei's durch Abschluß eines Zollvereins, waren nur Vorsichtsmaßregeln, sich für den bevorstehenden Zusammenstoß zu stärken. Was seit fünf und fünfzig Jahren befürchtet wurde, trat endlich ein und Belgien sollte zeigen, ob Europa es zu bereuen hätte, daß es im Jahre 1830 die Zerstörung des Werkes von 1814 zugelassen hatte. Belgien ward endlich auf die große Probe gestellt und — bestand sie glänzend. Seine Regierung versicherte sich sofort in Berlin und Paris der Achtung seiner Neutralität. Schon am 15. Juli, im selben Augenblick, wo die deutsche Armee mobilisirt wurde, ward die belgische unter die Waffen gerufen. Am 21. Juli versprach Gladstone laut im Unterhause den Schutz Englands gegen den ersten Angreifer und schon am 9. und 11. August wurden die Verträge mit Frankreich und Deutschland abgeschlossen, durch welche sich England verbindlich machte, gemeinschaftliche Sache gegen diejenige kriegführende Macht zu machen, welche zuerst die Neutralität Belgiens verletzen sollte. Alles ging fortan fast ganz glatt ab. Als sich Ende August die kämpfenden Heere der belgischen Grenze nahten, stand die belgische Armee bereit, das neutrale Gebiet zu vertheidigen. Der Vorschlag eines französischen Officiers, sich über Namur und den Hennegau nach Lille zu schlagen, ward im kaiserlichen Kriegsrath mit den Worten General Wimpffen's beseitigt: „Verletzen wir das belgische Gebiet, so laden wir uns 70,000 Feinde mehr auf den Hals." Die nach Sedan übergetretenen Franzosen wurden sofort entwaffnet, der Durchzug der Verwundeten auf jede Weise gefördert. Wohl trat auf Augenblicke einige Verstimmung ein, als die deutsche Regierung sich veranlaßt sah, wegen des Waffen- und Munitionshandels mit Frankreich Vorstellungen zu machen. Doch hinterließen diese Erörterungen keinerlei Spuren. Deutschland hatte nur Vortheil von der belgischen Neutralität gezogen, und indirect auch Frankreich; denn ein Uebertragen des Krieges auf belgisches Gebiet hätte ihm sicher die Feindschaft Englands zugezogen, während die Sympathien desselben für Frankreich in hohem Maße verstärkt aus dem großen Conflicte hervorgingen. Und so wird's auch in der Folge sein. Die Annexion Belgiens brächte Frankreich allerdings einen großen Machtzuwachs und sie würde ihm erlauben, Metz zu umgehen, seine Angriffe gegen Deutschland auf den verhältnißmäßig unvertheidigten Niederrhein zu richten;

aber sie würde ihm unfehlbar die Gegnerschaft Englands eintragen, während jener Vortheil der Offensive reichlich durch den Vortheil der Defensive aufgewogen ist, dessen es heute genießt: deckt doch die belgische Neutralität ein Stück der französischen Grenze, welches sechsmal so ausgedehnt ist, als das Stück belgisch-deutscher Grenze. Weit offenbarer aber und größer ist das Interesse, welches Deutschland an der Aufrechterhaltung des belgischen Staates und seiner Neutralität hat: ihm ist sie eine Armee und eine Festungskette werth, ganz abgesehen von dem Interesse, das Deutschland daran hat, so lange Frankreichs Feindschaft zu befahren ist, daß sein etwaiger Gegner nicht durch einen Gebietszuwachs von 30 Quadratkilometern ergibigen Landes, sechsthalb Millionen einer wohlhabenden und fleißigen Bevölkerung, einen befestigten Seehafen wie Antwerpen, ein Eisenbahnnetz wie das belgische verstärkt werde. Deutschland selber aber würde ein solcher Gebietszuwachs — wenn je irgend ein Deutscher auf den Gedanken kommen könnte, ihn nur zu wünschen — mehr Sorgen und Gefahren als Vortheile eintragen: eine ausgedehnte, jedem Angriff ausgesetzte Grenze, die Sorge, eine fremde, widerwillige Nationalität mühsam im Zaume zu halten, die unfehlbare Coalition Europas gegen die drohende Entstehung einer deutschen Weltherrschaft. Den größten Vortheil jedoch aus der Existenz Belgiens und seiner Nationalität, zieht Europa, zieht die Civilisation. Dieser Neutralität allein ist es zu danken, wenn der Krieg von 1870 nicht in einen Weltkrieg ausgeartet ist, und sollte, was Gott verhüte, der unselige Kampf wieder entbrennen, so würde sich unzweifelhaft dasselbe wiederholen. Wäre dem ebenso gewesen, wenn das Königreich der Vereinigten Niederlande noch bestanden und gegen oder für Frankreich Partei ergriffen hätte?

Hat nun aber Belgien seine internationale Aufgabe erfüllt, die Befürchtungen Europas Lügen gestraft, daß die Zerstörung des „europäischen Bollwerkes" von 1814 Frankreich die Wege zum Einfall in Deutschland ebnen würde — so hat es auch die Besorgnisse des Handels und der Industrie in beiden Landestheilen selber zu Schanden gemacht, welche von der Vereinigung so viel gehofft und auch schon so viel Vortheil gezogen hatten. Beide Länder schienen ja, wie für einander geschaffen und bestimmt, sich wirthschaftlich zu ergänzen. „Was die materiellen Interessen anlangt, sagt selbst ein belgischer Patriot katholischer Schule, der bekannte Oekonomist und Historiker Thonissen, war die Vereinigung Belgiens und Hollands unter dem Scepter des Hauses Oranien eine der glücklichsten Combinationen. Die Belgier und Holländer, die nach einer zweihundertjährigen Trennung wieder vereinigt wurden, bildeten ein um so bemerkenswertheres Ganze, als jedes Volk der Gemeinschaft die dem Andern mangelnden productiven Kräfte zubrachte. Die Holländer besaßen eine zahlreiche Handelsflotte, hoffnungsvolle Colonien, eine auf allen Meeren gekannte Flagge, jahrhundert alte Handelsbeziehungen und ein ganzes Volk von Seeleuten. Die Belgier hatten fruchtbare Landstriche, einen vorgeschrittenen Ackerbau, eine Menge natürlicher, leicht verwendbarer Triebkräfte, unerschöpflichen Minenreichthum, und dazu eine seltene Befähigung für alle Zweige der Industrie." Kein Wunder, wenn nach der Trennung von 1830 Handel und Industrie mit Besorgniß der Zukunft entgegensahen; und doch hat sich diese Besorgniß als unbegründet erwiesen. Der

wirthschaftliche Aufschwung Belgiens ist seit 1840, d. h. seit der endgiltigen Trennung, ein stetiger und rascher gewesen. Die Bevölkerung hat sich schon um mehr als ein Drittel vermehrt (von $3^3/_4$ Millionen auf $5^1/_2$ Millionen). Der Ackerbau hat seine Producte verdoppelt, die Industrie die ihrigen verdreifacht; der Handel gar hat sich verzehnfacht. Wie sehr sich der Gesammtreichthum der Nation dadurch vermehrt hat, beweisen, außer dem Steuerertrag, der Verkaufswerth des Bodens und die Pachtpreise, welche um mehr als die Hälfte gestiegen, beweisen die enormen Summen, welche in den Sparcassen und anderen so zahlreichen und blühenden Vorsichtsanstalten des Landes niedergelegt sind (115 Millionen), beweisen die Capitalien, welche auf die Industrie verwandt werden — man denke, daß die angewandte Dampfkraft in einem Vierteljahrhundert, von 1850 bis 1875, sich verzehnfacht hat —, beweist endlich der Antheil, den Brüssel an den großen europäischen Anleihen genommen hat. Freilich ist speciell in der Industrie in den letzten Jahren ein bedenklicher Rückschritt eingetreten, namentlich in der Kohlen- und Eisenproduction, sowie in allen metallurgischen Fabrikaten; allein er scheint doch nur in vorübergehenden Ursachen — namentlich der Ueberproduction — seinen Grund zu haben, hier wie in ganz Europa und Nordamerika; und schon ist in Belgien, wie überall, der Beginn eines Umschwunges zum Bessern fühlbar.

Auch dieser wirthschaftliche Erfolg muß, wie der constitutionelle und der internationale, in erster Linie dem Verdienste der belgischen Staatsmänner zugeschrieben werden, die sich sofort nach der Trennung an's Werk machten, deren materielle Folgen abzuwenden, oder doch abzuschwächen. Vor Allem galt es, den überseeischen Handel, der durch den Verlust der Scheldemündungen unwiederbringlich gefährdet schien, zu schützen und womöglich alle Exportproducte auf Antwerpen zu richten. Die Canal- und Flußschifffahrt ward auf jede Weise gefördert; und schon 1832 ward das große Eisenbahnsystem geplant, welches Antwerpen mit der Maas und dem Rhein verbinden und so den Transithandel mit dem Zollverein sichern sollte. Schon 1834 ward dies Eisenbahnnetz, welches die fast ganz verlorene See ersetzen sollte — das Erste in Europa —, in großem Sinne entworfen und von den Kammern votirt, während es in Frankreich noch lange Jahre dauerte, um Aehnliches durchzusetzen; und Belgien hatte den Muth, den Staat selber eintreten zu lassen, einen Muth, um dessen Lohn es heute die Welt beneidet. Denn schon jetzt verwaltet der Staat die größere Hälfte der Eisenbahnen. Und in wenig Jahren wird er Herr des ganzen Netzes sein, des vollständigsten in Europa. Noch drückte der hohe Scheldezoll auf den belgischen Handel. Man ruhte nicht, bis er abgelöst war und stand nicht an, zu diesem Zwecke 35 Millionen zu opfern (1863). Der bereits vorher blühende Handel aber hat seitdem einen immer rascheren Aufschwung genommen. Wichtiger noch war die Zollgesetzgebung. Schon unter der Vereinigung hatte Wilhelm's I. weise Wirthschaftspolitik Antwerpen und Ghent sehr gehoben und beide Städte wußten es ihm Dank; ja Ghent schloß sich nur unwillig der Revolution an. Nach der Losreißung aber griff der König von Holland, der Leidenschaft mehr gehorchend als der Erkenntniß, zu Repressalien, die das eigene Land schädigten, indem er die Colonien wie das Mutterland ganz von Belgien abschloß. Die belgische In-

dustrie forderte eine Entschädigung und die Metallurgie erlangte auch von der neuen Regierung gewisse Vergünstigungen, deren wohlthätige Wirkungen jedoch selbstverständlich auf sich warten ließen. Der Handel war unabhängiger, verlangte keinerlei Schutz vom Staat, sondern suchte selber Mittel und Wege, den verlornen holländischen Markt zu ersetzen, setzte sich direct mit den überseeischen Handelsplätzen in Verbindung, holte aus Brasilien, was es bislang aus Java bezogen hatte, wandte sich von Surinam und Sumatra nach Valparaiso und den Antillen: bald concurrirte Antwerpen wieder mit Rotterdam, das auf seine Kosten groß geworden, seine Bevölkerung stieg in dreißig Jahren von 73,000 auf 130,000, die Ein- und Ausfuhr von 350,000 Tonnen auf nahezu anderthalb Millionen.

Doch nahm der Aufschwung erst nach 1850 so bedeutende Verhältnisse an. Bis dahin zollten auch die belgischen Regierungen, überzeugt oder von der allgemeinen Strömung fortgerissen, den schutzzöllnerischen Principien, welche gerade damals überall auf dem Festlande triumphirten. Zehn Jahre lang, von 1840 bis 1850, herrschte in Belgien eine Protection, welche einer Prohibition gleichkam. Ackerbau und Industrie litten gleichermaßen darunter und wähnten ihre Leiden zu mildern, indem sie der Regierung immer neue und immer verderblichere Schutzmaßregeln abzwangen. Doch war es die furchtbare Theuerung, welche gerade während jener Jahre Tausende hinwegraffte, die den Protectionismus zu Fall brachte: man mußte, wie in Frankreich, wohl oder übel dem fremden Korn die Häfen öffnen, wenn man nicht noch Furchtbareres sehen wollte. Auch hatte sich die englische Freihandelsbewegung schon nach Belgien verpflanzt und dort einen günstigeren Boden als im nahen Frankreich gefunden. Fast gleichzeitig mit der französischen Freihandelsliga unter d'Harcourt bildete sich eine belgische unter de Brouckere und der erste große Oekonomisten-Congreß in Brüssel eroberte ihr die öffentliche Meinung. Wol hemmte 1848 einen Augenblick die Bewegung; aber sie stand nicht still wie in Frankreich nach Bastiat's Tod. Schon 1851 ward das Princip des Freihandels in das Regierungsprogramm eingeschrieben; und von da ab ward die Bewegung unwiderstehlich: eine Schranke nach der andern fiel und Kammer wie Ministerum wurden von der öffentlichen Meinung fortgerissen; der „Verein für die Zollreform" ward zu einer wahren Gewalt im Staat, und fand an dem schon längst bekehrten Ackerbau eine mächtige Stütze. Als nun gar der englisch-französische Handelsvertrag (1860) auf Reciprocität der Nachbarn hoffen ließ, war der Proceß gewonnen. Schon Jahrs darauf schloß man mit Frankreich einen Vertrag auf denselben Grundlagen ab und ähnliche Verträge mit England, der Schweiz, dem Zollvereine folgten. Der raschere Aufschwung der belgischen Industrie und des belgischen Handels datirt von dieser Epoche. Und auch im Innern sollten die letzten Schranken fallen. Die belgische Regierung war die erste, welche das Octroi der Städte abzuschaffen den Muth hatte (1860) und dadurch nicht allein den Verkehr unendlich erleichterte, sondern auch die ärmere Stadtbevölkerung fühlbar entlastete, und bei der Thronbesteigung Leopold's II. fielen auch die veralteten Schlagbäume der Heerstraßen endlich.

Daß die Folgen dieser weisen und freien Handelspolitik nicht ausgeblieben sind, wissen wir schon: Belgien zählt heute unter die reichsten Länder Europas. Eine andere Frage ist die, ob die verhältnißmäßig gleiche Vertheilung des nationalen Reichthums dem Anwachsen desselben entsprochen hat — womit wir freilich schon an die zweite Reihe unserer Betrachtungen kommen: entspricht der inhaltliche Erfolg Belgiens dem formellen? Woran sich wieder die andere Frage schließt: hat sich der ideale Gehalt des belgischen Nationallebens in gleichem Maße als der materielle entwickelt? Ist es genug für ein Land, eine ingeniöse Staatsmaschine geschickt zu handhaben, den inneren und äußeren Frieden bewahrt zu haben, als Polster zwischen zwei großen Militärstaaten zu dienen, viel Geld zu verdienen, ja sogar einer unumschränkten Freiheit zu genießen? Ist Freiheit denn mehr als eine Negation? Ist sie etwa ein Positives? Oder dient sie nur, die Fesseln zu beseitigen, welche eine Nation an der Hervorbringung eines Positiven behindern können? Und endlich, ist diese Freiheit so absolut, als sie scheint, ist sie thatsächlich dieselbe für Alle? Sind alle jene Fesseln wirklich gefallen? Setzen Preß- und Vereinsfreiheit, Unterrichts- und Handelsfreiheit alle menschlichen und nationalen Kräfte frei? Oder gibt es nicht hohe und höchste, wie demüthigste und bescheidenste Menschenthätigkeiten, die diese „Freiheiten" recht im Gegentheil in Banden legen? In andern Worten: da jede Nation berufen ist, — berufen durch ihre Naturanlagen —, ein Ideal zu verwirklichen, ein ethisches wie ein geistiges, welches erst eigentlich der Inhalt und der höhere Zweck alles Staatslebens ist, so bietet sich hier die Frage: hat die belgische Nation der Natur ihre Schuld abgetragen, hat sie in diesem ersten halben Jahrhundert ihrer Selbständigkeit die ihr gewordene Aufgabe erfüllt, nicht nur einen Staat, sondern eine nationale Individualität aus sich herauszubilden, welche eine Stelle in der Weltgeschichte erleuchte? Hat sie eine der großen Aufgaben der Weltgeschichte gelöst oder ihrer Lösung näher gebracht? Hat sie an Werken oder Thaten, an Gedanken oder Gesinnungen ein Ganzes erzeugt, das bleiben wird und „glänzen die spätsten Geschlechter?"

(Ein zweiter Artikel, über das geistige Leben Belgiens, folgt im nächsten Heft.)

Die Weltliteratur und der moderne Staat.

Von
Julius Rodenberg.

Wer jemals in einer der großen Bibliotheken, sei es das British Museum in London, oder die Bibliothèque nationale in Paris, die königliche Bibliothek in Berlin oder München, gewesen ist, der erinnert sich gewiß eines ersten, starken und schwer zu beschreibenden Eindrucks. War es nicht ein Gefühl der Ehrfurcht oder selbst des Bangens, wenn man sich sagte, daß hier aufgespeichert liegt, was die ungezählten Millionen vor uns gelebt, gethan, gedacht, gelitten und errungen haben — wenn man die stillen Räume betrat, in denen jeder Schritt dumpf widerhallt und eine Luft weht, die den Geruch der Jahrhunderte an sich trägt — wenn man durch die hohen und ruhigen Säle wanderte, deren Wände Bücher sind, und immer neue Säle sich öffneten, ebenso hoch, ebenso ruhig und ebenso voll von Büchern, mit Straßen und Querstraßen von Büchern, mit dunklen Gängen und unabsehbaren Alleen von Büchern, mit Büchern bis unter das Dach, mit Büchern bis in den Keller, mit so viel Büchern, daß der Mensch sich darin zu verlieren scheint?

Die gegenwärtige Zahl der Bücher in der Nationalbibliothek von Paris beträgt ungefähr 900,000 Bände mit einem jährlichen Zuwachs von 12,000 Bänden. Ein geistvoller Amerikaner hat die Zahl der Seiten, welche ein fleißiger Mann in einem Tage lesen kann, sowie die Zahl der Jahre berechnet, während welcher unter günstigen Umständen das menschliche Leben uns zu lesen erlaubt, und gefunden, daß der Mann, die günstigsten Umstände, den größten Fleiß vorausgesetzt, und wenn er jeden Tag vom Morgengrauen bis zur Abenddämmerung sechzig Jahre lang lesen wollte, doch in einem der vordersten Säle sterben würde[1]).

Wir werden also niemals an's Ende kommen!

Sind aber diese ungeheuren, niemals zu bewältigenden Massen beschriebenen oder bedruckten Papiers die Literatur? Hat Cäsar, als er die Brandfackel warf in die Bibliotheken von Alexandrien mit ihren 700,000 Bänden, die Literatur verbrannt? Ist Griechenland untergegangen mit den letzten Philosophen, welche fechtend gegen Rom an der Spitze des Pöbels starben auf den rauchenden Trüm-

[1]) Emerson, Society and Solitude, 161.

mern des Serapeums, und haben die Barbaren ihrerseits die römische Welt vernichtet, als sie Rom zerstörten? Das Schwert und das Feuer und die Barbaren, und, unbarmherziger noch als alle drei, der nagende Zahn der Zeit haben wenig Mitleid mit den Büchern und Denen, die sie schreiben; und wohl uns, daß dem so ist. Denn „der Irrthum gehört den Bibliotheken an, das Wahre dem menschlichen Geiste". (Goethe.)

I.

Von allen künstlerisch wirkenden Mächten ist die Literatur diejenige, deren Einfluß am Weitesten reicht und deren zeitliche Dauer am Wenigsten begrenzt erscheint. Von der Musik der Alten wissen wir so gut wie Nichts, von ihren Bild- und Bauwerken haben sich die größten nur in Bruchstücken erhalten. Aber ihre Literaturen stehen vor uns, frisch wie am ersten Tage, hell wie die Sonne, klar wie der Himmel, unter denen sie geboren worden. Wenig oder Nichts ist in der Literatur von einem kosmopolitischen Zuge. Die Sprache der Musik, die Sprache der Bilder ist die Sprache Aller. Die Literatur ist an die Sprache des Volkes gebunden, welches sie schafft. Je breiter die Welt und je älter die Menschheit wird, um so mehr empfängt die Literatur Eindrücke von Außen. Die Völker des Alterthums empfingen am Wenigsten Eindrücke von Außen. Sie lebten ein ursprüngliches Leben. Feindliche und freundliche Berührungen, Wanderungen und Eroberungszüge haben sie mehr und mehr in Beziehung zu einander gesetzt, und immer in den Schiffen fuhr, mit den Karawanen zog die Literatur, und nicht selten unterjochte durch sie das besiegte Volk seinen Sieger. Der Verkehr und Austausch von materiellen sowol als intellectuellen Gütern, von Waaren und Ideen bezeichnet den ersten Schritt auf dem Wege, dessen letztes uns bekanntes Ziel der Welthandel, die Weltpost und die Weltausstellungen sind; der Anfang war die Stammesabgeschlossenheit, und das Zeugniß einer solchen ist das Buch, mit welchem alle Literatur beginnt — das ehrwürdige Buch, das heilige Buch, das Buch der Bücher: die Bibel.

Streng abgesondert von den Völkern ringsumher lebten die, welche dieses Buch gedichtet, in einem Lande von ernstem Charakter, unter einer brennenden Sonne, an den Abhängen der Kalksteinfelsen und auf den Hochebenen der Gebirge, an einem Flusse, der sich in einem See von bitterem Wasser verliert, und an einem Küstenstreifen, dessen buchtenarme Linie der Schiffahrt keinen Hafen bietet. Ohne Schiffahrt, ohne Handel, ohne Kunst, ohne jeglichen Schmuck war das Leben der Juden — einförmig, eintönig, ganz nach Innen gewandt, ganz hingegeben der einen Aufgabe, die sie verwirklichen sollten, ganz erfüllt von dem einen Gedanken, der einen Idee, der Offenbarung des einen, einzigen, lebendigen und persönlichen Gottes.

Einen reizenden Wechsel von Festland und Insel dagegen zeigte der Wohnsitz der Griechen; über das blaue Meer wehte der Wind und flogen die Segel; ihr Gesichtskreis war weit, ihr Leben bunt, und als sie mit ihren hellen Kinderaugen zuerst in die Welt blickten, da bevölkerte sich der Olymp mit Göttern, die Natur, jeder Baum, jeder Strauch, jeder Fluß mit lieblichen oder grotesken Halbgottheiten und aus dem Umgang der Himmlischen mit den Sterblichen entsprang das Geschlecht der Heroen. Ihre schöpferische Phantasie verwandelte Alles

in ein Bild, und ein schönes Bild; ihre Götter und Göttinnen waren Ideale männlicher Kraft und weiblicher Schönheit. Der Gott der Juden war ein unsichtbares Wesen und eines ihrer vornehmsten Gebote: „Du sollst Dir kein Bildniß, noch irgend ein Gleichniß machen". Weit war der Abstand und keine Vermischung gab es mit den besuchenden Engeln. „Als Zeus die schöne Welt vertheilte," da fiel ihr schönstes Stück den Griechen zu; doch der Sänger der Juden sang, vielleicht in einem traurigen Vorgefühl der Zukunft: „ich bin ein Gast auf Erden!"

Hier haben wir die beiden Ideen des Alterthums, welche in ihren Literaturen fortleben und auf uns fortwirken bis zum heutigen Tag: die Gottesidee der Juden und die Schönheitsidee der Griechen, das Ideal des Schönen, welches seiner Natur nach zugleich das sittlich Gute ist, das Gesetz der harmonischen Uebereinstimmung von Form und Inhalt, welches heute noch gilt, wie sie vor dreitausend Jahren es gegeben haben.

Mögen wir nun aber das Alterthum unter dem Gesichtspunkte der Religion oder dem der Kunst betrachten: immer werden wir bemerken, daß es ein Gefühl der Gemeinsamkeit, irgend ein Band oder Verhältniß zwischen den Völkern nicht gab; daß jedes vielmehr eine so zu sagen centralistische Vorstellung von sich hatte. Die Juden kannten nur die Juden und die Nichtjuden oder Heiden; die Griechen kannten nur die Griechen und die Nichtgriechen oder Barbaren. Aber während die Juden in der durch ihre Lage bedingten und durch ihr Gesetz vorgeschriebenen Isolirtheit mit Haß auf ihre Nachbarn blickten und täglich beteten: „Schütte Deinen Grimm auf die Heiden und auf die Königreiche, die Deinen Namen nicht anrufen" —: sahen die Griechen, deren Cultur, Literatur und Handelsbeziehungen weit vorgedrungen waren in Asien, in Aegypten und längs der europäischen Küsten des mittelländischen Meeres, mit dem Stolze der Ueberlegenheit, dem vielleicht ein wenig Mitleid beigemischt war, auf die Barbaren herab. Diese Anschauungsweise ging auf die Römer über, nur mit dem Unterschiede, daß das Mitleid einer praktischeren Auffassung der Dinge wich. Hatte das griechische Staatswesen auf dem Untergrunde der Hausklaverei beruht, so baute sich das der Römer aus auf eine Unterjochung und Ausbeutung aller Nichtrömer.

Der Staat des Alterthums war der Staat eines herrschenden Stammes und seine Literatur war die Literatur eines herrschenden Stammes. Sie haftete an der Persönlichkeit desselben und drang nicht weiter, als dieser drang. Eroberung durch das Schwert mußte vorausgehen, wo sie Wurzel fassen sollte in einem fremden Lande. Griechenland war seit des großen Alexander's Tode nicht mehr in Griechenland, sondern in dem eroberten Aegypten, in dem Staate der Ptolemäer. Als dieser eine Beute der Römer geworden, ging hinter dem Siegeswagen des bekränzten Feldherrn her die griechische Literatur wie eine Kriegsgefangene nach Rom, und der jüdische Geist konnte sich ihres Einflusses nicht länger erwehren, seitdem römische Präfecten saßen in Jerusalem.

Aber wenn die Heiden ihren Tag gehabt hatten, so kam auch der für die Barbaren, wo sie das Joch der Verachtung von sich abschüttelten und mit ihren rauhen Händen eingreifen sollten in die Geschicke der Welt; wo sie heraufstiegen aus ihren Wäldern und Niederungen, wo sie herunterstiegen von ihren Gebirgen,

wo sie die Länder der classischen Bildung überschwemmten und die Stätten der Cultur mit Füßen traten, die Tempel zerstörten, die Theater zerbrachen, die Bildsäulen zerschlugen, die Bücher verbrannten —

Als der Fluch zuletzt kam auf die Weltdurchstürmer,
Auf die gierigen Herrscher und ihren Raub,
Und am Boden zuletzt und als Speise der Würmer
Die Jungfrau der Reiche lag tief in dem Staub. (Thomas Moore.)

Nun war ausgelöscht das Licht der Schönheit, das über Hellas geleuchtet, der Mund der Sänger war verstummt und die Götter waren todt. Aber Er lebte, der Eine, der Unsichtbare, der, wie er einst mit Moses geredet in der Wüste, sich ein zweites Mal offenbarte in dem Sprößling vom Hause David's, dem Sohne des Zimmermanns, der ausgesandt worden, um für der Welt Sünde zu sterben und Frieden zu stiften unter den Völkern. „Ehre sei Gott in der Höhe, Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!" so lautet die neue Botschaft, welche die gedemüthigte Stadt wieder aufrichtet. Unter Schutt begraben und vergessen ist die alte Welt. Wo der Thron der Cäsaren gestanden, steht der Stuhl Petri und an die Stelle des Römerreichs tritt die Kirche.

Die Fluthen der großen Wanderung haben sich verlaufen und die Taube, die mit dem Oelblatt heimkehrt, wird zum Symbol des heiligen Geistes. Völker, die bisher geschwiegen, fangen an zu singen und zu sagen. Im Norden kämpfen noch die alten Götter gegen den Sohn Gottes — andere Götter, als die der Griechen, Götter, die eine rauhere Sprache reden und sich mit Saxen und Flambergen mannhaft wehren gegen den Eindringling. Aber was hilft es ihnen? Er, der die Hölle überwunden, besiegt auch sie; und besiegt und geschlagen flüchten die Einen als böse Geister in die dunkle Zwischenregion des Aberglaubens, leben die Anderen fort als verwunschene Prinzessinnen in den Volksmärchen oder als starke Helden in den Volkssagen. Immer noch wandelt der deutsche Frühlings- und Sonnengott durch unsere Dichtung in der ewig-jungen Gestalt Siegfried's, und die Feuerflammen, hinter denen die Schlachtenjungfrau gefangen saß, sind zum blühenden Gesträuch geworden, unter welchem Dornröschen schlummert. Schimmernd erhebt sich das Ritterthum. Mit den Wundern des Morgenlandes befruchten die Kreuzzüge die Phantasie des Abendlandes. Wie die Nachklänge germanischer Mythe sich dichterisch sammeln in dem Nibelungenlied und der Gudrun, unserer Ilias und Odyssee, so blühen die Reste keltischer Ueberlieferung in der mittelalterlich französischen Dichtung auf. Die Sagen von König Artus und seiner Tafelrunde, vom heiligen Gral, von Parcival und Titurel, von Tristan und Isolde bilden ihren immer wiederkehrenden Inhalt. Von Frankreich theilen diese Stoffe, Fabliaux und Aventiuren, sich den umgebenden Völkern mit. Troubadours tragen sie über die Alpen nach Italien; Trouvères wiederholen sie vor den normannischen Baronen Englands, und im höfischen Kunstgesang Deutschlands haben sie Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg unsterblich gemacht.

Die Literatur der mittelalterlichen Völker deutet auf eine Gemeinsamkeit hin, welcher bis zu einem gewissen Grade ihr politischer Zustand entsprach. Die nationalen Unterschiede hatten sich noch nicht ausgeprägt in jener Zeit, wo die fließenden Völkermassen in den Formen ihrer Neubildung kaum zu erstarren be-

gannen. Ueber ihren Königen erkannten sie den König in Rom, den Papst, und in dem Begriff der Christenheit fühlten Alle sich Eins. Dieses Gefühl der Einheit, der Solidarität des christlichen Interesses ist der charakteristische Grundzug des Mittelalters. Während die staatlichen Bildungen des Alterthums jede solche Gemeinsamkeit ausschlossen, betrachteten alle Völker des Christenthums sich als eine einzige, große Gemeinde. Es ist der theokratische Staat der Juden, welcher durch den Einfluß des griechischen, vornehmlich Platonischen Geistes allgemein menschlich geworden[1]).

Doch wie Alles, was Leben hat und Entwickelung haben soll, trägt diese Einheit den Keim der Spaltung in sich. Seit dem Weihnachtstage im Jahre 800, an welchem Karl der Große aus den Händen Leo's III. die römische Kaiserkrone empfangen, erhebt sich, immer wachsend in ihren Ansprüchen, neben dem universellen Papstthum eine neue Macht; und die Frage, in welcher von beiden, in der geistlichen oder weltlichen Macht, im Papstthum oder Kaiserthum, sich der Einheitsgedanke verkörpert, theilt bald die Christenheit in zwei Lager und ein Kampf beginnt, der die ganze mittelalterliche Welt erschüttert und in der That auflöst.

Hiermit tritt eine neue Idee in die Geschichte: die Staatsidee; und die Verkündigung derselben bildet den Inhalt des ersten großen modernen Gedichtes, ist die That des ersten großen modernen Dichters, dessen hehre Gestalt am Ausgange des Mittelalters steht: Dante's.

Der autonome Staat Dante's soll nicht den religiösen, sondern den ethischen Gedanken verwirklichen; und um diese Aufgabe erfüllen zu können, soll er unabhängig sein von jeder außer ihm stehenden Gewalt. Durchaus strenggläubig, feudal gesinnt, kein Begünstiger des dritten Standes[2]), hätte Dante vielleicht die nationalen Staatenbildungen nicht gebilligt, deren Keimpunkte vielmehr in dem Zerfall der von ihm angestrebten universellen Einheit lagen. Sein Kaiser war der Oberherr der gesammten Christenheit, sein Staat die Weltmonarchie. Doch indem Dante sich in dem Streite zwischen Staat und Kirche, der noch heute nicht abgeschlossen ist, auf die Seite des ersteren stellte, überkam der moderne Staat von der Weltmonarchie des großen Florentiners als seine Aufgabe das sittliche Princip und als Bedingung seiner Existenz die Unabhängigkeit.

Ernst und erhaben, fast mit einem Charakter der Heiligkeit bekleidet, wie kein Anderer in der Geschichte der Dichtung, erscheint uns der Sänger der göttlichen Komödie. Wenn wir an ihn denken, so meinen wir ihn vor uns zu sehen mit diesen edlen, schmerzerfüllten Zügen, mit dieser stolzen hageren Gestalt, an seiner Linken Virgil, der ihn nach der Wanderung durch Infernum und Purgatorium an der Schwelle des Paradieses mit den Worten entläßt: „Drum über Dich verleih' ich Kron' und Mitra Dir"; an seiner Rechten Beatrice, die frühverklärte Jugendgeliebte, welche sanft lächelnd ihn einlädt zum Anschauen des dreieinigen Gottes und der Seligen.

Das 14. Jahrhundert, welches in Italien mit dem Gedichte Dante's be-

---

[1]) Man vergl. Du Bois-Reymond, Ueber das Nationalgefühl, 10; und Voltaire (bei Strauß, 275): „Der Platonismus ist der Vater des Christenthums, die jüdische Religion seine Mutter."

[2]) Wegele, Dante, 573, vergl. mit 371.

ginnt, schließt in England mit dem Gedichte Chaucer's. Zwischen diesem Anfangs- und Endpunkt vollendet sich die nationale Neugestaltung Europas. Aus dem Feudalstaat geht durch Erstarkung des bürgerlichen Elements der moderne Staat, der Nationalstaat hervor. Das Weltkaiserthum zerfällt. Italien löst sich aus der unnatürlichen Verbindung mit Deutschland. Die beiden großen Monarchien im Westen und Süden Europas entstehen: Frankreich durch kraftvolle territoriale Zusammenfassung und durch Bändigung der Lehnsaristokratie; Spanien durch siegreichen Kampf gegen den arabischen Eroberer und dessen allmälige Verdrängung. Die französische Sprache datirt von dem Augenblick, wo die Mundart der Isle de France, in welcher, wie im Nordfranzösischen überhaupt, neben dem Lateinischen ein deutsches (fränkisches) und ein schwaches keltisches Element sich fand, das Uebergewicht gewinnt. Die jüngere spanische Sprache, mit westgothischen und arabischen Bestandtheilen gemischt, beginnt ihr eigenes, selbständiges Leben in den Romanzen, welche sich um die Heldengestalt des Cid sammeln; und wie die göttliche Komödie Dante's die toscanische Mundart zur Sprache des modernen Italiens gemacht hat, so sprechen Chaucer's Canterbury-Geschichten zum ersten Male die aus der Amalgamation des Angelsächsischen mit dem Normannischen hervorgegangene englische Sprache. Immer, wenn die Völker in einem literarischen Sinne zu sprechen beginnen, ist ihre Sprache Poesie; hier aber kommt ein Neues hinzu: es geht die Bildung der nationalen Sprache, der nationalen Literatur Hand in Hand mit der Bildung des nationalen Staates. Nur Italien und Deutschland ringen, und sie ringen vergebens, ihrer nationalen Einheit den entsprechenden politischen oder staatlichen Ausdruck zu geben. Welche Macht war es, die dennoch während einer fast fünfhundertjährigen, hoffnungslos scheinenden innern Verwirrung weder in Deutschland noch in Italien das nationale Bewußtsein hat untergehen lassen?

Wenn Du Bois-Reymond in seiner Rede „über das Nationalgefühl" sagt, „daß dem Nationalgefühl eine allgemein gültige, thatsächliche Grundlage fehle", so kann ich in diesem Punkte mit dem berühmten Gelehrten nicht übereinstimmen. Das Nationalgefühl hat eine solche Grundlage — eine, welche noch unerschüttert ist, wenn schon alle andern in's Schwanken gerathen. Das Nationalgefühl ist in die Welt gekommen mit der Bildung der modernen Nationen. Mit ihrer Sprache ward es geboren und nur mit ihrer Sprache wird es sterben. Die Sprache nährt die Erinnerung an die große, gemeinsame Vergangenheit und die Literatur ist die monumental gewordene Sprache. Nun denn — was anders, als sie hat dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit, das Nationalgefühl, lebendig erhalten in dem von den einheimischen Tyrannen und der Fremdherrschaft zerrissenen und zerfleischten Vaterlande Dante's, bis zu jenem Septembermorgen, wo die Farben des wiedererstandenen Italiens wehten über den Arcaden des Quirinals? Und Deutschland — lange die Leidensschwester Italiens — fragen wir die Väter, was ihr Trost gewesen in den Tagen der Verzagtheit; fragen wir die Brüder, jenseits des Meeres und in fernen Ländern zerstreut, welches Band, wenn jedes andre gelöst, sie noch mit der Heimath verknüpfte; fragen wir uns selber, wer die treue verschwiegene Freundin unserer nationalen Hoffnungen war — und wir werden wie aus Einem Munde sagen: die deutsche Dichtung!

Nein! — das Nationalgefühl ist ein moderner, aber es ist kein unsicherer

Begriff; und ihm, der seinem Ursprung, seinem Wesen, ja seinem Inhalt nach gleichartig erscheint, die durch die historischen, geographischen und physikalischen Voraussetzungen bedingte Besonderheit zu geben, ist die nationale Aufgabe der Literatur. Was sie scheinbar trennt, wird dazu führen, in einem höheren Sinne die Nationen zu verbinden. Es herrscht nicht mehr die Interessengemeinschaft der mittelalterlichen Christenheit; noch viel weniger aber das Gefühl des Abscheus oder der Geringschätzung, welche das Alterthum gegen das Fremde hegte. Wir beobachten auf dem Gebiete des Staates denselben Vorgang, wie auf dem der Literatur. Dem sehr ausgebildeten Rechtssystem der Römer, welches ja noch das Fundament des heutigen Rechtes bildet, mangelt das Völkerrecht, in dem Sinne, welchen wir mit dem Worte verbinden. Das internationale Verhältniß beruht auf der Anerkennung des Fremden und es kann nur bestehen zwischen Völkern, die sich annähernd auf derselben Höhe der Cultur befinden. Beide Voraussetzungen fehlten dem Alterthum. Sie wurden der neueren Zeit vermittelt durch die Kirche, welche die Grundlage gemeinsamer Bildung schuf, und durch den nationalen Staat, welcher diese unterschiedslose Einheit in Mannigfaltigkeit verwandelte. Der nationale Staat mußte aus dem Schoße des gährenden Mittelalters hervorgehen, bevor ein auf der Idee der Gleichberechtigung begründeter, internationaler politischer Verkehr beginnen konnte; und nur nachdem man ihre nationale Aufgabe genau verstanden und scharf präcisirt hat, wird es möglich sein, zu sprechen von der internationalen Aufgabe der Literatur.

II.

Dante war nicht der Erste, der in der Dichtung päpstlicher Anmaßung sich widersetzte. Vor ihm begegnen wir denselben Gesinnungen, mit bittrem Spott und beißender Satire geäußert, in den Sirventesen und Canzonen der Troubadours, in den klagenden, ermahnenden Weisen Walther's von der Vogelweide. Doch wenn an dichterischer Gewalt kein Andrer sich mit Dante messen kann, so hat er auch der gewaltigen Bewegung der Geister einen weiteren, mächtigen, vielleicht den mächtigsten Impuls gegeben durch die Wiedererweckung des classischen Alterthums, welche sich an seinen Namen knüpft und, von Petrarca und Boccaccio aufgenommen, in der Wissenschaft zum Humanismus, in der Kunst zur Renaissance führte.

Der Bruch mit der römischen Vergangenheit ist in Italien niemals so vollständig gewesen, als man zuweilen angenommen hat. Wol sind die gegenwärtigen Italiener keineswegs die directen und gewiß nicht die unverfälschten Nachkommen der Römer; viel fremdes Blut ist in ihren Adern, und eine Vulgärsprache — diejenige, welche Dante nachmals zur herrschenden gemacht — hatte sich aus und neben der lateinischen gebildet. Diese jedoch blieb die Sprache der Kirche, des Gerichts, der Wissenschaft, mit Einem Wort die Schriftsprache. Nicht minder ward die römische Literatur, so viel davon übrig geblieben, in den Municipien begünstigt und auf einzelnen Hochschulen berufsmäßig gelehrt. Aber sicherlich fehlte doch Eins: jegliches Verständniß des classischen Geistes. Man kannte die Griechen gar nicht, und die Römer nur unvollständig. Aber daß Dante die Hand Virgil's erfaßte: das war wol symbolisch und gab der Zukunft die Richtung. Nun sammelte Petrarca, was in den Klöstern noch von lateinischen

Manuscripten vorhanden war; nun las Boccaccio zuerst wieder den Homer und ein Lehrstuhl für die griechische Sprache ward auf seine Veranlassung in Florenz errichtet. Von hier aus mit wunderbarer Schnelligkeit verbreitete sich der Humanismus in alle Länder, überstieg die Alpen und nahm Besitz von den deutschen Universitäten. Der Humanismus war der Vorläufer der Reformation. Aus den Reihen der Humanisten hervor trat der Mönch von Wittenberg, der „bibelentfaltende Luther".

Was bis hierher die Menschheit auf dem Wege gefördert hatte, der aus der mittleren in die neuere Zeit führt, das war von den romanischen Völkern ausgegangen. Aber in dieser nimmer rastenden Arbeit löst ein Volk das andre ab; und in dem Augenblick, wo Luther seine Thesen an die Schloßkirche der kleinen sächsischen Universitätsstadt anheftet, geht — ich will nicht sagen die Führerschaft von den Völkern der romanischen auf die Völker der germanischen Race über, aber ein Ringen um die Suprematie beginnt zwischen beiden, welches immer heftiger, unmittelbarer wird, in welchem Sieg und Niederlage, Stoß und Gegenstoß in immer kürzeren Intervallen einander folgen. Wir stehen heute noch innerhalb dieser Bewegung.

Mit der Wiederbelebung des classischen Alterthums erwacht auf's Neue das alte, niemals gestillte Verlangen des Menschen nach Wahrheit, nach Schönheit, nach der inneren auf Selbstbestimmung beruhenden Vollendung. Aus der gleichförmigen Menge tritt der Einzelne, das Individuum heraus, und macht sein Recht geltend. Das Princip des Individualismus bildet den Inhalt der Reformation. Anderswo nimmt es andre Formen an. In Italien offenbart es sich in jenen wunderbaren Schöpfungen der Renaissance, von deren leuchtendem Hintergrunde sich die beiden Gestalten abheben: Macchiavell's, des furchtbaren Praktikers, und Savonarola's, des finstren Schwärmers. In Spanien, zwischen den Scheiterhaufen der Inquisition und gleichsam im letzten Lichte jener Sonne, von welcher Karl V. gesagt, daß sie in seinem Reich nicht untergehe, bricht es plötzlich durch in dem Humor des ewigen Buches von Don Quixote. In Frankreich spricht es der sterbende Rabelais aus: „Je m'en vais chercher un grand peut-être"; stellt es Montaigne dar, indem er über seinen Namen ein paar Wagschalen zeichnet und darunter schreibt: „Que scais-je? Was weiß ich?" Immer ist es dasselbe Motiv, der Zweifel, ein schmerzlich zwiespältiges Empfinden aller Creatur, eine Sehnsucht nach Befreiung. In Deutschland nimmt sie den religiösen Charakter an. Luther gibt dem Laien die Bibel in die Hand und sagt: „lies sie! deute sie!" Er übersetzt die Bibel. Er ist ein Sprachschöpfer wie Dante und Chaucer. Aber der große Dichter der protestantisch-germanischen Welt ist nicht Luther. Der Dichter, der ihren ganzen Reichthum an Poesie in sich vereinigt, ist Shakespeare. Die Welt ist schöner seit dem Tage, wo Shakespeare in ihr ist. Sein Name bedeutet uns Sonnenschein und macht die Herzen froh. Shakespeare ging weiter als Luther. Er brach den Bann einer außerhalb des Menschen wirkenden Vorherbestimmung; er verlegte das Schicksal ganz in den freien Willen und das Gewissen. Wer ihn gelesen hat, der weiß, daß Jeder seinen Gott in sich trägt.

So sehr hatte die Kirche das mittelalterliche Leben durchdrungen, daß Politik und Wissenschaft ihr botmäßig waren. Wie wir nur durch Ablösung von

ihr den modernen Staat erhalten, so lösen sich weiter von ihr ab und werden selbständig die Malerei, die Musik, das Theater. Der moderne Geist befreit sich von ihr in Naturforschung und Philosophie. Diese Wandlungen sind wie die Wellen am Meeresstrande, welche vorwärts und rückwärts fließen; neue Strömungen begegnen ihnen, bringen sie scheinbar zum Stillstand und zuweilen erst nach Jahrhunderten werden die neuen Formationen erkennbar. Hat das zeitgenössische England eine Ahnung davon gehabt, welch' eine Macht Shakespeare sei? Zwar nennt der Sänger des verlorenen Paradieses, Milton, der Puritaner, dessen Parteigenossen das Theater Shakespeare's schlossen, ihn in einem tiefgefühlten Sonett den „Erben des Ruhmes" und sagt ihm die Unsterblichkeit voraus. Aber dennoch erlosch sein Name. Dr. Johnson erzählt in seinem Leben Milton's, daß die Nation von 1623 bis 1664 mit tausend Exemplaren von Shakespeare's Werken genug hatte und Pope sagt: „Einhundertunddreißig Jahre lang lag er im Schlummer". Der französische Classicismus hatte Shakespeare in seinem eigenen Lande verdrängt.

Das augustëische Zeitalter der französischen Literatur hat in seiner Erscheinung etwas Imposantes, etwas Majestätisches. Erwachsen in einem Staate von so vollkommener Einheit, daß dessen Monarch von sich sagen konnte: „Der Staat bin Ich", und groß geworden mehr unter der verwandten Einwirkung Roms, als derjenigen Griechenlands, gelangt zu seiner höchsten Vollendung im französischen Classicismus jener wunderbare Formensinn der Franzosen, welcher den Werken ihrer Literatur und Kunst den Stempel technischer Meisterschaft aufprägt. Das Gesetz der Einheit wird bis zu seiner äußersten Consequenz durchgeführt in den Einheiten des Theaters, in der Einheit des Metrums, des Wörterbuchs, des Geschmacks, der Akademie, der Comédie française. Die Herrschaft der Regel, ohne welche freilich kein Stil denkbar, deutet in dieser Strenge dennoch auf einen Vorgang, der mehr — ich möchte sagen mathematischer als dichterischer Natur ist. Racine selber erkennt dies an in der Bewillkommnungsrede, mit welcher er den jüngeren Corneille in der Académie française empfing. „Ihr berühmter Bruder," sagte er, „hat die Vernunft auf die Scene gebracht; aber die von allem Pomp und allem Schmuck, deren unsre Sprache fähig ist, begleitete Vernunft." Diese Sprache war die Sprache der Salons, der Gesellschaft, der honnêtes gens — eine Sprache, würdig, in der Gegenwart eines Monarchen gesprochen zu werden, und welch' eines Monarchen! Doch — wie Taine sehr fein bemerkt [1]) — in den Tragödien Corneille's und Racine's sprechen sie nicht nur die Helden: in den Komödien Molière's sprechen sie auch die Bedienten, und in den Fabeln Lafontaine's sogar die Thiere. Diese Kunst, fährt er fort, konnte wol allgemeine Charaktere schaffen, aber keine Individuen; ihre Menschen hatten nicht mehr Körperlichkeit, als die Charaktere La Bruyère's: sie ist die vollständige Reaction gegen den Individualismus. Dennoch war ihre Macht groß und ihre Herrschaft nicht unberechtigt. Als eine letzte Erinnerung an das schöne Frankreich nahm sie Karl II., der lustige Monarch, mit sich hinüber nach England, als er den Thron seiner Väter wieder bestieg; und noch sonnig von dem Abglanz der königlichen Gegenwart wurde sie willkommen

[1]) L'ancien régime, deutsche Uebersetzung von Katscher I, 198.

geheißen an den Höfen Deutschlands, in den Schlössern und Gärten, welche nach dem Muster des Schlosses und Gartens von Versailles angelegt waren. In England gab es nach der Revolution kein Theater mehr und in Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege kaum noch eine Literatur. Es war wol Etwas werth, daß in diesen Zeiten der Verwilderung und Leere die souveräne Hoheit Corneille's, der melodische Zauber Racine'scher Verse, die kühne Muse Molière's den menschlichen Geist wieder an den Aufblick zu einer idealeren Welt gewöhnten. Wundern wir uns nicht, wenn der erste Eindruck Shakespeare's auf Voltaire der des Schreckens, fast des Entsetzens war; oder wenn Friedrich der Große dem unglücklichen Herausgeber von Wolfram von Eschenbach's Parcival schrieb: „Ihr urtheilt viel zu vortheilhaft von denen Gedichten aus dem 12., 13. und 14. seculo, deren Druck Ihr befördert habt ... Meiner Einsicht nach sind solche keinen Schuß Pulver werth ..."

Voltaire hatte für Luther nicht mehr Verständniß, als für Shakespeare [1]), und vielleicht noch weniger Sympathie. Doch der bewegende Gedanke der Reformation, die Befreiung des Individuums hatte ihn erfaßt; und wenn er in der Heimath Shakespeare's diesem nicht näher kam, so begriff er um so besser den Sensualismus Locke's, die Gravitationslehre Newton's, die Philosophie der englischen Deisten und eroberte ihnen die Welt, indem er sie mit all' der dramatischen Lebendigkeit des französischen Geistes vortrug und mit allem Zauber der französischen Sprache umgab. Voltaire, der Epigone, der nachgeborene Sohn des französischen Classicismus, wird weit überragt durch Voltaire, den geistigen Vater der französischen Revolution. Wenn ich mir ein Bild von Voltaire machen will, so denke ich nicht an den Kammerherrn des Königs von Preußen, nicht an den witzigsten und boshaftesten aller Franzosen, sondern ich denke an den Patriarchen von Ferney, den unerschrockenen Rächer des gemordeten Greises von Toulouse, den uneigennützigen Vertheidiger der verfolgten Jünglinge von Abbeville; ich sehe vor mir den Vierundachtzigjährigen, welcher dem zu seinen Füßen knieenden Enkel Franklin's die Hand auf's Haupt legt mit den Worten: „Gott, Freiheit, Toleranz"; und in dem ersten schwärmerischen Acte der Revolution, der Erklärung der Menschenrechte, glaube ich ein Echo *seiner* Stimme zu vernehmen.

Keinen besseren Tag hat die französische Revolution gehabt, als jenen, im Juli 1791, wo, gleichsam noch von ihrem Morgenroth bestrahlt, die Leiche Voltaire's über die menschenbedeckten, blumenbekränzten Boulevards in's Pantheon der großen Männer geführt ward, um dort ihren Ruheplatz zu finden neben der Leiche Rousseau's. Der Fanatismus späterer Zeit hat ihr diese Stätte nicht gegönnt. Aber an dem Hause des Quai Voltaire, in welchem er gestorben, befand sich eine Inschrift: „Son cœur est ici et son esprit est partout". Von Voltaire's Asche existirt Nichts mehr; aber sein Geist ist überall. Wo sein Name genannt wird, da flüchten die Gespenster des Mittelalters und die Fessel des Aberglaubens drückt weniger, seitdem seine Hand sie berührt hat.

Voltaire, Rousseau, die Encyclopädisten, machen einen Theil unserer heutigen Bildung aus. Wir wissen es aus Goethe's eigenem Munde, daß er von Kind-

[1]) Strauß, Voltaire, 238.

heit auf mit der französischen Literatur durchaus befreundet gewesen. Aber eines stärkeren Flügelrauschens hat es bedurft, um den Genius der deutschen Dichtung zu wecken. Es herrscht jetzt in Deutschland keine Meinungsverschiedenheit mehr darüber, daß der Wiederbeginn unsres nationalen Lebens und die zweite Blüthe der deutschen Nationalliteratur enge zusammenhängt mit der Erscheinung Friedrich's des Großen. Wol mochte Schiller von der deutschen Muse sagen:

Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrich's Throne
Ging sie schutzlos, ungeehrt ...

Wol ist es wahr, daß der große König nur für französische Schriftsteller und Dichter ein freundliches Lächeln, den Kammerherrnschlüssel, den Orden pour le mérite und Gnadengehalte hatte, nicht für deutsche Dichter. Aber für diese that er mehr. Indem er die Schlachten des schlesischen und des siebenjährigen Krieges schlug, indem er „die Ehre eines Theils der Deutschen gegen eine verbundene Welt rettete", machte er den deutschen Namen seit Hunderten von Jahren wieder zu einem Namen des Ruhms und gab in der Verherrlichung desselben zum ersten Male, seitdem die Dichtung des Mittelalters verklungen, den Dichtern der neueren Zeit einen würdigen Gegenstand des Gesanges. An der Wand eines einfachen Hauses in einer kleinen Straße der Königstadt von Berlin erblickt man eine Steintafel, auf welcher geschrieben ist: „Lessing dichtete hier Minna von Barnhelm, 1765". — Wer vor diesem Hause steht, umbraust von dem Stimmengewirr der Straßen, über welche die Kuppel des Hohenzollernschlosses emporragt, den mag wol ein Gefühl des Zusammenhangs ergreifen und er erinnert sich vielleicht der Worte Goethe's, wo dieser an einer Stelle von „Dichtung und Wahrheit" sagt: „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen in die deutsche Poesie".

Kampf war ihre erste Lebensregung — Kampf gegen das Dogma der unerträglich gewordenen Regel. Der junge Herakles, als er seiner Mutter die beiden erwürgten Schlangen entgegenhielt, kann nicht froher gelacht haben, als Lessing mit den in Stücke zerbrochenen Einheiten des französischen Classicismus. Jetzt war wieder Platz für Shakespeare. Er war wieder auferstanden in England und er zog ein wie ein Triumphator in Deutschland. „Man glaubt vor den aufgeschlagenen ungeheuren Büchern des Schicksals zu stehen, in denen der Sturmwind des bewegtesten Lebens sauft," rief Goethe jubelnd aus. Ja — Sturm und Drang! Frühlingsbrausen über allem deutschen Land, ein ungebändigtes Kraft- und Jugendgefühl, ein ungestümes Verlangen, ein schmerzlicher Aufschrei der Herzen — Werther's Leiden, Götz von Berlichingen — eine wilde finstre Kampfesfreude — die Räuber — der Individualismus in seiner herbsten, rauhesten, trotzigsten Form. Bedeutet nun aber diese leidenschaftliche Hinneigung zu Shakespeare, welche wir in den Jugendwerken unserer beiden großen Dichter erkennen, einen Abfall des deutschen Geistes von der Antike? Gewiß nicht. Aus den aufgewühlten Wogen wird einst die Schönheit emporsteigen; von ihrem Lichte beschienen, werden wir Schiller und Goethe Hand in Hand dem Ideale entgegenwandeln sehen. Aber dies Ideal war nicht die stolze Rhetorik der Römer; unser Volk war gleich Iphigenien — „das Land der Griechen mit der Seele

suchend". Weit war der Weg von jenem Augenblicke, wo der dreiundzwanzigjährige Goethe „mit einem dunklen Empfinden" vor dem Straßburger Münster stand, bis zu jenem lichterfüllten, wo der hochbetagte Greis in der Vermählung Faust's mit Helena die Vermählung des germanischen Geistes mit dem hellenischen feierte. Wir finden diesen ganzen Weg dargestellt in dem großen Gedichte, von welchem Goethe wol sagen durfte, was Dante von dem seinen gesagt hat: „Himmel und Erde haben Hand daran gelegt." Aber hier ist es nicht wie in der Göttlichen Komödie, die Menschheit im Allgemeinen: sondern es steht der Mensch, der Einzelne, das Individuum, im Mittelpunkt der Weltbetrachtung:

Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen.

Nicht die passive Rolle des beschauenden Wanderers übernimmt Faust, sondern Arbeit ist sein Theil — schwere, lebenslange Arbeit; die Qualen der Hölle, die Wonnen des Paradieses liegen nicht außer ihm, in sich trägt er sie vielmehr alle; nicht ein Weiser und Gerechter ist sein Führer, sondern eine Incarnation des Bösen, welches er zu überwinden hat und keine fleckenlose Beatrice erwartet ihn an den Pforten der Ewigkeit, sondern es steht da eine Büßerin, sonst Gretchen genannt, harrend des früh Geliebten, nicht mehr Getrübten, dessen Unsterbliches Engel schwebend in die höheren Sphären emportragen:

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.

„In diesen Versen," sagte Goethe zu Eckermann am 6. Juni 1831, „ist der Schlüssel zu Faust's Rettung enthalten."

Man kann zugeben, daß Goethe nicht der denkbar größte Dichter sei. Doch unbestritten ist er der denkbar größte moderne Mensch — „wer immer strebend sich bemüht": dies ist auch der Schlüssel zu Goethe's Leben.

Der Zug der Zeit ist ein individualisirender, er geht auf das Detail. Aber je mehr die Welt der Erscheinungen in Einzelheiten auseinander zu fallen droht, desto mehr tritt an den einzelnen Menschen die Nöthigung heran, das Gesetz zu finden, das sie zusammenhält. Das Individuum lebt durch Assimilation. Aus dem materiellen Gebiet in das intellectuelle gehoben, wird dieser Proceß eine Arbeit; die bewußte, planmäßige Selbstausgestaltung ist das Ziel der modernen Bildung und die Vollendung des Individualismus. Niemand hat diese Arbeit gewissenhafter gethan als Goethe. Er beginnt mit dem Detail, dem einzelnen Ding. Er ist ein Feind von Allgemeinheiten und Worten. „Der Worte sind genug gewechselt," sagt er. Er sucht den Dingen auf den Grund zu kommen mit dem Mikroskop und dem Secirmesser; und seine Kunstbetrachtung ist dieselbe wie seine Naturbetrachtung. „Die Auffassung und Darstellung des Besonderen," sagt er, „ist das eigentliche Leben der Kunst." Nun ist der deutsche Geist zugleich particularistisch und kosmopolitisch, und diese Grundzüge, welche einander zu widersprechen scheinen, in Wahrheit aber sich ergänzen, geben der deutschen Literatur einen universellen Charakter, während die französische Literatur im Gegentheil das Gepräge des Einheitsstaates trägt. Das particularistische, conservative Schwergewicht des deutschen Geistes wird verhindern, daß er jemals

sich in's Allgemeine verliere; die kosmopolitische Anlage desselben aber hat ihn ganz besonders zur Aufnahme fremder Bildungselemente befähigt. Wie Goethe in der Naturforschung vom Blatt zum Baum, von den einfachen Formen zu immer höheren Einheiten, bis zu der höchsten, der Einheit des Lebens emporgestiegen ist: so scheinen auch hier immer weitere Perspectiven sich seinem Blick eröffnet zu haben, bis er am Ende seines arbeitvollen Lebens und gewissermaßen als letztes Ergebniß desselben mit dem Worte „Weltliteratur" die höchste Einheit bezeichnet:

Ein Sphärentanz, harmonisch im Getümmel —
Laßt alle Völker unter gleichem Himmel
Sich gleicher Habe wohlgemuth erfreun.

Das Haus in Weimar, in dem es heut so stille ist, das Haus am Frauenplan, unter den Bäumen, mit dem Brunnen gegenüber, der noch immer rieselt: es sah gegen Ende der zwanziger und am Anfang der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts ein Schauspiel, wie die Welt zuvor es niemals gesehen. Hier, umgeben von den Erinnerungen an die Vorangegangenen, an Karl August, an Schiller, an Herder, an Wieland, wohnte Goethe, und hierher wallfahrteten die Erlauchten aller Nationen — Engländer, Franzosen, Italiener. Hierher sandten ihm aus der Ferne Walter Scott, Lord Byron und Carlyle ihre Huldigungen und Manzoni seinen Dank. Hier lagen vor ihm ausgebreitet die Gypsmedaillons mit den Profilen von Victor Hugo, Alfred de Vigny und Prosper Mérimée, von Ballanche und Emile Deschamps, von Sainte-Beuve und Jules Janin; und „hier sah ich nun zu meiner Freude," sagt Eckermann (II, 133), „wie die jungen Dichter ihn als ihr geistiges Oberhaupt verehren und lieben." Auf den ersten Blättern des „Globe", neben dem Namen Shakespeare's ward der Name Goethe's genannt, „des alten Poeten von Weimar, welcher," — wie ein französischer Literarhistoriker sagt — „nachdem er Deutschland seine Literatur gegeben, von Weitem, wie ein glorreicher Richter, der Wiedergeburt der unsrigen beistand [1])." David d'Angers, derselbe, der die Büste Talma's für das Théâtre français und die Medaillons der französischen Classiker für das Odéon geschaffen hat, kam, um die Colossalbüste des deutschen Classikers zu modelliren, welche jetzt neben derjenigen Schiller's von Dannecker in der Bibliothek zu Weimar steht. Hierher endlich, im Namen des jungen Frankreich, kam Ampère, der Freund der Récamier und Chateaubriands; und nur mit Rührung trennt er sich wieder von Goethe. „Ich dachte daran, daß dieser gute und liebenswürdige Greis der größte lebende Dichter, daß er sehr alt, daß es vielleicht ein Lebewohl für Immer ist." Am Abend irrt Ampère noch im Park umher. „Das Fenster von Goethe's Zimmer war erleuchtet, er las und arbeitete noch. Ich war sehr froh, Weimar unter diesem Eindruck zu verlassen."

Von der Dichtergeneration, die damals jung war, lebt Niemand mehr in Deutschland und in Frankreich nur noch Einer. Aber wenig wird Victor Hugo vorausgesehen haben, als er den Feldzug der romantischen Schule gegen den Classicismus eröffnete und die Axt erhob mit dem Schlachtruf: „Jetons bas ce vieux plâtrage, qui masque la façade de l'art", daß die Natur, deren Recht

[1]) Demogeot, Histoire de la littérature française, 620.

er wieder geltend gemacht, zum Naturalismus, und das Häßliche, für welches er einen Platz gefordert in der Kunst, zu Nana führen würde. Doch auch bei uns machen sich Richtungen geltend, welche der idealen Auffassung der Kunst — und eine andere gibt es nicht — kaum weniger feindlich sind. Wo Goethe weltöstliche Rosen gepflückt, da scheint jetzt das öde Nirvana des Pessimismus zu liegen, welcher das blühende, vielgestaltige Leben wie mit einem grauen Flore bedeckt.

Verzweifeln wir darum nicht. Denken wir an den Alten von Weimar. „Das ist der große Nutzen," hat er gesagt, „der bei einer Weltliteratur herauskommt, daß wir jetzt, bei dem regen Verkehr zwischen Franzosen, Engländern und Deutschen, in den Fall kommen, uns einander zu corrigiren."

Die Literatur hat aufgehört, die Angelegenheit *eines* Volkes zu sein, sie ist die Angelegenheit *aller* Völker geworden. „Die eigentliche Universität unserer Tage ist eine Bücherssammlung," sagt Carlyle. „Bücher sind unsere Kirche. Die Literatur ist unser Parlament." Der Staat hat diese ihre internationale Stellung anerkannt, indem er die internationalen Verträge zum Schutze des geistigen Eigenthums mit anderen Staaten abschloß. Die moderne Menschheit, tausendfach zersplittert und zerstückt durch den Gegensatz nationaler Interessen, bedarf nun einmal des geistigen Bandes, welches fortbesteht, wenn die politischen Bande zerrissen sind, und welches, wenn diese wieder angeknüpft werden sollen, die Möglichkeit einer inneren Verständigung gewährt. In dieser corrigirenden, vermittelnden und versöhnenden Stellung erblicke ich die internationale Aufgabe der Literatur und wo könnte man von der Bedeutung derselben, aber auch von der mit ihr verbundenen Verantwortlichkeit mehr durchdrungen sein, als an dieser Stelle[1]), wo mir gestattet war, unter dem Schutze französischer Gastfreundschaft vor einer großen und glänzenden Versammlung meiner Landsleute von den Hoffnungen und Wünschen zu sprechen, welche wir in Deutschland in Bezug auf die Literatur hegen. Ich möchte die Literatur mit einem neutralen Lande vergleichen, in welchem, wie in Belgien oder der Schweiz, viele Sprachen gesprochen werden. Einst bot die Kirche solch' einen Boden des Ausgleichs; aber der Individualismus hat uns desselben beraubt. Der Traum einer Weltmonarchie, der politischen oder religiösen Einheit des Menschengeschlechts, ist ausgeträumt; aber das Bedürfniß der Einheit oder Wiedervereinigung ist geblieben. Wenn die Literatur ihre Aufgabe richtig erkennt, so macht sie sich zur Trägerin dieser Einheitsidee, und zu ihrer Bundesgenossin die Schule, in der die Kinder lesen lernen. Was ein Jeder im Herzen trägt und doch niemals auf Erden verwirklicht worden, das wird auch sie nicht erfüllen. Kriege kann sie nicht verhindern; aber sie kann den Frieden ernsthafter machen, indem sie dazu beiträgt, Achtung einzuflößen vor dem Fremden. „Lassen wir" — um mit dem zu schließen, der immer das letzte Wort haben sollte, wo Deutsche zu Deutschen reden, mit Goethe — „lassen wir also gesondert, was die Natur gesondert hat, verknüpfen aber Dasjenige, was in großen Fernen auseinandersteht, ohne den Charakter des Einzelnen zu verwischen, in Geist und Liebe."

[1]) Der obige Vortrag ward zu Paris am 7. April d. J. im Festsaale des Grand Hôtel, in einem Cyclus gehalten, welchen der dortige Deutsche Turnverein zum Besten des Pariser deutschen Hilfsvereins veranstaltet hatte.

Ada und Paoletto.

Eine vlämische Geschichte
von
Rosalie Loveling[1]).
Deutsch von **Lina Schneider.**

I.

Giuseppe Rosselli hieß er; aber im Dorf nannte man ihn nur Seppi den Glaser. Er war Anstreicher und Glaser, Schweizer von Geburt, aus dem District Giubiasco, im Canton Ticino, wohnte aber schon seit so vielen Jahren in Meerkerke, daß ihn Niemand mehr als einen Fremden behandelte.

Alle zwei oder drei Jahre ging er wieder in sein Vaterland; er wollte doch gerne sein Leben dort beschließen, sagte er, denn er betrachtete das Dörfchen, in dem er geboren, als seine wahre Heimath, und hoffte noch, einmal dort für immer bleiben zu können. Es gab Menschen, welche sagten, er sei verheirathet. Pietro Carmine, der sich als Glaser in Eckloo niedergelassen hatte, behauptete steif und fest, daß Giuseppe Weib und Kind daheim habe; er mache aber ein Geheimniß daraus, weil er wol wisse, daß ein verheiratheter Mann unter den jungen Leuten nicht viel Glück habe. Da Carmine jedoch als der größte Lügner in der Runde bekannt war, glaubte man nur halb, was er sagte.

Giuseppe war gesellig und gesprächig, nur wenn ihn Jemand über seine Schweizer Heimath fragte, stand er wenig Rede und Antwort, und schien lieber von etwas Anderem sprechen zu wollen. Er sagte, es sei dort wärmer, als hier, und man müsse sehr weit reisen, ehe man hinkomme, und die Menschen wären dort auch viel brauner als hier: aber damit wußte man doch nicht viel mehr als vorher. Fragte man ihn, ob er noch Verwandte habe, so war seine stehende Antwort: „Eigentlich sind sie sich jetzt alle todt, und sie sind sich auch wol noch am Leben!"

---

[1]) Rosalie Loveling, geboren 1834, gest. 4. Mai 1875. Ihre noch lebende Schwester Virginie, geb. 1836, wird gleichfalls als vlämische Dichterin hochgeschätzt.

Anm. der Uebers.

Er war von kleiner Statur, aber breitschulterig und kräftig. Sein Antlitz war braun, seine Augen funkelten, seine große Nase war scharf gebogen. Jetzt mochte er ein Vierziger sein. Er verdiente hübsches Geld, lebte wie ein guter Bürgersmann und wurde überall seines wackren Betragens und seiner Sanftmuth wegen geachtet und geliebt.

Sein Knecht Conciper war noch kleiner, noch brauner von Farbe, und hatte noch schwärzere Haare als er; seine buschigen Augenbrauen waren ganz zusammengewachsen. Beide Männer waren so ziemlich in gleichem Alter. Conciper war seines Gewerbes auch ein Glaser; aber gewöhnlich ging Giuseppe auf Arbeit in die Umgegend. Da trug er den großen Kasten mit einem großen Stück Stopffarbe auf dem Rücken, und das breite hölzerne Metermaß in der Hand; so zog er fröhlich und wohlgemuth über die Feldwege dahin. Conciger verrichtete die Hausarbeit und war Koch; er wusch den Salat, schnitt die Zwiebeln und buk das Brod. In seiner freien Zeit vergoldete er Spiegel- und Bilderrahmen, und strich Gypsfigürchen für die Bäuerinnen, die sie dann Sonntags bei ihm abholten.

Hatte Giuseppe weit zu gehen, so blieb er über Mittag vom Hause weg; dann gab ihm Conciper Butterbrod und geräucherte Wurst mit auf den Marsch, aber Giuseppe begegnete keinem Bettler, dem er nicht die Hälfte seines kargen Mittagsmahles gab; dabei brummte er immer leise vor sich hin: „Sappelment, sie hat sich noch mehr Hunger als ich!“ Auch wenn er einen schönen Apfel geschenkt bekommen hatte, blieb der gar nicht lange in seiner Tasche: wenn ihm ein Kind mit einer Möhre oder Rübe entgegengelaufen kam, schmunzelte Giuseppe, zog den Apfel hervor, und hielt ihn dem Kinde vor die Augen. Wie schnell hatte der kleine Schelm ihn in den Händen! Hatte Giuseppe zwei Aepfel bekommen, dann hob er einen für Conciper auf.

Es gibt Menschen, deren Herz Ranken treibt; sie klammern sich an Alles an, was um sie her ist. So ging es dem guten Schweizer, er liebte das Dorf, seine Arbeit, die gewohnten Wege; er liebte das alte Haus, in welchem er wohnte; aber vor allen Dingen liebte er Conciper, seinen treuen Gesellen und Landsmann, seinen besten Freund.

Wenn er Abends nach Hause kam, löste ihm dieser die Riemen seines Kastens, zog ihm die Schuhe aus, brachte ihm die Pantoffeln, und trug die Abendmahlzeit auf. Wie lustig saßen dann Beide vor der dampfenden Schüssel, dem reinen, groben Tischtuch und schwatzten in ihrem italienischen Dialekte! Sie waren wie die Schwalben. Es war im Häuschen gar so heimisch und gut; und höchst sonderbar, daß Giuseppe doch noch nach einer anderen Heimath sich sehnte.

Nach dem Essen lasen sie die Zeitung. Denn sie konnten vlämisch lesen; Giuseppe hielt sie zusammen mit seinem Nachbar, Meister Van Hecke. Jeder bezahlte die Hälfte des Quartals. Giuseppe bekam sie zuerst; den Tag darauf ließ Meister Van Hecke sie holen und durfte sie behalten.

II.

Das Haus, welches Giuseppe bewohnte, war eigentlich viel zu groß für ihn. Als er in's Dorf gekommen, war es das einzige gewesen, das leer gestanden hatte; und jetzt dachte er nicht mehr daran, auszuziehen, er schien festgewachsen zu sein.

Es war eine altmodische Wohnung; der Giebel lag nach der Straße zu, an der Mauer befand sich ein Wahrzeichen: Christus, wie er unter dem Kreuze zusammenbricht. Von der Rückseite des Hauses erhob sich ein hoher Schornstein, auf dem ein Sonnenzeiger zu sehen war. Das Gebäude stammte noch von der alten Abtei her, sagte man, und war zur Zeit, als die Klöster abgeschafft wurden, als Nationaleigenthum verkauft worden.

Der Laden war ein großer viereckiger Raum, mit einem Fenster zu beiden Seiten der Thür. Vor dem einen stand ein breiter Tisch, auf welchem das Glas geschnitten wurde; und auf dem Fensterbrett befanden sich einige Cactusstöcke, ein Oleander und ein Topf mit Hauswurz, von Conciper mit größter Sorgfalt gepflegt. Auf den hölzernen Gestellen der Wand sah man Farbentöpfe, Bürsten und Pinsel; auf der anderen Seite standen Kisten mit Glas, sowie Näpfe und andere Geräthschaften von weißem Holz, die für Krämer angestrichen werden mußten. Ueber der Thüre, die zu der Küche führte, hing ein altes, geschwärztes Oelbild; es stellte die heilige Cäcilia mit der Harfe dar, wie sie andächtig die Augen zum Himmel emporrichtet.

Die Küche war beinahe so groß, wie der Laden. Es stand ein riesengroßer Glasschrank darin, mit alten Schüsseln von glasirter Töpferarbeit, mit porzellanen Tellern und Tassen. An der Wand hing in einem schwarzen, vergoldeten Kasten eine alte Uhr von wunderlicher Form. Giuseppe hatte sie mit anderen Möbeln in einer Auction gekauft. Der viereckige Tisch hatte abgerundete Ecken und gedrehte Füße, die in einer Löwenklaue ausliefen.

Den Eingang zum Keller bildete eine Fallthür. Um auf den Speicher zu kommen, mußte man ebenfalls eine Thür in der Decke aufheben; das war wol gefährlich, aber die Leute waren daran gewöhnt.

III.

Meister Van Hecke war der Eigenthümer von Seppi's Häuschen. Es war ein steinalter Mann, der, wie man zu sagen pflegt, mit Nichts angefangen, und, als er sich verheirathete, mit Garn, Band, Wolle, Knöpfen und Nadeln hausiren gegangen war. Später hatte er sich einen Esel und einen Karren angeschafft, in welchem seine Waaren lagen: Stücke ungebleichter Leinwand, Flanell, Sacktücher, Futter, wollene Serge u. dergl. mehr. Darauf hatte er einen Laden eröffnet und war durch seinen Handel reich geworden. Jetzt lebte er schon mehrere Jahre von seinem Einkommen, hatte aber wenig in seiner Lebensweise verändert. Seine Frau war beinahe so alt, wie er. Sie bekamen niemals Besuch und wohnten sehr einsam. Ihr Haus war wie ein Grab. Eins der Küchenfenster hatte auch die Aussicht auf den Kirchhof. Das war gar traurig für die alte Frau Van Hecke, die immerfort an ihrer Näharbeit saß, — so viel sie nämlich mit ihren schwachen Augen noch daran thun konnte.

Seit einigen Wochen hatten sie ein kleines Mädchen zu sich in's Haus genommen; aus Barmherzigkeit, um den Eltern eine Erleichterung zu verschaffen. Es war die Tochter ihres Vetters, ein armes, taubstummes Kind von ungefähr zwölf Jahren. Der Vater war Seiler, und wohnte mit seiner Familie in Smoregem, ungefähr anderthalb Stunden von Meerkerke.

„Ach!" sagte Muhme Van Hecke zu Giuseppe; „es thut mir so gut, wenn ich die Kleine ansehe. Nun hat sie doch Lederschühchen anstatt der Klumpen (Holzschuhe), nun braucht sie doch kein Roggenbrot mehr zu essen, wie zu Hause. Wenn ich denke, daß sie nur zwei Hemdchen hatte, als sie hierher kam, und daß es ihr nun an Nichts fehlt!" — So sprach die alte Frau in ihrer kurzsichtigen Güte von ihren Wohlthaten.

Das junge Mädchen hieß Ada. Nur dieses einzige Wort konnte sie gut aussprechen, und wiederholte es von Zeit zu Zeit, wie die Vögelchen, die nur ein Gezwitscher kennen, das sie auch immer hören lassen. Sie sah auffallend ernst aus für ein Kind von ihrem Alter; ihre Gesichtszüge waren aber sehr fein und regelmäßig, ihr blondes Haar stahl sich in seidnen Löckchen unter der Mütze hervor. Sie langweilte sich entsetzlich bei ihrem alten Ohm und ihrer alten Tante, die sie wol lieb hatten, aber doch nicht daran dachten, daß ein Kind lernen und spielen müsse. Sie konnte nicht in die Schule gehen, weil sie stumm war, und ihre Tante war viel zu alt, um sie in einer Handarbeit unterweisen zu können.

Die anderen kleinen Mädchen wollten nicht mit ihr spielen, weil sie sie nicht verstanden, und weil sie nicht hörte. Dann saß Ada bei ihrer Tante am Kirchhofsfenster, und dachte an zu Hause, an ihre Puppe, die sie so lieb hatte, die bei ihr schlief, die sie aber nun einer jüngeren Schwester hatte geben müssen —, an ihre Brüderchen, die ihr das Seil schwenkten, wenn sie sprang; an Mutter, die den Brei rührte und an Feiertagen für Jedes ein Stückchen Butter auf den Teller legte.

Die arme Ada hatte die schrecklichste aller Kinderkrankheiten, das Heimweh. Ja einmal, wie sie es gar nicht mehr aushalten konnte, hatte sie sich weggeschlichen und war nach Hause gelaufen; aber wie ein Deserteur war sie wieder eingefangen und zurückgebracht worden.

Alle Abende machte sie das Zeichen des heiligen Kreuzes, faltete ihre Hände und kniete einen Augenblick nieder, ehe sie schlafen ging, weil Mutter es sie gelehrt hatte; sie wußte aber nicht, warum sie es that, noch welche Bedeutung es hatte.

IV.

Meister Van Hecke hatte keinen Garten; er hatte nur ein kleines Höfchen, dessen nie geschlossenes Pförtchen auf Seppi's, des Glasers, Gärtchen ging. Er besaß aber am Ende des Dorfes, wo die letzten Häuser standen, eine schöne Besitzung, die man das Baumgärtchen nannte; es war eigentlich ein großer, langer Baumgarten, mit einem breiten Wege in der Mitte und Kirsch- und Nußbäumen zu beiden Seiten desselben. Ein Theil des Grundstücks diente zum Gemüsegarten; am Ende des Weges hatte einst ein Häuschen gestanden, das lange unbewohnt gewesen, jetzt aber ganz verfallen war und in Trümmern

lag. Unter den Schulkindern herrschte der Glaube, es sei ein verwunschenes Häuschen, das Gewitter habe es vernichtet.

Der alte Van Hecke dachte nicht daran, es wieder aufzubauen; es war jetzt nur noch ein Haufen Steine, aus dem hier und da Nesseln, Schierling und Goldwurz hervorsproßten. Man sah noch die Schwelle, die als Ruhebank dienen konnte; auch ein Stück Mauer stand noch aufrecht, man sah die weißgetünchte, grünlich gewordene innere Wand; ein Theil des verräucherten Schornsteins, der nur halb eingestürzt war, ragte über Alles hervor. Rundum war der Tummelplatz von Eidechsen und Heuschrecken.

Ada mußte zuweilen Kaninchenfutter holen, und das that sie sehr gern. Da nahm sie ihr Seil mit und sprang, sprang den langen Weg auf und ab, bis sie müde war, und sich auf die Schwelle des verfallenen Häuschens setzte. Sie mußte allein spielen, denn die anderen Mädchen wollten für sie nicht schwenken und sie nicht mitspringen lassen.

Ach, wie gern hätte Ada mit den Schulkindern gespielt! Zuweilen schlich sie auf den Boden, wo ein Netz mit trockenen Nüssen hing, blickte sich erst furchtsam um, ob es auch Niemand sah, und füllte dann ihre Taschen.

Leider wird die Stimme des Gewissens von solch armem taubstummen Kind nicht deutlich gehört; kann doch Niemand sie dieselbe verstehen lehren! Sie wußte wol, daß man es ihr verbieten würde, wenn man gesehen hätte, was sie gethan; aber weiter dachte sie nicht. Triumphirend lief sie zu den anderen Kindern, theilte ihre Nüsse aus und durfte nun mitspringen. Aber das geschah nur selten: meistens wurde sie gemieden und mußte allein im Baumgärtchen sitzen. Was that sie dort in den lieben langen Lenzestagen? Sie quälte und neckte die Thiere; sie verfolgte mit einer Peitsche die Eidechsen und Heuschrecken oder suchte sich das Kräutlein Wolfsmilch, aus dem ein schöner weißer Saft fließt; das brennende Naß strich sie über ihr eigenes Gesicht und dann ging sie mit entzündeten Augenlidern und geschwollenen Lippen nach Hause. Und dann lachte sie noch über ihre Streiche. Sie war mitleidslos geworden, weil sie selber von den Kindern nur Bosheit erfahren hatte.

Alle Tage ging sie jetzt zu Giuseppe, um die Zeitung zu holen. Oft blieb sie lange bei Conciper stehn, wenn er die Figürchen bemalte: er gab ihr dann wol ein Stück Stopffarbe und zeigte ihr, wie man daraus Töpfchen und Pfännchen machen und an der Sonne trocknen lassen könne.

Conciper befand sich seit einigen Wochen allein im Haus; Giuseppe war in der Schweizerheimath.

V.

Diesmal kehrte Giuseppe nicht allein zurück; er brachte einen Knaben von zwölf oder vierzehn Jahren mit, Paoletto, den er sein Handwerk lehren müsse, wie er sagte. Der Junge sah ganz besonders frisch und gewandt aus. Sein schwarzes Haar war auf der Stirne kurz geschnitten, am Hinterkopf hing es aber bis in den Nacken herab; in seinen dunkelen Augen lag jener südliche Glanz, der wie ein Sonnenstrahl in die Welt lacht. Er trug den runden Hut, die kurze Weste und die schweren Schuhe der Bergkinder. Die anderen Jungen

lachten ihn aus, wenn er mit ihnen spielen wollte; denn keiner von ihnen konnte ja seine Sprache verstehen.

Er stand im Laden neben Conciper. Die kleine Ada kam, um die Zeitung zu holen und betrachtete ihn neugierig vom Kopfe bis zu den Füßen. Auch Paoletto sah sich das kleine Mädchen an und lachte. „Ada", sagte sie; denn das war ja Alles, was sie sagen konnte. Giuseppe wollte sie hereinnöthigen; sie aber machte ihm durch Zeichen begreiflich, daß sie in den Baumgarten gehen müsse, um Kaninchenfutter zu holen. Er brachte die Zeitung aus der Küche und sagte zu Paoletto, der hier auch keine Spielkameraden hatte: „Geh mit und hilf ihr den Korb tragen!" Paoletto faßte sie an der Hand und Beide gingen ab.

Ada zeigte ihm, was Kaninchenfutter und was Unkraut sei, und in sehr kurzer Zeit hatte der Knabe mit seinem Taschenmesser den halben Korb voll wilder Fliederblätter, Moos und Gras geschnitten und Ada, die an einer anderen Seite gesucht hatte, kam auch bald mit voller Schürze herbeigesprungen. Was war das für eine große Freude, so zu Zweien um die Wette zu arbeiten!

Als der Korb voll war, führte sie Paoletto nach dem verfallenen Häuslein und sie setzten sich nebeneinander auf der Schwelle nieder. Wie Schade, daß sie nicht zusammen sprechen konnten! Von Zeit zu Zeit sahen sie einander an und lachten. „Ada!" sagte das Mädchen zuweilen, „Ada!" Es schien für sie ein wahrer Genuß zu sein, den Klang dieses Wortes hören zu lassen; sie war stolz darauf, dem Knaben zu zeigen, daß sie sprechen konnte. Armes Vöglein, wiederholst du immer und immer dein Gezwitscher?

Es war Sommerzeit: die Kirschen waren reif; in einem Augenblick saß Paoletto auf einem Baume. Ada mußte die gepflückten Kirschen in ihrer Schürze auffangen; denn sie hatten sonst Nichts bei sich, um sie hineinzulegen.

Darauf setzten sie sich wieder auf die steinerne Schwelle und aßen sie zusammen auf. Dem kleinen Schweizerbuben machte es Freude, das hübsche, kleine Mädchen anzusehen: das frische Gesichtchen mit blondem Haar und blauen Augen war etwas ganz Neues für ihn. Er zeigte mit dem Finger auf seine Brust, dann auf sie, nahm ihre Hand und that, als ob er einen Ring an ihren Finger stecken wollte. O, sei vorsichtig, Paoletto! Ada, der man Nichts begreiflich machen kann, Ada versteht es gar gut, daß du ihr ein Heirathsversprechen gibst, sie wird es niemals wieder vergessen!

Er erzählte ihr durch Zeichen, wie sie das Häuschen zusammen wieder aufbauen und bewohnen wollten und die kleine Ada klaschte vor Freude in die Hände. Sie nahmen den Korb, Jedes an einem Henkel, gingen in's Dorf, und trugen das frische, duftende Grün in den Kaninchenstall von Meister van Hecke.

Seit jenem Tage holte Ada sehr oft Paoletto ab, um mit ihm in den Baumgarten zu gehen, und bald hatten beide Kinder eine Sprache erfunden, die ihnen allein angehörte; Alles, was sie wollten, konnten sie sich durch Zeichen mittheilen. Sie gingen wol auch einmal weiter, als bis in den Baumgarten, und kehrten dann mit einem riesigen Strauße blauer Kornblumen heim; der prangte dann Tage lang vor Seppi's, des Glasers, Fenster.

VI.

Die kleine Ada war nicht mehr so trübselig wie früher; seitdem sie einen Spielgefährten gefunden hatte, schien das junge Leben in sanfteren Strömen in ihren Adern zu pulsiren. Nie mehr kam ihr die Lust, Thiere zu suchen und zu quälen. Sie saß nicht mehr, wie in der ersten Zeit ihres Hierseins, mit hängendem Köpfchen am Küchenfenster, gleichgültig und bewegungslos, während die Muhme die Hausarbeit verrichtete. Sie war von allem Heimweh genesen und dachte beinahe nicht mehr an das Elternhaus. Wenn nun Ohm van Hecke beim Zeitungslesen, mit der Brille auf der Nase, in Schlaf gesunken war, und die alte Frau aufstand, um Kaffee zu malen, bedeutete das Mädchen sie, sitzen zu bleiben; sie holte selbst Hobelspähne und Torf, pumpte Wasser in den Kessel, stellte die Tassen an ihren Platz, setzte Butter und Brot auf den Tisch, kurz, benahm sich wie eine kleine Hausfrau. „Ist es schon vier Uhr?“ gähnte dann der erwachende Ohm und Tante sagte: „Ich weiß nicht, wie es kommt, Ada hat sich in einem einzigen Sommer ganz verändert; sie ist mir wirklich jetzt eine rechte Hilfe; sie wird so schnell und behende.“

Meister van Hecke bemerkte die Veränderung ebenfalls. Sie half ihm die trocknen Erbsen, die zur Saat aufbewahrt wurden, von dem dürren Stroh zu pflücken und reihte sie mit einer Stopfnadel und einem Zwirnsfaden an lange Rispen, die der alte Mann im Speicher aufhing.

Ach, Ada dachte bei Allem, was sie that, an das einsame, verfallene Häuschen, in dem sie später mit Paoletto wohnen würde! Paoletto war für sie das Morgenroth, das Alles erhellte und Alles zum Leben erweckte.

Es war September geworden. Die Meerkerker Kirmeß war gekommen; die Buden standen auf dem kleinen Dorfanger, mit ihren grauleinenen Kappen und ihren weiß und roth karrirten Vorhängen, mit ihren Bergen von Mandeln, Pfefferkuchen, Lambertsnüssen und Karamellen.

Die Morgensonne schien herrlich; die Kinder kamen schon früh zur Besichtigung der Leckereien und des herrlichen Spielzeugs. Ada stand vor einem Haufen bleierner Kreuzlein, Ringe, Leuchterchen und Soldaten. Plötzlich sah sie Paoletto neben sich und ihr ernstes Gesichtchen klärte sich sogleich auf. Er holte seinen Geldbeutel aus der Tasche und machte ihr ein Zeichen, sich Etwas zu wählen: er wolle ihr ein Kirmeßgeschenk geben. Ada bedachte sich einen Augenblick, dann suchte sie einen kleinen bleiernen Ring und gab ihn Paoletto, der ihn bezahlte und ihn, um zu sehen, ob er auch passe, an ihren Finger steckte. Für den Schweizerknaben war das vielleicht ein Kinderspiel; für das stumme Mädchen war es die Erneuerung des Gelübdes, das er ihr einst im verwunschenen Garten gethan. Sie lief nach Hause; sie zeigte Ohm und Tante ihr Geschenk und die alten Leute verwunderten sich höchlich über die Ausgelassenheit des Kindes wegen einer solchen Kleinigkeit.

VII.

Paoletto war ganz und gar eingewöhnt. Sein fremder Anzug war zerrissen und verwachsen und nun wurde er wie die anderen Kinder gekleidet; freilich fielen seine fremden Züge und Geberden Jedermann auf. Alle fragten, woher Paoletto stamme und wer er sei. Ja, wer war Paoletto? Giuseppe

sagte es nicht und Niemand wagte danach zu fragen. Sprach man mit Conciper darüber, so zuckte er die Achseln und sagte, er wisse es nicht, hätte übrigens Giuseppe in seinem Vaterland gar nicht gekannt und wäre nicht wieder in der Schweiz gewesen, seit er in Flandern ansässig sei.

Obwol sehr zurückhaltend, wenn man mit ihnen von ihrem Lande sprach, waren doch die drei Schweizer durchaus nicht menschenscheu. Sie waren Mitglieder der verschiedensten Gesellschaften: der Bogenschützen von St. Sebastian, des Musikvereins St. Cäcilia u. s. w. Conciper spielte Clarinette und Paoletto blies die Flöte, Giuseppe, der keine Note Musik kannte, war dennoch actives Mitglied: er war Fahnenträger, und das ganze Dorf stimmte darin überein, daß Niemandem dies Amt so gut stehe, wie ihm. Paoletto war Feuer und Flamme, völlig verschieden von den vlämischen jungen Burschen. Wenn er nach Abwesenheit von einigen Stunden wieder nach Haus zurückkehrte, und Giuseppe im Sonntagsanzug an der Thür stehen sah, lief er auf ihn zu, machte einen Sprung, schlang die Arme um seinen Hals, die Beine um seine Hüften, und konnte, während sich Giuseppe lachend von ihm losmachte, nur immer rufen: „O Beppo, Beppo!" als ob er damit hätte sagen wollen: „Das Leben ist doch Nichts als Glück und Freude!"

Sie schienen alle Drei unzertrennlich zu sein, schliefen sogar in derselben Kammer. Diese war gerade so groß, wie die übrigen Räume des Hauses; zwei Stufen führten zu ihr hinauf; sie war sehr niedrig, mit rothen Steinen gepflastert, hatte nur ein Fenster, dessen grünliche Scheiben in Blei eingefaßt waren, es sah aus wie ein Kirchenfenster. Man sagte auch, es sei die Kapelle der Patres gewesen. Zuweilen geschah es, daß alle Drei noch lange nach Schlafengehen schwätzten und lachten, als ob der Schlaf sie ganz vergessen hätte. Für Paoletto war ihre Lebensweise indeß durchaus nicht günstig, wenigstens nicht für sein Erlernen der vlämischen Sprache, wie Giuseppe ganz richtig bemerkte: er kam beinahe mit Niemand zusammen, als mit ihnen Beiden, und dann sprachen sie italienisch, oder mit Ada, die gar nicht sprach.

Conciper schlug vor, den Burschen den ganzen Winter in die Schule zu schicken und ihn erst im nächsten Frühjahr in die Lehre zu nehmen. Sein Vorschlag wurde gebilligt und ausgeführt.

VIII.

Wenn ihn der Schulmeister fragte, wie er heiße, antwortete der Knabe stets: „Paoletto Gaettani". Bei der Volkszählung hatte man ihn als „Paolo Rosselli" in's Register eingetragen.

Der kleine Schweizer kam nun natürlich in Berührung mit anderen Knaben seines Alters und fing an, ihre Sprache zu sprechen und ihre Spiele zu lernen. Sie warfen sich mit Schneeballen und machten unter lautem Halloh und Jauchzen einen Schneemann. Die kleine Ada harrte dann voll Sehnsucht ihres ausbleibenden Spielgefährten, manchmal wol gar vergebens. Denn Paoletto hatte Schlittschuhe laufen gelernt und blieb lieber mit den Jungen auf dem Eise, anstatt mit dem stummen Mädchen zu spielen. Wie verlangte Ada nach dem Lenz, wenn er wieder aus der Schule daheim bleiben konnte! Aber als der Frühling kam,

mußte er anfangen, sein Handwerk zu lernen und mit Giuseppe ausgehen; deshalb kam er nur selten nach dem Baumgärtchen.

Nun war es mitten im Sommer; ein heißer, trockner Sommer ohne Regen und ohne erfrischende Nächte. Ein furchtbares Unwetter zog herauf, ein Hagelschlag vernichtete Alles. Giuseppe wurde in das Schloß von Meerkerke, oder vielmehr von Mere, wie man in der Abkürzung sagte, entboten, um nachzusehen, was für Schaden der Sturm in den Treibhäusern angerichtet habe. Er kam in seiner weiten Hose und seinem kurzen Wamms, mit dem Kasten auf dem Rücken. Der Baron von Mere erwartete ihn am eisernen Gitter und führte ihn herum. Dieser Baron war ein alter Junggesell von etwa fünfzig Jahren, der sich aus Liebhaberei auf den Landbau und die Blumenzucht verlegt hatte und jetzt hübsches Geld damit gewann. Er hatte vor ein paar Jahren einen Musterlandsitz errichten lassen, der viel von sich reden machte. Der Herr Baron war sehr herablassend, sprach mit Jedem, glaubte an seine Untergebenen jede unbescheidene Frage richten zu dürfen, die ihm nur in den Sinn kam, und hatte die Gewohnheit, alle Bauern bei ihren Vornamen zu rufen.

„Warum ist Euer kleiner Junge nicht mitgekommen?" fragte er; denn er hatte auch von Paoletto sprechen hören.

Giuseppe sagte, daß er ihm noch Nichts helfen könne, und daß er zu Hause bei Conciper anstreichen lernen müsse.

„Ich wundere mich, daß Ihr nicht heirathet," sagte der Baron; „Ihr seid doch auch Keiner der Jüngsten mehr, und es wird Zeit, daß Ihr Euch nach einer Frau umseht, wenn Ihr in Euren alten Tagen gut versorgt und nicht ganz verlassen sein wollt."

Giuseppe hätte ihm nun freilich ganz dasselbe sagen können; er that es aber nicht. „Signore Baron, ich bin Sie sich ein Mann, der niemals wird heirathen!" antwortete er.

„Und warum nicht, wenn Ihr nicht schon verheirathet seid?" sprach der Baron mit schelmischem Lächeln.

„Signore Baron, ich soll Sie sich hier doch nicht bleiben, ich soll Sie sich doch wieder nach meinem Vaterland gehen," sagte er.

„Aber was zieht Euch so besonders dahin?" fragte der Baron. „Ihr seid schon so viele Jahre aus Eurer Heimath fort und müßt hier ganz eingewöhnt sein."

„Sie ist sie sich doch der Geburtsort!" sagte Giuseppe, und stampfte mit aller Kraft, wie bestätigend, auf den Boden.

Der Baron lachte. Er konnte es auch nicht herausbekommen, ob Giuseppe verheirathet und ob Paoletto sein Kind sei oder nicht.

Der Herr von Mere schien ganz besonders aufgeräumt zu sein, trotz des Schadens, den der Sturm angerichtet hatte. Er erzählte dem Glaser eine große Neuigkeit: am selbigen Morgen hatte er seine Ernennung zum Ritter des Leopoldsordens erhalten. Das war der Wunsch seines Lebens gewesen; es war sein Wille, daß man ihm zu Ehren ein großes Fest veranstalte.

„Sappelment, Sappelment! Signore Baron, sie soll sich ein famos schön Fest sein!" sagte der Schweizer.

IX.

Man hatte alle Hände voll zu thun mit dem Bekränzen des kleinen Dorfes Meerkerke. Heute sollte der Baron festlich eingeholt werden. Auch das kleinste Häuschen war mit der dreifarbigen Fahne geschmückt. Alles lief durcheinander, Zimmerleute mit Leitern auf dem Rücken, Männer und Weiber mit grünen Zweigen und Latten und ganzen Stücken Zeug zu Wimpeln und Flaggen. Manche hatten sogar Tapezierer aus der Stadt kommen lassen; denn die Sache wurde mit allem Ernste betrieben. Herr von Mere hatte für den schönsten Häuserschmuck einen Preis ausgesetzt: zwölf silberne Löffel und Gabeln. Und nun wollte es Einer dem Anderen zuvorthun, daß es eine Lust war, zuzusehen.

Man fürchtete, nicht fertig zu werden; um fünf Uhr mußte der Zug vorbei ziehen, und Alle hatten noch so viel zu thun, Jeder trieb seine Umgebung zur Eile an. Giuseppe saß auf einer hohen Leiter an seinem Giebel, den er reichlich mit Eibischzweigen und Epheu bekränzte. Conciper lief mit Hammer und Nägeln hin und her, Ada und Paoletto trugen Körbe voll Grün herbei.

Man kam mit der unnöthigen Angst davon; um fünf Uhr war Alles fertig und auf seinem Posten. Das Dörfchen glich einem Luftgarten, Alle standen mit übereinandergeschlagenen Armen und schauten das eigene und des Nachbars Haus an. Jetzt war das freilich Alles noch Nichts; am Abend aber, wenn die Illumination anfing, da sollte es noch besser kommen!

Jetzt erklang die Musik. Das war das Zeichen, daß der Zug in der Nähe sei; denn alle Vereine hatten den Baron von seinem Schloß abgeholt, um ihn in's Dorf und bis an das Gemeindehaus zu begleiten. Das kleinste Mädchen aus der Schule, in festliches Weiß gekleidet, mit blauer Schärpe, mußte ihm einen großen Strauß kostbarer Blumen überreichen, der Gemeinderath gab ihm ein Banket und Abends sollte er mit Bürgermeister und Schöffen die Illumination bewundern. Er hatte dem Gesangverein St. Cäcilia bei dieser Gelegenheit eine neue Fahne geschenkt von rothem Sammt mit goldenen Franzen und ebensolcher Stickerei. Wie stolz trug Giuseppe das kostbare Prunkstück am ledernen Riemen! Langsam rückte er vorwärts, Schritt für Schritt, mit ernstem Gesicht geradeaus schauend beim feierlichen Einzuge.

Bei Einbruch der Dunkelheit zündete man die Lichtchen an. Meister van Hecke strebte nicht mit danach, den Preis zu gewinnen, er hatte nur ein paar Kerzen an die oberen Fenster gestellt; aber bei Giuseppe lief man in großer Aufregung mit Lichtern, Lampen und Laternen umher, die überall zwischen dem Grün angebracht werden sollten. Conciper, Ada und Paoletto hingen sie an Haken um die Fenster und unten um die Thür. Giuseppe mußte die obersten befestigen; er kletterte wie eine Katze an den Figuren von Stein in die Höhe, die an beiden Seiten den Giebel einrahmten.

In seinem Bodenfenster prangte ein Transparent mit einem Hoch auf den „Signore Baron" und in seine Laterne hatte er mattes Glas gesetzt, das so geschliffen war, daß es ein feuriges Kreuz bildete, wenn Licht dahinter gestellt wurde; aber sein Musterstück, an dem er am Längsten gearbeitet und das ihm am Meisten Mühe gemacht hatte, war ein zweites Transparent, welches das ganze

unteren Fenster einnahm und worauf in großen gemalten Buchstaben einige von ihm selbst verfaßte Verse standen.

Niemand hätte in all' dem Grün, den farbigen Lichtern und prächtigen Herrlichkeiten den alten Gurdel wieder erkannt! Alle klatschten vor Verwunderung in die Hände als sie das Haus sahen, ganze Haufen standen vor seinem Fenster, und Seppi lachte und betrachtete ebenfalls sein Werk von der Mitte der Straße aus, und rieb sich die Hände und sagte: „Experiment, sie ist sich nicht häßlich!"

Die Straßen sahen aus wie zur Kirmeßzeit. Alles mußte in der Nähe betrachtet werden, und Ada und Paolitta gingen Hand in Hand wie früher. Wie klopfte das Herz des kleinen Mädchens beim Anschauen von all' der Herrlichkeit, und zumal an der Seite ihres Spielgefährten, dessen blinkendes Ringlein sie an ihrem Finger trug! Es war der schönste Abend ihres ganzen Lebens, ihres kurzen, jungen Lebens.

Den anderen Tag wußte man im ganzen Dorfe, daß Seppi den Preis für die schönste Illumination gewonnen habe, und Alle waren damit einverstanden, daß er ihn auch verdiene. Das war ein Jubel und ein Fest in seinem Hause.

X

Paolitta und Ada waren seine Kinder nicht. Ada war ein großes Mädchen geworden, viel zu hoch aufgeschossen für ihr Alter, und „Sie ist für doch so blaß!" sagte Mutter Lena. Ada's Wangen waren blaß, weil sie Paolitta nicht mehr sah. Die Jahre waren vorbei, in denen Knaben und Mädchen zusammen spielen und es selbst Leute für nicht recht ansehen, wenn sie als Kind für ihn gelebt hatte, war mit ihr gewachsen, für sie gab es kein anderes Glück, als den zu sehen und recht seine Frau zu werden.

Paolitta war für einen Knaben größer als Seppi und ein tüchtiger Arbeiter. Er trug jetzt auch der Mutter Korn zu sammen aufgingen. Oft blieb Seppi zu Hause und Paolitta, [illegible] an seiner Statt. Jammerte Lena der Jahre, so sprach Seppi von Paolitta, daß sie brauchbar mit kostbarem Leben dem zu einem Mädchen am Herdfeuer zu, und dann war sie wieder einen Tag lang glücklich. Aber einmal vergaß es es auch und sah nicht zu ihr [illegible] und dann verfiel sie in ihre gewohnte Lethargie und dumpfe, verzweifelte Gedanken brannten sich wieder auf ihrem armen Angesicht.

Das beklagenswerthe Kind litt [illegible] das Schrecklichste ihres Schicksals. Ein Tag war es, wurde sie des heranwachsenden Mädchens, niemals bewußt. Ada hätte sie [illegible] darum geben können, sprechen zu können. Aber dann kam wieder ein heftiger Schmerz über sie, daß es ja doch mit ihr verbunden sei und dann betete sie das heiligste Vaterunser um ihren mageren Körper. Sie hatte ihr ja einst versprochen, sie solle seine Frau werden. Ach sie hatte daß es ihr Versprechen nicht halten würde, es gab nicht Augenblicke, in denen sie es nicht lächerlich fand, den schönen Paolitta an sich, an das arme unglückliche Geschöpf zu binden. Ihre ganze Eigenschaften wurden auf's Neue in ihr erregt, was böse in ihr war, trieb wieder Blasen in ihrem Gemüthe. Jammerte Paolitta sie einmal

wie Haß gegen ihn, einen Durst nach Rache sogar, von dem sie sich nicht Rechenschaft geben konnte. Sie wünschte dann, daß er in sein Vaterland zurückkehren und nie mehr wiederkommen möchte; dann brauchte sie wenigstens nicht zu sehen, wie er eine Andere zum Altare führte.

Zuweilen ging sie zu dem verwunschenen Häuschen, an dessen Schwelle er ihr versprochen hatte, es einst für sie aufzubauen und ein Heim für sie Beide daraus zu machen. Dann streckte sie die Hände zu Gott empor, als ob sie seine Rache erflehte. Sie wollte Paoletto verachten, verwünschen, vergessen — sie konnte es nicht. Hätte sie es vermocht, sie wäre weniger zu beklagen gewesen. Vor einem einzigen Lächeln auf seinen Lippen erstarb ihre Wuth; ging er aber an ihrem Hause vorbei, ohne sie zu bemerken, dann legte sie sich Abends still zu Bett und weinte — weinte, weil Paoletto sie nicht angesehen hatte und weil sie nicht sprechen konnte.

XI.

Paoletto war zwanzig Jahre alt und noch nie wieder in seiner Schweizer Heimath gewesen, seit er in Meerkerke wohnte. Endlich aber unternahm er die große Reise. Er wolle sich eine Frau holen, sagte er zu seinen Kameraden; die aber meinten, er scherze nur, und glaubten es ihm nicht. Giuseppe sagte, er werde ihm seine ganze Einrichtung überlassen und seinen längst gehegten Wunsch erfüllen, in sein Vaterland zurückzukehren.

Paoletto mußte es doch wol ernst gemeint haben; denn er schrieb einen Brief nach dem anderen an Giuseppe, und Conciper erzählte Allen, die es nur wissen wollten, daß er Hochzeit mache. Eines Tages erhielt der Verein St. Cäcilia Nachricht, welchen Abend Paoletto mit seiner jungen Frau ankommen werde. Nach alter Gewohnheit versammelten sich die Mitglieder und bereiteten sich vor, ihm zwischen zehn und elf Uhr ein Ständchen zu bringen. Die Nachricht von diesem Ereigniß verbreitete sich bald im ganzen Dorfe, lustig tummelte sich das Volk vor dem Hause Seppi's, des Glasers.

Die arme Ada war auch unter der Menge, sie war krank und hustete. Paoletto stand in der offenen Thür mit Angiolina, seiner jungen Frau, und konnte sich nicht enthalten, lustig den Tact zu der Musik zu schlagen. Die Blüthe der Gesundheit lag auf den Wangen der Schweizerin, Glück und Lebensluft funkelten in ihren Augen.

Ada sah die Gluth und die Schatten, und den Rauch der Fackeln um den großen Giebel ziehen. Die Musik hörte sie nicht; nur wenn man auf die große Trommel schlug, fühlte sie ein Zittern bis in die Fußspitzen. „Ada!" wimmerte sie zuweilen leise, und ihre Brust hob sich schwer und stöhnend. Es klang wie Todesröcheln. Ihre Hände waren krampfhaft ineinander geschlungen; starr blickte sie auf Angiolina.

Als man das dritte Stück spielte, glitt sie still in das Haus. Sie nahm eine Hand voll Schwefelhölzer und schlich wieder zur Hinterthür hinaus. Ihre Füße wankten; ihr Wille hielt sie aufrecht. Leise trat sie durch das offene Pförtchen in Giuseppe's Hofraum; sie ging in den Stall, wo der Schleifstein und die Treppenleiter standen und wo die Hobelspäne und Kohlen lagen. Sie

steckte ihre Schwefelhölzer in Brand, ihre Augen traten starr aus den Höhlen heraus, ihre Mundwinkel zogen sich krampfhaft zusammen, mit bebender Hand schob sie die Schwefelhölzer unter die Hobelspäne, die schnell in lichterlohen Flammen aufgingen. Sie fühlte die Wohlthat der Rache — Paoletto's Haus durch sie verwüstet, er und seine junge Frau obdachlos in die Welt gestoßen durch sie, deren ganze Hoffnung auf Lebensglück vernichtet war! Das taubstumme Mädchen kannte nicht den Unterschied zwischen gut und böse; sie verstand ihre Missethat selbst nicht.

Ein Schreckensruf stieg aus der Menge auf: „Feuer!" rief man, „Feuer!" denn Rauch und Flamme umspielten schon den Giebel. Ada stand wieder unter dem Haufen und sagte mit großer Kraftanstrengung: „Ada!" und wies auf ihre Brust und zeigte, daß sie es gethan habe. „Ada!" keuchte sie athemlos und es war, als ob sie bei all' dem Schrecken Lust hätte zu tanzen. Niemand gab Acht auf sie, man hatte alle Hände voll zu thun beim Löschen; Jeder half, soviel er konnte. Glücklicherweise war dicht hinter Giuseppe's Haus ein Wassergraben, der unter dem Volke der Paterswall hieß.

Es dauerte lange, ehe man der Flammen Meister wurde; aber endlich glückte es doch, das alte Haus zu retten. Der Stall war ganz niedergebrannt; Keiner der Anwesenden dachte aber an Brandstiftung. Conciper machte sich Vorwürfe, an der Feuersbrunst Schuld zu sein; er gestand, daß er wenige Augenblicke vor dem Ausbrechen des Feuers mit der Pfeife im Stall gewesen sei, um Hobelspäne zu holen. Meister van Hecke und seine Frau waren von dem Vorgefallenen so sehr erschreckt und hatten so große Sorge für ihr eignes Haus gehabt, daß sie Ada's Abwesenheit gar nicht bemerkten. Vielleicht dachten sie auch, das taube Mädchen habe Nichts von dem Lärm gehört und liege ruhig im Bett.

Als sie sie am andern Morgen wecken wollten, fanden sie sie nicht. Wie erschraken die alten Leute! Hatten sie das arme Mädchen gestern Abend ausgesperrt? Was war mit ihr geschehen? „Sie wird vor Angst nach Hause gelaufen sein", sagte Meister van Hecke endlich, um seine eigne Unruhe zu stillen und um seiner Frau etwas Muth einzusprechen. Sie schickte einen Boten nach Smoregem, um zu erfragen, ob Ada bei ihren Eltern sei. Auch im Dorf wurde überall nach der Vermißten gesucht.

XII.

Ja, Ada war bei ihren Eltern; sie war mitten in der Nacht angekommen und hatte sie aufgeweckt. Wie ein Gespenst war sie an ihrem Kammerfenster erschienen, sie hatte an allen Gliedern gebebt, ihre Augen hatten weit offen gestanden, und mit bebenden Lippen hatte sie immer nur „Ada, Ada!" wiederholt, dabei auf ihre Brust gewiesen und den Eltern durch Zeichen zu verstehen gegeben, daß es im Dorfe brenne.

Sie hatten inniges Mitleiden mit ihr. „Sie muß in einer wahren Todesangst fortgelaufen sein!" sagte ihre Mutter, und der Vater nahm sich vor, gleich nach Tagesanbruch nach Meerkerke zu gehen, um zu sehen, was es dort gegeben habe. Ada war so müde und abgemattet und erschöpft, daß sie in Ohnmacht fiel, sobald man sie auf einen Stuhl niedergesetzt hatte. Ihre Mutter holte

Essig und wusch ihr die Schläfe und die Stirn. Sie verweigerte Nahrung zu sich zu nehmen; auch einen warmen Trunk, den man ihr anbot, wies sie von sich. Ihre Eltern sahen wol, daß sie sehr krank sei; die Mutter glaubte, Ruhe würde ihr gut thun, weil ihre Nerven so erschüttert waren. Sie half ihr beim Ausziehen und brachte sie zu Bett. Sorgfältig deckte sie ihr krankes Kind zu und stellte ein Nachtlicht auf das Tischchen am Kopfende des Bettes.

Ada fiel bald in einen sanften Schlaf; ihr Athem wurde ruhiger und regelmäßiger. Ihre Mutter setzte sich neben das Bette auf einen Stuhl; sie wagte nicht, den Doctor aus dem Schlaf zu wecken, wünschte aber sehnlich, es möchte Tag werden, um ihn rufen zu können. Als das Mädchen so still geworden war, wehrte auch die Mutter dem Schlafe nicht mehr und nickte ein. Es war schon Tag, als der Eintritt des Vaters sie erweckte. Schnell öffnete sie die Fensterläden, das Tageslicht fluthete in's Kämmerchen und zeigte ihnen ihr Kind. Erschreckt stieß sie einen Angstschrei aus, der Vater desgleichen; auch er hatte die schreckliche Wirklichkeit erkannt.

Ada lag unbeweglich und steif und starr; Ada war todt!

Das Jammergeschrei der Eltern rief die Kinder herbei; sie wußten noch gar nicht, was geschehen war. Vater und Mutter weinten und schluchzten und waren wie von Sinnen. Sie machten einander Vorwürfe, sie verklagten sich selbst, daß sie Ada vom Hause weggegeben hatten, sie beschuldigten sich, die Ursache ihres Todes zu sein. Der Vater raufte sich das Haar, und die Mutter fiel weinend auf die Knie, als wollte sie ihr Kind um Verzeihung bitten für Alles, was sie an ihr gesündigt.

Die Menschen aus dem Volk geben sich ihrer Freude und ihrem Schmerze laut hin. Auch that es den armen Eltern gut, in ihren Thränen und ihrem Kummer Erleichterung ihres Schmerzes zu suchen.

Ada lag regungslos inmitten all dieses Herzeleides, Paoletto's bleiernes Ringlein am Finger, mit ihrer verschmähten Liebe, ihrem verschwiegenen Leid und ihrem gebrochenen Herzen.

XIII.

Jetzt mußte es sich doch herausstellen, wer Paoletto sei; der Trauschein mußte es ja zeigen. Paoletto war das Kind einer jüngeren unverheiratheten Schwester Giuseppe's. Sie war früh gestorben, und es war geglückt, den Knaben zu verbergen. Er wurde bei einem fernen Verwandten, der Gaettani hieß, mit den Kindern des Hauses erzogen, bis er groß genug war, um mit Giuseppe in die Fremde reisen zu können. Er nannte seine Pflegeeltern *Vater* und *Mutter*, und glaubte lange Zeit, er trage ihren Namen. Doch frühe genug kam die Wahrheit an's Licht und er verheirathete sich mit Gaettani's jüngstem Töchterchen, Angiolina, der Spielgenossin seiner Kinderjahre.

Giuseppe verließ Flandern; was er aber so lange gewünscht hatte, schien ihn jetzt gar nicht sehr zu erfreuen. Er fühlte den Zug eines doppelten Vaterlandes; er hätte gehen und bleiben mögen. Hier hatte er seine Frühlingsjahre in emsiger Arbeit zugebracht; hier hatte er friedliche Tage verlebt; jetzt sollte er sich von Allem, was er geliebt hatte, losreißen: von seinen alten Bekannten, von allen Gegenständen, die ihn umgaben und — von Conciper!

In Giubiasca war er geboren, und Alles dort erinnerte ihn an die Spiele seiner Kindheit. Dort lebte noch sein alter Vater und seine alte Mutter, denen er Alles geopfert hatte. Ihretwegen hatte er früh sein Vaterland verlassen, um sich in fremden Ländern zu mühen und abzuarbeiten. Um ihretwillen hatte er niemals an's Heirathen denken können; denn sie waren sehr arm und er war ihr einziger Versorger. Und nun wollte er mit seiner Rückkehr ihrem Alter Licht und Freude bringen und sie nie mehr verlassen.

Allen Menschen im Dorfe that es leid, daß Giuseppe fortzog, und mancher Freund kam noch im letzten Augenblicke vor der Abreise, um ihm die Hand zu drücken. Der alte Meister van Hecke sagte mit bebender Stimme: „Seppi, wir sehen einander zum letzten Male!" Paoletto nahm ihm das Versprechen ab, in zwei Jahren zurückzukehren; er konnte doch nicht Lebewohl auf ewig sagen. Er versprach es: „Sappelment! sie soll sich es auch thun!" sagte er.

Er wollte es gern seinen Freunden aussprechen, wie tief ihn ihre Herzlichkeit rührte und wie leid es ihm thäte, sie verlassen zu müssen; aber er fand keine Worte. Er drückte ihnen die Hand, sagte immer wieder „Auf Wiedersehen!" und „Lebewohl!" Aber er ging doch keinen Schritt vorwärts, er stand wie im Boden festgewurzelt und schämte sich der Thränen, die ihm in die Augen kamen; er hielt sie mit Anstrengung aller Kräfte zurück.

Jetzt stand er vor seinem Knechte und reichte ihm beide Hände; der hielt sie fest und schüttelte sie immer und immer wieder. Sie sahen einander an: „Conciper, Sappelment, Conciper!" sagte er.

Conciper konnte noch nicht einmal so viel hervorbringen. Thränen hingen an seinen Wimpern und rollten über seine Wangen; Mancher der Anwesenden zog sein Taschentuch heraus, und Giuseppe konnte sich auch nicht mehr halten. Er hatte gehofft, ruhig und wie ein Mann, ohne zu heftige Erschütterung, vom Dorfe Abschied nehmen zu können; jetzt aber fühlte er, daß er sich für stärker gehalten hatte, als er war.

„Sappelment, es ist sich Conciper, der an Allem schuld ist!" sagte er, trocknete seine Thränen und stieg in den Wagen.

Conciper hörte ihn fortrollen, er sah, wie Giuseppe noch einmal zurückwinkte, ehe man um die Ecke bog — aber dann überließ er sich auch rückhaltlos seinem Schmerze und weinte laut auf, wie ein Kind.

Paoletto und Angiolina wohnen noch in dem alten Hause und sind sehr glücklich. Selten denkt er noch an den Baumgarten und das verwunschene Häuschen; das stumme Mädchen, mit dem er als Knabe gespielt, ist für ihn nur eine Erinnerung aus seinen Kinderjahren, wie viele andere auch.

Er arbeitet auch wol einmal in Smoregem und geht über den schmalen Kirchhoffteg neben ihrem Grabe; aber er denkt gar nicht daran, daß hier Ada schläft, obgleich er so dicht an ihrer Schlummerstätte vorbeigeht.

Literarische Rundschau.

Neuere Novellen und Romane.

Quisisana. Novelle von Friedrich Spielhagen. Leipzig, L. Staackmann. 1880.

„Quisisana" lautet der Name eines Gasthauses auf Capri, dessen herrliche Lage Spielhagen schon in seinen Reiseskizzen „Von Neapel bis Syracus" begeistert gepriesen hat. „Qui si sana! Das klingt so tröstlich, so verheißend: Hier gesundet man!" Im Begriffe, nach Italien und nach diesem köstlichen Orte aufzubrechen, wird Bertram, der Held der neuen Erzählung, ein Fünfzigjähriger, dessen Herz einen „bösen Klappenfehler" hat und der eben aus schwerer Krankheit genesen will, in die Liebe zu Erna, der Tochter seines nächsten Freundes, verstrickt, in eine Leidenschaft, welche von jener, wie es scheint, voll erwidert wird. Spät erst stellt sich heraus, daß Erna, in der Pause gleichsam eines früheren, durch Irrungen getrübten Liebesverhältnisses mit dem jungen Officier Kurt, sich und den Helden getäuscht hat; in edler Entsagung vereinigt dieser selbst die Getrennten und sucht in den unruhigen Kämpfen der Politik Vergessen und Gesunden. Aber nur Schein war der hohe Schwung, den sein Geist von Neuem nahm. Ein Brief aus Quisisana, der das reinste Glück der nun Vermählten athmet, gibt dem innerlich Gebrochenen den letzten Stoß: in derselben Nacht noch, in der er jenes Schreiben gelesen, verstummt sein edles Herz auf immer.

Mit großer Kunst hat Spielhagen es verstanden, seinen Helden vollkommen in den Mittelpunkt des Interesses zu stellen, indem er alle Personen um ihn gruppirte und von ihm aus ihre Beleuchtung empfangen ließ. Da ist beispielsweise eine Fürstin Volinzow, die den Kurt geliebt hat, wie Bertram seine Erna, und die opfermuthig, gleich jenem, ihrer Liebe entsagt und die für einander Bestimmten vereinigen hilft. Aber welchen Kontrast zwischen ihr, der Geistreichen, Beweglichen, die nach den ergreifendsten Vorgängen, als wäre Nichts geschehen, vor der Welt erscheinen kann, die sicher weiß, daß sie gesunden wird, ob sie gleich krank ist, todtkrank — und dem in seinem innersten Sein Erschütterten, der bereit ist, einzutreten in Reih und Glied, zu kämpfen, so lange die Kraft reicht — aber der es fühlt und ahnt, daß nur nach Tagen noch sein Dasein zählt und daß er nimmer und nimmer gesunden kann. Und wie auf die Figur des Helden durch den Gegensatz zu jener Fürstin ein eigenthümlicher Reflex fällt, so geschieht es auch durch die Contrastirung Bertrams mit dem Obersten, dessen thatkräftiger Egoismus, dessen brutale Energie sich alles das leichtlich erwirbt, was dem Helden sich entzieht; oder durch die Kontrastirung mit dem treuen Diener Konski, dem wackeren, lustigen Gesellen, der über den Verlust seiner Christine gar bald bei Aurora sich tröstet und in seiner munteren Leichtlebigkeit Nichts empfindet von all den Kämpfen des geliebten Herrn.

Aber freilich, ein Bedenken — das wichtigste, das uns gegenüber diesem Werk von vollendeter Technik aufsteigt — können wir nicht unterdrücken. Alle

diese Entgegensetzungen tragen nur noch dazu bei, Bertram, wie so manche andere Helden Spielhagen'scher Dichtungen, auf eine unnahbare Höhe zu stellen, welche an die Realität des Charakters nur schwer glauben läßt. Nicht nur im Besitze aller kleineren Vorzüge muß Bertram sich finden — er versteht selbst geläufig Italienisch, wie uns etwas mühsam beigebracht wird — sondern auch Charaktereigenschaften und Fähigkeiten soll er in sich vereinigen, die mit einander, so scheint es, nur schwer sich vereinigen lassen. Er ist Dichter, er ist Gelehrter, er ist Politiker; in allen Lagen des Lebens findet er spielend sich zurecht, in allen bewährt er sich gleichmäßig als edel, thatkräftig und bedeutend. Er ist der Mann, der Alles überragt, vor dem ein Jeder, der Hohe wie der Geringe, der Jüngling wie der Greis am Stabe, sich in neidloser Bewunderung beugt. Wir haben uns in der That gefreut, wenigstens einen schwarzen Punkt, sei er auch noch so winzig, an diesem sonst wolkenlosen Horizont zu entdecken: Bertram, der einem Pistolenduell entgegengeht, weiß nicht, wie man eine Pistole abdrückt, er ist seinem Gegner nicht ebenbürtig. Um so bemerkenswerther dies, als andere Helden Spielhagen's, wie beispielsweise Oswald Stein, gerade wegen ihres vortrefflichen Pistolenschießens berühmt — oder berüchtigt — sind.

Und wunderbar: gerade derjenige Charakter, dessen Realität wir anfechten — Bertram selbst nimmt innerhalb der Novelle Gelegenheit, über das leere Idealisiren der Romandichter sich auszusprechen, und so treffend sich auszusprechen, daß wir uns nicht entschlagen können, die Stelle herzusetzen: „Um den Beifall der Menge buhlend, wie ihr Metier es zu erfordern scheint, accommodiren sich die Dichter nur zu leicht dem Geschmack der Menge, die bekanntlich wie ein Kind nach dem Bunten, Glänzenden gierig greift. Wie sollten sie also nicht die Heldin als unvergleichlich schön, den Helden als unbändig tapfer schildern und im Uebrigen alle Ehrenqualitäten auf die gebenedeiten Häupter häufen! Ob die eine Qualität etwa die andre mehr oder weniger ausschließt, ob sie nicht an und für sich alles Maß des erfahrungsmäßig Möglichen überschreitet — ei nun, man wird ja nicht so genau zusehen! und wenn es einer thut, so ist er eben ein Pedant."

Mit Recht rühmt man an Spielhagen, daß bei ihm Theorie und Praxis stets auf das Genauste einander decken: wir wünschen aufrichtig im Interesse des verehrten Dichters, daß es ihm gelingen möge, in Zukunft auch in dem von uns hervorgehobenen Punkte das Geforderte mit dem Geleisteten in sichere Uebereinstimmung zu bringen.

Die Böhminger. Roman von Heinrich Laube. 3 Bände. Stuttgart und Leipzig, Eduard Hallberger. 1880.

Die Böhminger sind Nachkommen Jakob Böhme's, des philosophischen Schusters von Görlitz. Eine von diesem herrührende Familienstiftung, als geheimnißvolle Machtquelle angesehen, zieht sich durch das ganze Werk, um schließlich zu „verduften". Die Erzählung zerfällt in eine kurze Vorgeschichte und die eigentliche Geschichte. Jene spielt im Jahre 1741, diese zur Zeit des Hambacher Festes (27. Mai 1832). Die in jener auftretenden Personen sind die Ahnen der an dieser betheiligten Familien, Feindschaften, welche 1741 entstanden, sind 1832 noch wirksam. Die Vorgeschichte, die etwas jäh abbricht, bietet reizende idyllische Züge, bürgerliches Kleinleben im beschränktesten Kreise mit liebevoller Hand geschildert; ausführliche, aber feine Malerei. Die eigentliche Geschichte bewegt sich energisch und bunt vorwärts; ein breiter Pinsel ist nicht wählerisch, grelle Effecte in großer Zahl rasch auf die Leinwand zu werfen. Vielfacher Wechsel des Schauplatzes: Görlitz mit Umgebung, Heidelberg, Baden-Baden, Straßburg, München, Berlin. Der Held, Saul Böhminger, soll Theologe werden, entwickelt sich aber zum liberalen Schriftsteller. Er ist mit einer Verwandten verlobt, läßt sich aber in die Netze einer schönen Jüdin ziehen, woraus für ihn moralische Verpflichtungen erwachsen. Die Jüdin wird in

Straßburg wegen Kindesmordes angeklagt; Schwurgericht; ihre Unschuld kommt zu Tage; Saul ist ritterlich-heroisch für sie eingetreten; sie hat die Gefälligkeit, gleich nach der Verhandlung zu sterben und dadurch für Saul den Weg zu seiner Verlobten wieder frei zu geben; Saul erschießt den Ankläger im Duell; wird in Preußen als Demagog gefangen gesetzt, durch Protection befreit und mit seiner Braut vereinigt. Um ihn gruppiren sich: ein Vater, der vermißt wurde, viele Jahre in Sibirien zubrachte und unerwartet zurückkommt; eine frömmelnde Mutter; ein schurkischer pietistischer Kriegsrath, der Hauptintrigant der Geschichte, der sich als Dieb erweist und in Amerika jämmerlich endet; ein russischer Spion; deutsche Demagogen, die sich von dem Spion in Sold nehmen lassen; ein vornehmer Carbonaro; verschiedene hohe Beamte, hohe Geistliche; ein paar arme Teufel in Nebenrollen; ein vor Liebe wahnsinniger Mönch, der in München das Hauptquartier der Clericalen anzündet; ein verunglückter Candidat, der mit seinem Pintsch als Bettelmönch wichtige Missionen ausführt; ein Wildschütz ꝛc. Zuletzt in Berlin die Fürstin Pückler („Luckner"), Varnhagen, Rahel, Alexander von Humboldt, König Friedrich Wilhelm III. Der Verfasser läßt es an Bewegung, Abwechselung, Spannung nicht fehlen. Die politischen Verhältnisse werden dargestellt, wie man wol zu jener Zeit in liberalen Kreisen sich das Weltgetriebe dachte: Deutschland von einem Netze der verschiedenartigsten Intriguen überspinnen; alle möglichen in- und auswärtigen Mächte für die deutsche Revolution interessirt, halb zuwartend, halb fördernd; geheimnißvolle Persönlichkeiten, in deren Händen einige Fäden zusammenlaufen und welche daraufhin gelegentlich andere ebenfalls Mächtige, aber minder Mächtige, in Schrecken setzen und nach ihrem Willen lenken. Das Ganze für den Roman sehr geeignet, aber kein Abbild der wirklichen Welt, mit der es auch sonst nicht eben genau genommen wird: Bd. III. S. 211 gibt es — ganz richtig — noch keine Eisenbahn zwischen Berlin und Potsdam; aber Bd. III. S. 191 kann man aus Berlin mit der Eisenbahn nach der Schweiz entfliehen! Im Jahre 1832!

Das goldene Kalb. Roman in drei Bänden. Von Rudolph von Gottschall. 1880. Breslau. Ed. Trewendt.

Es gibt Romane, welchen man vom Standpunkte der rein ästhetischen Kritik nicht gerecht werden kann, weil die Absichten des Dichters zum Theil außerhalb des Künstlerischen liegen. Es ist oft angezweifelt worden, ob dem Autor das Recht zugestanden werden könne, innerhalb eines Romans ganz bestimmte polemische Zwecke zu verfolgen. Dieser Zweifel erledigt sich wol am Besten durch einen Blick auf die Geschichte des Romans. Je reicher und mannigfaltiger sich das moderne Leben entwickelte, desto mehr Elemente hatte auch „das moderne Epos" in sich aufzunehmen, desto häufiger wurde es dazu benutzt, verzerrte, ungesunde Strebungen in dem Spiegel satirischer Darstellung wiederzugeben. Rudolph v. Gottschall, dessen „Im Banne des schwarzen Adlers" rein künstlerische Ziele verfolgt, benützte in dem vorliegenden Werk die Form des Romans für eine thatkräftige Strafschrift gegen den modernen Zeitgeist. Jeder Dichter der Gegenwart, welcher noch die Berechtigung einer idealeren Weltansicht anerkennt und vertritt — und Gottschall ist ein solcher — verdient den Dank aller Gutdenkenden. Die Selbstsucht und der Pessimismus sind heute endemische Krankheiten geworden und herrschen in fast allen Kreisen der Gesellschaft, unten, wo der Kampf um's Dasein am Wildesten tobt, im Handel und Wandel, oben bei den „auserwählten Zehntausend" und leider selbst bei vielen Derjenigen, welche das Salz der Nation bilden und eigentlich bestimmt sind, in Wissenschaft und Kunst die Ideale unseres Daseins hochzuhalten. „Das goldene Kalb" ist eine Gottheit, welche sich nicht mit symbolischen Libationen begnügt, sondern Menschenopfer fordert; Charakter und Ueberzeugung, Recht und Wahrheit werden ihr hingegeben, um damit Genuß und Glanz, den täuschenden Schein des Glückes zu erkaufen. Man fühlt in allen Theilen des Romans, welche die Irrthümer und

Laster der Zeit und deren Vertreter behandeln, die leidenschaftliche Erregung und die Absicht des Autors klar heraus. Diese Gesellschaft ist sehr bunt und trotz der absichtlichen Uebertreibung im Kerne so wahr, daß man für jede Type ein Original aus der eigenen Lebenserfahrung unterschieben kann, für den Parlamentarier, welcher die Selbstsucht unter schönen Phrasen versteckt, für den Theaterkritiker, welcher die Stellung seinem frechen Gassenjungenwitz verdankt, für die Aristokraten, die den unbefleckten Wappenschild durch Theilnahme an unehrenhaften Gründungen entwürdigen, für den Emporkömmling, dessen größtes Capital seine Habsucht ist. Mit Schärfe und Geist ist das Treiben in gewissen Kreisen des Schauspielerstandes, die Verkommenheit unserer Bühnenverhältnisse, der Einfluß der socialistischen Agitation, die Hohlheit und Falschheit des gesellschaftlichen Lebens gezeichnet. Ganz besonders interessant ist Sintenis, der einstige Erzieher des edlen Helden; er gehört jener Reihe von Charakteren an, welche von den Dichtern des Sturmes und Dranges angedeutet, von den Romantikern (Lovell) weiter ausgeführt, durch das junge Deutschland in typischer Art ausgeprägt worden sind, wie Cäsar in Gutzkow's „Wally", und entsprechende Gestalten im „Jungen Europa" Laube's. Von Natur hochbegabt, voll Geist, aber zerfressen von Genußsucht und von einem dämonischen Pessimismus, welcher alle Schaffensfreude und Thatkraft verzehrt, ist Sintenis — leider! — ein echt moderner Mensch, ohne sittliches Bewußtsein, ohne einen Funken jenes belebenden Idealismus, welcher allein den Mann im Getriebe des gegenwärtigen Lebens aufrecht zu erhalten vermag. — In ihm, wie in allen ernsten Gestalten des Romans, hat Gottschall nur die dichterische Kraft walten lassen, ohne die poetische Wirkung durch satirische Streiche zu beeinträchtigen, wenn auch die Farben manchmal zu glühend aufgetragen sind. Bei diesem Roman geht zum Schluß die Lehre hervor: Rettung aus den Wirren der Zeit kann nur bringen die selbstlose Arbeit aller Stände, die Beherrschung der niedrigen Triebe, das Streben, sich „als dienendes Glied dem Ganzen" anzuschließen.

Die Form ist stets des Autors würdig, nur in einzelnen Zügen könnte man weniger Schärfe wünschen, wie in der Zeichnung des Schwindlers Marpinger, welcher immer, sogar auf einem Ball, mit Sporen an den Stiefeln erscheint.

Die Botschafterin. Roman von Friedrich Uhl. 2 Bde. Berlin, Gebrüder Paetel. 1880.

Friedrich Uhl gehört seit Langem zu den tonangebenden Theaterkritikern in Wien; er führt in der „Wiener Abendpost" das Referat über das Burgtheater und in fachlicher wie in formeller Hinsicht genießen seine Urtheile eines ausgezeichneten Rufes. Diese Thatsache ist vorweg zu betonen, um zu seinem neuesten Roman die richtige Stellung nicht zu verfehlen, denn derselbe hängt in seinem Hauptvorzug und in seiner Schwäche mit der dramaturgischen Uebung des Autors zusammen. König Ladislaus IV. von Polen, der bei dem französischen Hofe um die Hand der Prinzessin Marie von Nevers-Gonzaga geworben, dann aber aus politischen Gründen sich mit der Erzherzogin Renate von Oesterreich vermählt hat, ist nach acht Jahren Wittwer geworden und kommt auf seine alte Neigung zurück. Er sendet eine Botschaft nach Paris, Prinzessin Marie nimmt seine erneute Werbung an, wird ihm per procuram angetraut und reist in Begleitung der ihr als außerordentliche Botschafterin beigegebenen Marschallin v. Guebriant nach Warschau. Aber während dieser Fahrt, welche fünf Monate, von November 1645 bis zum März 1646 währt, ist König Ladislaus anderen Sinnes geworden, weil ein französischer Edelmann, der sich von der Prinzessin Marie beleidigt glaubt, dieselbe bei ihm verleumdet und ihre Liebschaften mit dem Herzog Gaston von Orleans und Cinqmars ihm denuncirt hat. Der König hat überdies in der Zwischenzeit ein Fischermädchen, Namens Marina, kennen gelernt, welches sein Herz mit Liebe erfüllte. Als die Königin in Warschau ankommt, wird sie von ihrem Gemahl in beleidigender Weise empfangen; Ladislaus

zieht sich unter dem Vorwande einer Erkrankung völlig von ihr zurück und will die Ehe für ungültig erklären lassen. Nun hat die „Botschafterin" — dieses Unicum in der Geschichte der Diplomatie — ihre Mission zu erfüllen und sie thut es mit vollem Erfolge; sie stellt fest, daß jener französische Edelmann sich im Irrthum über die Königin befunden, sie behandelt den König, den sie für sich eingenommen, mit vollendeter Ueberlegenheit und zwingt ihn, den Vorwand der Erkrankung fahren zu lassen, sie führt endlich auch das schöne Fischermädchen Demjenigen, den es wirklich liebt, einem Hofmanne in die Arme. So ebnet sie das Terrain, um die Wiederannäherung zwischen Ladislaus und Marie zu ermöglichen. Wie sie diese sehr complicirte Arbeit verrichtet, darin liegt das dramatische Moment des Romans. Man glaubt nicht Alles, denn bisweilen läßt sich der König von ihr mehr bieten, als nach aller Wahrscheinlichkeit zulässig ist; aber Uhl hat offenbar die Scene vor Augen gehabt, indem er dieses Intriguenspiel entwarf, und es mag sein, daß dasselbe unter dem Lampenlichte weniger unglaubhaft erscheinen würde, als in dem Buche, das den Spielraum der Illusion verengert. Der Vorzug wird auf diese Weise zum Fehler, und nur die große Kunst, mit der Uhl den Dialog führt, hebt den Leser über das Dilemma hinweg. Daneben erfreut man sich aber von Herzen an den trefflichen Schilderungen der Zeit und des Locals, denen eingehende Studien zu Grunde liegen, an gelungenen Episoden, wohldurchdachten Charakteristiken und an dem resoluten Fortgange der Handlung. Uhl stützt sich auf französische Memoiren, denen er die Anregung zu seinem Roman entnommen hat; er waltet aber völlig frei mit dem Stoffe und seine Erzählung verhält sich zu ihrer Quelle wie ein Strom, der stolze Schiffe auf seinem Rücken trägt, zu der Wasserritze am Bergeshang, welcher er entsprungen. Auch sonst schon hat der geistreiche Mann eine feine Hand bekundet, wenn es sich darum handelte, ernste Cultur- und Kunststudien dichterisch zu verwerthen; aber zu jener Freiheit, kraft welcher das schöpferische und das reflectirende Element so auseinandergehalten oder vielmehr so überwunden werden, daß keines durch das andere geschädigt wird, ist er erst in seiner „Botschafterin" vorgedrungen. Die Erzählung leidet nicht unter den Zuthaten. Wir freuen uns, dies ganz besonders hervorheben zu können, denn im Allgemeinen wird mehr als billig gegen die epischen Ansprüche des Romans gesündigt. Uhl's „Botschafterin" ist sehr unterhaltend, ohne zu verleugnen, daß sie einem höchst gebildeten Schriftsteller ihr Dasein verdankt.

Kunst und Kunstgeschichte.

Die Gründung und die Ziele des schlesischen Museums der bildenden Künste. Einladungsschrift des Curatoriums. Breslau, 1880.

Mit einer sachgemäß und gutgeschriebenen, auf prachtvollem Papier gedruckten Schrift zeigt das Curatorium die Eröffnung der schlesischen Sammlungen an und gibt Rechenschaft über die langjährige Thätigkeit, der die Entstehung des Institutes zu verdanken ist. Wir empfangen in sorgfältig durchgeführtem Stiche eine Generalansicht des schönen Gebäudes, das, soweit die beigegebenen Grundrisse beurtheilen lassen, seinem Zwecke wol entsprechen wird. Sehr interessant ist, zu sehen, wie der Bau des Museums aus einem bloßen Wunsche erst zu einer Möglichkeit, allmälig zu einem anerkannten Bedürfnisse und schließlich zu einer Nothwendigkeit wurde. In dieser scheinbar kahlen Berichterstattung liegt Stoff für manchen Gedanken.

Das Museum ist hervorgegangen aus der Initiative des höheren Beamten- und Bürgerstandes. Die Provinzialstände haben dann in glän[illegible] Weise ihre Mit-

wirkung eintreten lassen. Das zum Besuch einladende Curatorium repräsentirt in seinen acht Mitgliedern alle Stände, die Repräsentation würde noch vollständiger sein, wenn nicht eines der thätigsten Mitglieder, ein Redacteur, kurz vor Abschluß ausgeschieden wäre. Es ist Nichts darüber gesagt, wie die Confessionen sich dazu stellen, und in wieweit man sich officiell Seitens der Katholiken am Zustandekommen des Institutes betheiligt hat. Dieser Gesichtspunkt ist deshalb von einem gewissen Interesse, weil das Centrum des preußischen Landtages Kunstangelegenheiten gegenüber in sehr bestimmter (und leider oft ganz unbegreiflicher) Weise Stellung zu nehmen pflegt.

Die Geschichte des Breslauer Museums zeigt, in welchem Maße im Laufe dieses Jahrhunderts der künstlerische Sinn in der Provinz zugenommen hat. Von den Jahren 1815 bis 1837 blieb es bei vereinzelten Wünschen. Jetzt richten ein Medicinalrath und ein Historienmaler die erste Denkschrift an das Ministerium in Berlin. 1839 werden Vorschläge in dieser Richtung vom Breslauer Magistrat und Stadtverordneten in Betracht gezogen, „fanden aber keine weitere Förderung". In den Jahren 1864 und 1865 bringt ein Professor die Gründung einer Kunstakademie mehrfach zur Sprache, „aber ohne Erfolg". 1866 erst thut es einen Ruck, die Schlesische Zeitung nimmt sich in einem Leitartikel der Sache energisch an und dieser Artikel „zündet". Das neue Museum soll ihmzufolge ein Sieges- und Friedensdenkmal werden. Ein Comité bildet sich, an dessen Spitze ein Medicinalrath und ein Regierungsrath eifrig wirken und es kommt ein festes Programm mit Beschlag von 300,000 Thalern zu Stande. Es folgt eine „Allgemeine Versammlung". Eine Deputation geht nach Berlin, bestehend aus einem Geheimen Medicinalrath, dem Rector der Universität, dem Gymnasialdirector, dem Oberbürgermeister, dem Stadtverordnetenvorsteher, zwei Professoren der Universität und zwei Stadträthen. Sie wird huldvoll aufgenommen und empfängt Zusagen, allein es „lagert" sich trotzdem wieder „Stille" über das Unternehmen, welche die kräftigen Artikel der Schlesischen Zeitung allein zeitweise unterbrechen. Dem Verfasser dieser Artikel gelingt es, entscheidende Aeußerungen aus Berlin zu bewirken. Es erfolgen Danksagungen dahin zurück, aber trotzdem „ruhen die Dinge nun abermals wieder gänzlich", bis sie im Frühling 1867 ein neueintretender Oberpräsident mit „Energie und rastloser Thätigkeit" zu Ende bringt. Es handelt sich jetzt um den Nachweis der eigentlichen Bedürfnißfrage. Dieser wird nach Berlin gegeben, aber der Provinziallandtag bleibt noch zu gewinnen. Hierfür bedarf es neuer Anstrengungen. Abermals muß die Presse den Kampf vorbereiten. Ein Oberpräsidialrath beginnt mit einer Reihe von Feuilletonartikeln in der Schlesischen Zeitung, welche im September 1869, kurz vor Eröffnung des Provinziallandtages, als „Appell an die schlesischen Provinzialstände" zusammengefaßt, in Form eines Buches erscheinen. An die Provinzialstände ergeht zugleich vom Oberpräsidenten nun ein förmlicher Antrag, welcher günstigen Erfolg hat.

Jetzt Versammlung aller Derer, welche 1866 und 1869 sich als erste Deputation constituirt hatten. Ein Geheimer Medicinalrath führt den Vorsitz, ein Geheimrath (und General-Landschaftssyndicus) hält die erste Ansprache und jener eifrige Journalist der Schlesischen Zeitung (ein Oberstlieutenant a. D.) ist Schriftführer. Ein Comité von 33 Mitgliedern wird gewählt, darin Räthe und Geheimeräthe jeder Art, Professoren, Präsidenten, Doctoren, städtische hohe und höchste Beamte, Musikdirectoren, Generalvicare, Banquiers, Redacteure, Brauereibesitzer, Maler und Particuliers, auch zwei Grafen. Es beginnt die praktische Arbeit: die Beschaffung der Mittel, die Wahl des Bauplatzes, die Concurrenz ꝛc. Vom Jahre 1871 ab dauert diese immer noch höchst wechselvolle Thätigkeit, welche 1880 endlich zur Eröffnung des Museums führte. Aufgebracht waren durch Sammlungen bis 1874 etwa 90,000 Thaler. Die Communallandstände der Lausitz bewilligen 8000 Thaler. Die Landesvertretung in Berlin 120,000 Thaler. 1875 begann der Bau. 1876 bewilligt der Provinziallandtag einen jährlichen Zuschuß von 90,000 Mark.

Diese Skizze zeigt, wie verschiedenartiger Kräfte es bei uns bedarf, um einen

gemeinnützigen Gedanken der wirklichen Ausführung entgegenzuleiten. Sie zeigt im gegebenen Falle aber auch auf das Deutlichste, wo im heutigen Staatsleben die eigentliche treibende Kraft auch für das zu suchen sei, was als gut und schön eine gute Zeit lang in der Luft schwebt, bis eine Hand sich ausstreckt, auf der es festen Fuß fassen kann. Schließlich hat man den Eindruck, daß, wenn nicht ein sehr energischer Oberpräsident die Angelegenheit in die Hand genommen, ein ehmaliger Oberstlieutenant nicht die nöthigen Leitartikel und ein Oberpräsidialrath nicht das entscheidende Feuilleton geschrieben hätten, die Taube vielleicht heute noch nicht zum Sitzen gekommen wäre. Wer jemals selber ähnliche Dinge mitbetrieben hat, wird diese Vorgeschichte des Breslauer Museums mit vielfachen eigenen Erinnerungen lesen. Eine geistig durchaus vorbereitete Unternehmung, deren Schönheit und Nothwendigkeit oder, um es anders zu wiederholen, deren ästhetische und wirthschaftliche Wichtigkeit Jedermann anerkennt, die überall fördernder Beihilfe und, wie es scheint, von keiner Seite Opposition erfährt, weder grundsätzliche noch aus persönlicher Kleinlichkeit etwa hervorgehende, bedarf trotzdem immer wieder des kräftigsten Anstoßes, damit sich nicht „Stille über sie lagere", und selbst als die Sache bereits sehr weit vorgeschritten ist, braucht es solcher Anstöße immer noch. Das Entscheidende geht ohne Zweifel von der Regierung aus. Wir betonen dies, weil sich dieser Gang der Dinge bei anderen Gelegenheiten wahrscheinlich wiederholen wird und der seltsame Mangel an Initiative, der dem Deutschen, der kein Beamter ist, immer noch innewohnt, hier recht hervortritt.

Vergleichen wir ganz in der Kürze damit die Entstehungsgeschichte des im vorigen Jahre in Bern eröffneten städtischen Museums.

Anfang der fünfziger Jahre beginnt der frühere Präsident des Cantonalkunstvereins für den Bau zu „sammeln" und bringt 78,000 Francs zusammen. Darauf „sammelt" die Künstlergesellschaft und schafft 12,000 Francs. 1871 schenkt die Staatsbehörde den Bauplatz, welcher später zum Besten des Baues verkauft wird, worauf die Bürgergemeinde Bern einen andern Platz für 100,000 Francs kauft und schenkt. Darauf vermacht ein Architekt — seien ausnahmsweise hier Namen genannt: Gottlieb Hebler — dem Bau 350,000 Francs, während der Hauptmann Albrecht von Forrer per Testament weitere 200,000 Francs in Aussicht stellt. 1879 ward das Gebäude aufgethan, und zur Feier derselben ebenfalls eine prachtvoll gedruckte Festschrift veröffentlicht, mit einer Reihe von wissenschaftlichen Beiträgen, welche die Bernerische Kunstgeschichte illustriren. Von Anfang an lauter Privatpersonen, sowol die, welche die Unternehmung planen, als die, welche sie weiterführen und zum Abschlusse bringen. Keine Deputationen an die Regierung, kein Appell an die Landesvertretung (weder an die allgemein schweizerische, noch an die des Canton Bern), und am Ende doch auch ein Museum von opulenter Architektur. Man wird sagen, ohne die beiden Legate würde der Bau zu Bern nicht möglich gewesen sein und auf dergleichen lasse sich nicht rechnen. Darauf aber ließe sich erwiedern mit einem Hinweis auf die Museen anderer schweizerischer Städte und überhaupt auf die städtischen monumentalen Bauten der Schweiz, bei denen solche Zuwendungen von Privaten fast als sichere Posten zu betrachten waren. Das Museum zu Winterthur hat der dortige Kaufmann Imhof, der Vater des Numismatikers, ganz aus eigenen Mitteln gebaut. Nur einer einzigen Thatsache im Sinne der Berner Museumsgeschichte begegnen wir in der Breslauer: 1839 setzt der Stadtverordnetenvorsteher, Kaufmann Klocke dem Museumsbau 100 Thaler aus, welche 1872 nebst Zinsen dem Comité zugestellt werden. Wir wissen freilich nicht, bis zu welchem Belange in den für das schlesische Museum gesammelten rund 90,000 Thalern Gelder ähnlichen Ursprunges enthalten sind. (In den drei Monaten nach Veröffentlichung des Aufrufes vom Jahre 1872 wurden 66,000 Thaler gezeichnet.)

Das Berner und das schlesische Museum sind keineswegs die beiden einzigen hervorragenden Bauten dieser Art, welche letzter Zeit aufgeführt wurden. In Frankfurt ist das aus der Stiftung eines Bürgers erwachsene städtische Museum neu er-

richtet worden, in Cassel ist ein von der Provinz gebautes prachtvolles Museum entstanden. In Hannover ist das neue Museum gleichfalls eröffnet. In Münster sammelt man, für Halle ist wenigstens der Prospect vorhanden, in Schwerin und in Oldenburg (wo viel geschieht) baut man. Es wäre sehr dankenswerth, wenn über die intimere Entstehungsgeschichte dieser Unternehmungen seiner Zeit berichtet würde wie über die des schlesischen Museums. Wir sind aber gerade auf die des Bernerschen Museums im Detail eingegangen, weil es mit dem schlesischen das gemein hat, daß es an einer Stelle errichtet worden ist, wo man eine gewisse civilisatorische Wirkung von ihm erwartet. Der Schluß der Breslauer Einladungsschrift spricht das offen aus. „Die Pflege der bildenden Künste ist in Schlesien vorläufig eine künstliche," heißt es da, „auf dem guten Boden wird der junge Baum aber schon feste Wurzeln schlagen, und aus natürlicher, innerer Kraft seine eigenartigen Wurzeln treiben, als schlesische Kunst." Schlesien ist nicht reich, aber auch nicht arm an Denkmälern künstlerischer Arbeit aus früheren Jahrhunderten. Die Freiheitskriege scheinen in dieser Beziehung fast allen Culturboden auch in dieser Provinz fortgeschwemmt zu haben, wie sie es überall in Preußen gethan. Die künstlerische Gesinnung verschwand. Man vergleiche den bis in die Einzelnheiten sich erstreckenden soliden künstlerischen Luxus, mit welchem unter Friedrich dem Großen öffentliche Gebäude bei uns errichtet wurden, mit der in unserem Jahrhundert maßgebenden äußersten Sparsamkeit. Man vergleiche das Neue Palais bei Potsdam mit den in diesem Jahrhundert gebauten Schlössern. Immer hatte man im vorigen Jahrhundert das Bewußtsein, in gewissem Sinne Monumente zu errichten, bei denen die Bedürfnißfrage künstlerischer Großartigkeit sich unterordnete. Große, prachtvolle Räume, breite Treppen, reiches Holzwerk, echte Vergoldungen, Schmuck von Statuen und Deckengemälden. Heute erst beginnen wir wieder, uns zu solchen Gesichtspunkten zu erheben, und das Gefühl, daß ein Theil des inneren Gehaltes von der äußeren Erscheinung getragen werde, beginnt neu einzudringen. Etwas, wie eine Erwartung dieser Art, ist offenbar der Antrieb gewesen für die Erbauung des schlesischen Museums in monumentaler Form.

Noch seltsamer gestaltet sich dieser Gegensatz von Vergangenheit und Gegenwart in Bern. Bern trägt ein so entschieden künstlerisches Gepräge, daß der Gedanke fast lächerlich erscheint, es sei die Gesinnung, der diese reizende und für das Nationalgefühl heute noch so äußerst wichtige äußere Hülle der Stadt entsprang, deren heutigen Bewohnern im Großen und Ganzen völlig abhanden gekommen. Und doch ist dem so. Bei der Einweihung gestand es der Festredner, Professor Trächsel, rundweg ein. Mit dem Einsturz der alten Berner Staatsform, in den Zeiten der französischen Revolution, verlor sich das künstlerische Interesse und Verständniß so völlig, daß, wie in Details nachgewiesen wurde, ungeheuere Schätze künstlerisch geformten alten Hausrathes, an dem durch Jahrhunderte hindurch gesammelt worden war, verschleudert wurden. Die letzten Reste werden jetzt mühsam wieder zusammengesucht. Der nationale Werth, der in ihnen liegt, erkannt. Der gewaltige Schaden wird eingesehen, der der Bürgerschaft aus dem Verschwinden des soliden früheren, gleichsam in den Familien sich forterbenden Geschmackes erwachsen ist, einfach in Geld abgeschätzt, und dessen Wiedergewinn ebenso einfach auf runde Summen berechnet, welche dem Lande und seiner Industrie dadurch neu zufließen würden. In Bern wie in Breslau ertheilt man in Gedanken den Museen eine Mission, auf die man ganz solide Hoffnungen setzt.

Hieraus schon ergibt sich, daß mit dem bloßen Bau, der Ausstattung und der Einsetzung einiger Beamten die Sache nicht zu Ende sei. Man hat weiterreichende Zwecke, und ob diese erreicht werden, hängt ab von der Haltung des Publicums sowol, als von der Thätigkeit Derer, welchen die Leitung des Institutes anvertraut ist.

Das schlesische Museum enthält eine Gemäldesammlung, sowie Räumlichkeiten für die großen Ausstellungen des schlesischen Kunstvereins. Eine Sammlung von Gypsabgüssen der Antike, mittelalterlichen Kunst und Renaissance. Eine Bibliothek

und Kupferstichsammlung. Eine Kunstgewerbliche Abtheilung. Dazu ein Maler- und Bildhaueratelier, für welche Meister berufen sind, deren Dotirung die Provinzial-Regierung übernommen hat. An der Spitze der Anstalt steht ein Director. Aufgenommen wurden in das Museum die vorhandenen Kunstsammlungen der Stadtgemeinde Breslau (das werthvollste darunter eine umfangreiche Sammlung von Kupferstichen), die des schlesischen Kunstvereines und der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur.

Wie der oben angeführte Schlußpassus der Einladungsschrift besagt, ist dies nur der Boden, auf dem und in den hinein der Baum der ‚schlesischen Kunst' sich erheben und Wurzeln treiben soll. Das Publicum, dessen erste Neugier nicht mit dauerndem Enthusiasmus verwechselt werden darf, muß das Gefühl empfangen, daß, was es an dem Museum besitze, etwas Gutes und Nothwendiges sei. Gutgeschriebene Cataloge müssen ihm zeigen, was im Museum zu lernen sei. Verbindungen mit Denen müssen vom Directorium gesucht und gepflegt werden, von denen eine Bereicherung der Sammlung in Aussicht steht. Allmälig erst kann sich herausstellen, daß das Institut ein lebendiges Glied des allgemeinen Deutschen Bestandes an Museen sei, deren Wechselwirkung untereinander in sichtbarer Zunahme begriffen ist. Schon das erste Heft des ‚Jahrbuches der königlich preußischen Kunstsammlungen' hat gezeigt, wieviel Gemeinsames die Deutschen Museen verbindet und wieviel allgemeine Interessen in ihnen ihr natürliches Centrum bilden, während das im ersten Jahrgange erschienene ‚Statistische Handbuch für Kunst und Kunstgewerbe im Deutschen Reich' über die innere Organisation der verschiedenen Institute dankenswerthe Auskunft gibt. Das begutachtende und mitentscheidende Urtheil unabhängiger Kunstfreunde gewinnt bei öffentlichen Unternehmungen immer größere Bedeutung. Nichts natürlicher, als daß die Museen die Punkte werden, wo Berathungen und Entschlüsse in dieser Richtung sich vorbereiten. Wie groß die Rathlosigkeit in diesen Dingen noch sei und wie wünschenswerth selbständigere Meinungsäußerungen, muß da besonders empfunden werden, von wo sehr oft ein Entscheid über die Form künstlerischer Unternehmungen ausgehen soll, den Diejenigen, die ihn empfangen sollen, in ganz anderer Weise, als zuweilen zu geschehen pflegt, sich selbst zur Freude hätten vorbereiten können. Unentbehrlich für einen Umschwung ist hier die Presse. Es ist deshalb auch in Breslau dafür zu sorgen, daß Berichte über die Vermehrung der Sammlungen gegeben werden. Wir heben all diese Gesichtspunkte hier nicht hervor, als wolle man damit Denen etwas Neues sagen, welche an der Spitze des neuen Institutes stehen, sondern erlauben uns nur, auch unsererseits das Publicum darauf aufmerksam zu machen, daß es sich nicht blos darum handele, Museen wie Monumente fertig hinzustellen, und sich mit einer Dotation ihnen gegenüber abzufinden, sondern daß es nöthig sei, sich an ihrer weiteren Entwickelung zu betheiligen, da sie, wenn diese lebendige Theilnahme ausbleibt, nicht viel besser als Antiquitätenbehälter sind, welche viel Geld gekostet haben.

Auch im Hinblick hierauf darf das Bernerische Museum noch einmal genannt werden, für dessen Vermehrung die patriotischen Zuwendungen der Berner sogut wie einzig und allein in Aussicht genommen worden sind. Wie in Berlin z. B. sich die Sitte immer mehr einbürgert, den königlichen Museen, besonders der Nationalgalerie, mehr oder weniger kostbare Stücke als Geschenk anzubieten, muß das Gefühl von der Nothwendigkeit einer Vermehrung auch unserer Provinzialmuseen aus dieser Gesinnung heraus zu einem natürlichen werden. Wie viele Häuser beherbergen Schätze von künstlerischem Werthe, welche allgemein zugänglich sein sollten, deren Ankauf jedoch über das Budget der Museen geht. In wieviel Erbschaften finden sich solche Stücke, die besser verschenkt als verkauft werden sollten. Am Glänzendsten sorgt in dieser Beziehung Frankfurt a. M. für sein, in ganz brillanter Gestalt neu erbautes und vorzüglich verwaltetes städtisches Museum. Geschenke der kostbarsten Art, aus der Hand reicher Leute, laufen hier eben so oft ein, als bescheidene Legate von lange innerhalb der Familien vererbten Stücken, denen zuletzt so eine bleibende

Ruhestätte gesichert werden soll. Alles, was in dieser Beziehung in Frankfurt geschieht, kann musterhaft genannt werden. Wieweit sich in Cassel (oder in Hessen), dessen neues Museum mit dem Frankfurter an solider Pracht wetteifert, eine gleiche Gesinnung documentiren wird, bleibt abzuwarten. Ueber die Verhältnisse des Museums von Hannover ist uns Nichts bekannt. Glänzende Ergebnisse wird diese Betheiligung jedenfalls einmal in Münster haben.

Wir schließen mit einer ganz allgemeinen Betrachtung.

Es wird überall bei uns über das Zurückgehen des auf Erwerb der idealen, geistigen Güter gerichteten Sinnes geklagt. Die classischen Studien werden, diesen Klagen zufolge, in ihrer Nothwendigkeit nicht mehr wie früher anerkannt und in ästhetischen Dingen gibt ein gewisser roher Durchschnittsgeschmack sehr oft die entscheidende Richtschnur. Zu gleicher Zeit aber begegnet man überall doch Männern, die an gründlichen und ernsten Studien ihre Freude haben, colossale Massen von Exemplaren der Schriften unserer Classiker, überhaupt solider Literatur, werden vom Publicum aufgesogen und Kunstwerke ersten Ranges zu sich immer noch steigernden Preisen gesammelt und gekauft. Ein gut gemaltes Bild unserer bedeutenden Meister wird theuer bezahlt, ein wirklich gutgeschriebenes Buch bringt seinem Autor Geld und Ehre ein und ein wirklich gut geschriebener Journalartikel wird nicht nur sofort bemerkt, sondern auch sehr gut bezahlt.

Es fehlt also nicht an Leuten, weder was Production noch was Consumtion anlangt, aber es fehlt an Organisation. Organisirt ist bei uns Alles was sich politisch bethätigen und was Geld erwerben will. Unser höheres ästhetisch gebildetes Publicum dagegen besteht aus unzähligen einsam gehenden Leuten, welche zum größten Theil den Namen Philister kaum abweisen, sondern mit gemüthlichem Nicken annehmen würden. Wir glauben, daß, wenn dieser geistige Adel Deutschlands sich über alle Consequenzen des Satzes „noblesse oblige“ klar wäre und danach handelte, unsere öffentlichen Zustände daraus einen bedeutenden Zuwachs an Stärke ziehen müßten, und daß unser deutsches Kunstleben zumal daraus den größten Vortheil ziehen würde. Auch hier geht unzweifelhaft die Regierung voran. Ohne diese sehr kräftige Initiative oder fördernde Beihilfe würde nur ein geringer Fortschritt sichtbar sein. Wir sprechen dies nicht aus, um der Regierung damit ein Compliment oder dem privaten Publicum einen Vorwurf zu machen. Wir constatiren nur die Thatsache. Jedenfalls ist dem letzteren auf diesem Gebiete noch ein weiter Spielraum übrig geblieben, auf dem es sich selbstthätig mehr entfalten könnte.

Le Vite de' più eccellenti Pittori Scultori ed Architetti scritte da Giorgio Vasari con nuove annotazioni e commenti di Gaetano Milanesi. Tomo IV. Firenze, Sansoni, 1879.

Der vierte Band der neuen, großen und „schönen“ Vasari-Ausgabe, welcher u. A. Raphael's Leben bringt. Ueber die wissenschaftliche Behandlung desselben, des wichtigsten Stückes, welches Vasari's Werk überhaupt enthält, wird in der kaum drei Seiten langen Einleitung in folgender Weise Rechenschaft gegeben. Es sei so viel neuerdings über diesen ausgezeichneten ꝛc. Künstler, Fürsten aller Künstler ꝛc. ꝛc., von unzähligen Schriftstellern gesagt worden, daß es der materiellen Mühe (?) nicht entsprechen würde (non sarebbe stata opera proporzionata alla fatica materiale) all dies noch einmal zu sagen! Deshalb habe man sich dahin beschieden, Alles auf sich beruhen zu lassen. Ja, sogar von denjenigen Gemälden Raphael's, welche zwar als echt anerkannt, von Vasari aber nicht erwähnt würden, werde deshalb nicht die Rede sein. Und in der That empfangen wir Nichts weiter als die alten, wohlbekannten, verjährten Anmerkungen des betreffenden, vor beinahe 30 Jahren erschienenen Bandes der Lemonnischen Ausgabe, bereichert um etwa ein Dutzend neuer und ziemlich werthloser Zusätze. Dieses Dutzend repräsentirt die „neuen Anmerkungen und Commentare“, welche der Titel jedes neuerscheinenden Bandes auf's Neue ver-

spricht, ganz abgesehen von dem, was in der Vorrede des ersten Bandes dieser neuen Ausgabe versprochen worden war.

Weitere Betrachtungen über italienische, und speciell florentinische Gelehrtenarbeit hieran zu knüpfen, wird man uns erlassen. Nur eins sei leider noch erwähnt.

Unter den dem Leben Raphael's neuangehängten sogenannten „Commentaren" finden wir einen kleinen Aufsatz, in welchem Raphael's sogenannter „putto" besprochen wird. Raphael, wie allerdings feststeht, hat einmal, 1516, ein „Kind" modellirt, Niemand weiß welcher Art, und dieses Kind wollte man in dem in Petersburg wieder aufgetauchten schlafenden oder todten Knaben, der auf dem Rücken eines Delphines ruht, wiedererkennen. Vor etwa 10 Jahren jedoch erschien in Florenz ein anderer Prätendent, ein stehender Knabe, in Marmor peinlich gearbeitet, embryonisch fatalen Aussehens und von irgend einem mit Recht unbekannten Künstler herrührend. In Besitz eines Kunsthändlers gerathen, der ihr eine glänzende Carriere zu schaffen beschloß, wurde diese Arbeit von einem Florentiner Schriftsteller, Namens Domenico Rembadi, mit Emphase für den „putto" Raphael's erklärt und der Beweis dieser Angabe dadurch als geführt erachtet, daß mit allerdings leicht zu findenden Gründen dargelegt wurde, der Petersburger Knabe rühre wahrscheinlicher Weise nicht von Raphael her. Sicherlich ist dies der Fall, noch viel weniger aber hat Raphael den Florentiner Knaben auf dem Gewissen, der nun mit Vehemenz der italienischen Regierung zum Ankaufe aufgezwungen werden sollte. Es half Nichts, daß die Florentiner Akademie (diesmal völlig im Rechte) es für eine Beleidigung Raphael's erklärte, diesem das kleine Scheusal zuschreiben zu sollen: der glückliche Besitzer und sein Freund antworteten darauf mit Injurien gegen die Akademiker. Nach einigem Lärm in den Florentiner Zeitungen schien man sich dann aber doch beruhigt zu haben.

Zu unserm Schrecken finden wir, daß diese Stille leider nur eine scheinbare gewesen sei, denn S. 409 unseres Bandes lesen wir unter den heiligsten Betheuerungen, wie wenig man sich aus dem Gutachten der Akademie von Florenz mache und wie herrlich der Marmorknabe sei (der sich heute im Besitz von Pietro Molini, archeologo Romano befinde), man halte dieses Werk für schön und echt. Dabei wird auf die erwähnte Schrift des Domenico Rembadi, welcher 1872 die Arbeit zuerst der Welt vorstellte, als Quelle dieser Ueberzeugung hingewiesen.

Eine solche Reclame an solcher Stelle zu finden, war die traurigste Ueberraschung, welche der vierte Band der neuen Raphaelausgabe uns bieten konnte.

B. K. F.

Macaulay's Essay über Dante.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Mit Bezug auf die Anmerkung einer hochverehrten Redaction der Deutschen Rundschau (Juli, Heft 10. p. 146) erlaube ich mir zu berichtigen, daß Macaulay allerdings ein (übrigens sehr jugendliches und schwaches) Essay über Dante geschrieben. Man findet es in seinen Miscellaneous Writings (London and New York, George Routledge and Sons) u. d. T. Criticisms on the Principal Italian Writers. p. 27 seq.

Paris, 27. Juni 1880. Julian Klaczko.

Le Congrès National de Belgique, 1830–1880. [illegible] par [illegible] de [illegible] [illegible] Bruxelles [illegible] [illegible] Bruxelles [illegible] Manceaux [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [

selbst da an manchen Stellen hervorrufende Ueberredung, ist der einer Fortsetzung ganz unkundigen. Nur zwei Dinge hätte der Verfasser unterlassen sollen: 1. den Satz, in welchem er seine Meinung über die romanischen Sprachen kund, eine Auseinandersetzung, welche er mit dem dürftigen Satze beginnt: „Worauf auch über romanische Sprachen gerade worden ist, immer noch der jeder Einzelne, der sich in ihnen bewegt, einen Antrieb thun, welche Interessen es am jeder einzelnen Sprache haben gelingen hat“, und 2. die Meinung in das ferne Deutschland, „daß alles Ganz, Edle und Große in Deutschland und von über diesen Grenzen hinaus anerkannt und verehrt.“ Die letztere Meinung hätte doch wohl durch den gegenwärtigen, wenn der Verfasser meine, man müsse die Deutschen lobend machen, um einen unbilligen Dünkel zu ehren.

Gottfried Wilhelm Leibniz. Sein Leben und Denken. Von Lic. Dr. Friedrich Kirchner. Leipzig, Verl. Schlimmer & Schmidt. „Handlungen und Leidung Werken“ kann man schwerlich Buch nennen und es, wenn man auch weit der Schwierigkeiten, welche gerade dieses Thema zu werden verursachen, derartige Entgleisungen und mißliebige Irrtümer nicht völlig mag, mißbilligen setzen. Denn der Verfasser hat sichtlich Buch und Kunden der von das Bedürfnis dieses machte. Etwas von seinem Können zu lernen, mußte ich diese verfehlende Empfindung durchdringen. Diese Bedürfnis ist nun abgeholfen. Das vorliegende Buch enthält nun eine ausführliche Schilderung, in welcher uns in vielen Teilen das Können seinen Lesern als in Wort des Lesens vorn Wir ist Leibniz in seinen Schriften und den verschiedenen Sparten des großen Wissens, Theologen und Juristen, Mathematiker werden. Jetzt in Ruhen ist das Können und der „Vorgetragenen Gedanken“ über deutsche Sprache noch Stück schenkt. Das unendlich nachgeforscht ist, ersetzt doch der Leser Schwierigkeit, einen Grammatiker des 17. Jahrhunderts in seiner Stärke abzuhalten genügt, indem Stück es der Sinn der Gedanken. Die Stellen aus den Briefwechsel und sonstigen Schriften sind in sehr gute, lesbare Uebersetzung, die uns den deutschen in etwas modernisierter Fassung werden gegeben. So erscheint es das Buch Deutschen, der in deutscher Sprache gut einen Vorzug allen Leser zu erwerben weiß.

Lebensfragen von Hans Hopfen. [illegible] Stuttgart, Verlag [illegible].

Wir wissen des Buches, dessen Verfasser durch die Erzählung „Von der Isarbrücke“ und den Roman „Verdorben“ weiter gekannt ist, im Grunde nur Gutes nachzusagen.

Der in Deutsch und in Literatur
Ist das Leben in dessen Innern.

Auch als [illegible] Romane „Schicksalsfrau“ [illegible] — ist [illegible] Interesse zu nehmen — [illegible] Leben [illegible] Leben [illegible] Leben

Illustrierte Shakespeare-Bücher.

Deutsche Shakespeare- und Schiller-Literatur.

Deutsche Gedichte und Balladen.

Deutsche Geschichte und Biographie.

Deutsche Geschichte und Biographie.

Deutsche Geschichte und Biographie

selbst die an manchen Stellen hervortretende Uebertreibung, ist bei einer Festschrift ganz willkommen. Nur zwei Dinge hätte der Verfasser unterlassen sollen: 1. den Schluß, in welchem er seine Meinung über die romanischen Sprachen sagt, eine Auseinandersetzung, welche er mit dem classischen Satze beginnt: „Wieviel auch über romanische Sprachen geredet worden ist, immer noch darf jeder Einzelne, der sich in ihnen bewegte, einen Ausspruch thun, welche Impression er von jeder einzelnen Sprache davon getragen hat", und 2. die Widmung an das Freie Deutsche Hochstift „welches alles Gute, Edle und Große in Deutschland und weit über dessen Grenzen hinaus anstrebt und fördert." Die letztere Widmung wäre doch nur dann gerechtfertigt, wenn der Verfasser meinte, man müsse die Deutschen lächerlich machen, um einen ausländischen Dichter zu ehren.

yy. **Gottfried Wilhelm Leibniz. Sein Leben und Denken.** Von Lic. Dr. Friedrich Kirchner. Köthen, Paul Schlettler's Verlag.

„Lichtstrahlen aus Leibniz Werken" kann man Kirchner's Buch nennen und es, wenn man auch sonst bei Schriftstellern, welche gelesen werden oder gelesen zu werden verdienen, derartige Zustutzungen und willkürliche Auswahlen nicht billigen mag, willkommen heißen. Denn der Gebildete liest Leibniz doch nicht und Mancher, der wol das Bedürfniß fühlen mochte, Etwas von Leibniz kennen zu lernen, mußte sich durch weitschichtige Biographieen durcharbeiten. Diesem Bedürfniß ist nun abgeholfen. Das vorliegende Buch enthält nach einer biographischen Einleitung, an welcher nur zu tadeln ist, daß Kirchner keinen andern Autor als sich selbst des Citirens werth hält, 31 Abschnitte, in welcher Stellen aus den verschiedensten Schriften des großen Philosophen, Theologen und Patrioten mitgetheilt werden. Sehr zu billigen ist, daß Kirchner aus den „Unvorgreiflichen Gedanken" über deutsche Sprache große Stücke abdruckt; daß unterdeß nachgewiesen ist, Leibniz habe den alten Schottelius, einen Grammatiker des 17. Jahrhunderts, zu dieser Schrift allzustark benutzt, ändert Nichts an der Güte der Gedanken. Die Stellen aus den französischen und lateinischen Schriften sind in einer ganz lesbaren Uebersetzung, die aus den deutschen in etwas modernisirter Fassung wiedergegeben. So empfiehlt sich das Buch Denjenigen, die in bequemer Weise sich über einen wahrhaft allseitigen Mann orientiren wollen.

φ. **Aphorismen** von Marie Freifrau von Ebner-Eschenbach. Berlin, Franz Ebhardt. 1880.

Wir möchten dies Büchlein, deren Verfasserin durch ihre Erzählung „Lotti die Uhrmacherin" auch den Lesern der „Rundschau" näher getreten ist, im Goethe'schen Sinne „zierlich" nennen:

Zierlich Denken und süß Erinnern
Ist das Leben im tiefsten Innern.

Nicht, als ob wir im Allgemeinen Freunde dieser „Gedankenspäne" wären, welche — um gleichfalls aphoristisch zu reden — in den meisten Fällen entweder nicht ausreichten, um mehr oder besseres daraus zu machen, oder als Abschnitzel übrig geblieben sind. Die „Aphorismen" der Frau von Ebner-Eschenbach verdienen höher geschätzt zu werden. Sie geben sich in der bescheidenen Zahl von Hundert, und wenn nicht jeder Satz uns eine Ueberraschung bereitet, so ist doch auch keiner darunter, welcher banal oder geschraubt wäre, während sich alle durch die Einfachheit, Natürlichkeit und Anmuth auszeichnen, mit welcher sie einer alten Wahrheit — denn alle Wahrheit ist alt — eine neue Form geben. Lebensklugheit und Herzensgüte sind die beiden vorherrschenden Züge dieses Büchleins, dessen wenig prunkhaftes, aber geschmackvolles Aeußere ganz seinem Inhalt entspricht und den angenehmsten Eindruck macht.

φ. **Wippchen's sämmtliche Berichte.** Herausgegeben von Julius Stettenheim. Zweiter Band. Berlin, B. Brigl. 1880.

Nichts thut in dieser ernsthaften Zeit so wohl, als einmal recht von Herzen zu lachen; und wer über Wippchen den Kriegs- und Friedenscorrespondenten der Berliner „Wespen" nicht lachen kann, der muß wirklich ein sehr trauriger Mann sein. Wippchen sitzt noch immer in Bernau, wie zur Zeit des orientalischen Krieges, und hat von dort aus mit der Fülle von Phantasie, die ihm eigen, die Weltausstellung von Paris, sowie nicht minder die Kriegszüge der Engländer gegen Zululand und Afghanistan geschildert. Auch verlangt er noch immer Vorschuß für seine Reisen, obwol er niemals von der Stelle kommt. Nicht einmal der Einladung zu dem Bankett, welches die „Berliner Presse" den zur Zeit des Congresses in Berlin versammelten Collegen gab, hat er Folge zu leisten vermocht, wiewol er Spielhagen gern die Sturmfluth geschüttelt und Auerbach, den Verfasser der tausend Collaboratoren, wohl hätte kennen lernen mögen. Die von Paul Meyerheim gezeichnete Tischkarte, welche Wippchen bei jener Gelegenheit per procuratorem erklärte, ist dem Bändchen als Titelbild beigegeben, und im Texte findet sich das Porträt „Wippchen als Kaffer" von Gustav Heil, sowie die von Wippchen entworfene Karte Afghanistans, auf welcher in einem spitzen Winkel zwischen Kabul und Herat — Bernau liegt. Möchte der Edle noch lange wie Faust zum Dintenfaß sagen: „Nun komm herab, krystallne, reine Schale!"

φ. **Geschichten aus Tyrol und Oberbaiern.** Von Jos. Friedr. Leutner. Zweite Auflage. Herausgegeben von P. K. Rosegger. Magdeburg, E. Baensch.

Es war um's Jahr 1851 als die „Geschichten aus den Bergen" Leutner's zum ersten Male im „Leipziger Meßröcklein" hinauswanderten von des Autors Pult in die weite Welt, sie wurden vergriffen und im Laufe der Jahre auch vergessen. Und daß wir's nur gleich sagen: unverdient vergessen; denn wenn auch seitdem gar manche Berggeschichte in die Oeffentlichkeit getreten ist, so brauchte doch keine diese ihre Vorgängerinnen zu verdunkeln und vergessen zu machen. Auch in diesen offenbarte sich ein echter Poet, der den Pulsschlag des originellen Dorflebens in der unentweihten Alpennatur verstand wie nur Einer, der seinen schlichten Griffel gar oft zum Pinsel wandelte und in seinen Geschichten manch farbenfrisches Bild voll duftigen Reizes erschuf. Darum Dank dem Schatzgräber Rosegger, der die Geschichten aus Tyrol, die Sagen vom Lechrain,

und die Schilderungen aus dem Mittelgebirge bei Innsbruck, vom Ritter und Oberbotzen von neuem zu Tage gefördert und mit freundlichem Geleitswort einem hoffentlich recht großen Publicum unterbreitet hat.

φ. **Illustrirte Wanderbilder.** Zürich, Orell Füßli & Co.

Wir haben es hier mit einer Reihe bis jetzt noch nicht abgeschlossener Beschreibungen der sämmtlichen Bergbahnen, sowie der besuchtesten Touristen-Gegenden und beliebtesten Ausflüge der Schweiz zu thun, die eine Bibliothek kleiner und ungemein billiger Reisehandbücher bilden werden. Ein Einblick in die kleinen, hübsch ausgestatteten Hefte zeigt, daß die nicht leichte Aufgabe geschickt angegriffen und gelöst worden ist. Von Kundigen verfaßt, praktisch für die Bedürfnisse des Reisenden eingerichtet, gefällig, oft anmuthend in der Darstellung landschaftlicher Schönheiten, meist mit einem Kärtchen und vielen sorgfältig ausgeführten Illustrationen geziert, werden diese Wanderbilder neben den großen Reisehandbüchern bald beliebte Begleiter unsres Schweizerfahrers sein. Die ersten 8 Bücher behandeln die Arth-Rigi-, Uetliberg-, Vitznau-Rigi-, Rohrschach-Heidener- und Weidenswäl-Einsiedeln Bahn, Thun und Thuner See, Interlaken und das Ober-Engadin.

βρ. **Deutsche Volkslieder aus Kärnten.** Gesammelt von Dr. V. Pogatschnigg und Dr. Em. Herrmann. I. Band, Liebeslieder. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Graz, Leykam-Josephsthal. 1879.

Wer mit der Volkspoesie einigermaßen vertraut ist, dem braucht man die Sammlung nicht erst zu empfehlen. Sie sei aber bestens Allen empfohlen, besonders Denen, welche mit der Volkspoesie noch unbekannt sind. Die Liederverse sind oft derb, aber nie weder lüstern noch süßlich; oft sehr schön und von epigrammatischer Zuspitzung. Zusammengenommen geben sie, wie die Herausgeber in der Vorrede bemerken, ein detaillirtes Bild des Volkslebens, in welchem sie sich entwickelt haben.

ρ. Unter den Neuigkeiten der **„Tauchnitz Edition"** notiren wir diesmal an erster Stelle **Seeley's „Life and Times of Stein"** (4 vols).

Wir haben das ausgezeichnete Werk in einem früheren Bande der „Rundschau" (XIX. S. 158 ff.) bereits ausführlicher besprochen und können hier nur wiederholen, daß wir dem englischen Historiker, der von seiner Arbeit mit so großer Begeisterung spricht, aufrichtig dankbar dafür sind, daß er ein Stück deutscher Geschichte, welches grundlegend für die künftigen Geschicke Deutschlands geworden ist, mit solcher Liebe, solchem Verständniß und in so lichtvoller Darstellung behandelt hat. Aber auch Herrn von Tauchnitz sind wir dankbar für das schöne Buch in dieser Ausgabe und wünschen demselben in den Kreisen unsres englisch-lesenden Publicums die weiteste Verbreitung. Mit den beiden Romanen: „A foregone Conclusion" und „The Lady of the Aroostook", beide von W. D. Howells, ist die Tauchnitz-Sammlung um einen Namen reicher geworden, zu welcher wir ihr Glück wünschen. Die „Rundschau" hat schon vor einigen Jahren in einem Artikel über „William Dean Howells" (Band XI, S. 510 ff.) auf die eminente Bedeutung dieses amerikanischen Schriftstellers hingewiesen, welcher sich vor den andern amerikanischen Schriftstellern der neuern Zeit durch die Feinheit seines Talentes auszeichnet. Er war dem deutschen Publicum damals noch so gut wie unbekannt; jetzt ist diesem Gelegenheit geboten, den Romandichter in zweien seiner geschätztesten Werke kennen zu lernen, denen wir auch auf dem Continent großen Erfolg in Aussicht stellen. — Gleichfalls Amerikaner und neu unter den Tauchnitz-Autoren, obwol in seiner Heimath und auch in England zu den beliebtesten Humoristen gezählt, ist Thomas Bailey Aldrich, von welchem wir eine Sammlung hübscher kleiner Geschichten, unter dem Titel „Marjorie Daw and Other Tales" erhalten; während uns Bret Harte durch zwei neue Bändchen: „Jeff Briggs's Love Story" und „The Twins of Table Mountain" etc. erfreut, in welchen wir die ersten literarischen Reflexe seines Aufenthaltes in Deutschland zu erkennen glauben, ebenso wie Mark Twain's beide neuen Bände „A Tramp abroad" continentale Reiseerinnerungen, meist aus Deutschland, nebst einigen höchst ergötzlichen Excursen über die deutsche Sprache, deutsche Zeitungen ꝛc. enthalten. — Von englischen Autoren empfangen wir „John Caldigate" von Anthony Trollope (3 vols), „The Fallen Leaves" und „Jezebel's daughter" (2 vols) von Wilkie Collins (2 vols), „My Lady Green Sleeves" von Helen Mathers (2 vols), „The Story of Barbara" von Mrs. Braddon (2 vols), „The Parson O'Dumford" von G. M. Fenn (2 vols) und „High Spirits" von James Payn (1 vol).

ρ. **Specimens of modern German Prose and Poetry,** with notes grammatical, historical etc. By Dr. M. M. Fischel. London, Trübner & Co. 1880.

Diese Chrestomathie ist für Engländer bestimmt, welche Deutsch lernen wollen; und der Herausgeber empfing, wie er in der Vorrede bemerkt, den Anstoß zu derselben, indem er wahrnahm, daß der Schüler, welcher Schiller und Goethe versteht, immer noch Schwierigkeiten hat, die modernen deutschen Schriftsteller zu verstehen. Diesem Mangel soll das vorliegende Buch abhelfen, welches neben unsern Classikern auch die vorzüglicheren Autoren der Gegenwart hinreichend berücksichtigt und beide dem Verständniß des englischen Schülers durch eine Fülle von Noten näher bringt. Ein kurzer Abriß der Geschichte der deutschen Literatur vervollständigt das nützliche Werkchen, welches ganz zweckmäßig darauf berechnet ist, neben der Kenntniß der deutschen Sprache auch die der zeitgenössischen deutschen Literatur in England zu fördern.

γγ. **Das italienische Volk im Spiegel seiner Volkslieder von Otto Badke.** Breslau und Leipzig, S. Schottlaender.

Der Titel verspricht mehr als das Buch gibt: eine wirkliche Volksschilderung empfängt

man nicht. Denn von religiösen Liedern, von Rache, von Freundschaft, von Vaterland und Freiheit, von Wein und Natur — den beliebtesten Thematen der Volkslieder — erfährt man gar Nichts; das ganze Buch ist den Liebesliedern gewidmet, selbst in dem letzten Abschnitt: „Epische Stoffe" ist nur von poetischen Volkserzählungen die Rede, welche die Liebe behandeln. Außer dem ebenangeführten Abschnitt enthält das Buch folgende: Themata der Volkslieder; die Geburt der Geliebten; Hochzeitslieder; Wiegenlieder und Kinderreime; Liebessehnsucht. Der letztgenannte Theil füllt fast die Hälfte des ganzen Bandes, aber auch sein Titel ist nicht richtig gewählt, denn die in ihm zusammengestellten Lieder und Bruchstücke sprechen außer von der Sehnsucht auch von Eifersucht, von Abschied, Liebesgenuß, Treue, Preis der Schönheit. Warum in diese Abschnitte nicht der „poetische Anhang" eingereiht ist, der nichts Anderes enthält, als Lieder, wie sie im Buche selbst so vielfach mitgetheilt werden, sehe ich nicht ein, dagegen billige ich es sehr, daß zum Schlusse einige Volkslieder im Originaltexte abgedruckt sind. Die Auswahl der Lieder aus dem sehr reichhaltigen Stoffe, der in jüngster Zeit von Italienern trefflich geordnet und veröffentlicht worden, ist eine sehr gute, die Uebersetzungen sind meist geschmackvoll und machen die Lectüre zu einem rechten Genuß. Könnte man dasselbe nur auch von dem verbindenden Texte sagen. Dieser ist aber oft gar zu weitschweifig, mit viel seichter Philosophie und schwatzhafter Moral. Manche solcher Ausführungen hätten fortbleiben können, dagegen wäre ein Register der mitgetheilten Volkslieder sehr erwünscht und ein Inhaltsverzeichniß durchaus nothwendig gewesen; das Fehlen der letztern eigentlich selbstverständlichen Beigabe ist nicht zu entschuldigen.

βρ. **Der Mensch und seine Ideale.** Betrachtungen theoretischer und praktischer Art von Dr. Leopold Besser. Bonn, Emil Strauß. 1879.

Verfasser scheint (nach der wenig systematischen Form) mit seinen Untersuchungen sich hauptsächlich an das weitere, gebildete Publicum zu wenden. Die milde und humane Gesinnung des Buches hat uns angenehm berührt. Verfasser will einigen theils durch Vorurtheil theils durch allgemeine Verlogenheit verfälschten Begriffen entgegenarbeiten. Im theoretischen dem Begriff der Empfindung und Vorstellung. Vielleicht gelingt es ihm, Andere mehr zu überzeugen als uns. — Viel Zustimmung wird der zweite Theil des Buches finden (S. 113—229). Verfasser hat Recht, daß die „staatlich beglaubigten" Begriffe nicht mehr ziehen. Er untersucht die Begriffe der Liebe, der Solidarität des Menschengeschlechts, des Subjectivismus, der Verantwortlichkeit und Perfectibilität. Auch er will unsern Unterricht, besonders den des weiblichen Geschlechts, geändert wissen. — Die Polemik gegen Kußmaul und einige Leistungen in Patriotismus hätten wir lieber entbehrt. S. 259 .. „dieser in die Fußstapfen Kant's so tief eintretende und in dessen Bahnen am Mächtigsten fort- und weiterschreitende Schüler dieses großen Mannes" — wie tief denn?

ϰ. **Briefe über den thierischen Stoffwechsel** von Martin Wilkens. Breslau, W. G. Korn. 1879.

Bei der großen Schwierigkeit allgemeinverständlicher Darstellung von verschiedenen Gebieten der Naturwissenschaften ist jeder gelungene derartige Versuch mit Freude zu begrüßen, da nur ein solcher im Stande ist, nutzbringend zu wirken, wogegen durch unzweckmäßige Populariſirung das unvollkommen belehrte und dadurch verwirrte Laienpublicum leicht auf Gebiete gebracht wird, in denen es sich nicht zurechtfinden kann, während es doch glaubt, nach der Lectüre eines solchen Werkes competent zu sein. Wie sehr dadurch gelegentlich die ruhige Weiterentwicklung der Wissenschaften gefährdet und gar zum Spielball der Tagesmeinungen werden kann, liegt auf der Hand. — Wenn wir die vorliegende kleine Physiologie des Stoffwechsels der Beachtung weiterer Kreise empfehlen, so ist es, weil dieselbe nicht nur in ihren wesentlichen Bestandtheilen den Ansprüchen, welche die Wißbegierde eines Uneingeweihten erheben darf, völlig genügt und damit eine angenehme Form des Vortrages verbindet, sondern weil auch grundsätzlich in derselben die Erörterung wissenschaftlicher Streitfragen ausgeschlossen erscheint, obschon das bearbeitete Feld noch genug derartiger Disteln aufweist.

o. a. **Bilder aus der Zukunft.** Zwei Erzählungen aus dem vierundzwanzigsten und neununddreißigsten Jahrhundert von Kurd Laßwitz. Dritte Auflage. Breslau und Leipzig, S. Schottlaender. 1879.

Bei den Erzählungen von Laßwitz hat, wie es scheint, Jules Verne Gevatter gestanden. Aber die flüssige Grazie, die den Franzosen auszeichnet, hat sich auf den Deutschen nicht übertragen, er will nicht nur harmlos fabuliren, er will auch belehren, und es gelingt ihm nicht immer, zwischen diesen beiden Elementen seiner Dichtung zu vermitteln. Die erste, kürzere Erzählung, „Bis zum Nullpunkt des Seins", ist als Ganzes sehr schwach, die zweite, „Gegen das Weltgesetz", die zur ersten in einer Art Parallelismus steht, ist gelungener, die Fabel ist gering, aber das Problem gut erfunden, so daß man bedauert, wenn es so ziemlich im Sande verläuft. Cotyledo und Lyrika lieben einander, aber Functionata, eine „Mathematikerin", hat berechnet, daß in 623,7 Tagen das Molekularcomplex C in der Rindenschicht des Gehirns Cotyledo's zerfallen muß, wenn er Lyrika heirathet; nur ihr Verzicht kann von sicherem Wahnsinn ihn retten. Die Liebenden lehnen zuerst gegen das Weltgesetz sich auf, aber nach hartem Kampfe entsagt Lyrika und entschwindet ihren Freunden. Durch das neu erfundene Diaphot weiß sie sich unsichtbar zu machen und umschwebt, oder vielmehr umgeht stets den Geliebten. Der Naturforscher Atom, der sich gleichfalls um sie bewirbt, entdeckt ihr Geheimniß und verfolgt sie, die in rasender Flucht sich ihm zu entziehen trachtet, durch das ganze Weltall. Die Schilderung dieser Flucht ist wol das Gelungenste in der Erzählung, hier ist künstlerischer Aufbau, Spannung, glückliche Laune. Durch einen Fund auf Meeresboden löst sich, ziemlich äußerlich, der Conflict; in einer

Kiste entdeckt man, wohlconservirt, Herrn Friedrich Wilhelm Schulze aus Berlin, Hausbesitzer und Rentier, der einst, im 19. Jahrhundert, auf der Reise von Philadelphia nach der Heimath, sich einbalsamiren ließ, um lieber die paar Jahre, die er noch zu leben hatte im 21. Jahrhundert, wo vielleicht die Miethspreise wieder mehr gestiegen sind, „ableben" zu können. In Folge einer Explosion ward die Kiste in's Meer geworfen und nun erst wieder aufgefunden; Herr Schulze kehrt in's Dasein zurück, und da er, der Ahnherr Cotyledo's, nunmehr am Leben ist, so ist die Rechnung Functionata's unrichtig und die Liebenden können ein Paar werden.

o. d. **Märchen von Wolfgang Kirchbach** mit Zeichnungen von Frank Kirchbach. Dresden, Friedrich Axt. 1879.

Märchen sind in unsern Tagen eine so große Seltenheit, daß wir auch Waare von geringerer Güte mit einer gewissen Nachsicht aufnehmen würden; um so mehr sind wir erfreut, einer so gelungenen Erscheinung zu begegnen, wie den Märchen Kirchbach's. Gleich die ersten Worte: „Es war einmal ein Mann und der Mann war ich. Nun wißt ihr also, wer ich bin" versetzen in Stimmung und diese Stimmung hält vor bis an's Ende. Der volksthümliche, naive, etwas schalkhafte Ton, wie er als Muster in der Sammlung der Brüder Grimm und bei Andersen vorherrscht, ist im Ganzen glücklich getroffen; zuweilen allerdings verfällt der Dichter in den ihm sehr viel schlechter stehenden, witzelnden, satirischen Ton, der in Musäus' „Volksmärchen der Deutschen" angeschlagen wird und einigen Leuten noch immer als ein „höherer" gilt. Die Motive Kirchbach's sind zum Theil die hergebrachten, ein Verbot, das nicht überschritten werden darf, eine Verzauberung, die nur auf diese und diese Weise zu lösen ist u. s. w.; am Häufigsten zeigt der Verfasser, wie die Hybris, das ungemessene Streben ins Elend führt, so in dem Märchen vom „alten Waldmann", das sich mit Schiller's „verschleiertem Bild zu Sais" berührt, und in der umfangreichsten Erzählung „vom Knaben und von den Bergen", deren Held eine Art Euphorion ist. Kirchbach verwerthet nicht nur die überlieferten Motive mit Glück, er bringt auch neue, zum Theil recht gelungene, hinzu. Hübsch erfunden und hübsch erzählt ist u. A. „Irrlicht und Libelle"; von grotesk Humor und weiter Phantasie zeugt die originelle Erzählung von dem Einsiedler, der gern einmal mit der Eisenbahn fahren wollte und dem der Zugführer Tod diesen Wunsch erfüllt. Die launigen Einfälle, die phantastischen Uebertreibungen des Verfassers erinnern zuweilen an Mark Twain's köstliche Skizzen. Die Zeichnungen von Frank Kirchbach sind correct, aber nüchtern; sie verfehlen die Stimmung und verringern so den Eindruck, anstatt ihn zu erhöhen — in diesen illustrationssüchtigen Tagen leider nichts Seltenes.

ε. σ. **Weihegesänge von Adolf Friedrich Grafen von Schack.** Zweite Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhdlg. 1879.

Wer einmal in München verweilt hat, kennt die hochbedeutende Gemäldesammlung des Grafen Schack. Er ist Mäcen, echter Enthusiast und Kenner. Wir verdanken weiter dem Schriftsteller eine vorzügliche Uebersetzung des Firdusi, sowie einer Auslese spanischer Dramen, eine durch seine Analysen ausgezeichnete, bis in die jüngste Zeit vielbestohlene Geschichte des spanischen Theaters, eine abgerundetere Darstellung der arabischen Cultur. Als Dichter hat Schack bisher nicht zur verdienten Geltung kommen können. Seine Romane sind in Versen geschrieben und man kennt ja die Abneigung der gegenwärtigen Leserwelt gegen die gebundene Rede für die erzählende Gattung. Nur Heyse's Novellen in Versen und ein paar humoristische Epen von flotter, wiewol etwas schlotteriger Haltung haben diese Abneigung überwunden.

Schack's in neuer sehr vermehrter Auflage erschienenen Weihgesänge sind keine sich gefällig und leicht einprägenden Lieder. Getragene feierliche Hymnen, schwungvolle Bekenntnisse, begeisterte Dithyramben bekunden sie in wohllautenden Strophen oder frei fluthenden Rhythmen, in einem an Schiller's Pathos anklingenden und gleich diesem bisweilen von Ueberladung nicht ganz freien Stil eine durchaus idealistische Weltanschauung, welche, allem Confessionellen entflogen, die Liebe als die große Macht im Universum preist. Ein pantheistischer Hauch durchweht das Ganze. Halbepisches mischt sich ein. Landschaftliche Schilderungen fesseln. Der Reisende überläßt sich in Rom, Olympia, vor dem Aetna einem stolzen Gedankenfluge. Er feiert die Antike, Michel Angelo und Tizian, Dante und Wolfram. Er neidet dem Perikles sein herrliches Dasein und gibt selbst der Gegenwart ein adeliges Vorbild von classischem Schönheitscultus.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. Juli zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Abhandlungen, Staatswirthschaftliche. Herausgegeben von Dr. R. F. Seyfferth. I. Serie. Heft 7. 8. Februar—März 1880. Leipzig, E. Koschny.

Andreae. — Geist und Purpur. Eine Tragödie in fünf Acten von Percy Andreae. Hannover. 1880.

Baedeker. — **Mittel- und Nord-Deutschland,** westlich bis zum Rhein. Handbuch für Reisende von K. Baedeker. Mit 34 Karten, 35 Plänen und mehreren Grundrissen. 19. Aufl. Leipzig, K. Baedeker. 1880.

Baedeker. — **Südbayern, Tirol und Salzburg,** Oesterreich, Steiermark, Kärnten, Krain und Küstenland. Handbuch für Reisende von K. Baedeker. Mit 22 Karten, 12 Plänen und 7 Panoramen. 19. Aufl. Leipzig, K. Baedeker. 1880.

Baumgarten. — La France qui rit par J. Baumgarten. I. Kassel, Th. Kay. 1880.

Bermann. — Maria Theresia und Kaiser Josef II. in ihrem Leben und Wirken. Mit besonderer Berücksichtigung der interessantesten Zeitereignisse geschildert von Moriz Bermann. Lfg. 7—10. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1880.

Bernheim. — Geschichtsforschung und Geschichtsphilosophie. Von Dr. Ernst Bernheim. Göttingen, R. Peppmüller. 1880.

Besse. — Geschichte der Deutschen bis zur höchsten Machtentfaltung des römisch-deutschen Kaiserthums unter Heinrich III. Von Oberlehrer Dr. P. Besse. 2. 3. Lfg. Leipzig, J. H. Webel. 1880.

Bloch. — Quellen und Parallelen zu Lessing's „Nathan". Vortrag gehalten von Dr. J. S. Bloch. Wien, M. Gottlieb's Buchhandlung. 1880.

Bosboom-Toussaint. — Major Franz. Roman von Frau Bosboom-Toussaint. Deutsch von Stephan Born. Leipzig, Schulze & Co.

Brahm. — Goethe u. Berlin. Festschrift zur Enthüllung des Berliner Goethe-Denkmals von Otto Brahm. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1880.

Bucher. — Katechismus der Kunstgeschichte. Von Bruno Bucher. Mit 273 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, J. J. Weber. 1880.

Buonaventura-Schmidt. — Italienische Unterrichts-Briefe für das Selbst-Studium. Brief 31—33. Lection 61—66 bearbeitet von Prof. Giamb. Buonaventura und Dr. phil. Alb. Schmidt. Leipzig, Verlag des Hausfreundes.

Butsch. — Die Bücherornamentik der Hoch- und Spätrenaissance aus der eigenen Sammlung herausgegeben und erläutert von A. F. Butsch. II. Theil der Bücherornamentik der Renaissance. Leipzig, G. Hirth. 1880.

Camoens. — Luis' de Camoens sämmtliche Gedichte. Zum ersten Male deutsch von Wilhelm Storck. II. Band: Buch der Sonette. Paderborn, F. Schöningh. 1880.

Cassel. — Vom Nil zum Ganges. Wanderungen in die orientalische Welt von D. Paulus Cassel. Berlin, A. Hofmann & Co. 1880.

Ciccolini. — Die Tief-Einathmung, ihre Anwendungsmethode zur Förderung der Gesangskunst, sowie zur Heilung verschiedener Krankheiten, insbesondere der Schwindsucht. Von Sophia Marquise A. Ciccolini. Dresden, E. Pierson's Buchhandlung. 1880.

Clausewitz. — Vom Kriege. Hinterlassenes Werk des Generals Carl von Clausewitz. 4. Aufl. 1. Theil. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. 1880.

Curtius. — Histoire Greque par Ernest Curtius. Traduite de l'allemand sur la cinquième édition par A. Bouché-Leclercq. I. Paris, E. Leroux. 1880.

Dahn. — Die Alamannenschlacht bei Strassburg (357 n. Chr.). Eine Studie von Felix Dahn. Braunschweig, G. Westermann. 1880.

Darwinistische Schriften. Nr. 7. Der Farbensinn. Sein Ursprung und seine Entwicklung. Ein Beitrag zur vergleichenden Psychologie. Von Grant Allen. Rechtmässige deutsche Ausgabe. Mit einer Einleitung von Dr. Ernst Krause. — Nr. 8. Die Planetenbewohner und die Nebularhypothese. Neue Studien zur Entwicklungsgeschichte des Weltalls. Von Dr. Carl du Prel. — Nr. 9. Die Nester und Eier der Vögel in ihren natürlichen Beziehungen betrachtet. Ein Beitrag zur Ornithopsychologie, Ornithophysiologie und zur Kritik der Darwin'schen Theorieen, bearbeitet von Wilhelm von Reichenau. — Nr. 10. Die Sprache des Kindes. Eine Anregung zur Erforschung des Gegenstandes. Von Professor, Director Dr. Fritz Schultze. Leipzig, E. Günther's Verlag. 1880.

Dichtungen des Auslandes. — Band V. Andina. Eine Auswahl aus südamerikanischen Lyrikern spanischer Zunge. Uebertragen von L. Darapsky. Band VI. Lieder des hellenischen Mirza-Schaffy Athanasios Christopulos. Nebst einer Auswahl von Liedern und Gedichten hellenischer Zeitgenossen. Im Versmaasse der Originale übertragen von August Boltz. Leipzig, W. Friedrich. 1880.

Doornkaat-Koolman. — Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. Von J. ten Doornkaat-Koolman. Heft 10. Norden, H. Braams. 1880.

Duden. — Vollständiges orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache von Director Dr. Konrad Duden. Nach den neuen preußischen und bayerischen Regeln. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1880.

Ebert. — Allgemeine Geschichte der Literatur des Mittelalters im Abendlande. Von Adolf Ebert. II. Band. Geschichte der Lateinischen Literatur vom Zeitalter Karls des Grossen bis zum Tode Karls des Kahlen. Leipzig, F. C. W. Vogel. 1880.

Ecker. — Lorenz Oken. Eine biographische Skizze. Gedächtnißrede zu dessen hundertjähriger Geburtstagsfeier gesprochen von Alexander Ecker. Durch erläuternde Zusätze und Mittheilungen aus Oken's Briefwechsel vermehrt. Mit dem Portrait Oken's und einem Facsimile der Nr. 195 des I. Bandes der Isis. Stuttgart, Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung. 1880.

Encyklopaedie der **Naturwissenschaften.** Herausgegeben von Prof. Dr. G. Jäger, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. Ladenburg, Prof. Dr. von Oppolzer, Prof. Dr. Schenk, Geh. Rath Prof. Dr. Schlömilch, Prof. Dr. G. C. v. Wittstein, Prof. Dr. von Zech. 1. Abtheilung. 11. Lfg. Enthält: „Handwörterbuch der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie. 4. Lfg. Breslau, Ed. Trewendt. 1880.

Engelhardt. — Lieb von der Rudelsburg. Eine Thüringer Sage. Mit einem Cyclus von Balladen und Romanzen von Otto Engelhardt. Stuttgart, J. B. Metzler'sche Buchhdlg. 1880.

Enslin. — Die ersten Theateraufführungen des Goethe'schen Faust. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters von Adolph Enslin. Berlin, Gebrüder Paetel. 1880.

Erholungsstunden. Neue Deutsche Romanzeitung. 1880. Heft 17. 18. Breslau, S. Schottlaender.

Fellner. — Animalischer Magnetismus und moderner Rationalismus. Eine kultur-historische Betrachtung von F. von Fellner. Leipzig, O. Mutze. 1880.

Fleischer. — Gedichte von Siegfried Fleischer. Bremen, Kühtmann's Buchhandlung. 1880.

Fries. — A. E. Freiherr v. Nordenskiöld und seine Entdeckungsreisen 1858 bis 1879. Von Professor T. M. Fries. Deutsch von Dr. Gottfried von Limburg. Mit zwei Portraits, einer Ansicht der „Vega" und einer Karte. Leipzig, W. Friedrich. 1880.

Fulda. — Die Gefängnißverbesserung und der Strafvollzug im Deutschen Reiche. Von Karl Fulda. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1880.

Gewerbehalle. Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie unter Mitwirkung bewährter Fachmänner redigirt von Adolf Schill, Architekt in Stuttgart. 18. Jahrg. Heft 7. Stuttgart, J. Engelhorn. 1880.

Golowin. — Der russische Nihilismus. Meine Beziehungen zu Herzen und zu Bakunin nebst einer Einleitung über die Decabristen. Von Iwan Golowin. Leipzig, L. Senf.

Guide, Official, from Glasgow to the Highlands by „The Royal Route", with list of sailings and fares, per David Macbrayne's Royal Mail Steamers, „Columbia" „Jona", etc.

Hagen. — Das Wesen der Senta in Richard Wagner's Dichtung: „Der fliegende Holländer". Von Edmund von Hagen. Hannover, C. Schüßler. 1880.

Hauser. — Stil-Lehre der architektonischen Formen der Renaissance. Im Auftrage des K. K. Ministeriums für Cultus und Unterricht verfasst von Professor Alois Hauser. Mit 100 Original-Holzschnitten. 2. Aufl. Wien, Alfr. Hölder, K. K. Hof- und Universitäts-Buchhandlung. 1880.

Heilprin. — The historical poetry of the Ancient Hebrews, translated and critically examined by Michael Heilprin. Vol. II. New-York, D. Appleton & Comp. 1880.

Heimgarten. Eine Monatsschrift, herausgegeben von P. K. Rosegger. IV. Jahrg. Heft 10. Juli 1880. Graz, Leykam-Josefsthal.

Hefsch. — Die Donau von ihrem Ursprung bis an die Mündung. Eine Schilderung von Land und Leuten des Donaugebietes. Von Alex. F. Hefsch. Mit 200 Illustrationen und einer Karte. Liefg. 19—25. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Hessel. — Vorträge von Ernest Renan. (Gehalten in London, April 1880.) Frei bearbeitet von Dr. Gottfried Hessel. Leipzig, Otto Wigand. 1880.

Hohenziel. — Auf der Wahlstatt des Lebens. Roman von Erich Hohenziel. Leipzig, W. Friedrich. 1880.

Hoppe. — Die persönliche Denkthätigkeit. Eine Erkenntnisstheorie mit Widerlegung Kant's von Prof. Dr. J. J. Hoppe. Würzburg, A. Stuber's Buchhandlung. 1880.

Jahrbuch für Volks- und Staatswirthschaft aller Länder der Erde. Herausgegeben von Dr. J. Minoprio. I. Jahrgang. Berlin, G. Reimer. 1880.

Jahres-Bericht des Club österr. Eisenbahn-Beamten in Wien 1879/80. III. Clubjahr. Wien. 1880.

Josefowitz. — Cromwell. Drama in fünf Aufzügen von H. Josefowitz. Berlin, Stuhr'sche Buchhandlung. 1880.

Kaden. — Unter den Olivenbäumen. Süditalische Volksmärchen. Nacherzählt von Woldemar Kaden. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1880.

Kant. — Träume eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Physik. Von Immanuel Kant. Text der Ausgabe (A.) 1766, unter Berücksichtigung der Ausgaben B und C. Herausgegeben von Karl Kehrbach. Leipzig, Ph. Reclam jun.

Katscher. — Bilder aus dem englischen Leben. Studien und Skizzen von Leopold Katscher. Leipzig, W. Friedrich. 1880.

Klassiker, Militärische, des In- und Auslandes. Mit Einleitungen und Erläuterungen von v. Scherff, v. Taysen, v. Boguslawski, v. d. Goltz und Anderen, herausgegeben von G. v. Marées. 1. Heft: Friedrich der Grosse, „die General-Principia vom Kriege" und Anderes, erläutert und mit Anmerkungen versehen durch v. Taysen. Mit 20 Plänen im Text. 2. Heft: Carl von Clausewitz: „die Lehre vom Kriege" I. Erläutert und mit Anmerkungen versehen durch W. v. Scherff. Berlin, Schneider & Co., Königl. Hofbuchhandlung. 1880.

Klein & Thomé. — Die Erde und ihr organisches Leben. Ein geographisches Hausbuch von Dr. Klein und Dr. Thomé; Seitenstück zu v. Hellwald's Erde und ihre Völker. Lfg. 37. Stuttgart, W. Spemann.

Kleinpaul. — Dr. Ernst Kleinpaul's Poetik. Für Dichter und alle Freunde der Poesie. 8. umgearb. und verm. Aufl. 3. Theil. Gattungen und Arten der deutschen Dichtung. Leipzig, W. Langewiesche's Buchhandlung. 1880.

Koch. — Das Quellenverhältniss von Wieland's Oberon. Von Dr. Max Koch. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1880.

Kolbe. — Marburg und der siebenjährige Krieg. Ein Vortrag von Wilhelm Kolbe. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1880.

Kossuth. — Meine Schriften aus der Emigration. I. Band. Die Periode des 1859er italienischen Krieges. Lfg. 3—9. Autorisirte deutsche Ausgabe. Pressburg, C. Stampfel. 1880.

Kretschmer. — Die Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zum neunzehnten Jahrhundert von Albert Kretschmer und Dr. Carl Rohrbach in Gotha. 2. Aufl. 1. 2. Lfg. Leipzig, J. G. Bach's Verlag.

Landau. — Religion und Politik nebst Nachtrag zur Sammlung kleiner Schriften von L. R. Landau. Budapest, L. Aigner. 1880.

Leixner. — Unser Jahrhundert. Ein Gesammtbild der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Industrie der Neuzeit. Von Otto von Leixner. Mit zahlreichen Illustrationen. Lfg. 3. 4. Stuttgart, J. Engelhorn. 1880.

Leopardi. — Appressamento della morte. Cantica inedita di Giacomo Leopardi. Publicata con uno studio illustrativo dall' avvocato Zanino Volta. Milano, U. Hoepli. 1880.

Lindenschmit. — Handbuch der deutschen Alterthumskunde. Uebersicht der Denkmale und Gräberfunde frühgeschichtlicher und vorgeschichtlicher Zeit. Von L. Lindenschmit. I. Theil. Die Alterthümer der merovingischen Zeit. Mit zahlreichen in den Text eingedruckten Holzschnitten. 1. Lfg. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn. 1880.

Lindner. — Geschichte des deutschen Reiches vom Ende des vierzehnten Jahrhunderts bis zur Reformation von Professor Dr. Theodor Lindner. 1. Abtheilung: Geschichte des deutschen Reiches unter König Wenzel. II, 2. Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn. 1880.

Lueder. — Recht und Grenze der Humanität im Kriege. Vortrag von Professor Dr. Carl Lueder. Erlangen, Ed. Besold. 1880.

Malot. — Ohne Familie. Roman von Hector Malot. Aus dem Französischen übertragen von Mary Muchall. Autoris. Uebersetzung. 2 Bde. Hamburg, K. Grädener. 1880.

Meydenbauer. — Kant oder Laplace? Kosmologische Studie von A. Meydenbauer. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1880.

Mittheilungen der geographischen Gesellschaft in Hamburg 1878—79. Heft 1. 2. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von L. Friederichsen. Mit Karten, Tafeln und Holzschnitten. Hamburg, L. Friederichsen & Co. 1880.

Molière und seine Bühne. Molière-Museum. Sammelwerk zur Förderung des Studiums des Dichters in Deutschland. In zwanglosen Heften herausgegeben von Dr. Heinrich Schweitzer. 2. Heft. Wiesbaden. 1880.

Mosen. — Sämmtliche Werke von Julius Mosen. Neue vermehrte und durch eine Biographie des Dichters von dem Sohne desselben bereicherte Auflage. Mit Mosen's Portrait. 1. 2. Lfg. Leipzig, W. Friedrich. 1880.

Muff. — Was ist Cultur? Vortrag von Professor Dr. Christian Muff. Halle, R. Mühlmann. 1880.

Müller. — Das Schulwesen mit besonderer Beziehung auf die Zukunft Pforzheims. Von Moritz Müller senior in Pforzheim. Leipzig, Otto Wigand. 1880.

Müller. — Politische Geschichte der Gegenwart von Professor Wilhelm Müller. XIII. Das Jahr 1879. Nebst einer Chronik der Ereignisse des Jahres 1879 und einem alphabetischen Verzeichnisse der hervorragenden Personen. Berlin, Jul. Springer. 1880.

Müller. — Des Hauses Fourchambault Ende. Schauspiel in fünf Aufzügen von Müller aus Guttenbrunn. Mit einem Vorwort von Heinrich Laube. Breslau, S. Schottlaender. 1881.

Muncker. — Lessing's persönliches und literarisches Verhältniss zu Klopstock. Von Franz Muncker. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1880.

Muster-Ornamente aus allen Stilen in historischer Anordnung. Nach Originalaufnahmen von Jos. Durm, Fr. Fischbach, A. Gnauth, E. Herdtle, G. Kachel, A. Ortwein, R. Reinhardt, A. Schill, Val. Teirich u. A. Lfg. 9. 10. Stuttgart, J. Engelhorn. 1880.

Naumann. — Illustrirte Musikgeschichte. Die Entwickelung der Tonkunst aus frühesten Anfängen bis auf die Gegenwart von Professor Emil Naumann. Heft 3. Stuttgart, W. Spemann. 1880.

Petersen. — Landmanden og Nationalokonomen. Nogle Ord von Underwisning i Nationalokonomi ved Landbohojskoler. Af Aleksis Petersen. Kjobenhavn. Hoffensberg & Trap. 1880.

Philippi. — Zur Reconstruction der Weltkarte des Agrippa von Dr. F. Philippi. Mit 5 autographirten Kartenskizzen. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbchhdlg. 1880.

Pilger. — Das Verbindungswesen auf norddeutschen Gymnasien. Von Gymnasialdirector Dr. Robert Pilger. Berlin, Weidmann'sche Buchhdlg. 1880.

Putnam. — Internationaler Schutz gegen den Nachdruck. In einigen seiner Beziehungen auf Ethik und politische Oekonomie betrachtet von George Haven Putnam. Ein Vortrag. Deutsch von Prof. Eduard Wiebe. Berlin, Franz Vahlen. 1880.

Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker. Herausgegeben von B. ten Brink, E. Martin, W. Scherer. 40. Heft. Das deutsche Ritterdrama des 18. Jahrhunderts. Studien über Joseph August von Törring, seine Vorgänger und Nachfolger von Otto Brahm. Strassburg, K. J. Trübner. 1880.

Roland. — Der blaue Schleier. Novelle von A. Roland. Gotha, C. F. Windaus 1880.

Rundschau, Deutsche, für **Geographie** und **Statistik.** Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Carl Arendts in München. II. Jahrg. Heft 10. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 58. Ueber Bodenbereitung von Karl Tragau.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. XV. Serie. Heft 342. Ueber Bestrebungen und Ziele der wissenschaftlichen Chemie. Von Dr. Richard Meyer. Heft 343. Ueber Injurien von Dr. H. Baumeister. Heft 344. Ueber gute und schlechte Luft. Von Dr. A. Wernich. — Heft 345. Ueber das sittlich Erlaubte. Von Lic. Dr. H. H. Wendt. Heft 346. Ueber das Pflanzenleben unter der Erde. Von A. Engler. Heft 347. Die niederländischen Colonien in Norddeutschland zur Zeit des Mittelalters. Von Richard Schröder. Mit einer Karte. Berlin, C. Habel. 1880.

Sammlung musikalischer Vorträge. Herausgegeben von Paul Graf Waldersee. Nr. 15. Franz Schubert's Leben und Werke von A. Niggli. Nr. 16. Die öffentliche Musikpflege in den Vereinigten Staaten von Nordamerika von Max Goldstein. Nr. 17. Giovanni Battista Pergolese von H. M. Schletterer. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1880.

Sammlung öffentlicher Vorträge und Reden. Herausgegeben von der Redaction der „Alma Mater", IX. Das Traumleben. Vortrag von Prof. Dr. Max Leidesdorf. Wien, M. Perles. 1880.

Sammlung von Vorträgen. Herausgegeben von W. Frommel und Friedr. Pfaff. III, 3 Goethe's Stellung zur Deutschen Nation. Von Prof. Dr. Arnold Schaefer. — III, 4. Tod und Ewigkeit in den Liedern der Kirche. Von Prof. G. Schlosser. — III, 5. Darwin's Großvater als Arzt, Dichter und Naturphilosoph. Ein Beitrag zur Vorgeschichte des Darwinismus von Professor Dr. O. Zöckler. — III, 6. Der römische Bischof im vierten Jahrhundert. Von Lic. theol. Karl Hackenschmidt. III, 7. Schmerz und Weltschmerz. Von Dr. Alfred Bienengräber. III, 8. Ueber gesundes und ungesundes Aussehen. Von Sanitätsrath Dr. Paul Niemeyer. III, 9. Die Südseeinseln und der deutsche Südseehandel. Von Prof. Dr. Alfred Kirchhoff. III, 10. Die Börse und die Börsensteuer. Von Dr. Fr. Perrot. Heidelberg, C. Winter's Univ.-Buchhdlg. 1880.

Scherer. — Geschichte der Deutschen Literatur von Dr. Wilhelm Scherer, o. ö. Professor der Deutschen Literaturgeschichte an der Universität Berlin. Zweites Heft. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1880.

Schlemm. — Drei Dramen. Zur Composition geeignet. Mit einer Einführung und einer ästhetischen Studie über das musikalische Drama. Von Oscar Schlemm. Hannover, C. Schüßler. 1880.

Schmidt. — Im ostindischen Dienste. Lebensbeschreibung des englischen Obersten Meadows Taylor. Nach dessen eigenen Aufzeichnungen deutsch bearbeitet von Kunhardt v. Schmidt. Mit einer Kartenskizze von Indien. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, K. Hofbuchhdlg. 1880.

Schubert. — Drei Küsse. Vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Friedrich Carl Schubert. Leipzig, O. Mutze. 1880.

Schuchardt. — Camoens. Ein Festgruss nach Portugal zum 10. Juni 1880 von Hugo Schuchardt. Graz. 1880.

Semper. — Gottfried Semper. Ein Bild seines Lebens und Wirkens. Mit Benutzung der Familienpapiere von Professor Hans Semper. Berlin, S. Calvary & Co. 1880.

Stangen. — Eine Reise um die Erde 1878 bis 1879. Von Carl Stangen. Mit einem Gruppenbilde von Theilnehmern. Leipzig, A. Krüger. 1880.

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Herausgegeben im Auftrage des Vorstandes von G. v. Boguslawski. Band VII. Nr. 4. 5. Berlin, Dietrich Reimer. 1880.

Weber. — **Gedichte** von Robert Weber. 5. unveränderte Aufl. 1. Theil. Basel, Rob. Weber's Selbstverlag. 1881.

Weltgeschichte, Illustrirte, für das Volk. Unter sorgfältiger Berücksichtigung der Culturgeschichte in 2ter Auflage neu bearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt von Otto von Corvin. Pracht-Ausgabe. Lfg. 36—39. Leipzig, O. Spamer. 1880.

Wlislocki. — Haideblüthen. Volkslieder der transsilvanischen Zigeuner. Inedita, Originaltexte und Verdeutschungen. Von Dr. Heinrich von Wlislocki. Leipzig W. Friedrich. 1880.

Zeit- und Streitfragen, Deutsche. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. Kluckhohn, Redacteur A. Lammers ꝛc. herausgegeben von Franz von Holtzendorff. Jahrg. IX. Heft 136. 137. Ueber das Kunstgewerbe der alten und neuen Zeit. Von v. Huber-Liebenau. Berlin, C. Habel. 1880.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Als Fortsetzung der Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Im Auftrage der Gesellschaft herausgegeben von Prof. Dr. W. Koner. XV. Band. Heft 3. Berlin, Dietrich Reimer. 1880.

Ziemssen. — Anthropologische Grundgedanken über Ursprung und Ziel der Religion. Von Otto Ziemssen. I. Theil: Die Religion im Lichte der Psychologie. Gotha, Fr. Andr. Perthes. 1880.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Erwin Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Die heilige Barbara.

Novelle

von

Hans Hoffmann.

In der guten alten Zeit, da die weltliche Herrlichkeit des heiligen Stuhles noch ungekränkt in den latinischen Gefilden und auf den schroffen Bergen der Volsker dastand und südwärts im gesegneten Königreich beider Sicilien die fromme Majestät des Re bomba mit strenger Zuchtruthe seines Volkes waltete, gab es in einer jener uralten Bergstädte in der Nähe der Grenze, wie in anderen auch, gar viele tapfere Männer, welche es vorzogen, auf den rauhen Saumpfaden ihrer Berge in freier Gottesluft durch kühnen Schmuggel und einen gelegentlichen flotten Handstreich wider reiche und verweichlichte Reisende ihr täglich Brot zu verdienen, als daheim in den dumpfen Gassen einem niederen Handwerk zu fröhnen oder der trägen Erde die kärglichen Früchte mit dem schwerhinschleppenden Pfluge abzuringen. Es gehörten aber feste Herzen und feste Sehnen zu solchem Dienst, da es oft genug zu blutigen Zusammenstößen mit den königlichen oder päpstlichen Grenzwächtern kam.

Zu den geachtetsten Führern solcher Freischaren hatte noch vor wenigen Jahren Antonio Caselli gehört; doch in einem nächtlichen Gefecht war er den Heldentod gestorben, und seinen Kameraden war nicht einmal der Trost geblieben, der ehrenvollen Pflicht der Rache Genüge thun zu können, da es unmöglich gewesen war, die Person des mörderischen Schützen festzustellen. Dafür aber konnte sich die Stadt als solche für seine Verdienste um's gemeine Wesen dadurch dankbar erweisen, daß sie seiner einzigen nachgelassenen Tochter Barberina eine Anstellung als Ziegenhirtin bei einem Consortium im Besitz solcher Thiere befindlicher Bürger erwirkte, ein Amt, welches insofern den Traditionen des väterlichen Erwerbszweiges sich näherte, als es sie ihre Tage gleichfalls in freier Luft auf sonnigen Berghöhn und abschüssigen Pfaden verleben ließ. Nur während der Nächte konnte sie sich bei solcher Lebensweise der mütterlichen Fürsorge und mütterlichen Lehre erfreuen.

Es ging aber das Gerücht von ihr, daß sie in der Einsamkeit des Gebirges und Waldes zuweilen übernatürlicher Gesichte und Erscheinungen gewürdigt werde,

und der Herr Curato hatte bereits mit etlichem Stolz sein Augenmerk auf dieses sein so absonderlich begabtes und gesegnetes Beichtkind zu richten angefangen. Nun ist es wol gewiß, daß die Heiligen derlei Erleuchtungen an uns Menschenkindern weit lieber in den dämmerigen und ahnungsvollen Hallen der Wälder oder bei einem unbegrenzten Ausblick in verschwimmende Fernen vornehmen, als daheim im alltäglichen Stüblein und selbst auf dem gewohnten sonntäglichen Kirchenbänkchen: demunerachtet wird die nachfolgende Geschichte lehren, daß die Stimme der lieben Heiligen auch da draußen zuweilen in gar sonderbar verschränkter und widerspruchsvoller Rede sich uns mittheilen mag, ja, daß, wenn unser weiser, obzwar nicht eben sehr heiliger Dichter sagt:

Die Götter,
Sie reden nur durch unser Herz zu uns,

es wol auch einmal geschehen kann, daß umgekehrt unser Herz mit seinen wunderlichen Launen und Leidenschaften durch die Götter zu uns redet. —

Eines schönen Morgens im Monat Mai, da auch hier oben schon längst Alles herrlich grünte und blühte, trieb die junge Barberina wie gewöhnlich in großer Frühe ihre lustige Herde aus dem Städtchen in's Freie und machte nur noch an dem großen Brunnen vor dem Thore einen kurzen Augenblick Halt, um der klaren Sonne und dem heitern Himmel einen frischen Morgentrunk zuzubringen und zugleich sich die letzten Reste von Schäfrigkeit aus den Augen zu waschen. Da kam, des Weges vom Gebirge her, ihr ein junger Mann entgegen, der die Uniform der päpstlichen Grenzjäger und auf dem Rücken eine lange Flinte trug und auch sonst nach Ansehn und Gebahren recht stattlich und vornehm einherschritt. Er blieb bei der Jungfrau stehen, sei es, daß ihm bei seinem einsam streifenden Leben überhaupt eine jede zufällige Gesellschaft willkommen war, sei es, daß ihm diese grade besonders behagte. Zum Verwundern wäre der letztere Fall gewiß nicht gewesen, denn sie war nicht nur schlank und prächtig gewachsen und hatte ein bräunliches, feines und schönes Angesicht, sondern es war ihr auch eine seltene und kostbare Gabe eigen, die der Jäger sicherlich nicht alle Tage bei den Töchtern des Landes wahrzunehmen Gelegenheit fand: sie erschien ganz und gar sauber und reinlich von Person wie von Kleidung. Sie hatte nämlich die Eigenthümlichkeit, sich jeden Tag zu waschen und verthat überdies recht viele Zeit mit der Reinigung ihrer Röckchen, Hemden und Tücher. Ward dies alles auch von ihren Mitschwestern als eine Art hochmüthiger Ueberhebung über die altväterischen einfältigen Sitten mit etwas scheelen Augen angesehen, so ist doch nicht zu leugnen, daß dafür männliche Augen sie meist desto froher und wohlgefälliger betrachteten.

So that auch der schmucke Grenzjäger, er stand still und schaute ihr in's Gesicht; sie that desgleichen, jedoch mit etwas trotziger Miene, und kämmte sich während dessen, ohne sich stören zu lassen, mit einem hölzernen Kamme ihr schwarzes Haar, welches sich vorn über der Stirn, wo es nicht durch Flechten gebändigt wurde, auch nach der sorgfältigsten Behandlung immer noch ein wenig in widerspenstigen Wellenlinien aufkrauste. Wenn der junge Mensch etwa dachte, — und er dachte es höchst wahrscheinlich —, daß ihr dies grade recht hübsch zu Gesicht stände, so war sie darin eben anderer Meinung, oder aber

es lag ihr auch gar Nichts daran, sein Wohlgefallen zu erregen. In der That schien dieses ihr Sinn zu sein, denn während sie ihn unverdrossen anstarrte, als wollte sie ihm zeigen, daß sie seine Blicke mit gutem Gewissen aushalten könnte, wurde der Ausdruck ihres anmuthigen Gesichtchens immer trotziger und böser. Sie hatte ja freilich auch allen Grund zu solcher Mißstimmung, trug er doch eine Uniform, die ihrem ganzen Heimathstädtchen, ihr aber in pietätvoller Erinnerung an ihren getödteten Vater noch ganz besonders mißliebig und unerfreulich war. Persönlich kannte sie ihn wol von Ansehen, Beide hatten sich aber sehr lange Zeit nicht gesehen und einander überhaupt noch niemals näher betrachtet oder gar zusammen gesprochen.

„Bist Du nicht die Barberina Caselli?" fragte er endlich freundschaftlich.

„Bist Du nicht der Cicillo Tosti?" gab sie statt der Antwort unwirsch zurück. Er nickte und sagte ruhig bittend: „Gib mir einen Trunk Wasser", indem er auf ein Blechgefäß deutete, das noch auf dem steinernen Rande des Brunnens stand und das sie sonst an ihrem schmalen ledernen Gürtel zu tragen pflegte.

„Nimm es Dir!" entgegnete sie grob, steckte den Kamm in die Tasche und fuhr mit ihren beiden Händen glättend an ihrer Hemdkrause entlang.

Nun mochte er jedoch beim Anblick dieser bräunlichen Finger, die sich so schlank und zierlich von dem schneeweißen Hemdchen abhoben, im Stillen denken, daß ein Trunk schlichten Wassers nicht sowol an sich ein so gar begehrenswerthes Ding sei, als vielmehr, wenn er von eben diesen hübschen Händen anmuthig dargeboten würde.

„Ich wollte es aber grade von Dir geschöpft haben!" äußerte er sich in diesem Sinne.

„Ich will es Dir aber gerade nicht schöpfen."

„Ich gehe aber nicht von der Stelle, als bis Du gethan hast, um was ich Dich bitte."

„Dann magst Du bis heute Abend hier bleiben und die Nacht noch dazu, wenn ich heimgekehrt sein werde."

„Ich werde Dich nicht vorüber lassen, ehe Du mir das Wasser gereicht hast."

„Das werden wir sehen!" rief sie ganz zornig und ballte die Fäuste, als wollte sie unmittelbar zum Angriff übergehen. Es war aber auch unerträglich, wie er so sicher und fast spöttisch auf sie herablächelte. Doch sogleich sagte er noch einmal in bittendem Ton:

„Gib mir das Wasser."

„Nimm es Dir."

„Gib es mir."

„Nein."

„Dann muß ich Dich mit Gewalt dazu zwingen."

Statt der Antwort streckte sie ihm noch drohender die tüchtigen Fäustchen entgegen. Doch mit einem kecken Griff umklammerte er ihre beiden Handgelenke, führte ihre rechte Hand mit unwiderstehlicher Kraft an das Blechgefäß, drückte ihr dieses mit Gewalt hinein, so daß sie, von seinen eisenfesten Fingern umrungen, es nicht fallen lassen konnte, ließ das klare Wasser hineinsprudeln, und,

obgleich das Mädchen sich jämmerlich sträubte und schüttelte und mehr als die Hälfte des Wassers versprengte, so brachte er es doch fertig, den Rest an seine Lippen zu führen und also ein paar Tropfen von ihrer Hand zu trinken.

Nachdem er so seinen Willen durchgesetzt hatte, ließ er sogleich ihre Arme los und dankte ihr so freundlich, als wenn sie freiwillig und mit aller Zuvorkommenheit ihm den Trank credenzt hätte. Das brachte ihren ingrimmigen Zorn aber erst ganz in die rechte Gluth, und sie tauchte, unmuthig und aufgeregt mit den Füßen stampfend, ihren blechernen Pokal tief in das steinerne Becken, spritzte ihm eine volle Ladung in's Gesicht und rief höhnisch:

„Da hast Du Wasser, Du grober Unhold! Nun trink und laß auch Deine Kleider nicht durften!"

Damit wollte sie eine zweite Salve in etwas tieferer Richtung abgeben, doch er war rasch zurückgesprungen und sagte lustig lachend:

„Ei, Barberina, willst Du eine Morgenwäsche mit mir vornehmen, daß ich so hübsch und säuberlich aussehe, wie Du selbst? Da werde ich Dir allen guten Dank sagen müssen."

Sei es nun, daß sie ihm auf keinen Fall etwas zu Theil werden lassen wollte, wofür er ihr danken könnte, sei es auch nur, weil die Ziegen Anstalt machten, sich in ungebührlicher Weise zu zerstreuen, sie brach das Gefecht ab und setzte mit gerunzelter Stirn ihren Weg fort, ohne Abschiedsgruß und ohne sich noch einmal umzusehen. Und das war ein Glück, denn unfehlbar hätte es ihren Zorn von Neuem reizen müssen, wenn sie gesehen hätte, wie lange und wie vergnügt er ihr nachschaute und gar nicht einmal daran dachte, sich das tröpfelnde Wasser aus dem Gesicht zu wischen. In so verschiedenartige Stimmung vermochte die gleiche Begegnung zwei ungleich geartete Gemüther zu versetzen.

Denn Barberina's Morgenstimmung war wirklich sehr ernstlich und gründlich verdorben, ihrem kindlich thörichten Sinne erschien die ihr widerfahrene kleine Vergewaltigung als eine tief demüthigende Schmach, eine unerhörte Kränkung ihrer jungfräulichen Freiheit und Selbstbestimmung, sie erbebte vor Scham bei dem Gedanken, dem siegreichen Feinde je noch einmal vor Augen zu treten, und es ballte sich in der Stille eine ganz bängliche Gewitterwolke von dumpfem Haß wider den Tyrannen in ihrer heißblütigen Seele zusammen. Indessen vermochte sie eine so concentrirte Mißstimmung bei dem besten Willen doch nicht lange zu behaupten, das lastende Gewölk verflüchtigte sich in die leichter streifenden Dünste eines milden Frühärgers, und als sie auf dem rundlichen Berggipfel angekommen war, auf dem die Ziegen grasen sollten, hatte sie die ganze verdrießliche Angelegenheit schon vergessen und begab sich so vergnügt und friedfertig wie je an ihre verantwortungsvolle Thätigkeit. Diese bestand zunächst darin, daß sie sich dicht an dem Rand des steilen Berges niedersetzte und von ihrer herrschenden Höhe träumerisch und sorglos in die breite Ebene hinabblickte, die lachend im üppigsten und lieblichsten Grün des Frühlings sich bis zum fernen Meere dehnte und nicht ahnen ließ, daß unter dieser schmeichlerischen grünen Decke Nichts als Tod und Verderben lauerte und die schöne freundliche Sonne eitel giftige Fieberdünste in den unermeßlichen Sümpfen drunten aus-

brütete. Hier oben aber war die Luft auch im höchsten Sommer rein und gesund, und der hellste Sonnenschein konnte wol das Gesicht des jungen Mädchens trotz des breiten weißen Kopftuches noch um eine kräftige Schattirung brauner färben, aber nicht einmal das frische Laub der wenigen hier und dort zerstreuten Bäume vor der Zeit verlechzen und welken machen.

Während die Jungfrau so ohne eigentliche Gedanken in das volle Blau des Himmels hinausblickte, geschah es, daß ein einzeln dahinschwimmendes Wölkchen sich gerade vor die Sonne schob und hierdurch wie durch seine wunderliche Gestalt ihre Aufmerksamkeit erregte. Und wie sie mit unverwandten Augen ernsthaft und zutraulich darauf hinblinzte, ward sie auf einmal deutlich gewahr, daß es eine menschliche Gestalt darstellte, eine wunderschöne Frau mit weißem, wallendem Gewande und einem Palmzweig in der Hand, rings von einem goldenen Strahlenkranz umflossen, und sie erkannte ganz klar ihre Schutzpatronin, die heilige Barbara, welche langsam und feierlich, mit strengem Angesicht, auf sie zuschwebte, immer größer und deutlicher wurde und ihr doch niemals nahe kam, sondern in wundersamem Widerspruch mit ihrer herrlich rauschenden Bewegung doch in gleicher heiliger Ferne stehen blieb. Und siehe, mit ihren zarten Händen hielt sie die Arme eines Mannes gefesselt ohne Ketten und Bande, und deutete auf ihn hernieder und sagte mit leiser, und doch furchtbarer Stimme:

„Dieser ist's, der Deinen Vater erschlagen hat. Nimm die Waffe des Ermordeten und tödte ihn!"

Und sie sah, der Mann trug die Gestalt und Züge des Cicillo Tosti.

Kaum aber hatte sie ihn erkannt, als die Erscheinung schon wieder verschwunden war und nur noch die Sonne, mit mächtigen Strahlen hinter der Wolke hervorquellend, ihr die Augen blendete. Nun merkte sie, daß sie wieder eine Vision gehabt hatte.

Wenn aber etwa Jemand glaubte, sie wäre über den furchtbaren Auftrag der Heiligen nach der Weise des Dänenprinzen Hamlet alsbald in Schwermuth und grübelnde Melancholie verfallen, der würde vergessen, daß sie durchaus versäumt hatte, sich zu Wittenberg oder auf irgend einer anderen hohen oder niederen Schule sich die nöthige humane Bildung anzueignen, welche allein uns befähigt, der angeborenen Farbe der Entschließung des Gedankens Bläße anzukränkeln: vielmehr war sie groß geworden und erzogen in einer Gemeinde, in welcher der Todtschlag zu den gewöhnlichen Tagesereignissen und Gesprächen gehörte, der ungerechteste Meuchelmord kein unerhörtes Aufsehen erregte und die gerechte That der Blutrache sogar auf allgemeine laute oder stille Billigung und Anerkennung zu rechnen hatte. Daß sie zufällig als ein Weib geboren war, mochte zwar als ein erschwerender Umstand erscheinen, vermehrte aber auch das Verdienst der Heldenthat um ein Bedeutendes; und von einem zartsinnigen Schauder vor dem Blut oder gar von einer Ehrfurcht vor dem Menschenleben hatte sie trotz einer flüchtigen Kenntniß der zehn Gebote keine Ahnung. So empfing sie denn die schicksalsschwere Berufung ganz gelassen und sogar mit beträchtlichem Stolz, daß die Heilige sie mit ihrer göttlichen Anrede in einer so gewichtigen Sache begnadet; und selbst wenn das fünfte Gebot die allererste Stelle in dem Moralcodex ihres Volkes eingenommen hätte, so war doch kein Zweifel, daß die leben-

dige Stimme einer wirklichen echten Heiligen mehr gelten mußte, als Moses und alle verstorbenen Propheten zusammen genommen. Nebenbei empfand sie auch eine nicht geringe heimliche Zufriedenheit, daß ihr der Mörder ihres lieben Vaters, dessen Gedächtniß sie mit herzlicher Pietät pflegte, offenbart worden, und daß es gar kein Anderer war, als eben dieser übermüthige Cicillo, gegen den sie einen so bitteren und gerechten Groll schon ohne das im Herzen trug.

Sie dachte also den ganzen Tag andächtig und gehorsam darüber nach, auf welche Weise sie das hohe Gebot der Heiligen erfüllen und die blutige Rache vollführen sollte. Und sie kam denn zu dem Beschluß, daß sie die alte verrostete Flinte ihres Vaters, die so lange unbenutzt an der Wand gehangen hatte, wieder in Stand setzen und damit die große That vollführen müßte.

So früh es die Lebensgewohnheiten ihrer Herde irgend gestatteten, kehrte sie an diesem Abend nach der Stadt zurück; und als sie am Brunnen eine Anzahl Weiber, alte und junge, mit ihren großen kupfernen Kesseln auf den Köpfen versammelt fand, erzählte sie ihnen sogleich mit voller Ausführlichkeit, welches neuen Wunders sie gewürdigt worden. Das Staunen aber und die allgemeine Aufregung ward um so größer, als wunderbarerweise gerade heute eben dieser von der himmlischen Stimme bezeichnete Grenzjäger Cicillo Tosti in der Stadt gesehen worden war: das war ein Fingerzeig mehr, und der verhärtetste Wunderleugner hätte nicht an der Wahrhaftigkeit der göttlichen Offenbarung zweifeln dürfen. In feierlichem Zuge scharten sich alle die guten Weiber um die begnadete Jungfrau, mit halbscheuen Blicken sie von der Seite bewundernd; die kühneren aber redeten ihr feurig zu, das Werk der Rache, so schnell es anginge, zur Ausführung zu bringen und nicht durch schwankenden Ungehorsam den Zorn der heiligen Barbara zu erregen. Alle aber waren darin einig, daß man ohne Säumen zum Herrn Curato ziehen und ihn von dem großen Ereigniß in Kenntniß setzen müsse.

Dieser weise Beschluß ward denn auch alsbald zur That, und mit vielem Geschrei durchwanderte der ganze Haufe die engen Gassen, beständig vermehrt durch herzueilende Neugierige, bis er vor dem Hause des Pfarrers Halt machte. Der ehrwürdige Herr hatte den großen Lärm schon von Weitem gehört und blickte sorglich aus seinem Fenster hernieder, um zu sehen, welche böse Neuigkeit es gebe. Es scholl ihm jedoch ein solches Gewirr von Stimmen entgegen, da sich Alle mit gleichem Fleiß bestrebten, ihm die erste Auskunft zu geben, daß er sehr zornig wurde und befahl, nur eine einzige Person sollte zu ihm heraufkommen und berichten, was sie zu melden hätten oder begehrten.

So betrat denn Barberina allein das Haus, stieg, durch den Beifall der Menge vollends ermuthigt, ganz zuversichtlich die enge Treppe hinauf und trat ohne Bangen, wenn auch mit geziemender Bescheidenheit vor den Diener Gottes und der heiligen Kirche. Er saß gerade bei einer friedlichen Abendmahlzeit von Lammfleisch und Oliven, und trank dazu sein schlichtes Schöpplein rothen Landweines aus einem zierlichen Glase, welches neben der ungeheuren Strohflasche doppelt winzig und der geistlichen Mäßigkeit angemessen erschien. Er nickte dem Mädchen freundlich zu, denn ob ihm gleich Niemand etwas Böses nachsagen konnte, war er doch ein stiller Freund und gesetzter Verehrer weiblicher Jugend und

Holdseligkeit. Barberina erstattete ihren Bericht noch einmal mit noch feurigerer Beredsamkeit und lebhafterer Ausschmückung, denn sie war sich wohl bewußt, zu welchen Ohren sie redete.

Der Herr Curato jedoch machte gar kein freudiges Gesicht, als sie geendet hatte und nun seine Aufmunterung erwartete; es ist vielmehr zu sagen, daß er diesmal durch die merkwürdige Begabung seines lieben Beichtkindes in eine arge Verlegenheit versetzt wurde. Zwar war er einerseits wohlbefriedigt, daß die frommen Heiligen es nicht verschmähten, von Angesicht zu Angesicht zu einem Schäflein seiner Herde zu reden und damit dieser und ihm selbst Ruhm und Ehre zu verleihen, und schlecht hätte es ihm angestanden, etwa durch Ableugnen oder Vertuschen solcher Gnade sich ihrer unwürdig zu erweisen: doch auf der andern Seite war es vor seinem geistlichen Gewissen doch ein arges Ding, ein blutjunges Mägdlein in ihren abenteuerlichen Gelüsten nach Mord und blutiger Gewaltthat zu bestärken, um so ärger, als bei einer so ernsthaften Angelegenheit doch auch die bei dem Tode eines Staatsbeamten stark betheiligte weltliche Macht in nicht zu fernem Hintergrunde stand und das Schwert der Obrigkeit keineswegs dadurch stumpfer zu werden pflegte, daß es in geistlichen Händen ruhte.

Der arme Curato sann deshalb lange hin und her und trank in seiner Sorge sein zierliches Gläschen mehr als einmal leer und füllte es wieder, bis er endlich schier ärgerlich ausrief:

„Ei, ei, mein Kind Barberina, Du stehst da so fröhlich und muntern Angesichts, als wolltest Du zu einem Mummenschanz zur lustigen Carnevalszeit gehen, und redest so leichtherzig, als gälte es, zu einem Festschmause ein Hühnchen abzuthun, und doch stehen Deine Gedanken auf kein anderes Werk, als einen Menschen, ein getauftes und rechtgläubiges Geschöpf Gottes, mit gewaltsamer Hand und mit einem mörderischen, wahrscheinlich von dem Teufel selber erfundenen, Werkzeug zu tödten!“

„Aber die heilige Barbara hat es mir doch selber befohlen,“ sagte die tapfere Jungfrau, ohne sich irre machen zu lassen.

Der Pfarrer erkannte, daß er auf dem Wege der Einschüchterung nicht vorwärts käme, und überlegte abermals eine längere Zeit; denn seine Würde erforderte schlechterdings, daß er irgend einen Bescheid von sich gäbe, und er entschloß sich zuletzt, den gewöhnlich von weisen Männern in Fällen absoluter Rathlosigkeit betretenen Mittelweg eines vorläufigen Aufschubs vorzuschlagen.

„Kind Barberina,“ sagte er mit desto bestimmterem Ton, je zweifelhafter seine innere Ueberzeugung war, „wol muß ich es glauben, daß Deine gebenedeite Patronin Dir einen so schweren und schrecklichen Auftrag auf die Seele gelegt habe, gleichwie unser Herr den Erzvater Abraham seinen eignen Sohn Isaak opfern und tödten hieß: aber bedenke wol, daß der Herr selber eine so furchtbare That nicht geschehen ließ, sondern dem frommen Patriarchen einen Widder sandte, ihn auf dem Altare zu opfern an seines Kindes Statt. Und so möchte es auch wol dieser lieben Heiligen, zumal sie ein Weib ist und weicheren Gemüthes als der strenge Gott der Gerechtigkeit, nicht so gar ernst sein mit ihrem schweren Spruch; ja, leicht ist es zu glauben, daß sie dieses Dir nur als eine

Prüfung hingestellt habe, ob Dein Herz nicht grausam sei und allzu gern bereit zu blutigem Werk, wie es zum Zorn und Kummer der Heiligen und der allerseligsten Jungfrau leider unter diesem groben und gewaltthätigen Volk die gottlose Sitte ist. Darum ermahne ich Dich: sei nicht hastig zu solchem Thun, sondern zaudere weislich und bitte indeß die heilige Barbara, daß sie sich gedulde und, wenn es wirklich ihr unausweichlicher Wille ist, daß diese That geschehe, sie Dir abermals erscheine und zu Dir rede, oder doch, falls ihr solches allzugroße Beschwerde macht, sie Dir ein kräftiges Zeichen gebe, ob ihr wirklich die Rache in Deiner schwachen Hand genehm sei oder die Verzeihung. Rufe auch in Deinem Gebet der Heiligen in's Gedächtniß — denn es ist möglich, daß sie solches nicht wohl bedacht hat — daß jener Jüngling Deinen im Herrn ruhenden Vater nicht aus ruchloser Absicht und böser Hinterlist erschossen hat, sondern im ehrlichen Kampf, wie es ihm seine Pflicht und der Dienst des heiligen Vaters befohlen hat."

Nach solchen Worten winkte der gute Curato dem Mädchen mit einer heftig dringenden Handbewegung, sich zu entfernen, denn er fürchtete, sie möchte ihn durch neue Einwürfe zu noch ferneren schwierigen logischen und rhetorischen Exercitien nöthigen, was seinen Wünschen durchaus fern lag, da diese stets in erster Linie von einem tiefempfundenen geistigen Ruhebedürfniß beherrscht wurden.

„O, o, wie seltsame Dinge!" sagte er, nachdem Barberina mit anmuthigem Gruß geschieden war, laut zu sich selbst, denn die häufige Einsamkeit hatte ihn gewöhnt, besonders wichtige Sachen aus dem Schattenreich der Gedanken in's hellere Gebiet tönender Worte zu ziehen, weil ihm das nach seiner Erfahrung den Denkproceß wesentlich erleichterte, „wer würde es mir glauben, wenn ich ihn vor diese Jungfrau stellte und ihm sagte: Siehe, sie rüstet sich, einen Menschen zu erschießen: — Wie stand sie doch da, jung, lieblich, freundlich und bescheiden, gleich als wäre sie ein heller Frühlingsmorgen, aus dem Gebirge hergesandt unsern dunkeln Gassen zur Freude und Erquickung... und dennoch, freilich, freilich, es ist wahr, auch der Frühling hat seine bösen Stürme und Unwetter, zumal auf dem wilden Gebirge! Madonna und die heilige Barbara mögen dem süßen Kinde ihre himmlische Erleuchtung schicken."

Damit wischte er sich den Schweiß von der bedrängten Stirn, faltete ein Weilchen die Hände und setzte dann beruhigt die unterbrochene Mahlzeit fort.

Auf Barberina aber war seine Rede trotz ihrer vielleicht nicht ganz hinwegzuleugnenden dialektischen Mängel ersichtlich nicht ohne Eindruck geblieben: schon die bloße Möglichkeit, daß Jemand, und nun gar eine so bedeutungsvolle Person, an der absoluten Berechtigung ihrer beabsichtigten That zweifeln konnte, schreckte sie ernstlich aus ihrer glaubensvollen Sicherheit auf; und, nachdem ihr jugendlich beweglicher Sinn einmal energisch von dem Großen und Rühmlichen pietätvoller Blutrache abgelenkt und auf das im Menschenmord liegende Grauen hingewiesen war, blieb das weibliche Gefühl mit natürlichem Schauder an diesem haften, und so kam es, daß sie, die das Pfarrhaus so heiter und zuversichtlich betreten, gesenkten Hauptes und mit trüben Blicken dasselbe verließ und sich mit ängstlicher Scheu durch die Menge nach der Hütte ihrer Mutter drängte.

Dieser nun war, wie natürlich, von eifrigen Nachbarinnen schon längst die merkwürdige Neuigkeit zugetragen worden. Frau Maddalena aber war eine stille, verständige Frau, nicht aus dieser Gegend gebürtig, sondern aus einem toscanischen Städtchen der tieferen Thäler und daher von milderen Anschauungen und sanfteren Sitten. Sie war deshalb weit entfernt, in die aufmunternde gläubige Bewunderung der einheimischen Frauen einzustimmen, sondern sie empfing ihre Tochter mit Nichts als bitteren Klagen und mütterlichen Thränen.

„Nun sehe ich wol," rief sie händeringend, „wie übel ich gethan habe, daß ich einem Manne folgte, der von Raub und Gesetzlosigkeit lebte, und ihm anhing, blos weil ich ihn liebte und gern hatte: denn so wildes und heißes Blut erlischt nicht mit dem Leibe solches Mannes, sondern lebt fort in seinen Kindern. Und jetzt, allerheiligste Jungfrau Maria, danke ich Dir, obgleich ich es sonst in meiner Thorheit oft beklagt habe, daß Du mir keinen Sohn geschenkt hast, sondern nur eine Tochter; denn welche Sorgen hätte mir wol ein Sohn gemacht, wenn schon ein schwaches Mädchen so grimmigen Gemüthes ist! Nun werde ich Aermste es erleben, gleichwie sie einst meinen Mann mir blutig und zerschossen in's Haus gebracht, daß sie so seine Tochter als Missethäterin in Ketten geschlossen aus meinem Hause führen und sie ihr Leben beschließe durch die Hand des Henkers oder in ewiger Gefangenschaft hinschmachte auf den schrecklichen Galeeren, wo so mancher armen Frauen Männer und Söhne aus dieser unbändigen Stadt schon büßen! Ich aber bin von allen Müttern die unglücklichste, die ich eine Thörin zur Tochter habe, die sich einbildet, Gesichte zu sehen und Erscheinungen zu haben, die Nichts sind als eitel Spuk und Dunst ihres eigenen tollen Kopfes. Ach, Kind, Kind, möchtest Du doch das erkennen und Dir keine falschen Heiligen in Deinem Busen erschaffen, da wir doch so viele wahre Heilige haben, daß wir gar kein Ende finden könnten, wenn wir sie Alle nach Gebühr verehren und anbeten wollten."

Es ist sehr wahrscheinlich, daß Barberina's schon zuvor ein wenig erschüttertes Vertrauen in die Löblichkeit ihres Unternehmens durch diese traurigen Klagen vollends gebrochen worden wäre, denn nach den ersten Sätzen meldeten sich schon verstohlen einige zitternde Thränen des Mitgefühls auf ihren schwarzen Wimpern, wenn nicht Donna Maddalena durch den letzten Ausbruch einer freigeistigen und himmelstürmenden Gesinnung den ganzen Eindruck ihrer früheren klugen Worte wieder vernichtet hätte. Und wenn es gewiß auch einige Menschen gibt, welche solche Anschauungen zu theilen geneigt sind, so werden doch auch sie Angesichts der hier vorliegenden Thatsache zugeben müssen, daß es nicht immer weise und vorsichtig ist, dieselben geradeheraus vor frommeren und rechtgläubigeren Ohren auszuschütten. Barberina, sobald sie den unvermutheten leichtfertigen Angriff auf ihre hochheilige Schutzpatronin und deren wunderbare Gnade vernommen hatte, nahm sofort in ihren Gedanken alle schon heimlich gemachten Zugeständnisse an die menschliche Schwachheit und weibliche Empfindsamkeit zurück und beschloß, in treuem und ergebenem Glauben ganz allein den Winken und Befehlen der heiligen Barbara zu folgen. Allerdings hinderte sie das nicht, vorläufig den durch den bedachtsamen Curato anempfohlenen zuwartenden und neuer Erleuchtung harrenden Mittelweg zu verfolgen.

Am andern Morgen, als sie die Herde austrieb, konnte man sie kriegerisch einherschreiten sehen mit der langen Flinte ihres Vaters auf dem Rücken: schon das war ein Compromiß zwischen den beiden extremen Möglichkeiten des Verhaltens; sie war mit dem Rachewerkzeug bewehrt und zeigte der Heiligen ihren guten Willen, sie konnte aber keinerlei wirklichen Schaden mit demselben anrichten, weil es in seinem rostigen Zustande durchaus unbrauchbar war und es ihr überdies an jeder Munition mangelte. Nachdem sie dann lange Zeit einsam im heftigen Gebet mit der himmlischen Schutzpatronin um ein neues Gnadenzeichen gerungen, ohne erhört zu werden, fürchtete sie endlich, dieselbe allzusehr zu strapaziren und traf mit ihr eine stille Verabredung des Inhalts, falls der in Frage stehende Cicillo Tosti im Lauf der nächsten Woche ihr zu Gesicht käme und obendrein sich von selbst ohne Aufforderung anheischig machte, ihr die Flinte in Stand zu setzen, daß dies als ein Zeichen gelten sollte, daß er gleichsam selbst sich der Rache auslieferte und durch die Eingebung der heiligen Barbara, ohne es zu wissen, sich des Todes schuldig erklärte.

Dieser mit dem Himmel geschlossene Vertrag beruhigte sie so vollkommen, daß sie nicht einmal für nöthig erachtete, den Curato oder ihre Mutter in die Bestimmungen desselben einzuweihen, sondern sich mit der zuversichtlich ausgesprochenen Andeutung begnügte, die Heilige habe auf ihr Gebet ihr einen deutlichen Weg unzweifelhafter Entscheidung gewiesen. Und so zog sie jeden Morgen mit ihrem unschädlichen Mordgewehr zu Berge, und es gewährte ihr eine neue und anmuthige Unterhaltung, sich spielend im Zielen nach allerhand Gegenständen, denen ihre rasche Phantasie eine Menschenähnlichkeit anzudichten wußte, zu üben.

Sie hatte aber auch einen ganz natürlichen triftigen Grund, beruhigt zu sein, ohne daß sie sich denselben freilich irgendwie selbst eingestanden hätte, wenn nicht etwa in einem so verschmitzten und heimlichen Winkel ihres Herzens, daß selbst die Himmlischen da gewiß nicht hineinsehen konnten: es war nämlich eigentlich recht herzlich unwahrscheinlich, daß eine ihrer Bedingungen oder gar beide zusammen sich erfüllten; nach aller ruhigen Voraussicht mochten Monate und mehr vergehen, ehe der Jäger sich zufällig einmal wieder zeigte — und was konnte ihn dann gar der mangelhafte Zustand ihrer Flinte bekümmern!

Diese unbewußt listige Berechnung hatte nur den einen kleinen Fehler, daß sie blos auf ein zufälliges Begegnen speculirte, aber gänzlich außer Acht ließ, daß es sich auch wol absichtlich herführen lassen könnte von einer stillen Macht, die Barberina freilich nicht kannte und von der sie also auch nicht wissen konnte, wie gewaltig und gewaltthätig sie in einem jungen Menschengemüthe wirken kann, wie denn Viele von ihr behaupten, daß sie gleichfalls göttlichen Ursprungs sei, wenn auch keinesfalls den Heiligen zuzurechnen. Es muß jedoch Jedem überlassen werden, ob er lieber dieser Macht oder dem lenkenden Einflusse der heiligen Barbara die Thatsache zuschreiben will, daß Cicillo sich wirklich sehen ließ, ehe die festgesetzte Woche ihr Ende erreicht hatte, und daß er zwar gradeswegs mit unverkennbarer Absicht auf die Weidestelle seiner Feindin zugeschritten kam, stattlichen und heiteren Ganges und als ob er des vorigen Streites mit der zornmüthigen Jungfrau nicht im Mindesten mehr

gedächte. Barberina ihrerseits konnte natürlich keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, welcher höheren Fügung seine unverhoffte Annäherung zuzurechnen sei, und obwol sie eine ganz stolze Genugthuung spürte ob der wackeren Willfährigkeit der guten Heiligen und daß ihr Glaube gegen die Ableugnung ihrer Mutter und die stillen Zweifel des Herrn Pfarrers Recht behalten hatte, so erschrak sie doch auch wieder heftig, weil die schwere That ihr plötzlich so viel näher gerückt erschien und tröstete sich nur im Stillen mit der Erwägung, daß die zweite Hälfte der entscheidenden Probe ja noch abzuwarten übrig blieb.

Als der Jäger dem Mädchen grade gegenüberstand, lächelte er freundlich und kaum ein ganz klein wenig spöttisch und sagte:

„Barberina, ich will Dir meinen Dank abstatten für das schöne Wasser, mit dem mich neulich Deine Hand getränkt hat: ich habe zwei Hühner geschossen, hier sind sie, zu einer Mahlzeit für Dich und Deine Mutter; aber für das zweite Huhn mußt Du mir auch freiwillig einen zweiten Trunk geben."

Barberina gerieth über dies Anerbieten in eine höchst schmerzliche Verlegenheit. Seine entgegenkommende Freundlichkeit, die sie doch wahrlich nicht verdient hatte, rührte sie ein wenig, und sie konnte den Muth nicht finden, ihn herzlos abzuweisen; auch schielte sie mit einiger Inbrunst bei Seite nach den schönen Thierchen, insbesondere ihrer Mutter gedenkend, der solch ein Bissen seit dem Tode des tapferen Ernährers nimmer geboten worden. Aber es war ihr doch auch peinlich und bedenklich, grade in dieser bang entscheidungsvollen Stunde von ihm ein Geschenk anzunehmen, dem sie doch bald vielleicht nach dem Leben stellen sollte. So half sie sich denn auch hier schließlich wieder mit einem klugen Mittelwege: als er das Wildpret ruhig neben sie auf einen Stein niederlegte, ließ sie es geschehen, ohne es zu wehren, aber auch ohne zu danken und die Annahme zu bezeugen, und glaubte sich durch solche Unthätigkeit am Schicklichsten aus der Schlinge zu ziehen. Doch da er nun behaglich seine Flinte von der Schulter nahm, gelassen den Arm darauf stützte und sie wartend anschaute, merkte sie, daß es nunmehr ihre Pflicht sei, ihm einen Wassertrunk als den geforderten Kaufpreis zu credenzen. Allerdings zauderte und schwankte sie auch jetzt wieder, aber er stand da vor ihr mit einem so sicheren und selbstbewußten Wesen, daß es ihr vorkam, als könne sie gar nicht mehr anders, als ihm unbedingt gehorchen, und wie unter einem unbegreiflichen Zwange nahm sie das dem jungen Manne wohlbekannte Gefäß vom Gürtel und ging, ohne ein Wort zu sagen, zu einer nur ein hundert Schritt entfernten Quelle und trug es gefüllt mit vorsichtigem Gange zurück.

Sie sah wol, daß er ihr still und wohlgefällig entgegenblickte, und wie sie ihm das Gefäß zureichen wollte, nahm er es ihr gar nicht ab, sondern ließ es sich von ihrer Hand zum Munde führen und sich wie ein Kind von ihr tränken. Sie that aber schier willenlos Alles, was er begehrte; und doch, wie er sie mit so treuherzigen und dankbaren Augen über den Rand des Gefäßes anschaute, schnitt es ihr so bänglich in die Seele, als ob sie einem arglosen Wanderer Gift credenzte, und sie hätte es zehnmal lieber gesehen, daß er recht grob und ungezogen mit ihr verfahren wäre und ihrem früheren gerechten Zorne neue gesunde Nahrung gewährt hätte. Auch dachte sie nur mit heimlichem

Grauen an die letzte verhängnißvolle Probe und wagte gar nicht nach ihrem Mordgewehr hinzublicken, sondern dachte vielmehr im Stillen darüber nach, wie sie wol seine Blicke davon fernhalten könnte, ohne der Heiligen geradezu in den Arm zu greifen. Doch sie hatte keine Zeit, diesen unlauteren Gedanken weiter zu verfolgen, denn schon hatte er mit den Augen des Jägers die stattliche Flinte am Boden ersehen und rief verwundert:

„Ei, Barberina, seit wann ziehen eure Hirtinnen mit Waffen zu Berge, als wenn die Wölfe hier im Sommer und am hellen Tage herumliefen?"

Sie erzitterte heftig und war ganz sprachlos vor Schreck und angstvoller Erwartung. Er aber fuhr harmlos und lächelnd fort:

„Oder willst Du Dich jetzt auch auf den Schmuggel legen oder an der Landstraße auf die Reisenden lauern? Wenn ihr guten Mädchen schon auf solcherlei Heldenthaten ausgeht, da werden wir armen Grenzjäger wol einen noch viel übleren Stand bekommen als bisher; ich fürchte mich vor den Männern nicht grade sehr, vor Frauen aber gewaltig."

Er sagte das schalkhaft und mit scherzender Gemächlichkeit; ihr aber war gar nicht scherzhaft zu Sinn, sondern die Ungewißheit war ihr so fürchterlich bange und peinvoll, daß sie durch sein tändelndes Hinzögern heftig erbittert wurde und mit dem alten Trotz entgegnete:

„Ich will eine Waffe haben, daß ich mich wehren kann gegen übermüthige Burschen, wenn noch einmal Jemand von mir etwas erzwingen möchte, was ich nicht geben will. Verstehst Du mich?" — Im selben Augenblick kam ihr der heimlich hoffende Gedanke, daß dieser heftige Ton und die deutliche Drohung ihn abschrecken würde von einer etwaigen Reparation der Flinte: und die heilige Barbara konnte ihr ja dennoch keinen Vorwurf wegen falschen Spieles machen, da ihr die feindliche Rede ursprünglich doch ganz ohne Nebenabsicht herausgefahren war.

Doch der unselige Jäger lachte so arglos und vergnügt, als wenn ihn die Stichelei und die Drohung gar Nichts anginge und sagte ruhig:

„Das muß ich ja wol verstehen. Und Du thust ganz recht. Laß Dir von Niemand Etwas abtrotzen, außer von mir; denn ich werde Dich doch wol noch zwingen, trotz Deiner Waffe. Und Du hast mir ja heute schon das Wasser aus freien Stücken gereicht. Aber was ist das? Das Ding ist ja ganz rostig und muß erst gründlich geputzt werden, ehe Du es brauchen kannst. Gib einmal her — und wo hast Du denn Pulver und Kugeln?"

„Ich habe keine," stotterte sie, und wurde so blaß als es die goldbraune Färbung ihrer Haut irgend gestattete. Er aber merkte Nichts, gar Nichts von dem tiefen Schreck, der sie bei seiner leichtfertigen Rede erfaßte; vielmehr, da sie sich nicht vom Platze rührte, als wollte sie ihm noch einmal Zeit geben, sich besser zu bedenken, trat er gefällig selbst hin, das Gewehr aufzuheben, stand aber plötzlich still, sah das Mädchen mit schlauen Blicken an und sagte bittend:

„Gib es mir!"

Und abermals empfand sie in ihrem Herzen den stillen unwiderstehlichen Zwang, daß sie gehorsamst sein Verlangen erfüllte, obwol sie sich der Gefähr-

lichkeit des Augenblicks wohl bewußt war und vor Angst sich kaum noch zu bewegen vermochte. Er nahm die Flinte aus ihrer Hand, setzte sich damit auf den Boden und untersuchte sie mit Interesse und Sorgfalt.

„Eine sehr gute Arbeit!“ äußerte er sich befriedigt, „die muß wieder in Ordnung gebracht werden, es wäre schade drum. Ich werde es übernehmen, viel ist nicht daran zu thun, bis morgen soll Alles im Stande sein. Auch Kugeln und Pulver sollst Du haben.“

— „Aber ich kann ja gar nicht schießen!“ stieß sie plötzlich hervor, und der Ruf klang so sonderbar verzweifelt und jammervoll, daß er verwundert zu ihr aufsah, die, dicht vor ihm stehend, ihn angstvoll beobachtet hatte. Ein aufrichtiges Mitleid erfaßte ihn um ihre so bedauerlich vernachlässigte Erziehung, und er sagte fröhlich:

„O, da wollen wir gleich helfen. Komm her, ich will Dir den ersten Unterricht geben. — Du wirst nicht leicht einen besseren Lehrer finden,“ fügte er mit selbstgefälligem Schmunzeln hinzu, „meine Kugel hat noch immer ihren sicheren Weg gefunden, wohin sie gehen sollte, selbst bei Nacht; meine Augen sind so gut wie die einer wilden Katze, und Eure Schmuggler und Briganten sehen manch Einen lieber in den Bergen als mich.“

Wirklich funkelten seine Augen bei diesen ruhmredigen Worten so feurig und wild wie die eines gutgelaunten Raubthieres bei spielender Jagd. Im selben Augenblick aber verwandelte sich auch das Herz des jungen Mädchens, und die Qual ihrer Angst und Verzweiflung schlug unmittelbar um in jähe Entschlossenheit und bittere Härte; denn seine prahlende Rede reizte nicht nur von Neuem ihren ernsten Unmuth, sondern erweckte auch allzu lebhaft die Erinnerung an den gewaltsamen Tod ihres Vaters und erschien geradezu als eine kräftige Bestätigung der übernatürlichen Offenbarung und ein neuer Wink der heiligen Barbara. So war mit der klaren Entscheidung auch die Krisis ihrer Schwäche überwunden, sie trat wieder sicher und entschieden auf und ging mit scharfem Eifer auf seinen Unterricht im Schießen ein.

Der Jäger bestimmte als Ziel einen abgestorbenen Baumstamm und meinte lachend, er sehe aus wie ein Mensch; zwei breit ausgestreckte dürre Aeste konnten als Arme gelten und ein kurzer Stumpf in der Mitte über ihnen mußte den Kopf vorstellen. Zum Ueberfluß eilte er noch hin und stülpte seinen Federhut darauf und sagte übermüthig, sie wollten jetzt nach dem gefährlichen Grenzwächter Cicillo Tosti schießen. „Wir dürfen aber nicht den Hut treffen,“ ermahnte er lustig, „um den wär' es schade, aber unter dem geht's grade in den Kopf, und hier wollen wir eine Stelle bezeichnen, wo das Herz hingehört. So, hier ist's, wo ich den Einschnitt mache.“

Das Mädchen schauderte dennoch wieder zusammen bei so gottlosen und grauenhaften Reden, aber er merkte von ihren Gemüthsbewegungen jetzt so wenig wie zuvor, er war ganz von seinem Schützen- und Lehreifer hingerissen und inzwischen mit der Ausmessung einer geziemenden Entfernung beschäftigt.

Sobald er mit diesen Vorbereitungen fertig war, nahm er seine Büchse, ließ sie leicht auf die vorgestreckte linke Hand fallen, zielte ganz flüchtig und gab Feuer.

„Sie sitzt im Herzen!" rief er freudig und zeigte der Schülerin den Meisterschuß.

Dann gab er ihr das Gewehr in die Hand, ließ sie den Lauf richten, lehrte sie auf Visir und Korn achten und führte ihre Rechte an den Drücker. Sie war jetzt wirklich so aufmerksam bei der Sache, daß sie gar nicht darauf achtete, wie er augenscheinlich mit mehr Beflissenheit, als gerade unumgänglich nothwendig gewesen wäre, sich mit ihren hübschen Händen zu schaffen machte und ein kleines Privatvergnügen darin zu finden schien, dieselben in so merkwürdiger Art an dem glatten Lauf hin und her zu schieben, daß es einem zärtlichen Streicheln zum Verwechseln ähnlich sah. Als er jedoch, scheinbar um sie im Zielen zu unterstützen, seinen Kopf über ihre Schulter streckte und leise ihre Haare und ihre Wange mit der seinen berührte, da sah sie ihn rasch und unwillig von der Seite an und machte Miene, ihn mit einem zornigen Ruck zurückzustoßen. Der Schalk wußte aber ein so unbefangenes und unschuldiges Gesicht zu machen, daß sie schnell allen Arg verlor und geduldig die Eigenthümlichkeiten seiner Lehrmethode über sich ergehen ließ. So ruhten sie eine kleine Weile Wange an Wange, und das Mädchen fühlte die freundliche Wärme seines Blutes mit heimlichem Wohlbehagen an ihrer Schläfe pochen und unterschied nicht mehr davon das feurige Pulsen ihrer eigenen Adern. Sie hätte wol am Liebsten die Augen geschlossen und sich so friedlich immer weiter wiegen lassen; doch schier erschrocken über sich selbst raffte sie sich plötzlich auf, rührte den Drücker, und der Schuß ging los. Der Schaft schlug ihr so heftig gegen die zarte Schulter, daß sie zurückprallte und sich damit wider ihren Willen ganz an seine Brust warf. Er wußte die günstige Constellation auch wohl zu benutzen, umschlang mit beiden Armen kräftig ihren schlanken Leib und versuchte, sie für ihren ersten glücklichen Schuß in die unschuldige Luft mit einem freundschaftlichen Kusse zu belohnen.

Doch solche Keckheit gab ihr schnell ihre Fassung und jungfräuliche Strenge wieder, sie riß sich heftig los und rief mit erbitterter Stimme und glühend roth in ihrem schönen Angesicht:

„Ich kann jetzt schießen und brauche keine Unterweisung mehr; ich werde nun schon durch eigene Uebung lernen, den Cicillo Tosti in's Herz zu treffen."

Ihre Augen blitzten und sprühten so wild und sonderbar, daß nur eine so völlig harmlose Natur wie die des jungen Jägers es sehen konnte, ohne ernstlich zu erschrecken; der aber lächelte gutmüthig und suchte sie durch freundliche und bittende Entschuldigungen zu beruhigen. Sie ließ ihn aber nicht wieder an sich kommen, und auch er wagte nicht mehr, sie zu berühren, nachdem er einmal die scharfe jungfräuliche Herbigkeit gespürt hatte, sondern stand bescheiden neben ihr und förderte nur durch Worte ihre kriegerischen Bemühungen.

Sie hatte schon eine erkleckliche Menge Munition verschwendet, als es ihr endlich gelang, eine Kugel wirklich in den morschen Stamm zu treiben. Triumphirend über den ersten Erfolg stand sie da.

„Eine schwere Verwundung", constatirte ernsthaft der junge Meister, „doch nicht tödtlich, Cicillo lebt noch. Und weißt du noch Etwas? Dieser Cicillo da bedarf jedenfalls der Ruhe, seine Wunde zu pflegen, und der andere hier

würde der schönen Barberina sehr dankbar sein, wenn sie ihm als Bezahlung für seinen Unterricht ein wenig zu essen und zu trinken gäbe. Denn wahrhaftig, ich habe recht großen Hunger."

Die schöne Barberina hätte sehr hartherzig sein müssen, wenn sie gezögert hätte, einem so billigen Verlangen zu willfahren. Auch mochten ihre Gefühle den seinen nicht allzu fern sein, müde war sie ebenfalls, und die Mittagssonne brannte heiß und hoch. So ergriff sie denn das Bündelchen, in welchem sie ihre Zehrung mit sich führte, die denn nun schon einmal ausnahmsweise für Zwei genügen mußte, und Beide gingen mit einander in den Schatten einiger Eichen, welche die kleine Quelle umgaben, und ließen sich dort nieder. Das Mädchen holte ihren Mundvorrath hervor und theilte getreulich und christlich ihr Brot und ihren Käse mit dem Gefährten. Und so saßen sie dort in der herrlichen Bergeinsamkeit am murmelnden Quell und sahen aus, als ob es in der Welt nicht zwei friedlichere und verträglichere Menschenkinder geben könnte.

Nach der Mahlzeit hielten sie, wie es sich gebührte, ihre Siesta und brauchten den freundlichen Schlaf nicht lange vergebens anzurufen; an den Stamm derselben Eiche gelehnt, ruhten sie in der sänftigenden Mittagsgluth, und unvermerkt sank des unbesorgten Kindes feines Köpfchen sanft auf die Schulter des Mannes und blieb dort liegen, rosig glühend im gesunden lieblichen Schlummer der Jugend, und leise bewegten sich im Traum die halbgeöffneten purpurrothen Lippen, und was sie hauchten und lächelten, war nicht so anzusehen, als ob es aus einem Herzen käme, das erfüllt war von Gedanken der Blutrache und des Mordes.

Vielleicht aber war es doch ihr nur halb entschlummertes Bewußtsein von der in ihre Hand gelegten furchtbar heiligen That, das sie früher weckte als ihren Genossen. Erschrocken und tief verschämt fand sie sich in ihrer bedenklichen Lage; sprang rasch empor, froh genug, von ihm nicht in derselben betroffen zu sein, und blickte auf den Schläfer. Da schoß es ihr durch den Sinn — seine Büchse lag neben ihm — jetzt konnte es geschehen, diesen Augenblick konnte die heilige Barbara meinen, selbst ihn herbeigeführt haben — — doch nein, es sollte ja mit ihres Vaters eigener Waffe vollbracht werden!

Sie athmete so unendlich erleichtert auf, daß es ihr selbst beinahe wunderlich vorkam, wie ein kurzer Aufschub ihrem Herzen eine solche Erleichterung gewähren konnte, und fühlte sich alsbald in einer äußerst glücklich-übermüthigen Stimmung. Sie beugte sich nieder zu der Quelle, in ihrer erfrischenden Kühle sich vollends zu ermuntern, und während sie sich Stirn und Augen wusch, konnte sie der Versuchung nicht widerstehen, dem trägen Schläfer einige kalte Tropfen in's Gesicht zu sprengen. Er erwachte sogleich und nahm ihren feuchten Weckegruß mit der gewohnten Gelassenheit hin. „Ich dachte, wir hätten Frieden geschlossen," sagte er nur leichthin.

Das Wort erschreckte sie wiederum in seltsamer Weise; sie schämte sich ihres kindischen Spiels, richtete sich hastig auf und strich die aufbäumenden lustigen Haare ärgerlich aus der Stirn, als ob die an ihrer unschicklichen Heiterkeit schuld wären.

„Höre, Du," sagte Cicillo, nachdem er ihr voll Vergnügen zugesehen, „ich

muß jetzt gehen, damit ich heute Abend noch Zeit behalte, Deine Flinte zu reinigen. Morgen in der Frühe komme ich wieder und bringe sie Dir."

Sie war es zufrieden und holte ihm das Gewehr ihres Vaters, das er zu dem seinigen über den Rücken hängte. Er wollte ihr zum Abschied die Hand reichen, sie aber verweigerte ihm plötzlich die ihre und wollte ihn mit einem strengen Kopfnicken entlassen. Er lachte im Anfang, weil sie ihm höchst drollig vorkam in diesem unvermittelten bitterbösen Ernst, doch auf einmal schüttelte er verstimmt den Kopf und sagte mit ganz trauriger Stimme: „Capricciosa!"

Das klang ihrem Ohre wundersam beweglich, und als er ihr noch immer freundlich und doch ernster als sonst und mehr fordernd als bittend die Hand entgegenstreckte, da geschah es ihr zum dritten Male, daß ihrem freien und stolzen Willen ein unerklärlicher Zwang angethan ward, der sie fast erbitterte und dem sie doch nachgeben mußte; ganz demüthig reichte sie ihm die Hand und duldete mit gesenktem Haupte sein freundschaftliches kräftiges Schütteln.

Und doch empfand sie im selben Augenblick schon wieder große Reue, daß sie den Todfeind so ganz anders behandelt hatte als es sich gebührte, daß sie recht vertraulich mit ihm umgegangen, und es kam ihr selbst so vor, als hätte sie sich hinterlistig in sein Vertrauen eingeschlichen, das sie doch so schrecklich zu täuschen berufen war. Ein starker Zorn wider sich selbst wandelte sie an, und, wie es dem Menschengemüthe natürlich ist, übertrug sie diesen grollenden Unmuth mit ausnehmder Schnelligkeit auf den, der sie durch sein lässig gemächliches Wesen dazu verleitet hatte. Und so wäre denn der friedliche Abschied wahrscheinlich doch noch unliebsam getrübt worden, wenn der Jäger sich nicht schon mit rascher Schwenkung ihren gefährlichen Stimmungsumschlägen entzogen gehabt und den Heimweg angetreten hätte. Da ergriff sie hastig die geschenkte Jagdbeute, die todten Vögel, und schleuderte sie weit von sich mit dem festen Entschluß, sie nie mehr zu berühren, selbst nicht, um ihrer Mutter eine Freude zu machen. Und doch sah sie sich dann wieder ängstlich um, ob er ihr wunderliches Gebahren auch nicht etwa beobachtet hätte. Doch er war schon weit drunten und blickte gar nicht mehr zurück, sondern verfolgte mit starken Schritten seinen Weg in das Thal.

Unverwandt schaute Barberina ihm nach, so lange er noch zu sehen war, und sobald er hinter der Krümmung des Berges verschwunden war, seufzte sie tief auf und sah sich bänglich auf ihrer kleinen Hochfläche um; ein dunkles Gefühl der Vereinsamung überkam sie, zum ersten Male in ihrem Leben hatte sie das Bewußtsein, daß sie hier gleichsam als Verbannte fern von den Menschen freudlos lebte, zum ersten Male regte sich in ihr eine tiefe Sehnsucht nach dem Glück der Geselligkeit.

Sie setzte sich auf einen Stein und stieß einen lauten Ruf aus nach ihren Ziegen; es waren doch lebende befreundete Wesen, die sie um sich versammeln konnte. Doch wie sie nun von allen Seiten herantrabten und sie anstarrten mit ihren blöden glotzenden Augen, da schnürte ihr erst ein ganz unheimliches Gefühl die Brust zusammen, daß sie rasch aufsprang und die Thiere mit ungestümen Geberden davonjagte; und als dieselben, durch das ungewohnte Benehmen ihrer Herrin erschreckt, trappelnd und klappernd nach allen Seiten zer-

stoben, da empfand sie eine ungerechte und bittere Verachtung gegen die schuldlosen Geschöpfe:

„Ihr seid doch nur unvernünftiges Vieh!“ rief sie laut ihnen nach; und wiederum war es das erste Mal, daß sie diese Bemerkung machte. —

Auch als sie am nächsten Morgen die Weidestelle auf dem Berge wieder betrat, vermochte sie sich nicht von dem neuen dumpfen Gefühl der Vereinsamung zu befreien, und es waren zwei merkwürdig widersprechende Wünsche, welche abwechselnd ihr Herz erregten: der eine, daß der Jäger recht bald kommen und ihr die Flinte bringen möchte, damit sie Gesellschaft oder doch wenigstens eine Beschäftigung mit dem Schießen hätte; der andere, daß überhaupt in ihrem ganzen Leben weder er noch die Waffe ihr jemals wieder zu Gesicht käme.

Während sie noch unruhvoll mit so unklaren Gedanken beschäftigt sich planlos hier und dorthin bewegte und manchen einsamen Seufzer in die Morgenluft verhauchen ließ, tauchte vor ihren Augen endlich zwar nicht der Erwartete, aber statt seiner ein winziges Knäblein auf, welches das schwere Schießgewehr mühselig hinter sich her schleppte und ihr mit diesem zugleich einen schönen Gruß von seinem Vetter Cicillo Tosti überbrachte: derselbe sei noch während der Nacht plötzlich in den Dienst commandirt und dadurch verhindert, selbst zu erscheinen, er habe aber gestern noch die treffliche Flinte völlig in Ordnung gebracht.

Die Jungfrau empfing das wackere Botenjüngelchen mit so großer Anmuth und Zärtlichkeit, daß es rasch zutraulich und freundlich wurde und auf ihre zahlreichen eifrigen Fragen nach seines großen Vetters Leben, Wesen und Thaten sowie nach Allem, was mit dessen Person in irgendwelcher Verbindung stand, bereitwillig und redlich ausführliche Auskunft gab, die nicht zum Schaden des Besprochenen ausfiel. Doch als es sich endlich zum Scheiden anschickte und die für sein Alter recht klügliche Frage that, ob es auch wiederum einen Gruß mit zurücknehmen dürfe, antwortete sie nach kurzem Bedenken mit einem ängstlichen Nein, aber dies klang so sonderbar hastig und traurig zugleich, daß es selbst dem Knaben auffiel und seine Kinderschlauheit es hurtig in ein durch jungfräuliche Schüchternheit nur etwas modificirtes Ja verwandelte.

Als sie wieder allein war, faßte sie das gefährliche Werkzeug in's Auge, das neben ihr im Grase lag, und das ihr nach ihren Gedanken zunächst ein Spielzeug und Zeitvertreib werden sollte. Doch wie sie es aufheben wollte, um ihre Uebungen anzustellen, überfiel sie ein jähes Grauen, es zu berühren. Der eiserne Lauf blinzte so kalt und glatt und höhnisch aus dem Grase zu ihr herauf und kam ihr vor wie eine lebende Schlange, die ihr rundes Maul aufriß, und wenn der Wind leise über die zarten Halme strich, sah es aus, als ob die Schlange sich rückend und schleichend bewegte und dem Baume näher glitte, der gestern den Cicillo Tosti vorgestellt hatte; und wie die glühende Phantasie des naturgenährten Mädchens in dem todten Stumpf sogleich wieder den lebendigen Menschen sah, gerieth sie in eine beklemmende Angst um ihn, als ob es nicht das allerbequemste und beruhigendste Auskunftsmittel gewesen wäre, wenn die Schlange den gebotenen Feind ohne ihr Zuthun aus dem Wege geräumt hätte. Sie aber fuhr fort zu schaudern und wagte das gleißende Ding nicht anzufassen, sondern begab sich möglichst weit aus seinem Bereich und setzte sich wieder einmal

still an den Rand des Berges, um in die grüne fieberdünstende Ebene hinabzustarren.

Hier kamen ihr nun allgemach allerlei Gedanken über den sonderbaren Einfluß, den dieser Grenzjäger auf sie auszuüben sich unterfangen hatte. Daß er sie damals mit körperlicher Gewalt zu einem kleinen Liebesdienst gezwungen, war noch das Geringste: aber daß er es gestern fertig gebracht hatte, sogar ohne äußere Zwangsmaßregeln dreimal ihren Willen zu beugen und zu knechten, das war mehr als eine freiheitgewohnte Seele sich gefallen lassen und ein stolzes Herz ertragen konnte. Je mehr sie über die verborgenen Triebfedern ihres kläglichen Gehorsams nachdachte und je weniger sie solche zu durchschauen vermochte, desto höher stieg ihre Erbitterung und eigene Kränkung, und sie begann einen viel ernsteren und innerlicheren Zorn und Haß gegen den Unterdrücker zu empfinden als jenes erste Mal, da er sie mit dem Wassertrunk gereizt hatte. Und so arbeitete sie sich allmälig in eine so erhitzte Stimmung hinein, daß ihr die schlaffe Ruhe unerträglich wurde und sie thatendurstig zu ihrer Flinte zurückeilte, die sie jetzt ohne jede Furcht aufzuheben im Stande war. Und da der gefällige Jäger auch reichliche Munition mitgeschickt hatte, ging sie sogleich in der ersten Hitze an's Werk, die Sicherheit ihres Auges und ihrer Hand von Neuem an dem Baumstumpf zu üben.

Im Anfang waren der Fehlschüsse noch ärgerlich viele, doch ihr Pflichtgefühl erkaltete nicht und sie lernte rasch; bald schlug eine Kugel um die andere in den feindlichen Stamm. Und mit dem Erfolg wuchs ihr Eifer gewaltig, und eine immer wildere Jagdlust erfaßte sie, immer lebendiger sah sie in dem Baum die Gestalt eines Menschen und die Züge des Grenzjägers, und eine dämonisch grimmige Lust durchzitterte ihre Brust, nach ihm zu zielen und ihm wieder und wieder die tödtliche Kugel in's Herz zu jagen. Ein ähnlicher lusttrunkener Haß und zärtliche Grausamkeit mochte in ihr zucken, wie sie die spielende Katze gegen ihr zappelndes Opfer zeigt. Ihre Wangen brannten und ihre Augen sprühten jauchzende Flammen, wie sie hin- und hersprang von ihrem Schützenstand zum Ziel, die Wunde mit begierigen Blicken untersuchte und dann unermüdlich von Neuem das Gewehr senkte, zielend lauerte und Feuer gab.

Es könnte bedauert werden, daß alle die Grazie und herrliche Kraft und Gewandtheit, die sie bei diesem wilden Spiel unbewußt entwickelte, vor der blinden Natur ungenossen verschwendet und von keinem sinnvollen Menschenauge freudig erfaßt wurde, wenn nicht so unendlich viel mehr der Schönheit und Anmuth im weiten Reiche der Natur täglich ebenso heimlich und in sich verschlossen ausblühte, in dem stillen Traumleben der Blumen wie in den zierlichen Sprüngen des zarten Wildes und den herrlichen Bewegungen des feurigen Raubthieres, und wenn nicht auch andrerseits der Mensch unter ihnen das stolze Vorrecht besäße, daß er gar bald, wenn Jemand bewundernd der Schönheit seines Thuns zusieht, von solcher Bewunderung auch selber weiß, und daß eben in diesem Augenblick des Wissens auch die keusche Süßigkeit der selbstgenügsamen Grazie unwiederbringlich dahinschwindet. — —

Drei Tage lang schon hatte Barberina in solcher Weise ihren sorgsamen und feurigen Uebungen obgelegen und sich nicht nur vortrefflich damit unter-

halten, sondern auch bei ihrem natürlichen Geschick und gesunden Augen eine achtungswerthe Treffsicherheit erworben. Dabei aber hatte sie unausgesetzt das Bild des stattlichen Jägers als ihr erdichtetes Ziel im Geiste oder vielmehr bei der sinnlichen Frische und Gluth ihrer Einbildungskraft leibhaftig vor Augen behalten und so trotz seiner Abwesenheit mit ihm einen dauernden Verkehr der seltsamsten Art gepflogen und sich durch denselben immer sicherer in einen kräftigen Fanatismus des Hasses hineingelebt, der ihrem Geiste eine lebhafte und aufregende Beschäftigung gewährte und sie zugleich mit nicht geringem Stolz erfüllte, daß sie so bald die fast schon verlorene Kraft wiedergefunden hatte, dem Gebote der heiligen Barbara nachzuleben.

Da geschah es gegen den Abend des dritten Tages, daß sie in ihrem Jagdfieber nicht bemerkte, wie ein junges unerzogenes Zicklein sich ohne Vorsichtsmaßregeln — denn die Thiere waren an das prahlerische Knallen längst gewöhnt — durch ihre Schußlinie bewegte, und ehe sie es sich versah, lag das zarte Thierchen mit einer Kugel in der Brust stöhnend am Boden. Erschrocken sprang sie hinzu und kniete zu dem verwundeten Geschöpf nieder; es war nicht so sehr ein empfindsames Mitleid, das sie trieb, als vielmehr die rasche Berechnung des Verlustes und ihrer Verantwortlichkeit: aber wie sie die grellen Augen des sterbenden Wesens so starr und jämmerlich auf sich gerichtet sah, wie voll leisen Vorwurfs und ergebener Verzweiflung, und wie diese schrecklichen Augen dann mehr und mehr verglasten und fest und offen stehen blieben, während das leblose Körperchen in friedlicher Todesruhe hingestreckt lag, da faßte sie ein namenloses Grauen und eine scheue Mörderangst vor dem leibhaftigen Anblick des vollen wirklichen Todes, der mit einer einzigen leisen, fast unerkennbaren Wandlung ein so unheimliches Zerrbild eines muntern und lebensfrohen Geschöpfes zu schaffen vermochte. Sie rüttelte das arme Opfer und streichelte es zärtlich, so lange es sich noch warm anfühlte; sobald aber die volle Kälte der regungslosen Glieder eingetreten war, kam der Schauder und der dumpfe Widerwille des Lebens gegen den Tod mit verstärkter Gewalt über sie. Sie ließ den Leichnam liegen und die Flinte daneben und eilte von der unheimlichen Stätte und suchte sich mit den lebendigen und gleichgültig grasenden Ziegen zu ergötzen. Doch sie fand auch dabei keine rechte Beruhigung, es war ihr, als dürfte sie keinem von den Thieren mehr trauen, als wären sie alle ganz und gar zerbrechlich geworden und könnten jeden Augenblick verendend zur Erde stürzen und sie aus glasigen Augen fremd und widrig anstarren.

Sie setzte sich auf den Rasen und sah nach der Sonne, die sich leise schon dem fernen Meere zusenkte. Und selbst hier verließ sie das beklemmende Gefühl nicht, daß auch dies große strahlende Auge der Welt wol einmal erstarren und brechen könnte. Sie gelobte sich, mit dem Schießen nunmehr ein Ende zu machen und das schlimme Spielzeug ruhen zu lassen — bis zu dem entscheidenden Augenblick, da es nicht mehr zum Spiele dienen sollte.

Und wann kam dieser? — Dafür hatte die heilige Barbara zu sorgen; sobald der von ihr Verurtheilte sich sehen ließ, war es Zeit daran zu denken, Gedanke und That konnten sich dann in wenigen Secunden an einander schließen. Doch wenn es nun geschehen war, die heilige Pflicht erfüllt, was dann?

Dann war mit einem Schlage für sie das ganze Leben kalt, todt und inhaltsleer, die ganze Welt graulich und öde und all ihr Thun fortan ohne Ziel und Wesen. Seit dem Tage, da sie diesen Menschen zuerst gesehen, hatte sich ihr ganzes Denken nur um ihn allein bewegt, all ihr Handeln sich nur auf ihn bezogen, er hatte ihre Leidenschaft beschäftigt und ihre Seele ausgefüllt, der Gedanke an ihn und der feurige Haß gegen ihn hatten ihrem Leben einen neuen gewaltigen Schwung gegeben, sie mächtig aufgeregt aus dem matten Stillleben der Kindertage — und wenn das Alles nun aus war, wenn dieser Eine nicht mehr existirte, sein Bild nicht mehr ihr ewiges Ziel sein konnte, dann blieb ihr Nichts mehr als der leere Jammer der Einsamkeit, der sie schon einmal jählings überfallen und ihr dann zehnmal schrecklicher drohte, das zähe Elend eines Lebens, in welchem sie Nichts mehr zu hassen und Nichts mehr zu lieben fand. Denn Alles, was sie bisher geliebt und gehaßt, auch ihre Mutter mit eingeschlossen, erschien ihr auf einmal so klein und leer und gleichgültig, das gab keine Erregung und keine Leidenschaft mehr, die ihr ein heißes Bedürfniß geworden war: dieses befriedigte nur der eine große Haß, den sie so liebevoll in ihrem Herzen gepflegt und auferzogen hatte.

Wild, verwirrt und unklar jagten sich solche Gefühle in ihrem kleinen unklaren Hirn, sie wußte nur, daß sie den triftigsten Grund hatte, unsäglich unglücklich zu sein und die bitterlichsten Thränen vor sich hin zu weinen. Und das that sie denn auch von ganzem Herzen, bis die Sonne so tief zum Horizont gesunken war, daß die Herde nach Hause getrieben werden mußte.

Obgleich sie später als gewöhnlich zur Stadt kam, fand sie doch am Brunnen noch zwei Frauen, die mit besonderem Ernst und Eifer unter einander schwatzten.

„Ei, Barberina," rief die eine derselben, das todte Zicklein erblickend, das Jene an einem Strick über die Schulter gehängt hatte, „was trägst Du da? Hast Du nach den Ziegen geschossen, statt nach Deines Vaters Mörder? Damit wird die heilige Barbara schlecht zufrieden sein. Doch laß nur gut sein, jetzt thun's schon Andere für Dich."

Das Mädchen horchte auf: „Wer thut's für mich?" fragte sie hastig.

„Die Männer!" ward ihr zur Antwort, „'s ist auch besser so, 's ist Männerarbeit, und der Heiligen wird's auch gleich sein."

„Welche Männer? Warum? Wann? Wo?" rief sie in einem Athem.

Die Frau schwieg; doch die andere meinte:

„Der kannst Du's doch sagen, 's wird ihr doch lieb sein. — Sie haben einen großen Zug vor," fuhr sie gleich selber fort, sich mit etwas geheimnißvoller Miene zu Barberina wendend, „auf dem Weg nach Castro, und sie wissen, daß dort der Cicillo Tosti in der nächsten Nacht die Grenzwächter commandiren soll, und da wollen sie ihn vorher, morgen, anschießen oder gleich todt, und dann glauben sie die Andern täuschen zu können, denn Keiner ist so schlimm wie Der."

„Wo wollen sie ihn schießen?"

„Willst Du ihnen helfen, daß Du Dich so darum quälst?"

„Ja, das will ich; der gehört mir, ich will zuerst auf ihn schießen!"

„Meinetwegen kannst Du's. Und es geht Dich ja freilich doppelt an. Denn

höre, sie haben in Erfahrung gebracht, ganz schlau und pfiffig, durch einen kleinen Buben, der ein Vetter von ihm ist und bei ihm im Hause wohnt, daß er morgen früh durch die Schlucht gehen will, die zum Monte Calvo führt, gerade wo Du weidest. Er wird wol da irgend eine Fährte gefunden haben. Dort wollen sie ihn fassen. Willst Du mit ihnen gehen?"

„Nein, ich gehe allein und schieße allein."

„Du bist eine Närrin! Aber ihnen kann's am Ende schon recht sein, wenn's ihnen so bequem gemacht wird. Du mußt aber früh gehen, sonst schnappen sie ihn Dir weg."

Die beiden Frauen gingen nach dieser Aufklärung so ruhig ihres Weges, als ob es sich um eine fröhliche Jagdpartie handelte. Denn sie waren an die Anschauung gewöhnt, daß ihre gute Stadt in einem rechtmäßigen Kriegszustande mit den Grenzjägern lebte, und da diese mit Hinterhalt und tückischen Ueberfällen zu operiren pflegten, so war es durchaus natürlich und gehörig, daß ihnen mit den gleichen Mitteln vergolten ward.

Barberina aber war in eine furchtbare Aufregung gerathen, eine unerklärliche Angst quälte sie um ihren Todfeind, und sie war darin bald mit sich einig, daß sie ihn auf keinen Fall in die Hände der rohen Mordgesellen fallen lassen dürfte, der Gedanke war ihr unerträglich, daß er so zu Grunde gehen sollte, zwecklos, von gleichgültigen Händen, blos um eines gewöhnlichen Schmuggels willen. Nein, sie glaubte vielmehr den Wink der Heiligen zu verstehen, daß jetzt für sie die Zeit zum Handeln gekommen sei.

Schweigsam und in sich verschlossen kam sie zu Hause an, nachdem sie die Ziegen in die Ställe ihrer verschiedenen Herren vertheilt und das todte Zicklein vorläufig auch an seinen Platz gelegt hatte, um sich erst am nächsten Tage darüber auszusprechen, wenn die wichtigere Aufgabe ihre Erledigung gefunden haben würde. Frau Maddalena fühlte ihrer Tochter wohl an, daß etwas Besonderes mit ihr vorging, sie schaute so ernst drein und gelassen, und ging so hoch und frei, daß sie ordentlich gewachsen erschien und als habe sie mit einem Schlage alles leichte und kindische Wesen von sich abgestreift und sei zu einer kernhaften Jungfrau geworden. Die verständige Frau hoffte daraus das Beste, denn sie meinte, mit der freien und festen Jungfräulichkeit müßte sie auch das flunkerige visionäre Gethue vergessen und die unruhigen Heiligen friedfertig ihren Himmel bewohnen lassen. Deshalb schwieg sie auch und ließ sich Nichts merken und betete nur ganz in der Stille zur Jungfrau Maria, sie möchte ihre Frauen dort oben ein klein wenig mehr in Ordnung halten, daß sie wenigstens nicht thörichten und gedankenlosen Kindern erscheinen möchten, sondern, wenn sie es nun einmal nicht lassen könnten, doch nur gesetzten Personen, und am Besten den geweihten Priestern selber, welche vermöge ihrer Gelehrsamkeit und ihres leidenschaftslosen Wandels am Ehesten dergleichen Heimsuchungen ohne Schaden ertragen könnten. — —

Ehe die Morgendämmerung sich noch ahnen ließ, hob sich Barberina leise aus ihrem Bette, kleidete sich in der Dunkelheit, so gut es ging, mit doppelter Sorgfalt an, sie wußte selbst nicht recht warum, es kam ihr nur so in die Hand, daß sie sogar einige Stücke ihres Sonntagsstaates dazu nahm; sie hatte

die stille Empfindung, daß heute für sie ein großer Festtag heraufsteige, aber ein ernster, trauriger, wie Aschermittwoch oder Charfreitag.

Stark und ernst schritt sie durch die engen, dunkeln Gassen; sie waren sonst so schmutzig und häßlich, und da die Finsterniß das vor ihren Augen nun hinwegnahm, kamen sie ihr ganz ansehnlich und feierlich vor. Sobald sie das düstere Thor durchschritten hatte, sah sie, daß im Nordosten der Himmel sich doch schon zu lichten begann: aber der sonst so freundliche Anblick erfüllte sie nicht mit Freude, ihr war, als würde ihr ein schöner stiller Schleier vom Haupte genommen und sie sollte mit offenen, unbeschützten Augen vor ein großes, schreckliches Schauspiel gestellt werden. Eine Angst ergriff sie, die Mörder könnten ihr doch zuvorkommen, und je heller es ward, desto mehr beförderte sie ihre Schritte, und als die Sonne selbst im herrlichsten Glanze über den Bergen erschien, da flog sie mit ihrer Flinte so flüchtig dahin wie ein Vogel, der tief über den Erdboden streicht; ihre Brust pochte und wogte, und die schwarzen Haare lösten sich und schlugen hastig hin und her, als wären es kleine Geißeln, die Ermattende zu immer stürmischerem Lauf anzutreiben.

Endlich erreichte sie die ihr bezeichnete Schlucht, und sie merkte nun, daß sie noch viel zu früh gekommen war, weder der Jäger noch seine Feinde konnten nach irgend welcher Wahrscheinlichkeit so bald auf dem Platze erscheinen. Um so bessere Muße hatte sie, sich ihren Standort zu wählen. Es war ein tief eingeschnittenes Thal, in der Mitte etwas ausgeweitet, an beiden Enden sich ganz eng zusammenschließend; die ziemlich steilen Wände waren durchweg mit niedrigem, aber sehr dichtem Gestrüpp bewachsen, wie geschaffen zu einem Versteck für lauernde Räuber. Sie berechnete sich nun, daß die Schmuggler sich ohne Zweifel am oberen Ausgang der Schlucht postiren würden, weil sie von dort den ganzen Weg übersehen und den Kommenden lange vorher beobachten konnten, und außerdem dort am Weitesten von jedem möglicherweise sich regenden menschlichen Verkehr entfernt waren. Das Mädchen wählte deshalb den unteren Engpaß, um ihrerseits Jenen möglichst fern zu sein und auf jeden Fall des Wanderers eher ansichtig zu werden. Hier suchte sie sich einen sicheren Platz in den Büschen in mäßiger Höhe über dem schmalen Wege und setzte sich nieder zu warten.

Zu allererst ordnete sie jetzt ihre Haare von Neuem, rückte das Mieder zurecht, legte das Kopftuch in säuberliche Falten und machte sich so schmuck und fein, als sie konnte. Erst als sie schlechthin Nichts mehr an ihrer Person zu thun fand, nahm sie die Flinte in den Arm und lugte hernieder auf die Straße. Augenblicklich aber ward ihr in diesem Ruhezustand trübe und angstvoll zu Sinn, und all ihr gesammelter und sicherer Ernst floß haltlos dahin in unbezwingliches Bangen. Die Luft war klar und lieblich, warm und freundlich ruhte der Sonnenschein über dem stillen, gleichförmigen, leblosen Thal; eben das ängstigte sie, in Sturm und Unwetter möchte sie ruhig gewesen sein, so aber durchschauerte sie der ausgegossene Friede mit unsagbarem Grauen; das Thal lag da wie ein großer Kirchhof und die Sonne blickte wie ein schönes trauerndes Auge darüberhin, und ihr selbst war zu Muth, als wäre sie auf diesem weltabgeschiedenen Friedhof begraben und wäre doch bei Besinnung und sehnte sich

zurück nach Leben und Bewegung. So lange sie nach ihrem Ziel gelaufen, war sie nur von der einen dunkeln, aber festen Vorstellung beherrscht worden, den Jüngling zu retten vor den Kugeln der heimlichen Mörder; und nun erst in der peinlichen Ruhe drängte sich der andere Theil ihrer Absicht, der ihr Hauptzweck sein sollte, gewaltsam in den Vordergrund, daß sie selbst hier war, ihn zu tödten. Wirkliche Zweifel gab es für sie nicht mehr, aber heimliches Beben und zuckende Schauer genug, und sie betete inbrünstig zur heiligen Barbara um Muth und Festigkeit.

Sie hatte wol eine Stunde und mehr so gesessen und ein volles Maß der grausamsten Angst und Todesschrecken gekostet, ohne von dem Gedanken der harten Pflicht zu wanken, als sie in ziemlicher Nähe ein heiteres, ihr wohlbekanntes Liebesliedchen aus einer gesunden Manneskehle erklingen hörte. Da riß sie mit einer jähen, gewaltigen Anspannung des Entschlusses ihre Flinte empor und richtete sie, und dieser eine fieberhafte Ruck schien sie plötzlich ganz von ihrer dumpfen Lähmung befreit zu haben, all ihre Nerven faßten sich in mächtiger Thatkraft zusammen, ein kräftiger Hauch der alten wildfreudigen Jagdlust lebte auf in ihr, und während ihre Glieder wie in festen Stein verwandelt in todbrohendem Lauern ihre Stellung bewahrten, schienen auch alle Empfindungen zugleich versteinert und krystallisirt zu der einen blinden, glühenden Leidenschaft, zu schießen und zu treffen, gleichgültig im Grunde was, mochte es nun das Herz eines Vogels oder eines Wolfes, oder auch eines Menschen sein.

Doch sowie nun die Gestalt des leichtherzigen Sängers um die Ecke bog und deutlich sichtbar ward, nahm die inhaltlose Mordlust sogleich wieder die scharfe Gestaltung des vollen persönlichen Hasses gegen den Mörder ihres Vaters an, denselben Menschen, der es sich außerdem angemaßt hatte, ihre arme Seele so unerhört zu vergewaltigen, daß sie längst schon nichts Anderes zu denken und zu fühlen vermochte, als was sich auf ihn und immer wieder auf ihn bezog. Der ganze trotzige Zorn der heimlich bezwungenen und sich gegen ihre Niederlage sträubenden Jungfräulichkeit sprühte in ihren Augen, zuckte in ihrem Finger, der an dem Drücker die lauernde Wache hielt. Noch eine Minute vielleicht, so war der sorglose Wanderer im sichern Bereich ihrer Kugel: da stand er auf einmal still, als hätte er einen verdächtigen Ton vernommen. Doch sein Gesicht drückte keinerlei Argwohn aus, sein kriegerisches, sonnverbranntes und doch so gemüthliches und freundliches Gesicht forschte unbefangen umher, als ob er vielleicht an ein streifendes Wild dächte; die vollen Lippen fuhren sogar noch fort, sich heimlich lächelnd zu bewegen, als ob sie sich auf ein ganz besonderes Glück vorbereiteten. Die feurigen schwarzen Augen aber blickten nun gerade und frei vorwärts, ganz genau, so schien es dem Mädchen, in der Richtung, wo sie selber verborgen kauerte: war es wirklich der Fall, so war es jedenfalls nur zufällig eine Secunde lang, aber ihr schien es eine so endlos lange Zeit, daß ihr die Augen ganz starr und versteinert vorkamen. Und urplötzlich stand der brechende Todesblick des erschossenen Zickleins wieder vor ihrem Geiste; ein Grausen befiel sie, das ihr Leib und Seele mit einem Schlage fesselte und lähmte.

Sie sah den Jäger nicht mehr stehen, sie sah auch nicht, wie er ruhig und

arglos weiter schritt, sie sah nur seine schönen lebendigen Züge vor sich schweben, wie sie bleich und bleicher wurden und die Augen gläsern und todesstarr, und deren letzter Blick war ein stummer ergebener Vorwurf gegen sie, die verzweifelnde Mörderin.

Da sprang sie empor, schüttelte heftig entschlossen das Haupt gegen den Himmel und sagte ganz laut:

„O heilige Barbara, ich kann es nicht! Wie kann ich den tödten, den zu retten mein Herz mich hierhergetrieben?"

Doch der Jäger war schon so weit vorübergegangen, daß er es nicht mehr hörte. Nun ergriff sie die Angst um sein Weitergehen, jeden Augenblick konnte sich ja dort aus den Büschen ein Flintenlauf auf ihn richten und das Bild des Entsetzens dennoch zur Wahrheit machen, das sie von sich abgeschüttelt. Einige Minuten folgte sie ihm ungesehen oben in den Büschen, mehrmals wollte sie ihm nachrufen, doch ihr versagte die Stimme, eine seltsame Scham überwältigte sie, als hieße das, ihn zu sich rufen, um ihm etwas zu offenbaren und zu gestehen, das ihrer trotzigen Mädchenseele unüberwindlich widerstrebte.

Endlich ergriff sie in ihrer Verzweiflung die Flinte, richtete den Lauf hoch empor gegen die Sonne und gab Feuer. Wie eine erlösende Freudenbotschaft durchbrach der frische Knall die dumpfe Stille der verlassenen Thalschlucht und rollte lange an den Bergwänden knatternd hin und wieder, als könnte er sich nicht trennen von seinem flüchtigen feurigen Leben. Und derselbe Knall durchbrach auch wie eine Erlösung den dunkeln Bann ihres Herzens, ihr war, als sei ein Zauber gebrochen, da dem Mordgewehr sein Wille geschehen, die Kugel befreit war, die in ihm gefangen gelegen; und sie sandte ein lautes Jauchzen zu dem Manne hinüber, der durch diesen Schuß gewarnt und gerettet war.

Mit raschen Sätzen sprang sie den Abhang hinunter und blieb auf dem Wege stehen, mit gesenkten Blicken, ohne sich zu bewegen, und sagte in plötzlichem neuem Erschrecken leise vor sich hin:

„O heilige Barbara, was soll nun werden?"

Und siehe, die gute Schutzpatronin ließ sich diesmal rühren von ihrer Verlegenheit und legte ihr einen so klugen und herrlichen Rath in die Seele, daß Niemand mit der Himmlischen rechten soll und sie fragen, warum sie diesen Rath nicht einige Tage früher in ihr oder in der verständigen Donna Maddalena oder dem gelehrten Curato erweckt habe. Er bestand aber in gar nichts anderem, als daß Barberina dem Cicillo, noch ehe er ganz zu ihr herangekommen war, die Frage entgegenrief, wo er vor so und so viel Jahren, eben zu der Zeit, da ihr Vater seinen Tod gefunden hatte, sich aufgehalten habe. Und nachdem er nach einiger sichtlichen Verwunderung und einer künstlich zählenden Manipulation an seinen Fingern ehrlich und einfach erwidert, damals sei er das ganze Jahr hindurch in Rom als ein friedfertiger christlicher Soldat gewesen, der keiner Fliege ein Haar gekrümmt, da trat sie ganz feierlich und ohne sich zu schämen auf ihn zu, legte die beiden Arme um seinen Hals und den Kopf an seine Brust und brach in heiße vollhinströmende Thränen aus. Denn ihr waren mit der einen Aufklärung noch mehrere andere Dinge wunderbar klar geworden, die sie aber mit keiner Heiligen, sondern nur mit ihrem und seinem Herzen aus-

zumachen hatte. Er aber legte den Arm herzlich um ihre Schulter, hob mit der andern Hand ihr das Kinn empor und fragte, ihr lächelnd in die nassen Augen sehend:

„Ja, Barberina, hast Du denn gewußt, warum ich jetzt eben zu Dir auf den Berg kommen und was ich Dir sagen wollte?"

„Nein," sagte sie und lachte schon wieder durch ihre Thränen, „das hab' ich nicht gewußt, aber ich will's auch nicht wissen, denn sonst müßt' ich Dir wol eine Antwort darauf geben, und das mag ich nicht."

„Es ist auch gar nicht mehr nöthig!" rief er fröhlich und küßte sie so frei und fest auf den Mund, daß sie nicht einmal hätte antworten können, wenn sie auch gewollt hätte.

Doch als er sie wieder freigegeben hatte, erzählte sie ihm aufrichtig und sorgfältig die ganze wunderbare Geschichte von ihren Offenbarungen und einsamen Leiden, und er schüttelte immerfort sehr nachdenklich den Kopf und wußte keinen rechten Sinn in solchen Widersprüchen und heiligen Räthseln zu finden. Als die kluge Jungfrau aber meinte: „An alledem ist wol nur die große Liebe zu Dir schuld, von der ich vor mir selbst Nichts wissen wollte, und weil ich mich nicht demüthigen mochte, so mußte ich Dich schon von Herzen hassen, denn was kann man anders thun, wenn man Jemand lieben muß und es doch nicht wahr haben will?" — Da beruhigte er sich gänzlich vor lauter Glückseligkeit und hatte das schöne Mädchen noch lieber als zuvor.

Sie hüteten sich nun aber wol, die gefährdete Schlucht entlang zu gehen, sondern kletterten auf stillen sichern Pfaden über die Berge, und doch hielt Barberina immer noch ihren Arm vorn um seine Brust geschlungen, wie um ihn zu schützen vor feindlichen meuchlerischen Kugeln. Und die Flinte hing keck und herausfordernd über ihre Schulter und winkte im Gehen sehr deutlich der Welt zu, daß hier eine Braut wandelte, die das Schießen gelernt hatte und allenfalls Etwas, das sie *gegen* den Geliebten zu thun nicht vermocht hatte, *für* ihn zu thun bereit sein würde.

Die Männer aus Barberina's Städtchen aber schlossen von der Zeit an eine Art wortlosen Waffenstillstandes mit dem Grenzjäger, der eine der Ihrigen heimführen sollte, daß sie ihm bei ihren nächtlichen Thaten auf allen Wegen nach Möglichkeit ausweichen und sich hüten wollten, ohne dringende Noth mit ihm Kugeln zu wechseln. Und so konnten sie denn als brave Feinde noch ein und das andere Jahr in leidlicher Nachbarschaft mit einander leben, bis die neue Zeit und das neue Reich hereinkam und das rüstige Schmugglergewerbe in diesen Bergen seinen Boden verlor und selbst das freie Ritterthum des Wegelagerns vor der neuen unromantischen Ordnung der Dinge mehr und mehr dahinsiechte und verschwand. —

An jenem selben Tage noch aber machten Cicillo und Barberina mitsammt der über diesen unvermutheten Ausgang des bösen Conflicts hocherfreuten Donna Maddalena in den schönsten Festtagskleidern ihren geziemlichen Besuch bei dem theilnehmenden Herrn Curato. Barberina trug zufällig den Leichnam des Zickleins über dem Arm, das ihr Bräutigam so eben für sie bezahlt hatte und das sie ehrlich zu begraben gedachte, ohne einen Nutzen von ihm zu ziehen;

und als der Pfarrer Alles ausführlich vernommen hatte und das Thierchen in's Auge faßte, sagte er, die glänzenden Hände über dem Magen faltend, freundlich und befriedigt:

„Siehe da den Widder, den Dir der Engel gebracht hat, daß Du ihn opferteſt an des Jünglings Statt, wie er einſt gethan hat an dem Erzvater Abraham. Und laſſet uns daran erkennen und bedenken, daß wir den Worten der Heiligen treulich glauben und gehorchen ſollen und nicht an ihnen deuteln und mäkeln mit unſerem ſchwachen und trügeriſchen Menſchenwitz. Denn ſie wiſſen wol, was uns noth thut, und werden Alles auf das Herrlichſte herausführen. Gelobt ſei die heilige Barbara!"

Amen! ſagten Alle mit Andacht, und nur Donna Maddalena verzog ein bischen ſonderbar ihren Mund, verſteckte ſich aber klüglich dabei hinter ihren Kindern. —

Barberina hatte fortan keine Viſionen mehr, als daß ſie ihren lieben Verlobten allnächtlich gar lebhaft im Traume ſah. Aber die heilige Barbara genießt noch heute im Städtchen ganz beſondere Ehren, und unzählige Kinder ſind ſeither dort auf ihren Namen getauft und von ſo manchen glücklichen bräutlichen Lippen mag wieder das ſtille Dankgebet erklungen ſein: Sia benedetta Santa Barbara!

Raphael's Schule von Athen.

Von

Herman Grimm.

I.

Es darf nicht Wunder nehmen, daß von der Schule von Athen immer wieder die Rede sei; Raphael gilt als der erste Maler aller Zeiten und die Schule von Athen für sein bestes Werk.

Die „Camera della Segnatura", deren eine Wand sie einnimmt, liegt mit den übrigen Gemächern, welche Raphael im vaticanischen Palaste für Giulio II. und Leo X. ausgemalt hat, in einer Flucht. Ein viereckiger, gewölbter Raum mit Mosaikboden, weit und groß, aber doch den Charakter eines Wohnzimmers tragend. Die bunten Fenster wurden wol schon 1527 eingeschlagen, die Wilhelm von Marseille gemalt hatte, auch das kunstreiche Täfelwerk ist nicht mehr an der Stelle, das ringsum bis zum Beginn der Gemälde auf Manneshöhe die Wände und Fensterleibungen bedeckte. Dennoch empfängt man den Eindruck des Festlichen, Fürstlichen, Vornehmen, den die Renaissance ihren Bauten durch die bloße Grazie der Verhältnisse zu verleihen weiß. Wie behaglich neben den großen Fenstern die kleinen Thüren in den Ecken das Private dieser Gemächer kennzeichnen. Wie angenehm die lichten, großen Fenster selber, mit den Marmorsitzen in ihren Leibungen. An zwei Wänden, nach Osten und Westen einander gegenüberliegend, schneiden diese Fensteröffnungen hoch und breit in die Wände ein und verringern die für die Malerei bestimmte Fläche, während an den beiden anderen Wänden die Thüren nur mit der einen Ecke ein Unbedeutendes fortnehmen. An den Fensterwänden sind hier der Parnaß, dort die verschiedenen auf die Rechtswissenschaft bezüglichen Darstellungen gemalt; auf den beiden vollen Wänden dagegen thronen Disputa und Schule von Athen von Angesicht zu Angesicht. Tief herab neigt sich in den Ecken das Kreuzgewölbe der Decke, alle vier Wände nach oben hin halbmondförmig abschneidend. Auch das Gewölbe ist bedeckt von Malerei. Unzugänglich, unberührbar und dem Staub keine Ruhefläche bietend, haben diese Darstellungen am Besten den ursprünglichen Zustand bewahrt und lassen (soweit Raphael sie eigenhändig ausgeführt hat) im Vergleiche die Verderbniß erkennen, der die Wandgemälde im Laufe von

soviel Jahrhunderten unterliegen mußten. Die ersten Angriffe erduldeten diese schon sieben Jahre nach Raphael's Tod, als die Deutschen und Spanier Rom stürmten. Ihre ungeschickte Wiederherstellung erregte den Aerger Tizian's, der sie zwanzig Jahre später sah. Wieder hundert Jahre später etwa schreibt ein Niederländer aus Rom, der die Wände zu copiren hatte, in wenig Jahren werde dem allgemeinen Urtheile nach von diesen Sachen nichts mehr zu sehen sein [1]). Um 1700 reinigt und restaurirt sie Maratta, von da ab erfahren wir nichts Officielles mehr. Zu Goethe's Zeit (1787) hatten Schmutz und unverschämte Manipulationen der Copisten sie in traurigen Zustand versetzt. Heute zeigen sie eine trübe Reinlichkeit, die erkennen läßt, wie man in der Stille geputzt und aufgefrischt habe.

Die Composition der Schule von Athen hat wol Jeder in Stich oder Photographie vor Augen gehabt. Man blickt in ein tempelartiges Gebäude hinein, das von geistig bewegten Menschen erfüllt ist. Nicht unmittelbar im Vordergrunde erhebt sich seine Architektur, sondern auf der Höhe einer mäßig erhobenen Plattform, zu der eine, das Gemälde in seiner Breite durchschneidende Treppe von wenigen Stufen hinaufführt. Das Gemälde empfängt hierdurch zwei Bodenflächen. Die erste ganz vorn, vor der Treppe, mit zwei Gruppen sitzender und stehender Gestalten, welche, rechts und links sich in den Rand verlierend, die Mitte hier unten frei lassen. Die über der Treppe liegende Vorhalle des Tempels dagegen, zu der die Stufen emporführen, ist von Männergestalten völlig ausgefüllt. Auch die Treppe ist belebt und es verbinden sich so die beiden Gruppen unten mit der Masse oben. Genau die Mitte der oberen Gesellschaft und damit die des Gemäldes selber nehmen zwei nebeneinander stehende Männer ein: ein Greis und ein Mann in der vollen Kraft der besten Jahre. Der Greis, mit kahlem Schädel und straff herabhängendem weißen Barte und Haupthaar, hebt die Rechte mit zum Himmel deutenden Zeigefinger auf, unter dem linken Arme trägt er ein Buch. Sein Genosse, mit dunkelem Haar und Barte, streckt energisch demonstrirend die Hand uns gerade entgegen, während er mit der anderen ein Buch auf den Schenkel des einen vortretenden Beines gestemmt hält. Der Aeltere ist ruhiger in der Bewegung, der Jüngere energischer. Ein Kreis von Zuhörern jedes Alters umgibt sie zunächst, die der Verhandlung folgen und ihre Theilnahme zu erkennen geben. Aber auch die Fernerstehenden zeigen sich von ihr berührt: ein Gefühl scheint sich in der Versammlung zu verbreiten, als werde Jeder von den Beiden eben jetzt das entscheidende Wort sprechen, dessen Resultat eine überraschende Vereinigung oder ein großer Gegensatz wäre. Wer das Gemälde betrachtet, wird sofort fragen: welche Gedanken fliegen hin und her zwischen diesen Männern? Wer sind sie? Man wird die Namen verlangen. Und in der That hängt von den Namen der Beiden in der Mitte die Erklärung der gesammten Composition ab.

Diese Namen zu finden, scheint nicht schwer. Zwei Männer, neben denen kein dritter gleichen Rang hätte, kennen wir als die größten Philosophen des Alterthums sowol als der römischen Kirche, die sie als Zeugen Christi fast mit

[1]) Helbig, Histoire de la peinture en pays de Liège 254.

dem Range christlicher Theologen in sich aufgenommen hatte. Sie in solchem Maße die Uebrigen überragend, daß es einfach ihrer Namen nur bedarf, um den Begriff „Philosophie" überhaupt zu symbolisiren. Nun nennt Vasari in seiner Beschreibung des Gemäldes diese Namen, und zu allem Ueberflusse sehen wir auf dem Fresko selber zwei Bücher in den Händen der beiden Männer, mit Titelaufschriften, welche auf sie hinweisen. Aber von Vasari's Benennung weicht eine andere, gleichzeitig mit seinem berühmten Buche über die italiänischen Künstler hervortretende Deutung auf das Entschiedenste ab und findet in auffallender Art anderweitige Bestätigung. In diesem Zwiespalt liegt die Ursache der Streitigkeiten, zu denen das Gemälde Anlaß gegeben hat.

Was die Composition im Ganzen bedeute, ist freilich klar. Die über dem Fresko befindliche, zu den Deckengemälden gehörige weibliche Gestalt hat die Inschrift: Causarum cognitio, Erkenntniß der letzten Gründe. Sie verhält sich zum Gemälde wie, gegenüber an gleicher Stelle, die Gestalt der Theologie zur Disputa, und wie die der Poesie zum Parnaß. Disputa und Parnaß haben etwas Gleichartiges. Auf beiden Gemälden sehen wir neben einer Anzahl offenbar porträthafter Gestalten, für die sich jedoch keine Namen mehr ergeben, andere, die sich aus Attributen oder zugefügten Inschriften erkennen lassen. Diese benannten Figuren der Disputa und des Parnaß sind Bürger aller Zeitalter und erscheinen unbefangen in bald antiker, bald moderner Gewandung. Apollo ist nackt, die Musen zeigen sich zum Theil als vornehme Römerinnen des Cinquecento. Porträts und ideale Figuren mischen sich: wir nehmen an, daß ein den Inhalt dieser Compositionen vorherbestimmender Wille wirksam gewesen sei, von dem die Auswahl der Figuren ausging.

Auch für die Schule von Athen dürfen wir ihn voraussetzen. Hier aber ist die Benennung der einzelnen Gestalten schwieriger. Die beiden im Centrum stehenden Männer tragen Bücher, aber deren aufgemalte Titel sind neu. Die Figur und Inschrift auf der vor dem schreibenden alten Manne im Vordergrunde links stehenden Tafel, die auf eine bestimmte Persönlichkeit hinweisen würden, sind ebenfalls neu aufgemalt. Einiges ergibt sich dagegen von selbst. Sokrates verräth sein Profil. Der auf den Stufen der Treppe liegende fast nackte Philosoph muß wol Diogenes sei. Ptolemäus, hergebrachter Weise mit der Königskrone auf dem Haupte, weil man ihn des Namens wegen für einen ägyptischen König hielt, hat die Erdkugel in der Hand, Zoroaster ihm gegenüber die Himmelskugel. Rechts neben ihnen, am rechten Rande des Gemäldes, sehen wir Raphael's eigenes Porträt mit Perugino daneben, nicht weit davon das des jungen Federigo von Mantua, Vasari zufolge. Noch mehr Benennungen ergeben sich, wenn wir, wie ich und Andere thun, annehmen, Raphael habe sich für die malerischen Motive der Angaben eines der Schriftsteller des eisernen Zeitalters bedient, welcher angibt, wie man seiner Zeit die Philosophen in den Gymnasien auf die Wände zu malen pflegte[1]). Er beschreibt eine ganze Reihe charakteristischer Stellungen, welche auf der Schule von Athen benutzt zu sein scheinen; doch wollen Andere wieder dies nicht zugeben. Das Entscheidende für die Deutung

[1]) Sidonius Apollinaris. Der Zusammenhang ist wol unzweifelhaft. Vgl. Leben Raphaels I, 260.

der Composition liegt in diesen Figuren auch nicht, sondern, wie gesagt, in den beiden Gestalten der Mitte sowie dem schreibenden Greise im Vordergrunde links. Hier stehen sich die Angaben und die Annahmen scharf und, wie es scheint, unvermittelbar gegenüber.

Daß die Gemälde der Camera della Segnatura in Folge bestimmter höherer Anordnungen gemalt worden seien, bezeugt ausdrücklich Giovio (Jovius), Raphael's frühester Biograph. Zwar ist die kleine Lebensbeschreibung wol lange erst nach Raphael's Tode entstanden, aber sie läuft der Vasari's voraus. Außerdem hatte Giovio Einfluß auf Vasari's Arbeit. Möglich, daß Beiden noch die echten Vorschriften (praecepta) des Papstes vorlagen, und daß Vasari in seiner Deutung der Schule von Athen sehr werthvolle Dinge überliefert hätte. Denn auf Vasari, diesen ebenso liebenswürdigen als liederlichen Schriftsteller, sind wir hier leider angewiesen. Kein Historiker, nicht das kleinste officielle Actenstück der Zeit nennt das Gemälde sonst. Als ältestes Material für seine Deutung fungirt mit unverdienter Ehre ein Stich des Agostino Veneziano, eines Schülers des Marc Anton, welcher 1524 einen Theil der Composition, die eben besonders erwähnte Gruppe im Vordergrunde links, und auch sie nur zum Theil, gestochen hat. Da sehen wir als Hauptfigur, das Profil der Mitte des Gemäldes zugewandt, den schreibenden Alten, vollbärtig, das eine Bein auf eine kleine Bank gestellt und auf dem Knie mit der Linken den Folianten haltend, in den er schreibt. Nach rechts hin kommt neben seinem Knie ein knieender lockiger Knabe halb zum Vorschein, der mit ausgestrecktem Arme die auf den Boden gestellte Tafel hält, von welcher der Alte abzuschreiben scheint, während auf der anderen Seite, uns zugewandt, ein wenig nach rückwärts und ganz im Vordergrunde, ein zweiter Alter auf dem Boden kauert, gleichfalls in ein Buch schreibend. Er streckt den Hals vor und sucht mit den Augen zu erreichen, was Jener aufzeichnet. Völlig hinter ihnen eine stehende Gestalt, die, mit gleicher Neugier sich vorbeugend, dem Alten über die Schulter blickt. Das Blatt ist mit rohem Grabstichel gearbeitet und würde uns gleichgültig sein, sähen wir nicht auf dem Buche des Alten sowie auf der Tafel vor ihm Stellen aus dem Evangelium des Lucas, in griechischer Cursivschrift geschrieben, so daß es scheint, als habe Agostino den Evangelisten Lucas in ihm gesehen. Vasari dagegen nennt den schreibenden Alten Matthäus, und behauptet, es seien auf der vor ihm stehenden Tafel nekromantische und geomantische Zeichen sichtbar. Heute, wie bemerkt, finden sich neugemalte Figuren und eine Inschrift auf ihrer Fläche, und es wird die Gestalt darauf hin Pythagoras genannt.

Der schreibende Alte trägt Nichts an sich, was Bedenken erregen könnte, ihn als Evangelisten zu nehmen. Er sitzt da wie ein Evangelist. Die bildliche Darstellung der Evangelisten wie der Apostel schloß sich anfänglich so eng an die der heidnischen Philosophen an, daß wir auf den Sarkophagen der ersten Jahrhunderte Gestalten als Apostel oder Evangelisten empfangen, die von Philosophen nicht zu unterscheiden sind. Was die Evangelisten anlangt, kam allmälig dann eine doppelte Praxis auf. Entweder man stellte sie in ihrer Besonderheit dar, so daß auf den ersten Blick deutlich wäre, welchen man vor sich habe: ihre Attri-

bute, Engel, Ochs, Löwe und Adler wurden dann recht sichtbar angebracht; oder man wollte nur im Allgemeinen die Thätigkeit des Schreibens hervorheben, ließ die Attribute fort und wiederholte den Typus eines schreibenden Mannes, der in ein und derselben Gestalt über jedes der vier Evangelien gesetzt werden konnte. Diesem Typus nun entspricht durchaus die Gestalt des schreibenden Alten auf der Schule von Athen, das Tintenfaß nicht zu vergessen, im gekrümmten Zeigefinger der linken Hand steckend, mit der das Buch auf dem höher gestellten linken Knie gehalten wird. Die Position ist so charakteristisch und für sich stehend, daß sie ohne die Absicht, einen Evangelisten darzustellen, kaum zur Anwendung gekommen sein würde. Wüßten wir sicher, daß von Raphael in der Figur des schreibenden Alten etwas Anderes hätte dargestellt werden sollen, als ein Evangelist, so müßte in der Herübernahme dieses Typus etwas Auffallendes gesehen werden [1]).

Vasari's Beschreibung des Gemäldes ist, sechsundzwanzig Jahre nach Agostino's Stich, das erste Zeichen wieder, daß das Gemälde für Rom existirte. 1550 kam Vasari's Buch heraus, das, gleichlautend mit der zweiten Auflage von 1568, Folgendes als Erklärung der Composition bringt.

Dargestellt sei, „wie die Theologen die Philosophie und Astrologie mit der Theologie in Einklang brächten". Alle Gelehrten der Welt seien abgebildet, wie sie untereinander ihre verschiedenen Meinungen verföchten. Als eine Gruppe für sich (unten im Vordergrunde rechts) Astrologen, welche auf Tafeln Figuren und allerlei auf Vorausberechnung der Zukunft bezügliche Zeichen geschrieben hätten, die sie durch einige sehr schöne Engel den Evangelisten (die eben beschriebene Gruppe im Vordergrunde links) sendeten, von denen sie den Engeln gedeutet würden. Dazwischen liege Diogenes mit seinem Trinkgefäße auf den Stufen der Treppe. Da nun seien denn auch Aristoteles und Plato zu sehen, der eine mit dem Timäos, der andere mit der Ethik in Händen, und um sie her ein Kreis von Philosophen.

Nachdem Vasari so im Allgemeinen das Werk beschrieben, beginnt er wieder von vorn, es einzeln durchzunehmen. Er lobt die Schönheit der Gruppe der Geometer (unten rechts) und erklärt, daß der Jüngling, der mit ausgebreiteten Armen und gesenktem Haupte erstaunt dastehe, der bereits genannte Federigo von Mantua sei. Der mit dem Zirkel in der Hand tief sich niederbeugende Greis sei Bramante; dann Zoroaster, mit der Himmelskugel; dann Raphael selber. Perugino daneben nennt Vasari nicht, allein die Aehnlichkeit läßt ihn auch heute noch erkennen. Bei den Evangelisten (gegenüber) lobt er das concentrirte Nachdenken, besonders bei denen, welche schrieben. Den alten, neben Matthäus kauernden, schreibenden alten Mann bespricht und lobt er besonders (rechnet ihn also nicht zu den Evangelisten), und schließt mit der Bemerkung, Raphael habe durch das Werk sich als einen Meister documentirt, der es von nun an mit den allerersten aufzunehmen im Stande sei.

Vasari's Schriften sind so voll von Nachlässigkeiten und Verstößen gegen den offenbaren Sachverhalt, daß wir, wo sich seinen Angaben widersprechende No-

[1]) Kommt oft vor. Man sehe bei d'Agincourt. Auch eine der Elfenbeinschnitzereien in den Glaskästen der K. Bibl. a. d. 10. Jahrh. zeigt die Gestalt. Vgl. auch K. M. A. I, S. 349. (V. Aufl.)

tizen anderweit finden, gewiß nicht an ihn gebunden sind. Manches scheinbar Falsche aber erklärt sich auch aus seiner Art zu schreiben. So liebt er, nur um dem Ganzen größere Fülle zu verleihen, bei Aufzählungen den Plural. Wenn bei der Vordergruppe links von Evangelisten bei ihm die Rede ist, denen wunderschöne Engel Tafeln bringen, so kann er darum doch nur den einen schreibenden Alten und den einen Knaben neben ihm gemeint haben, den er für den zu Matthäus gehörigen Engel ansah, und es ist deshalb nicht geradezu nöthig, unter den anderen Figuren nach weiteren Evangelisten und Engeln zu suchen. Was aber kann Vasari im Sinne gehabt haben, wenn er die Evangelisten nekromantische und geomantische Zeichen erklären läßt? Anzunehmen wäre doch nicht, daß der Evangelist, oder die Evangelisten, Vasari's Sinne nach, neben den im Neuen Testamente enthaltenen noch andere Schriften verfaßt hätten. Vasari müßte mithin gemeint haben, daß die Zeichen auf der Tafel Dinge enthielten, die sich im Evangelium finden. Auf Agostino's Stich besteht die Schrift im Buche und auf der Tafel vor dem schreibenden Alten, den Vasari Matthäus nennt, aus auf die Geburt Christi bezüglichen Stellen: dem englischen Gruße und den prophetischen Worten eines Weibes, das die Geburt voraussagt. Auch Vasari muß angenommen haben, die nekromantischen und geomantischen Zeichen auf der Tafel hätten diese Prophezeiung enthalten. Und wenn er sagt, daß diese Zeichen von den Mathematikern, auf der anderen Seite des Gemäldes, gefunden worden seien, so folgt daraus, daß diese, Vasari zufolge, sich mit der Geburt Christi beschäftigten. Daß aber gerade Matthäus diese Zeichen gedeutet haben soll, hing wahrscheinlich zusammen mit der Legende, derzufolge Matthäus alle Sprachen verstand, in Aethiopien mit den dortigen Zauberern viel zu thun hatte und sämmtliche Aethiopier zum Christenthum bekehrte [1]). Wie er sich trotzdem auf Nekromantie und Geomantie eingelassen haben soll, ist unklar, da diese beiden divinatorischen Künste zu den von der Kirche auf das Strengste verbotenen Teufelsdingen gehörten.

Möglich, daß Vasari dergleichen bei seiner Beschreibung des Gemäldes in der Erinnerung lag. Dürfen wir aber annehmen, daß es mit Papst Giulio's Vorschrift und mit Raphael's Absichten stimmte? Oder hat, wie Scherer meint, [2]) Agostino's Stich erst Vasari auf den Gedanken gebracht, daß der schreibende Alte ein Evangelist sei? Lassen wir dies gelten: wie aber erklärt sich dann, daß Vasari's Beschreibung viel mehr enthält, als sich Agostino's Stiche entnehmen ließ? Bei Agostino sehen wir Buch sowol als Tafel von der Schrift gleichmäßig bedeckt und auf letzterer nichts von Zeichen und Figuren, die Vasari erwähnt. Fand sich diese Schrift auf dem Fresko und hat nur, weil auf dem Stiche das Buch für die Schrift nicht zureicht, Agostino die Tafel zu Hilfe genommen und die Zeichen, die er gleichwol auf dem Gemälde hier vor Augen hatte, fortgelassen? Wäre dem so, so hätte Vasari dann nicht erst des Stiches bedurft, um seine eigene Anschauung zu gewinnen. Wir sind hier übel daran. Vasari's Angaben lösen sich, wo man ihnen näher rückt, an vielen Stellen

[1]) Legenda aurea, CXL.

[2]) In einer, in der Wochenschrift für österreich. Gymnasialwesen 1872, II, 33 ff. erschienenen Kritik des L. Raph.

in Dunst auf. Trotzdem, so lange das Gegentheil nicht feststeht, müssen sie streng berücksichtigt werden und der Nachweis ihrer etwaigen Haltlosigkeit ist eine schwierige Aufgabe der Kritik.

In demselben Jahre 1550, in welchem die erste Auflage des Vasari'schen Buches erschien, kam auch Ghisi's großer Stich der Schule von Athen heraus, in zwei Blättern, der erste des Gemäldes der vor Volpato's Stich im vorigen Jahrhundert erschienen ist, denn alle anderen bis auf diesen sind geringe Nachstiche nach Ghisi's Arbeit. Ghisi's Platte trägt in der einen Ecke die Erklärung, Paulus sei dargestellt, wie er auf dem Areopage zu Athen den unsichtbaren Gott verkünde. Buch und Tafel des schreibenden Alten erscheinen, obgleich der Stich ziemlich umfangreich ist, rein und unbeschrieben. Auch die Bücher in den Händen der Mittelfiguren sehen wir ohne Titelangaben. Ist 1550 Schrift irgendwelcher Art auf dem Fresko sichtbar gewesen, so hat Ghisi sie absichtlich fortgelassen, denn daß Paulus nicht mit der Ethik des Aristoteles in der Hand auftreten könne, ist selbstverständlich. Vasari sagt übrigens auch nicht, Etica und Timeo sei auf den Büchern zu lesen, sondern nur, Aristoteles und Plato hätten Ethik und Timäos in den Händen.

Ob Vasari Ghisi's abweichende Deutung nur übersehen habe, wissen wir nicht, auch nicht, ob er bei der Erwähnung der Arbeit Ghisi's in der zweiten Auflage seines Buches den Stich der Schule von Athen absichtlich ausließ, ebensowenig, ob in Rom eine, die Schule von Athen betreffende öffentliche Meinung existirte. Anzunehmen ist es kaum, da die Gemächer des Vaticans wol erst im 18. Jahrhundert zur öffentlichen Sehenswürdigkeit wurden. Bis dahin standen sie in unmittelbarer Benutzung der Päpste und es brauchte Umstände, um in sie hineinzugelangen. Lomazzo, dessen Buch über die Malerkunst 1585 erschien, und der Vasari in allem Uebrigen sonst getreulich ausschreibt, nahm die Erklärung „Paulus in Athen" an. Auf einem Nachstiche des Ghisi'schen Stiches im 17. Jahrhundert finden wir beide Mittelfiguren zu Petrus und Paulus gemacht und mit Heiligenscheinen versehen, die noch später dann aber wieder sorgfältig aus der Platte auspolirt wurden. Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts scheint die Sache zu ruhen, wahrscheinlich, weil bei der Verschmutztheit der Wand überhaupt kein lebendiges Interesse für das Gemälde vorhanden war. Erst um 1700 begann man sich im Großen wieder dafür zu interessiren, als Maratta sie reinigte, und Bellori (1695) die Beschreibung der Wandgemälde in den vaticanischen Zimmern drucken ließ, in der er für die nächsten 150 Jahre nun den Grundton aller späteren Deutungen gab. Bellori zufolge irrt Vasari, wenn er den schreibenden Alten im Vordergrunde links für einen Evangelisten ausgibt, Pythagoras soll darin zu erkennen sein, den wir jetzt zum ersten Male genannt finden. Plato und Aristoteles in der Mitte bleiben bestehen. Außerdem werden nun aber den übrigen Figuren sämmtlich Namen gegeben, theoretische Bezeichnungen, aus dem Gedanken heraus, nur die Entwickelung der älteren griechischen Philosophie könne dargestellt worden sein. In Betreff der Namen sind Bellori's Nachfolger dann nicht immer derselben Meinung gewesen; daß griechische Philosophen aber in systematischer Zusammenstellung nur in Frage kommen könnten, ist nicht mehr bezweifelt worden. Ich übergehe, was von Platner, Passavant und Anderen, die sich in unseren

Jahrhunderten mit Raphael beschäftigt haben, in dieser Richtung mit mehr oder weniger abschreibender Gelehrsamkeit vorgebracht worden ist: am Feinsten hat Trendelenburg in einem 1843 im Wissenschaftlichen Verein zu Berlin gelesenen Vortrage die Deutung der einzelnen Figuren in diesem Sinne durchgeführt.

Es bedurfte keiner großen Beweisführungen, um die Unhaltbarkeit dieser Position, als deren Vertreter ich der Einfachheit wegen Trendelenburg allein nenne, klarzulegen. Zwei Voraussetzungen fehlen ihr. Trendelenburg hatte weder gezeigt, warum Agostino, Ghisi und Vasari irrten, noch historisch nachgewiesen, es habe im Jahre 1507, als das Gemälde in Auftrag gegeben wurde, in Rom die Idee überhaupt gefaßt werden können, als Repräsentanten der gesammten Philosophie nur die älteren griechischen Philosophen auszuwählen. Von diesem Gesichtspunkt ausgehend habe ich vor etwa zwanzig Jahren die Deutungsfrage zu bearbeiten begonnen. Es stellte sich mir, je weiter ich vordrang, in um so höherem Maße die Unmöglichkeit heraus, mit einer sicheren Entscheidung glatt abzuschließen. Zuletzt sprach ich mich darüber in dem 1872 erschienenen ersten Bande meines Lebens Raphael's aus. Ich legte dar, was auf der einen Seite für die Deutung Plato und Aristoteles, auf der andern für Paulus in Athen zu sagen sei, indem ich mich für keine von beiden entschied, sondern weitere Untersuchung vorbehielt. Fest schien mir nur zu stehen, daß auf dem Gemälde eine Darstellung des zu Anfang des 16. Jahrhunderts üblichen Studiums auf Schule und Universität beabsichtigt gewesen sei. Die Gruppe im Vordergrunde links repräsentire das Lesen und Schreiben als den primären Unterricht, die rechts die Unterweisung in den mathematischen Wissenschaften, die Versammlung, zu der man auf den Stufen hinaufsteigt, die eigentliche Philosophie. Welche Namen man bei dieser Auffassung des Ganzen den einzelnen Gestalten gebe, sei ziemlich gleichgültig, und ob Plato und Aristoteles oder Paulus in Athen in den Mittelfiguren zur Erscheinung gebracht worden seien, sogar unerheblich.

Diese Unparteilichkeit wollte man nicht gelten lassen. Zwar hatten meine Ausführungen von Anfang an den Erfolg gehabt, daß die Durchführung der Benennung sämmtlicher Figuren aufgegeben worden war, um so energischer aber hielt man daran fest, nur die griechische Philosophie in organischem Aufbau könne dargestellt worden sein. Man demonstrirte dabei im Allgemeinen aus dem Habitus der Gestalten heraus mit dem Hinweise auf die Unmöglichkeit, daß sich die Dinge anders verhielten. Zuletzt kam von unerwarteter Seite ein neues Element in die Bewegung, als Wilhelm Scherer die Quelle nachwies, aus der der historische Inhalt der Composition zu erklären sei [1]).

Bereits beim Wiederabdrucke des Vortrages von 1843 in der Sammlung seiner kleinen Schriften (Leipzig 1871) hatte Trendelenburg in einer Anmerkung hingeworfen, Agostino's Stich mit den Lucasversen sowie Ghisi's Stich mit der Erklärung Paulus in Athen, und nicht weniger Vasari's Hineinbringen der Evangelisten seien vielleicht „von einem klugen Kopfe in Umlauf

[1]) S. o. S. 6. Anm. 2.

gesetzt worden, der schon damals der heidnischen Philosophie die Ehre im Vatican mißgönnte, und daher das natürliche Verständniß der Gestalten zu Gunsten des Evangeliums umdeutete". Diesen Gedanken nahm Scherer auf. Es habe früh bereits, nimmt er an, eine doppelte Deutung des Gemäldes stattgefunden im Sinne zweier Parteien, die ein Interesse daran gehabt, jede die ihrige aufrecht zu erhalten. Die eine Deutung nennt Scherer die „geistliche" (Paulus in Athen), die andere die „weltliche" (Plato und Aristoteles). Eine von beiden könne doch nur, meint er, der Weisung des Papstes und der Ansicht Raphael's entsprochen haben.

Scherer entdeckt den Punkt, wo sich die Frage entscheidend packen lasse, in der vor dem schreibenden Alten der Vordergruppe links stehenden Tafel, welche der knieende Knabe aufrecht hält. Meiner Ueberzeugung nach ist diese Tafel, wie bereits gesagt worden ist, neuerdings übermalt und nicht mehr zu beurtheilen, was früher darauf stand. Zwar ist nicht zu leugnen, es könne auch vor der Uebermalung genau dasselbe dagestanden haben was heute sichtbar ist, allein es nöthigt Nichts zu dieser Annahme. Scherer, auf den Ausspruch einer Autorität hin (deren Irrthum unzweifelhaft ist), nahm an, die Tafel, wie sie heute erscheint, sei von Raphael selbst so beschrieben und bemalt worden.[1]) Damit war in seinen Augen der schreibende Alte als Pythagoras bestätigt und die Inschrift auf Agostino's Stich außer Rechnung gesetzt. Dies vorausgesetzt, zeigt Scherer nun, woher die Idee der Composition geflossen sei.

Schon von Trendelenburg war der Versuch gemacht worden, unter den Gestalten, welche die Mittelfiguren in nächster Nähe umgeben, den berühmten Uebersetzer des Plato in's Lateinische, dessen Arbeit heute noch gilt, Marsilio Ficino, zu erkennen. Im Dome von Florenz steht auf Marsilio's Grabdenkmal dessen zwar zweiundzwanzig Jahre nach seinem Tode (1499—1521) gearbeitete, jedenfalls aber individuell ähnliche Büste. Außer in ihr erkennen wir Marsilio's Porträt auf verschiedenen Freskogemälden, wo er im Gefolge der Medici erscheint.[2]) Keins derselben deckt sich mit einer der genannten Figuren der Schule von Athen. Wahrscheinlich aber hat Trendelenburg solche Vergleichungen nicht vorgenommen, sondern auf gut Glück diese Aehnlichkeit behauptet, wie ebenso leicht auf Grund scheinbarer Uebereinstimmung mit einer viele Jahrzehnte später geprägten Medaille der in der Reihe rechts die erste Stelle einnehmende Greis für Bembo erklärt worden ist. Bembo war 1507 ein junger, frecher Kerl, der mit Lucrezia Borgia Briefe wechselte. Genug, Marsilio Ficino war genannt worden, und Scherer, der, woran Trendelenburg hier nicht gedacht hatte, Marsilio's Schriften untersuchte, stieß auf den Auszug aus Plato's Büchern über die Republik: Scherer's Meinung nach hat Raphael eine Verkörperung des hier

[1]) Herr Professor L. Jacoby in Wien, der auch in Betreff des raphaelischen Selbstporträts auf der Schule von Athen irrte. Vgl. Springers Besprechung meines L. R's. im dritten Hefte der Lützow'schen Zeitschrift 1873, wo er sich auf Jacoby beruft. Meine Abwehr (Berlin 1873 bei Dümmler) S. 7. Meine Notiz in der Nationalzeitung vom 30. November 1878. Springer scheint zurückzuziehen: Dohme IV, 504, Anm. zu S. 182. (Das hier gegebene Porträt Raphael's in Holzschnitt ist eine Phantasiearbeit.)

[2]) Vasari IV, 187. (Botticelli in Pisa); V, 76 (Ghirlandajo in Florenz)

gegebenen Systems der Platonischen Philosophie in der Schule von Athen unternommen und bis zu lächerlicher Uebereinstimmung an manchen Stellen durchgeführt. Von einem Anhänger des Marsilio, folgert er dann weiter, müsse Raphael's Instruction für das Gemälde ausgegangen sein.

Damit schien Paulus ein für allemal beseitigt zu sein. Als ein wahrer Segen wurde aufgenommen, daß auf dem langjährigen Kampfplatze endlich der Frieden dictirt war. Marsilio Ficino, an dessen Schriften vor Scherer Niemand gedacht hatte, wird heute schon so sicher als der geistige Urheber der Schule von Athen angesehen, daß man nicht einmal mehr daran denkt, Scherer zu citiren, wenn man die Thatsache erwähnt. Die einzige Stelle, wo ich auch heute noch, unabhängig von dieser Hypothese, eine für meine Untersuchungen sprechende Meinung finde, ist Burckhardt's Cicerone. In der letzten Auflage dieses ausgezeichneten Werkes sehe ich meine Idee, es habe im Allgemeinen nur der Unterricht in seinen verschiedenen Stadien dargestellt werden sollen, festgehalten, während die persönliche Deutung der Mittelfiguren als gleichgültig übergangen wird.

II.

Der Versuch, den Aristoteles der Schule von Athen gegen Paulus einzuwechseln, mußte allerdings wie ein Einbruch in die historischen Güter des Publicums erscheinen. Eine gewisse Anschauung der Renaissancezeit ist uns in's Blut übergegangen und ihr entspricht die Idee, welche über die Schule von Athen heute gang und gebe ist. Die Darstellung der griechischen Philosophie mit Plato und Aristoteles in der Mitte, in den Gemächern des Vaticans auf die Wand gemalt! Ein freisinniger, unbefangener Papst, der den Befehl dazu ertheilt! Ein junger, unstudirter Maler, aber ein Genius, in dessen Seele jeder große Gedanke sofort Wurzel schlägt und Blüthen und Früchte trägt, als vollführende Kraft dieses Befehls! Die ersten Gelehrten Roms wahrscheinlich, die ihm dafür zutragen, was die Wissenschaft des Tages und des Alterthums bieten! Lauter befriedigende, historisch beglaubigte Bilder. Solche Zeiten waren einmal; sie können vielleicht wiederkehren, denken wir. Ein beruhigender Anblick, in den Tagen der höchsten künstlerischen Entwickelung Europa's solche Aufgaben gestellt zu finden. Für Michelangelo die Weltschöpfung und das Weltgericht. Für Raphael die Blüthe der griechischen Gedankenwelt. Wer sollte nicht an einer solchen Deutung eines solchen Denkmales festhalten wollen?

In diesem Sinne hat immer noch Goethe die schönste Erklärung des Werkes gegeben. In der Farbenlehre,[1]) sicherlich einem der herrlichsten Bücher historischen Inhalts, die in Deutscher Sprache erschienen sind, sagt er: „Plato verhält sich zu der Welt, wie ein seliger Geist, dem es beliebt, einige Zeit auf ihr zu herbergen. Es ist ihm nicht sowol darum zu thun, sie kennen zu lernen, weil er sie schon voraussetzt, als ihr dasjenige, was er mitbringt und was ihr so noth thut, freundlich mitzutheilen. Er dringt in die Tiefen, mehr um sie

[1]) Goethe XXXIX, 65. Ausg. v. 1840. — Heinse gibt im Ardinghello, II, 32, eine schöne Beschreibung des Gemäldes, wobei er wunderlicher Weise annimmt, Vasari erkläre es für Paulus und Aristoteles. Vgl. auch Braun's Leben Raphael's 202. Auch was er 288 sagt.

mit seinem Wesen auszufüllen, als um sie zu erforschen. Er bewegt sich nach der Höhe, mit Sehnsucht, seines Ursprungs wieder theilhaft zu werden. Alles was er äußert, bezieht sich auf ein ewig Ganzes, Gutes, Wahres, Schönes, dessen Forderung er in jedem Busen aufzuregen strebt. Was er sich im Einzelnen von irdischem Wissen zueignet, schmilzt, ja man kann sagen, verdampft in seiner Methode, in seinem Vortrag.

„Aristoteles hingegen steht zu der Welt wie ein Mann, ein baumeisterlicher. Er ist nun einmal hier und soll hier wirken und schaffen. Er erkundigt sich nach dem Boden, aber nicht weiter als bis er Grund findet. Von da bis zum Mittelpunkt der Erde ist ihm das Uebrige gleichgültig. Er umzieht einen ungeheuren Grundkreis für sein Gebäude, schafft Materialien von allen Seiten her, ordnet sie, schichtet sie auf und steigt so in regelmäßiger Form pyramidenartig in die Höhe, wenn Plato einem Obelisken, ja einer spitzen Flamme gleich, den Himmel sucht.

„Wenn ein Paar solcher Männer, die sich gewissermaßen in die Menschheit theilten, als getrennte Repräsentanten herrlicher, nicht leicht zu vereinender Eigenschaften auftraten; wenn sie das Glück hatten, sich vollkommen auszubilden, das an ihnen Ausgebildete vollkommen auszusprechen, und nicht etwa in kurzen lakonischen Sätzen gleich Orakelsprüchen, sondern in ausführlichen, ausgeführten, mannigfachen Werken; wenn diese Werke zum Besten der Menschheit übrig blieben, und immerfort mehr oder weniger studirt und betrachtet wurden: so folgt natürlich, daß die Welt, insofern sie als empfindend und denkend anzusehen ist, genöthigt war, sich Einem oder dem Andern hinzugeben, Einen oder den Andern als Meister, Lehrer, Führer anzuerkennen. — —

„Wie die Völker, so theilen sich auch die Jahrhunderte in die Verehrung des Plato und Aristoteles, bald friedlich, bald in heftigem Widerstreit; und es ist als ein großer Vorzug des unsrigen anzusehen, daß die Hochschätzung Beider sich im Gleichgewichte hält, wie schon Raphael, in der sogenannten Schule von Athen, beide Männer gedacht und gegen einander über gestellt hat."

Warum nicht Raphael diese Weltanschauung zutrauen? Wir wissen aus andern Werken seiner Hand, wie er das Historische in Männern und Ereignissen zu erfassen und darstellend zu erschöpfen wußte. Wenn Menschen erst einmal auf einer gewissen geistigen Höhe stehen, so blicken sie in die Tiefen aller Thäler rings herum mit leicht streifendem Blick hinein, zu denen Andere mühevoll den Zugang unten vergebens suchen. Raphael gleicht Goethe darin, dem der Genius der Geschichte die Worte in die Feder gegeben zu haben scheint, mit denen er das Gemälde so einfach aus den höchsten Gedanken der nach Wahrheit ringenden Menschheit deutet. Zwar hat Goethe auch nur aus der eignen Zeit heraus geurtheilt, aber die Zeit, wo er in Rom das Gemälde zuerst sah, und die Anfänge des Reformationszeitalters, in denen es entstand, hatten Aehnliches. Man bereitete sich auf das Reich der Freiheit vor, das da kommen sollte.

Wie würde Goethe sich erst gegen Paulus statt Aristoteles gewehrt haben! Unbegreiflich wäre ihm gewesen, daß man den finstern Repräsentanten der kriegführenden Kirche, auf dessen Namen mit so Viele verbrannt, gemartert oder gehangen worden waren, an die Stelle des Aristoteles setzen möchte. Goethe

würde Nichts von Paulus haben wissen wollen auch wenn ihm die Deutung Paulus in Athen mit noch so guten Gründen als die nothwendiger Weise einzig richtige demonstrirt worden wäre. Er hätte aus eignem Majestätsrechte an Plato und Aristoteles festgehalten. Wir sehen Goethe die Machtvollkommenheit, so zu verfahren, bei einer anderen Gelegenheit geradezu in Anspruch nehmen. Bekanntlich hatte auch er in dem alten Streite über die Bedeutung der Aristotelischen „Reinigung der Leidenschaften" Stellung genommen und seine eigne Auslegung des Gedankens mitgetheilt. Von philologisch fachmännischer Seite wurde ihm widersprochen. Er aber läßt sich nicht irre machen. Es sei möglich, sagt er, daß von ihm Etwas in den Aristoteles hineingetragen sei, was nicht in diesem liege. Ihm, Goethe, komme es jedoch darauf an, einen Gedanken aus Aristoteles herauszulesen, der für ihn, Goethe, fruchtbar sei. Wolle man das nicht gelten lassen, so könne er es Niemand verwehren, er aber — (dies der Sinn seiner Worte) — werde trotzdem an seiner Erklärung festhalten, weil deren Consequenzen ihm für seine eignen Anschauungen unentbehrlich seien[1]).

Ohne Zweifel ist in historischen Dingen dies stets der Standpunkt des Publicums, und öfter als man denkt der der Gelehrten. Auch Bellori hatte von ihm aus geurtheilt. Seiner Zeit, zumal, als Albani Papst geworden war, herrschte in Rom jene antiquarische Begeisterung, aus der Winckelmann und die Deutsche Philologie schließlich so schöne Kräfte zogen. Mit dem kirchlichen Leben hatte sie Nichts zu thun. Was war Paulus für Bellori? Was aber auch waren ihm die philosophischen Lehren des Alterthums? Bellori war Antiquar. 1685 bereits hatte er in gräulichen Kupferstichen nach römischen Antiken die Bildnisse der berühmten Männer des Alterthums, voran die der Philosophen, herausgegeben; als er zehn Jahre später die Schule von Athen erklärte, lag ihm wahrhaftig Nichts darin, wie Raphael und sein Jahrhundert persönlich sich zu dem gestellt, was diese Philosophen lehrten, sondern er wollte ihre Gestalten auf dem Gemälde nachweisen, ihrer so viele als irgend darauf Platz hatten.

Trendelenburg geht bei seiner Deutung ebenso unbefangen, wenn auch in anderer Richtung, der persönlichen Neigung nach. Er, von dem, wo es sich um Aristotelische oder Platonische Textinterpretation gehandelt hätte, sicherlich die geringsten Umstände sorgfältigst zu Rathe gezogen worden wären, glaubt Raphael's Gemälden gegenüber den Standpunkt eines Dilettanten offen eingestehen zu dürfen. Seiner Zeit war noch für die Erklärung von Kunstwerken jedes Zeitalters die Methode der Archäologen die hergebrachte. Fast immer hatten diese damals noch mit Statuen, Basreliefs, Münzen oder dergl. zu thun, welche, wie vom Himmel gefallene Meteorsteine daliegend, weder verriethen, wie sie zu Stande gekommen, noch wie sie an den Ort gerathen waren, wo man sie entdeckte. Oft war man gezwungen, Notizen mit ihnen in Verbindung zu bringen, von denen die nächstliegende weit genug entfernt lag. Man operirte mit Hypothesen jeden Werthes, durfte ignoriren, was nicht paßte, und sich nach eigner Wahl zu den Sachen in ein persönliches Verhältniß setzen. Dieser hergebrachten Freiheit sich zu bedienen, schien bei einem Werke Raphael's nun gar das Er-

[1]) Jacob Bernays, Zwei Abhandlungen über die Aristotelische Theorie des Drama 84.

laubteste. Trendelenburg z. B. erklärt den unten an der Treppe liegenden, von Raphael, wie wir sehen werden, nach Vollendung des Mailänder Cartons noch in die Composition hineingebrachten Mann für Epiktet. Die römische Form der Stiefel (?) leitet ihn darauf.

Hier hätte doch erörtert werden müssen, ob im Bereiche der Renaissancekunst der Unterschied römischer und griechischer Fußbekleidung bekannt gewesen, und irgendwo sonst in dieser Weise durch Form der Stiefel ein nationales Verhältniß angedeutet worden sei. Trendelenburg ist weit entfernt von solchen Untersuchungen. Erst beim Wiederabdruck des Aufsatzes in den kleinen Schriften, 28 Jahre später, erkennt er in einer Nachschrift an, daß er nicht als fachmännischer Kunsthistoriker geschrieben habe, meint also immer noch, man könne über neuere Kunst schreiben auch ohne Fachmann zu sein.

Scherer hat das Verdienst, auf Grund des gesammten literarischen Materiales, von dem nichts übergangen wird, eine neue Hypothese aufgestellt zu haben. Er begibt sich auf den Boden des 16. Jahrhunderts und fragt, was in seinem Sinne als möglich anzunehmen sei.

Allein auch Scherer nimmt sich die Freiheit, bei Seite zu lassen, was von mir über das allmälige Entstehen der Compositionen der Camera della Segnatura gesagt worden war. Ich hatte darauf hingewiesen, daß zu untersuchen sei, ob Raphael nicht vielleicht die erste Composition der Schule von Athen mit der Absicht, Plato und Aristoteles darzustellen, begonnen habe und im Laufe der Arbeit erst aus Gründen, die sich wenigstens debattiren ließen, zu Paulus in Athen übergegangen sei. Ich war auf diesen Gedanken aus Erwägungen über die nachträgliche Umwandlung vieler Compositionen Raphael's gekommen, in die er bei fortlaufender Arbeit immer schärfere dramatische Effecte hineinzulegen verstand. Ich hatte für Disputa und Parnaß Erweiterungen der ersten Intention nachgewiesen, ꝛc. Scherer hält die beiden Gesichtspunkte im Auge, daß in Rom eine weltliche und geistliche Partei sich bekämpft hätten und daß Marsilio Ficino die Quelle der Composition sei. Meiner Ansicht nach kann die Schule von Athen nur im Zusammenhang mit den anderen Wandgemälden der Camera della Segnatura, sowie im Hinblicke auf die vorhandenen Handzeichnungen erklärt werden. Auch Scherer also, indem er nur das berücksichtigt, woraus sich fruchtbringende Anschauungen für ihn entwickeln, steht seiner Natur nach auf dem Standpunkte Bellori's, Goethe's und Trendelenburg's. Unwillkürlich sucht er Paulus, weil er ihm nicht paßt, zu beseitigen. Er würde eine Verminderung des öffentlichen Gedankenschatzes darin erblicken, wenn die Deutung Paulus in Athen durchdränge [1]).

Mein Interesse für Paulus will ich jetzt nun auch nicht ableugnen. Es wuchs allmälig. Seitdem ich Renan's Angriffe gegen ihn gelesen, habe ich ein Auge darauf gehabt, wie sich die verschiedenen Jahrhunderte zu Paulus gestellt. In den Untersuchungen, wie die Auffassung des Charakters und Thätigkeit be-

[1]) Scherer, der meine Meinung, daß Raphael den Sidonius Apollinoris gekannt habe, annimmt, legt Werth auf die einzelnen von diesem beschriebenen Philosophen. Ich glaube, daß Raphael dem Sidonius nur die malerischen Motive entnahm, ohne sich um deren Träger zu kümmern, deren philosophische Ueberzeugungen seiner Zeit zum Theil gleichgültig waren.

deutender Männer in den Epochen unserer Entwickelung gewechselt hat, lag immer ein Reiz für mich. Paulus gegenüber sah ich diese Untersuchung als ein ganz frisches Gebiet vor mir liegen. Der persönliche Standpunkt der Uebrigen ist also auch der meinige. Es ist der allgemein menschliche: jede Epoche beurtheilt die Charaktere, deren Gestalt die Jahrhunderte überdauert, nach den nutzbringenden Gedanken, die sie ihnen entnimmt. Wir behandeln auch die Epochen selbst so. Immer wechselt das Bedürfniß und zugleich die Methode der Ausnutzung. Von Zeit zu Zeit wird dieser Wechsel constatirt. Während die antike Kunstgeschichte früher mit den julischen Kaisern abschloß, fangen wir jetzt an, die Entwickelung der Kunst unter den späteren Kaisern zu verfolgen. Während die politische Größe Roms für unsere frühere Anschauung nur auf den Kriegen und den inneren Kämpfen der Republik beruhte, haben die Zeiten der Diocletiane, Constantine und Justiniane immer größere Wichtigkeit empfangen und die Wandlungen Cicero's für Viele bereits weniger realen Gehalt heute als die des Kirchenvaters Augustinus. Wenn ich nicht irre, gehen wir Zeiten entgegen, in denen sehr ernsthaft erwogen werden wird, ob das, was wir bisher als „Geschichte" von der älteren Generation empfingen und in ziemlich gleicher Redaction der jüngeren weitergeben, in seinem Bestande nicht einer Umprägung bedürftig sei. Die Geschichte der religiösen Ideen tritt als Etwas, das gewußt werden muß, immer näher heran. Wenn davon die Rede sein soll, daß Marsilio Ficino's Platoübersetzungen die Quelle des bedeutendsten Raphael'schen Gemäldes seien, so sind damit eine Reihe anderer Fragen angeregt, deren Beantwortung die Bedeutung des Gemäldes für uns nur steigern kann. Um festzustellen, was Giulio II., wenn er Raphael mit der Darstellung der Philosophie beauftragt, gemeint haben könne, und um die Hypothese „Marsilio Ficino" von Grund aus zu erörtern, ist ein Rückblick auf die Stellung nöthig, die man in den verschiedenen Epochen innerhalb der katholischen Kirche zu den Philosophen des Alterthums angenommen hat.

Das mit dem Beginne des römischen Imperiums beginnende Christenthum hatte drei gewaltige Gegner, die zu besiegen Jahrhunderte nöthig waren. Aber der Sieg ward errungen. Das Christenthum brachte es dahin, daß in der kaiserlichen Beamtenhierarchie eine Staatsform sich bildete, die mit ihm verträglich war. Es bewirkte, daß die heidnischen Tempel sich allmälig schlossen und die im ganzen Dasein der damaligen Welt so tief wurzelnden Priestercollegien abstarben. Es bedurfte furchtbarer Kämpfe, um dies in's Werk zu setzen, aber es gelang. Der dritte Gegner aber, die griechische Philosophie, war nicht aus der Welt zu schaffen. Gerade in der Zeit, wo die Kirche als die herrschende Macht eintrat, sproßte ein Aufwuchs philosophischer Secten auf, unter dem sie, siegreich wie sie war, zu ersticken drohte. Ein ergreifendes Bild der Verwirrung, welche die Welt erfüllte, liefert dasjenige Buch, das von seiner Entstehung ab zu den Büchern gehört hat, deren Wirksamkeit niemals unterbrochen worden ist: die Confessionen des Augustinus.

Wer sich in die Schriften des Augustinus einmal hineingelesen hat, den verlassen sie nicht wieder. Immer wird uns der Charakter am Meisten anziehen, der bei leidenschaftlich vordringender Kraft die Besonnenheit wahrt. Wir em-

pfinden sinnlich beinahe die Gewalt, mit der er sich auf seine Gegner stürzen möchte, und bewundern die maßvolle Behandlung der Fragen, die er eingehend und behutsam debattirt, um ihnen gerecht zu werden. Von diesen Gegnern sind die vornehmsten die Neuplatonischen Philosophen. Auf Plato's Schriften hin, der vierthalbhundert Jahre vor Christo gestorben war, hatte sich im zweiten und dritten Jahrhundert nach Christo eine weitverbreitete und mächtige Philosophie gebildet, deren Lehre der des Christenthums nahe zu kommen schien. So nahe, daß Augustinus in der Darlegung der Unterschiede des Christenthums und der Neuplatonischen Philosophie eine seiner Hauptaufgaben sah. Die neuplatonischen Porphyrius, Plotinus, Apulejus u. s. w. sind die Männer, die er mit Ruhe und Hochachtung zu überwinden trachtet.

Wir können uns die Macht der Augustinischen Schriftstellerei nicht groß genug vorstellen. Augustinus hat die Gabe, (die er zu einer Kunst ausbildete) über alle Dinge vom rein menschlichen Standpunkte zu sprechen und uns das Gefühl der Wahrhaftigkeit einzuflößen. Es gibt keine Themata für ihn, die umgangen oder auch nur mit Vorsicht behandelt werden müssen. Er zieht das Geheimste an's Tageslicht und spricht stets mit lauter Stimme. Er wollte populär sein. Seine Sprache ist die gesprochene Sprache seiner Zeit. Heute noch empfindet man, wie seine Worte nicht nur auf dem Papiere gesehen, sondern zugleich gehört wurden. Seine Debatten tragen den inneren Klang der Mündlichkeit. Neben den Confessionen, den biographischen Selbstbekenntnissen, die sein Hauptwerk bilden (und ohne die wir weder Rousseau's Confessions, noch Goethe's Dichtung und Wahrheit besäßen, ebensogut wie ohne Augustinus kein Luther wäre), steht an zweiter Stelle die Arbeit, der er den Titel „Die Stadt Gottes" gab. Dies Buch liegt zu seinen Füßen auf der Disputa, wo er neben Gregorius links vom Altar sitzt. Den gesammten geistigen Wissensvorrath seiner Zeit, die historischen und sittlichen Eingeweide der Menschheit um ihn her, sucht er durch das Buch in eine andere Ordnung zu bringen. Wer dies Buch inne hatte, was sich erreichen ließ, da es von Augustinus bei langjähriger Arbeit organisch gestaltet worden ist, der mußte sich im Stande fühlen, Alles, was das heidnische Alterthum für Religion und Moral darbot, aus festen Gründen als falsch zu erkennen, und empfing zugleich, was er vom christlichen Standpunkte als gesund und echt an seine Stelle zu setzen hätte.

Der Leser der „Stadt Gottes" wird von Augustinus in die Lehren der Platonischen Philosophie tief mit hineingerissen. Plato ist für Augustinus der wichtigste Philosoph, sein Schüler Aristoteles kommt gar nicht in Betracht neben ihm. Die Neuplatoniker dagegen haben in Augustinus' Augen fast gleichen Rang mit Plato selber. Bei dem die Jahrhunderte durchdauernden Einflusse des Augustinus, der als eine der Grundsäulen der Kirche dasteht, dessen Schriften unaufhörlich gelesen wurden, und der zumal im Anfange des 16. Jahrhunderts erneutes Ansehen gewann, wäre es als keine Absonderlichkeit zu betrachten, wenn ein Papst die Philosophie der antiken Welt im Gegensatze zur christlichen Lehre so dargestellt zu sehen wünschte, wie Augustinus sie auffaßte. Nehmen wir an, Giulio II. habe in diesem Sinne Raphael seine Weisungen für die Schule von Athen zukommen lassen.

Raphael würde in diesem Falle, wenn er zwei Männer mit Büchern so in die Mitte seiner Composition gebracht hätte, daß ihr Gespräch als der offenbare Centralpunkt des Ganzen erschiene, Plato und Aristoteles kaum gemeint haben können. Aristoteles verschwand zu sehr neben Plato. Aber wir brauchten nicht lange zu suchen, um den Mann zu finden, der im Sinne des Augustinus hier neben Plato und im Gespräch mit ihm erscheinen könnte.

Augustinus' Lieblingsthema ist, zu zeigen, wie nahe Plato und die Seinigen stets daran sind, Christen zu sein. Im 27. Capitel der Stadt Gottes treibt er den Gedanken auf die Spitze. Plato und Porphyrius, führt er aus, hätten Jeder für sich Aeußerungen gethan, welche die Vermuthung nahe legten, daß, wenn beide Männer (zwischen denen Jahrhunderte lagen) sich einmal persönlich hätten aussprechen können, sie Christen geworden wären. Gäbe es eine brillantere Erklärung des Gemäldes? Der Moment, wo die heidnische Philosophie aus sich selber zum Christenthume übergeht! Sogar der Timäus in der Hand des Plato wäre damit zu retten, denn gerade auf den Timäus hin wurde Plato später unter die christlichen Autoren beinahe aufgenommen. Porphyrius und Plato ständen in der Mitte oben da, die entscheidenden Worte auf den Lippen, und ringsum die Vertreter der heidnischen Philosophie, den Ausgang der Discussion erwartend, der sie zugleich vernichtete und wieder erweckte.

Ich denke nicht daran, die Schule von Athen so erklären zu wollen. Ich gebe diese Deutung also nicht einmal als Conjectur. So groß Augustinus' Einfluß gerade in Raphael's Zeiten war, so würde doch nur auf ganz directe Nachrichten hin das 27. Capitel der Stadt Gottes in dieser Weise mit der Schule von Athen in Verbindung gebracht werden dürfen. Lägen diese aber vor, so würde es Nichts enthalten, was eine sogar in feinere Details zu treibende Erklärung in diesem Sinne verhinderte.

Die Zeiten des Augustinus waren vorübergegangen, die Neuplatoniker besiegt und ihre Lehre ausgerottet, die heidnische Bildung, gegen die die Kirchenväter auftraten, wie ein Schatten endlich zu Boden gefallen mit den Völkern, die ihre Träger waren. Wo wären schließlich die vornehmen Correspondenten des Hieronymus noch zu finden gewesen, an die er aus der Einsamkeit nach Rom seine Briefe richtete, und die er vor den Reizen Cicero's warnte? Die Zeiten brachen ein, wo Niemand mehr in Rom vor den alten Classikern gehütet zu werden brauchte, denn wer las jetzt überhaupt noch in Rom? Die am Ende ihrer politischen und geistigen Laufbahn stagnierende trübe Masse des römischen Volkes, die sich weder bewegen noch erleuchten lassen wollte, war selber auch nun rein fortgefegt. Die Aufgabe der Kirche nicht mehr, die in ihren letzten Zuckungen noch so starke antike Civilisation vollends zu tödten, sondern die Roheit der in die Arme der Päpste einströmenden Barbaren geistig zu befruchten. Die Spitzfindigkeiten der letzten Heiden brauchten nicht mehr in ihrer Nichtigkeit, die Statuen der Tempel als hohles Erz oder als todter Marmor, in denen Dämonen wohnten, auch die griechisch-heidnischen Fabeln und Geschichten nicht mehr als Lügen nachgewiesen zu werden. All das fiel der Vergessenheit anheim. Dagegen verlangten neue Völker Stoff für ihre Denkkraft. Aus der negativen Arbeit erwuchs die positive, das Christenthum in ein System zu bringen, das

nicht nur Denen, welche glaubten, sondern auch Denen, welche philosophiren wollten, genügte. Dem Untergange, dem in Jahrhunderten die antike Literatur anheimgefallen war, fing man jetzt eifrig an zu entreißen was noch übrig war. Die alten Dichter und Philosophen, die zu mythischen Gestalten geworden waren, wurden wieder hervorgeholt und aus dem Bestande der Schriften, soweit man sie noch zusammenbrachte, ein kirchlich approbirtes Material geschaffen, auf Grund dessen man philosophirte. Bibel, Kirchenväter, christliche und heidnische Philosophen und Dichter sehen wir ohne Gewissensbisse friedlich nebeneinander ausgenutzt. Plato, Aristoteles und Virgil erschienen gut christlich und wurden nicht nach ihren Pässen befragt. Unter Allen aber ist Aristoteles derjenige jetzt, dessen man am Meisten bedurfte. Auf Grundlage seiner Gedanken wurde der Bau der scholastischen Philosophie, der Fundamentalbau aufgeführt, der heute noch steht, und in dessen Mauern, wie der berühmte Brief des heute regierenden Papstes zeigt, die Christenheit noch einmal eingetrieben werden soll.

Die Scholastik des dreizehnten Jahrhunderts war eine Wissenschaft der Kirche für die Kirche. Eine Reihe von Männern, deren Denkkraft wie Gedächtnißkraft gleich bewunderungswürdig ist, verarbeiteten den vorhandenen Stoff. Thomas von Aquino ist der, der am Meisten umfaßte und am Sicherſten formulirte. Aristoteles war Jahrhunderte vor ihm bereits studirt worden; Thomas von Aquino's Hauptwerk aber, die Uebersetzung des Aristoteles mit Commentaren, gab der aristotelischen Philosophie die Macht erst, die sie seitdem behauptete. An Plato war jetzt die Reihe zurückzutreten. Plato lieferte nur Phantasien, Aristoteles festes Werkzeug, mit dem sich jedes Material schneiden ließ.

Unserem Gefühle heute liegen diese Studien sehr fern. Wer sich in die Bände des Augustinus vertieft, auch in seine mehr fachmännischen Schriften, empfindet strömenden Wind, der vorwärts treibt und eine Persönlichkeit, die das Steuer des Fahrzeuges in der Hand hat. Nirgends das lastende, unpersönlich, zwingende Gefühl, das die Schriften der Scholastiker einflößen. Man sieht sich hier wie umwunden und gehemmt bei jedem Schritte. Man erstaunt über die Kraft, mit der die gewaltige Masse organisirt wurde, aber sie beängstigt uns. Und doch sind uns alle diese Gedanken plötzlich auch wieder nicht fremd, sobald wir sie durch den Geist eines Mannes hindurch gehen sehen, in dem sie völlig verlockende und lebendige Gestalt angenommen haben. Brachte die Heroenzeit der Kirche Augustinus als ihren großen Schriftsteller hervor, so hat die Scholastik Dante als ihren großen Dichter entstehen lassen. Die aus den Schriften des Thomas von Aquino wie Gefängnißmauerwerk uns anschauernde Gelehrsamkeit erhebt sich in Dante's Gedicht als luftige, freie, sonnenbeschienene Architektur, mit Blüthenbäumen, die sich über die Mauern drängen, und lebendigen Brunnen, die ihre Stille durchrauschen. Dante hat der Scholastik Unsterblichkeit verliehen. Zu Raphael's Zeiten stand Dante ebenso frei im geistigen Dasein wie Augustinus. Warum, frage ich auch hier, sollte ein Papst nicht die Bilder der Theologie und Philosophie bei einem Maler in der Gestalt bestellt haben, wie Dante sie aufgefaßt? Nehmen wir an, Giulio II. habe Raphael nach Dante malen lassen.

Disputa und Schule von Athen als getrennt gegenüberliegende Regionen würden Dante's Phantasie wohl entsprochen haben. Bei Augustinus sind

Philosophie und Theologie ein und dasselbe, bei den Scholastikern nicht. Die Doctoren und Gelehrten der Kirche, die Propheten, Apostel und Erzväter bewohnen bei Dante das Paradies, die heidnischen Philosophen dagegen die Unterwelt. Es gibt Beschreibungen bei Dante, denen die Darstellung der Disputa so völlig entspricht, als sei Dante's Paradies die Quelle des Gemäldes gewesen. Anders würde es sich mit der Schule von Athen verhalten. Plato und Aristoteles dürften nicht gleichberechtigt nebeneinander stehen, sondern Aristoteles müßte die erste Stelle einnehmen. Aristoteles ist für die Scholastik „der Philosoph" wie David „der Psalmist", Virgil „der Dichter". Was Aristoteles gesagt hat, bedarf keines Beweises erst. Von Aristoteles heißt es „der Philosoph sagt", und was er sagt gilt, als stände es in der Bibel. Er ist bei Dante der „Meister Derer, welche wissen". Plato und Sokrates kommen ihm am Nächsten, er aber steht allein. Um sie schart sich dann weiter die „philosophische Familie", als: Demokritos, Diogenes, Anaxagoras, Thales, Empedokles, Heraklitos, Zeno, Dioscorides, Orpheus, Cicero, Livius, Seneka, Euklid, Ptolemäus, Hippokrates, Avicenna, Galenus Averroes; die Andern, schließt Dante, vermöge er nicht alle aufzuzählen. Kein Gedanke bei Dante, den Aelteren etwa eine besondere Stelle zu geben und die Späteren für sich zu nehmen. Vergleichen wir auch die Schriftsteller, welche sich bei Thomas von Aquino u. A. benutzt finden, so beschränken diese sich ebensowenig wie Dante auf die griechischen Philosophen. Wollten wir Listen anlegen, so würden sich gewisse Hauptpersonen jedesmal, was die Nebenpersonen anlangt, sehr verschiedene Namen ergeben. Petrarcha, der sich gegen die Scholastik auflehnte, obgleich er noch ganz in ihr drin stand, beschreibt ein Gemälde, welches, mit derselben Absicht etwa, die bei der Schule von Athen zu Grunde lag, eine Darstellung der Philosophie geben sollte. Auch auf ihm erblicken wir Aristoteles allein als Hauptperson, seine Umgebung in noch bunterer Reihe zusammengestellt als bei Dante. Erst im 15. Jahrhundert ist Plato neben Aristoteles dann abermals auch für die Scholastik ebenbürtig wieder emporgebracht worden.

Wir kommen in diesem Jahrhundert zu den Zeiten jetzt, in denen der Sturz auch der Scholastik vorbereitet wurde.

Das Bestimmende für die Arbeiten des Augustinus hatte darin gelegen, daß er eine außerhalb der Kirche stehende Philosophie bekämpfte, deren Anhängern die Werke der heidnischen Philosophen aus den Händen zu reißen waren. Diese Bücher existirten, sie wurden studirt. Die Latinität Cicero's war eine reelle Macht. In den Jahrhunderten der Scholastik dagegen empfing die große studirende Masse aus der gesammten antiken Literatur fast Nichts auf directem Wege. Nur den wenigen bedeutenden Geistern an der Spitze waren die in ganz beschränkter Anzahl noch vorhandenen Handschriften zugänglich: die Masse der Lernenden sah oder vielmehr hörte nur, was jene Wenigen in ihren Schriften, oder zumeist mündlich daraus mittheilten. Diese Armuth an eigentlichem Material für das Studium machte die ungeheure Wirkung möglich, die für einige Jahrhunderte erzielt wurde. Sie mußte immer schwächer werden in dem Maße, als die directe Kenntniß der alten Autoren sich wieder verbreitete. Langsam vermehrte sich der Bestand an Abschriften und zugleich traten die Anfänge dessen ein, was wir heute Kritik nennen. Während die Scholastik mit lateinischen Uebersetzungen der Griechen

operirt hatte, begann im fünfzehnten Jahrhundert die griechische Sprache um ihrer selbst willen wieder studirt zu werden. Die volle Erlösung aus diesen Zuständen aber bewirkte erst die Buchdruckerkunst. Sie gab der Scholastik einen gewaltigen Stoß. Bei dem plötzlichen Reichthum an gelehrten Hilfsmitteln, welche Jedermann zugänglich wurden, begann ein unabhängiges, weltliches, lernendes wie lehrendes Publicum sich zu bilden, und es traten in dem sich immer feiner civilisirenden Italien Zustände wieder ein, wie die, gegen welche Augustinus einst gekämpft hatte. Die antiken Sprachen wurden mit dem alten verführerischen Klange beinahe wieder lebendig. Eine Fülle ungeahnter Kenntnisse und Anschauungen strömte zu. Von allen antiken Schriftstellern hatte einer doch einmal am Verlockendsten geschrieben: Plato. Er hatte Alles umfaßt, für Alles Gleichnisse gefunden. Er hatte für ein vornehmes, auf ausgebildeter Arbeit der Phantasie geistig beruhendes Publicum geschrieben. In Florenz war man so fein wie in Athen vor Zeiten. Plato's Gedankenreihen vermochten die Seele des Menschen auszufüllen wie nichts Anderes. Plötzlich jetzt war er nun wieder lebendig und begann den alten Reiz auf die Gemüther auszuüben. Und um so unbefangener durfte die Geistlichkeit selber sich ihm hingeben, als er von uralter Zeit her neben Aristoteles fast den Rang eines Kirchenvaters inne gehabt hatte. Seine Werke enthielten Voraussagungen der Ankunft Christi und seine Gedanken lagen überall in den Schriften der Kirche verstreut. Plato's Phantasien ergriffen Diejenigen, die im Laufe des Quattrocento in Italien an den höchsten Stellen standen. In Florenz bildete sich unter Marsilio Ficino die Platonische Akademie der Medicäer; in Rom saßen die gelehrten Griechen und griechischen Italiener an den Tischen der Päpste, die aus dem Exil von Avignon endlich zurück, einer nach dem andern den gleichen Traum des Ehrgeizes träumten: Rom und Italien aus dem langen Schlafe herauszurütteln und die Zeiten der antiken Größe wieder wachzurufen. Die bildenden Künste begannen sich zu regen und die Werke der alten Meister wieder ausgegraben zu werden. Das auf antike Schönheit und antike Wissenschaft gerichtete Genußleben brach ein, das wir zumeist mit den Namen „Renaissance" begreifen. Das ein Jahrhundert gedauert und die Zersetzung des katholischen Kirchenkörpers bewirkt hat, deren Folge der Verlust der germanischen Christenheit für die allumfassende katholische Kirche und in der späteren Zeit dann der furchtbare Wiederherstellungsversuch des romanischen Katholicismus selbst waren, welcher Mitte des 16. Jahrhunderts begann und heute noch in voller Operation begriffen ist.

Indessen überschätzen wir auch die Wirkung dieser Wiederaufnahme der Platonischen Philosophie nicht. Weder Marsilio Ficino noch Plato sind in den Wirkungen, die ihnen jetzt eröffnet wurden, Augustinus oder Dante zu vergleichen. Allerdings sind Marsilio's Schriften öfter gedruckt worden, in Italien wie in Deutschland, aber was will das sagen gegen die Ausgaben jener Beiden, die durch die Jahrhunderte gehen? Marsilio ist keine problematische Persönlichkeit gewesen. Die Urtheile über ihn kommen alle auf das Gleiche heraus. Herr von Reumont, der mit Vorsicht im Sinne der katholischen Kirche schreibt, bespricht ihn zweimal eingehend, in der (vortrefflichen) Geschichte der Stadt Rom und im

Leben des Lorenzo dei Medici.[1]) Er hebt hervor, wie Marsilio neben seiner Verehrung für Plato nie vergessen habe, daß er Christ und obendrein Geistlicher gewesen sei. Schnaase stellt im letzten Capitel seiner unvollendeten Kunstgeschichte Marsilio und die Platonische Anregung in gleichen Zügen dar, und Erdmann betont in seiner Geschichte der Philosophie das christliche Element in Marsilio am Schärfsten[2]). Ich finde, daß Reumont, Schnaase und Erdmann sich noch viel zu mäßig ausgesprochen haben: überall trat mir bei Marsilio das Bestreben, Platonismus und Christenthum zu versöhnen, nirgends der auch nur durchleuchtende Schimmer eines versteckten Griechenthums, neben dem die christliche Lehre etwa als ein überwundener Standpunkt erschiene, entgegen. Die in Rom dann sich aufthuenden Platoniker mögen, wie ihnen vorgeworfen wurde, anders gedacht haben, zugegeben haben auch sie ihre heidnische Gesinnung niemals und die inquisitorischen Processe gegen sie haben Nichts an's Licht gebracht.

Marsilio bietet sich als seltsames Gegenstück zu Augustinus dar. Auch Marsilio stehen die Neuplatoniker fast näher als Plato selber, so daß, wenn ein Anhänger des Marsilio die Männer ausgesucht hätte, welche in der Schule von Athen besonders hervortreten sollen, Porphyrius und den andern Neuplatonikern hervorragende Plätze zugewiesen worden wären. Augustinus und Marsilio gehen in ihrer Tendenz trotzdem weit auseinander. Während jener Plato und die Seinen nur deshalb so zart anfaßt und eingehend behandelt, um sie desto gründlicher abzuweisen, wollte Marsilio im Gegentheil zur Lectüre Plato's wieder hinlenken, aus der er eine Erfrischung des Christenthums erhoffte. Mit Ueberraschung sah man denn auch in Italien nun, wie das, was die Scholastik auf dürren Holzleitern mühsam ersteigen ließ, an der Hand Plato's auf sanften Wegen mit entzückenden Aussichten nach allen Seiten zu erreichen sei. In seinen Commentaren zu Plato kehrt Marsilio mit Entschiedenheit, so oft es die Gelegenheit erlaubt, zu der christlichen Lehre zurück. Außerdem läuft neben seiner gelehrten Beschäftigung mit den Griechen die mit den Lehren und Lehrern der Kirche in voller Breite nebenher. Jetzt endlich gelangen wir zu Paulus. In ganz besonderem Maße liegt Marsilio Paulus am Herzen. Nicht nur, daß die Briefe des Paulus von ihm commentirt worden sind, läßt er in seinen Commentaren zu Plato Paulus möglichst zu Worte kommen. Paulus, als der vornehmste Repräsentant der Kirche, muß die christliche Lehre am Vollsten auf die Schultern nehmen. Wenn in den Auszügen aus Plato's Republik, auf welche Scherer als die Quelle der Schule von Athen hinweist, Paulus keine Rolle spielt, so liegt der Grund darin, daß es sich in dieser Arbeit nur um einen Auszug aus einer Platonischen Schrift, nicht aber um Uebersetzung und Commentar handelt.

Möge Papst Giulio II. denn, wie man heute will, die Schule von Athen nach Maßgabe dessen bei Raphael bestellt haben, was Marsilio's Schriften enthalten. Sehen wir, was hätte entstehen können.

---

[1]) Geschichte der Stadt Rom III[a], 340. 458. Lorenzo dei Medici. II, 27. ff.

[2]) Erdmann, Grundriß der Gesch. d. Philosophie. 3. Aufl. I, 505. In Frankreich scheint man Marsilio's Christenthum nur für eine Maske zu halten. Sciences et Lettres au Moyen-Age &c. par Paul Lacroix. 2. Aufl. S. 79.

Veranlassung, auf Marsilio zu fußen, hätte schon in der Stellung gelegen, welche Sixtus IV., Giulio's II. Oheim, unter dessen Schutze dieser als Cardinal seine Jugend in Rom verlebte, zu den römischen Platonikern genommen hatte. Nachdem sie unter mehreren Päpsten glänzende Tage gehabt, war unter Pius II. Mißtrauen entstanden, das sich bis zu offener Verfolgung steigerte. Sixtus setzte die Verehrer Plato's in ihre alten Rechte wieder ein, wie das Alles bei Voigt, Gregorovius und Reumont nachzulesen ist. Keine Conjectur würde erlaubter scheinen, als die, daß Giulio in seiner Jugend die Schriften des Marsilio mit Begeisterung in sich aufgenommen.[1])

Hätte Marsilio selbst noch die Vorschrift für das Gemälde zu geben gehabt, so würde ihm Nichts so nahe gelegen haben, als Plato und Paulus in die Mitte zu stellen. Wer Marsilio's Schriften kennt, wird so urtheilen. Die Vereinigung dieser Beiden war seine Specialität. Paulus ist der christliche Philosoph für ihn, den er als solchen in die antike Gilde hineinzubringen sucht. Nicht als Besieger und Bekehrer Plato's und der Neuplatoniker würde Marsilio Paulus neben Plato gestellt, sondern als zwei Leute, die übereinstimmen und als Centrum der gesammten philosophischen und theologischen Bewegung überhaupt sie proclamirt haben. Marsilio nennt allerdings Plato und Aristoteles oft genug nebeneinander, da sich bei dem Umfange ihrer Schriften öfter Gelegenheit dazu bot, und erkennt die Fürsten der Philosophie in ihnen. Eine Composition, in der sie das Centrum bildeten, würde gewiß seinen Anschauungen nicht widersprochen haben, sollte aber Etwas gefunden werden, was so recht deren Spitze gebildet hätte, so müßte Paulus neben Plato stehen.

Scherer sagt, Marsilio's Auszug aus den Büchern über die Republik stimme bis zu fast lächerlicher Uebereinstimmung mit der Schule von Athen, und findet diese in Etwas, das ihm allerdings auffallen mußte.

Die Composition der Schule von Athen besteht, wie wir sahen, aus mehreren Massen von Gestalten: einmal die Gruppen zur Rechten und Linken im Vordergrunde, und sodann die Fülle von Figuren auf dem höher liegenden Grunde, zu dem die Treppe hinanführt. Nun spricht Plato in der Republik bei Marsilio von den verschiedenen Stufen der Erkenntniß und dem Auf- und Niedersteigen darauf. Scherer glaubt, die Treppe der Schule von Athen und die auf ihr sich begegnenden Figuren eines aufsteigenden und eines absteigenden Mannes verdankten diesem Bilde ihre Entstehung. Es scheint, als ob dies Zusammentreffen der symbolischen Treppe bei Marsilio und der Treppe auf dem Gemälde, Scherer's Hypothese besonders viel Anhänger erworben habe.

Ueberraschendes konnte das Bild des Auf- und Absteigens Raphael's Phantasie jedoch nicht bieten. Es ist eines der geläufigsten in den Schriften der katholischen Kirche. Der Traum Jacob's, der die Engel auf der Leiter auf- und abschweben sah, wurde symbolisch aufgefaßt. Ebenso die zum Throne Salomonis sich erhebende Stufenfolge. Durch Dante war das Bild vollends populär geworden. In den Gefilden, in denen das Purgatorium stattfindet, läßt er den „Berg" sich

[1]) Reumont Gesch. d. St. Rom gibt III a. 165 eine günstige Darstellung seiner auf ernste Studien gerichteten Jugendzeit.

erheben, zu dessen letzten Gipfel „die Treppe" aufführt. Es hätte gewiß nicht Plato's oder Marsilio's bedurft, um einen Künstler in den Zeiten Raphael's die Treppe als symbolisch zu verwendendes Motiv nahe zu bringen. In den Bereich der bildenden Kunst war sie längst vor Raphael aber und zwar aus ganz äußerlichen Motiven eingeführt worden. Man benutzte sie, um einen doppelten Grund für die Composition und dadurch mehr Raum für die anzubringenden Gestalten zu gewinnen. Schon Ghiberti bei der Darstellung der Vermählung der Jungfrau auf der älteren Thür von San Giovanni wendet dies Hilfsmittel an: die Trauung findet auf einem erhöhten Mittelgrunde statt, zu dem eine Treppe aufführt, an deren Fuße, im Vordergrunde, abermals Figuren Platz finden. In die Malerei drang diese Methode, Raum für die doppelte Gestaltenmasse zu gewinnen, erst später ein. Noch Perugino zog es vor, lieber eine künstliche Vogelperspective zu arrangiren, in Folge deren die hinteren Figuren sich über die Köpfe der vorderen erhoben. Zu Raphael's Zeiten aber war die Treppe allgemein. Ghirlandajo wendet sie oft an, Andrea del Sarto am Elegantesten. Es ist nicht ersichtlich, daß mit ihr irgendwo ein symbolischer Nebensinn habe zum Ausdruck gebracht werden sollen.

Besteht Scherer trotzdem darauf, die Treppe der Schule von Athen verdanke ihre Entstehung jenem Bilde in Marsilio's Platoübertragung, so läßt sich allerdings der Beweis nicht führen, daß dem nicht so sei. Seine Anwendung hier könnte in der That ja für das eine Gemälde in Raphael's Phantasie den entsprechenden Erfolg gehabt haben. Jedenfalls aber wäre diese Anregung zugleich doch die einzige gewesen, welche Raphael der Republik Plato's in Marsilio's Auszuge zu verdanken gehabt hätte. Nur ganz allgemeine Anschauungen treten uns übrigens entgegen, bei denen man sich an Gruppen und Gestalten der Schule von Athen erinnert, mehr aber auch nicht. In welchem Maße derartigen Schilderungen die Fähigkeit innewohne, in Raphael's Gemälde hinein demonstrirt zu werden, hat die betreffende Literatur kürzlich wieder gezeigt. Auch von Hettner in Dresden sind über die Schule von Athen Untersuchungen angestellt worden.[1]) Den Timäos sollte, Vasari zufolge, der Plato des Gemäldes ja in der Hand halten: sehr natürlich also, nachzusehen, was Marsilio in seinem Commentare zum Timäos sage. Hettner entdeckt, daß Marsilio den Inhalt der Composition hier vollständig mittheile und führt die Stellen an, welche Raphael bei Einzelnheiten vor Augen gehabt. Niemand kann Hettner verwehren, die Ueberzeugung zu hegen, er sei hier zur wahren Quelle vorgedrungen, aber noch neuere Forschungen führen uns noch weiter. Professor Springer, der für Dohme's „Kunst und Künstler" kürzlich die, einen ganzen Band dieser Publication einnehmende Biographie Raphael's und Michelangelo's geliefert hat, will weder von Scherer's Republik, noch von Hettner's Timäos hören, sondern weist theils aus den Briefen des Marsilio, theils in verschiedenen anderen Commentaren Stellen nach, welche genau dasjenige enthalten, was man braucht, die Treppe mit eingeschlossen.

In der That, wäre die Preisangabe gestellt, die Composition des Gemäldes mit allgemeinen, die Lehren oder die Geschichte der Philosophie betreffenden An-

[1]) Hettner, Italienische Studien.

schauungen in Verbindung zu bringen, so würden Marsilio's Schriften noch zu einer Fülle weiterer Entdeckungen dieser Art Gelegenheit bieten. Marsilio schrieb seine Commentare zu verschiedenen Zeiten, arbeitete meist aber mit dem gleichen gelehrten Apparat auf dieselben Ziele hin: daher die Uebereinstimmung so vieler Stellen bei ihm. Durchsuchen wir z. B. seine Auszüge aus Plato's Büchern über die Gesetze. Da finden wir, wie Plato die von ihm construirte „Stadt" zuletzt auf einen Tempel reducirt, dessen Architekt Gott sei und in dessen Hallen die Philosophen und die Edelsten des Volkes eine ruhige, unwandelbare Residenz haben. Hier wohnen und philosophiren sie. Das wäre der Tempel der Schule von Athen und die Versammlung darin. Die Philosophen, finden wir da weiter, theilen sich in Scharen, greges. Auch diese zeigte das Gemälde. Der öffentliche Unterricht, der da ertheilt wird, zerfällt in den primären des Volkes und der Kinder (die Gruppe im Vordergrunde unten links), und den der Jünglinge in der Mathematik (die Gruppe im Vordergrunde unten rechts). Auch hier die Lehre von den „Stufen der Erkenntniß" und das „Herauf- und Herabsteigen"[1]). Und weiter werden die Statuen der Dämonen an den Wänden genannt, die das Gemälde zeigt, sowie Apollo's und Minerva's Bilder, ja sogar, David über Plato fände sich, als Erklärung des David in der Kuppel über Plato's Gestalt. Neben Aristoteles' Ansichten aber wird, zum Vergleiche mit denen des Plato, Paulus' Philosophie auch hier stets angezogen, auch das Diagason des Pythagoras besprochen, das sich noch an anderen Stellen bei Marsilio erwähnt findet.

Besonders für den schreibenden Alten im Vordergrunde links, den man auf die in modernen Zeiten mit Zeichen und Inschrift versehene Tafel hin zu Pythagoras machen will, böten Marsilio's Schriften ganz andere Deutungen. Ich will, des Beispiels halber, eine noch anführen und näher besprechen, welche auch Springer aufgefallen ist[2]).

Stellen wir uns die Gruppe noch einmal recht anschaulich vor. Der schreibende Alte, über sein Buch gebeugt, das auf dem einen aufgestemmten Knie steht, sitzt im Profil nach rechts hin gewandt. Weiter nach rechts kommt hinter seinem Knie der Knabe halb hervor, der, knieend, mit ausgestrecktem Arme eben die Tafel gefaßt hält, welche vor dem Alten auf dem Boden steht. Dicht daneben, abermals nach rechts hin, die stehende hohe Gestalt des Mannes, der, das Buch in der Hand auf das aufgestemmte Bein stützend, voller Aufmerksamkeit dem Alten zugewandt ist. Nach links dagegen, dicht neben dem Alten auf dem Boden gehockt, gleichfalls schreibend, ein anderer alter Mann, ihm auf die Finger sehend und selbst schreibend[3]). Er copirt. Hinter der Hauptfigur aber ein Mann mit einem Turban, aufmerksam ihm über die Schulter in's Buch schauend. Noch weiter hinten, links, eine Frau und ein Knabe, und noch weiter ein Greis mit einem Kinde auf dem Arme und ein Buch vor sich. Alles schreibt oder liest, geistige Vertiefung in Bücher ist die Signatur der Gruppe.

Lesen wir nun, wie Marsilio[4]) den Neuplatoniker Plotin darstellt. Plotin,

[1]) Tomus secundus Marsilii Ficini, Philosophi — Operum —. Basiliae (1561) von 1488 ab.
[2]) Dohme II, 184.
[3]) Trendelenburg behauptet wunderlicher Weise, diese Gestalt trage jüdische Gesichtszüge.
[4]) M. F. II, 1541.

sagt er, habe geschrieben, als schreibe er aus einem vor ihm aufgestellten Buche ab (ex libro ante oculos posito). Scheint Raphael das nicht recht sichtbar haben darstellen wollen? Weiter: die Theologen pflegten die göttlichen Geheimnisse hinter mathematischen Zahlen und Figuren zu verstecken, diese Geheimnisse habe Plotin enthüllt: genau das, was Vasari zur Erklärung der Gruppe bemerkt. Ferner: Frauen hätten Plotin gehört, Kinder seien ihm übergeben worden, deren Vormund er geworden sei. Auch das hätten wir vor Augen. Diese Deutung ließe Nichts zu wünschen übrig. Wollten wir in der That annehmen, auf Marsilio's Angaben hin sei das Gemälde componirt worden, so ergäben sich diese Bezüge als die natürlichsten. Paulus neben Plato wäre wol kaum zu umgehen. Niemand aber wird behaupten wollen, es habe auf Marsilio's Schriften hin eine Zusammenstellung nur der älteren griechischen Philosophen ohne die späten Römer und Neuplatoniker gegeben werden können.

Marsilio Ficino, wenn er so die christlichen Ideen stets mit dem Platonischen zu vermischen sucht, steht aber auch nicht als besonders geartete Individualität außerhalb der Parteien, sondern der Cultus der antiken Welt, von dem wir das Quattrocento erfüllt sehen, vertrug sich auf's Beste mit kirchlicher Frömmigkeit. Derselbe Cosmo dei Medici, der die Platonische Akademie gegründet hatte, zog sich alle Jahre auf eine bestimmte Anzahl Wochen in's Kloster von San Marco zurück, wo er eine Zelle bewohnte und in strengen Uebungen seine Seele von weltlichen Gedanken reinigte. Die Platonischen Ideen verdrängten Nichts, was der Kirche angehörte in den Geistern, sondern vermehrten nur den geistigen Besitz der Kirche. Die unter Pius II. in Rom eintretende Verfolgung der Platoniker hatte ein Ende sobald Sixtus IV. zur Regierung kam. Wenn irgend ein Papst heidnisch war, so ist es Sixtus gewesen. In Kunst und Literatur schwelgte er im Genusse dessen, was die antike Welt darbot. In demselben Maße aber hatte er die christliche und kirchliche Literatur im Auge. An keinem Papste sehen wir besser, wie sehr die Vermischung antik heidnischer und kirchlicher Philosophie und Theologie, die wir bei Marsilio finden, das allgemeine Kennzeichen der Zeit war.

Warum denn aber, wenn die Dinge so stehen, nun durchaus darauf bestehen, nur aus Marsilio Ficino's Platonischen Schriften oder gar nur von einem Anhänger Marsilio's habe die Vorschrift ausgehen werden können, welche Raphael für die Schule von Athen empfing? Sind nicht vielleicht Autoren vorhanden, deren Werke viel näher lägen?

Auf der Disputa erblicken wir Sixtus IV., vorn rechts, in ausgezeichneter Stellung. Ein Vergleich des Profiles auf dem Fresko mit den Medaillen, die von ihm erhalten sind, zeigt, wer die so absichtlich hervorgehobene Papstgestalt sei.[1]) Giulio ließ ihm, als dem Begründer seiner Macht, diese Ehrenstellung anweisen. Neben Sixtus aber, nur ein wenig hinter ihm und ebenfalls in hervorragender Stellung erblicken wir in dem mit dem Haupte auf sein Buch gesenkten Cardinal denjenigen, den Sixtus selber erst unter die Heiligen hatte erheben lassen, Thomas von Aquino's großen Collegen, Bonaventura. Thomas

[1]) L. R. I, 354.

war der Doctor angelicus, Bonaventura der Doctor seraphicus. Bonaventura war Sixtus' Lieblingsautor. Beide, der Heilige und der Papst, waren Franciskaner. Daher auch wol Bonaventura's bevorzugte Stellung auf dem Gemälde, während der berühmtere Thomas von Aquino, der zu den Dominikanern gehörte, mehr in den Hintergrund kam. Von Bonaventura's Schriften ließ Sixtus eine große, schöne Ausgabe machen. Eine der berühmtesten darunter handelte über die Hierarchie des Himmels, gerade das, was die Disputa darstellte.

Warum, wenn Giulio, welcher auch Franciskaner war, in so erkennbarer Weise Bonaventura, als geistigen Autor der Disputa, auf ihr anbringen ließ, hätte er auf der Schule von Athen Marsilio Ficino fortgelassen? Und weiter: wenn man Bonaventura's Schriften für die Disputa benutzte, warum nicht denselben Bonaventura auch für die Darstellung der „Philosophie" maßgebend machen, für deren Inhalt seine Schriften doch ebenfalls das ausgibigste Material enthalten? Die Scholastik des 13. Jahrhunderts, deren wissenschaftlicher Mitbegründer er war, erkannte die Philosophie neben der Theologie an. Auch die Treppe fänden wir bei Bonaventura. In der Vorrede zum Breviloquium (Par. Ausg. v. 1856, VII) heißt es: „Die Philosophie stellt Beobachtungen über die Natur oder die menschliche Seele an und urtheilt auf Grund angeborener oder erworbener Kenntniß; die Theologie, das aus dem Glauben und aus der Offenbarung fließende Wissen, hat nur die Gnade, die Weisheit Gottes und seine ewige Klarheit im Auge. Die Theologie, insoweit sie sich auf philosophische Erkenntniß stützt, entnimmt den natürlichen Erscheinungen gerade soviel, als sie bedarf, um ein Spiegelbild der göttlichen Dinge daraus herzustellen, sie errichtet mittelst ihrer eine Treppe, die, auf der Erde aufstehend, mit ihrer Spitze den Himmel anrührt und alles das durch Jesus Christus, der als ein Fürst des Himmels in der Mitte der Dreieinigkeit seinen Thron hat." Hier wäre ja der Inhalt für Disputa sowohl als Schule von Athen gegeben. Auf der einen Seite die Hierarchie des Himmels mit Christus in der Mitte, auf der andern die Philosophie, die gleichsam eine Treppe aufbaut, quae quasi scalam erigit. Mehr brauchten wir gar nicht, fänden aber noch mehr, denn auch den Tempel der Schule von Athen liefert Bonaventura. In der Erklärung zu Psalm 118 (IX, 456) heißt es von den Philosophen, daß sie das Haus Gottes, d. h. die Seele der Menschen aufbauten, während schon früher (IX, 1) das Bild gebraucht worden ist, die Weisheit erbaue sich ein Haus, das auf sieben Säulen ruhe, ꝛc. (Jac. III, 17). Warum sollte Haus und Treppe und Säulenbau nicht ebensogut im Sinne dieser scholastischen Symbolik, als in dem der Platonischen, auf die Wand gemalt worden sein? Bonaventura citirt Plato, Porphyrius, Aristoteles, Seneca, Dionysius, Cicero, Boëthius ꝛc. nebeneinander. Aristoteles und allenfalls Plato neben diesem könnten die Mitte der nach seinen Angaben componirten Schule von Athen eingenommen haben; die Nebenfiguren des Gemäldes freilich nur auf die griechischen älteren Philosophen zu deuten, wäre auch bei ihm ebenso unmöglich als bei Marsilio. Wollten wir hier nun, wo die Zeiten Raphael's beinahe erreicht sind, abbrechen und den entscheidenden Schluß ziehen, so möchte es scheinen, als sei nur noch darüber zu reden, ob nicht Bona-

ventura als Quelle der Schule von Athen Marsilio zu substituiren sei. So zu fragen, aber wäre doch noch zu frühe. Allerdings, bis zu den Zeiten Raphael's sind wir gelangt, aber auch nur „beinahe". Nicht um Sixtus IV. handelt es sich, sondern um Giulio II. und um das erste Jahrzehnt des Zeitalters der Reformation, in welchem Raphael malte. Dinge sind noch in Betracht zu ziehen, von denen weder Marsilio's noch Bonaventura's Schriften sprechen und für die die Entwickelung der Kirche bis dahin keinen Maßstab darbietet.

Ehe wir zu diesen Entwickelungen jedoch übergehen, muß nun das Gemälde selber in anderer Weise als bisher in Betracht gezogen werden. Immer haben wir es so, wie es fertig auf der Wand steht oder der Mailänder Carton es erscheinen läßt, für das genommen, was von Anfang an Raphael zu malen aufgetragen worden sei. Wir werden sehen, daß so nicht geschlossen werden dürfe. Es muß erörtert werden, wie das, was die Schule von Athen heute darbiete, sich zu dem verhalte, was der Papst Anfangs vielleicht von Raphael verlangte. Die Gemälde der Camera della Segnatura erscheinen in ihrer letzten Vollendung wesentlich anders als in der ersten Anlage. Und in demselben Maße, in welchem durchgreifende Umgestaltungen der Compositionen eingetreten sind, scheinen bewußte Aenderungen ihres geistigen Inhaltes zu gleicher Zeit erfolgt zu sein.

III.

Für die Gemälde der Camera della Segnatura liegen viele Handzeichnungen vor, aus denen wir das Wachsthum der Compositionen herauserkennen. Am Ausführlichsten wäre über die Entstehung der Disputa Auskunft zu geben.

Die Disputa, wie sie auf der Wand und auf Stichen sich darbietet, zeigt in der Mitte einen sanft sich erhebenden Grund, zu dem kaum sichtbare, gelinde, breite Stufen aufführen. Die Treppe der Schule von Athen trennt Vorder- und Mittelgrund querdurch; auf der Disputa findet nur ein Anschwellen des Bodens statt. Genau das Centrum der Erhöhung nimmt der Altar mit der Hostie darauf ein. Dicht darüber schon fliegen die vier Engel mit den Evangelien, nebeneinander alle vier, die geöffneten Bücher über sich haltend, nach allen Seiten aus und dicht über ihnen wieder breitet sich die tiefgesenkte, mächtige Wolkenwand aus, die, das Gemälde breit durchschneidend, das Fußgestell des sich darüber aufthuenden Himmelsgewölbes bildet. Sich senkend auf die Versammlung unter ihr, scheint dies schwere Gewölk eben auseinander zu brechen und den von allen Seiten emporbringenden Augen den Einblick in die überirdischen Geheimnisse zu eröffnen. So auch erklärt die Unterschrift auf Ghisi's Stich der Disputa das Gemälde: „Die Vornehmsten der Kirche, staunend und anbetend." [1])

Von alledem finden wir auf der ersten Skizze Nichts. Weder das erhöhte Plateau, noch den Altar mit den Steinbänken um ihn, auf denen die Kirchen-

[1]) Seltsamer Weise behaupten einige moderne Erklärer des Gemäldes, daß die unten befindlichen Gestalten nichts von dem bemerken, was über ihnen vorgeht. Roscoe, Leben Lorenzo's dei Medici, III, 405. S. R. I, 349. Es gehörte bei den Darstellungen der Disputa dazu, daß der Himmel offen war. Vasari erzählt (12, 16) von einer Disputa dei filosofi sopra la trinità, welche als lebendes Bild in Florenz dargestellt wurde. Da heißt es: fecero mostrare da Sant' Andrea un cielo aperto con tutti i cori degli angeli.

väter sitzen, noch die Uebrigen im großen Ringe umher. Weder Papst Sixtus, Bonaventura, Thomas von Aquino, Dante und Andere zeigen sich auf der ersten Skizze, noch ist die aneinandergedrängte Reihe der Himmelsbewohner oben sichtbar, denen bereits die Wolkenbank zum Fußschemel dient. Wüßten wir nicht, daß die Pariser und Londoner Zeichnungen die Disputa in ihrer frühsten Gestalt wirklich enthalten, so würden wir gar nicht auf den Gedanken kommen, daß diese in ihnen zu suchen sei.

Die als ein auf der Durchschnittslinie aufstehender Halbkreis sich bietende Wandfläche der Camera della Segnatura, welche mit dem Gemälde zu bedecken war, ist groß, ein Umstand, der vom Künstler entweder als Vortheil zu benutzen war oder als Nachtheil überwunden werden mußte. Wie wir das Gemälde heute sehen, hat Raphael aus der eigenthümlichen Form wie aus der Größe der Wand bedeutende Vortheile gezogen. Zwei Massen von Gestalten drängen sich von beiden Seiten sanft der Mitte zu und stehen um den Altar am Zahlreichsten. Die ganze Breite des Gemäldes ist dadurch mit einer dichten, aber auf das klarste gegliederten Gesellschaft erfüllt, die man mit einem Blicke überfaßt und die sich wiederum in eine Anzahl einzelner Gruppen auflöst, welche, man mag sie untereinander verbinden wie man will, sich zu größeren und noch größeren Massen aneinanderschließen. Man vergleiche damit die unordentlichen, undurchsichtigen Compositionen der früheren Florentiner. Diese lichte Anordnung der Massen ist Raphael's Eigenthum.

Bei dem ersten Entwurf aber fehlte ihm diese Herrschaft über die Fläche noch. Die Composition macht hier den Eindruck des Aermlichen. Raphael sucht die Wand schmäler zu machen. Er füllt rechts und links die Ecken mit einer nach der Mitte zu weit vorspringenden Architektur aus, so daß die Breite des mit Figuren zu bedeckenden Raumes um ein Erkleckliches kleiner wird: graziös gekoppelte Säulen, auf deren Krönung kleine Amoren ein Wappenschild anhängen, in der Art, wie wir an den Ecken der Cancelleria das Wappen der Rovere mit fliegenden Bändern angebracht finden. Diese mehr als ein Drittel der gesammten Grundfläche abschneidenden Säulen hüben und drüben verbindet er sodann mit einer das Gemälde durchziehenden niedrigen Balustrade, und auf dem so umschlossenen idealen Raume finden wir eine Anzahl Figuren, theils stehend, theils sitzend, welche die versammelten Gelehrten der Kirche repräsentiren: neunzehn im Ganzen, während das fertige Fresko das Doppelte an Gestalten unten enthält.

Der Altar fehlt. Als Hauptpersonen machen sich vier, in der Mitte auf einzelnen Sesseln ohne Lehne einander gegenübersitzende Gestalten mit Büchern im Schoße bemerklich, in die sie schreiben oder in denen sie lesen, während die übrige Versammlung mit einer auf das ausdrucksvollste angedeuteten Neugier sich herandrängt, um an dem Inhalte dieser Lectüre Theil zu nehmen, genau in der Art, wie auf der Schule von Athen der schreibende Alte, im Vordergrunde links, von einer theilnehmenden Gesellschaft umgeben ist.

Eben so einfach ist der Himmel darüber behandelt. Gleichsam nur um die Fläche auszufüllen und ohne eine Spur des prachtvollen perspectivischen Aufbaues, welchen das fertige Gemälde zeigt, hat Raphael eine Anzahl vereinzelt

in der Luft schwimmender, symmetrisch sich entsprechender Gewölke vertheilt, auf deren mittelsten wir Gottvater und Christus, Maria und Johannes thronen sehen, während auf den anderen verschiedene Heilige, zu zweien oder zu dreien, ihren Sitz haben. Diese Gruppen sehen wir weder in Zusammenhang unter sich, noch irgendwie verbunden mit den Gestalten unten, sie haben ein kahles, ja dürftiges Ansehn. Uebrigens lassen die Zeichnungen, welche diesen ersten Zustand repräsentiren, erkennen, daß bereits an ihre malerische Ausführung gedacht worden sei. Ohne Zweifel hatte die Composition, so wie wir sie auf diesen ältesten Blättern finden, dem Auftrage entsprochen, welchen Raphael vom Papste empfing, und wir sind in der Lage, aus dieser ursprünglichen einfachsten Redaction den maßgebenden Gedanken herauszulesen. Suchen wir ihn zu formuliren.

Unter den vier dasitzenden Hauptfiguren der unteren Composition ist eine offenbar absichtlich in die vortheilhafteste Position gebracht. Sie ist dadurch noch besonders hervorgehoben worden, daß sie schreibt, während die drei anderen nur in die Bücher hineinsehen. Vasari's Erklärung der Disputa besagt, dargestellt seien die vier Doctoren der Kirche (Hieronymus, Gregorius, Augustinus, Ambrosius), *welche die Messe schreiben*. Nun gilt Gregorius — unter allen vieren außerdem der einzige, welcher Papst war und als solcher von Raphael hier extra kenntlich gemacht, — als Autor der Messe und ihn haben wir in der schreibenden Hauptfigur zu erkennen. Unsere Vermuthung wird bestätigt durch den Umstand, daß diese Gestalt beinahe die einzige ist, welche wir auf dem fertigen Fresko wiederfinden — freilich, indem das Schreiben fortfällt — wo der zu ihren Füßen liegende Band mit der alten, echten Aufschrift „Moralium“ (Liber moralium) Gregor den Großen anzeigt. Die Vorschrift des Papstes müßte also etwa gelautet haben: „Man male die vier Doctoren der Kirche, welche die Messe schreiben, und den geöffneten Himmel darüber mit der Dreieinigkeit.“ Sollte von irgend Jemand Vasari dies mitgetheilt worden sein? Wie wäre er sonst dazu gekommen, den Inhalt des Fresko auf einen so einfachen Gedanken zu reduciren, den es, fertig wie es dasteht, gar nicht mehr repräsentirt? Denn vom Schreiben ist, wie gesagt, da nicht mehr die Rede. Gregor blickt begeistert empor, während nur zu Füßen des Ambrosius drüben eine Gestalt sitzt, die man für einen Schreiber halten könnte. Auf der Disputa, so wie wir sie alle kennen, ist nicht die literarische Entstehung der Messe dargestellt, sondern gleichsam deren geistiger Inhalt, der entscheidende Moment, die Berührung der irdischen und überirdischen Welt, das Sichaufthun des Himmels, in dessen Mitte Gott in seiner Glorie thront und zu dem die unten über theologische Fragen disputirende Versammlung in plötzlichem Verstummen emporblickt. So auch erklärt, wie wir sahen, die Unterschrift des Stiches von Ghisi durchaus richtig die Disputa. Vasari und Ghisi widersprechen sich also nicht, sie ergänzen sich. Um es zu wiederholen: Vasari spricht aus, was die erste Skizze enthält, während Ghisi das fertige Gemälde vor Augen hatte.

Jeder, der die betreffenden Blätter kennt, wird mit mir darin übereinstimmen, daß die Beobachtung des Wachsthums der Composition der Disputa, von der ersten Skizze durch alle Zwischenstadien bis zum vollendeten Gemälde, hohen Genuß gewähre. Zwei radicale Neugestaltungen der Composition lassen sich con-

ſtatiren, ehe ſie die vollendete letzte Geſtalt erhielt. Die erſte beſtand darin, daß der Altar mit der Hoſtie in die Mitte eingeſchoben und daß der Himmel mit den Heiligen oben in engere Verbindung mit den Figuren unten gebracht wurde. Bei der zweiten Umarbeitung erſt wurde die Architektur dann zu beiden Seiten entfernt und der gewonnene Raum mit Figuren ausgefüllt, deren Hinzutreten ein abermaliges Neuarrangement aller anderen zur Folge hatte. Die perſpectiviſche Vertiefung der Compoſition erfolgte jetzt, das Gewölk wurde ſo völlig niedergeſenkt, wie wir es auf dem Fresko ſehen und der Eindruck des plötzlichen Aufbrechens der Wolken dadurch erreicht. Die Einzelnheiten dieſer Umgeſtaltungen ſind anderen Ortes von mir nachgewieſen worden[1]).

Nun ſind von der größten Wichtigkeit zwei Bemerkungen, die wir an dieſe in zwei großen Anſtößen ſich vollziehende Umformung der Compoſition zu knüpfen haben. Erſtens, daß ſie ebenſoviel große Fortſchritte in Raphael's eigener künſtleriſcher Entwickelung documentirt, und zweitens, daß dieſe Stufenfolge von Umgeſtaltungen der Compoſition ſich mit der gleichen Sicherheit beim Parnaß nachweiſen läßt, deſſen erſter Entwurf uns in einem nach Raphael's Zeichnung gemachten Stich des Marc Anton ebenſo ſichtbar als der der Diſputa erhalten blieb. Marc Anton hat ja nie nach den Gemälden, ſondern immer nach den Skizzen Raphael's geſtochen.

Man merkt auch hier wieder die anfängliche Verlegenheit, die Fläche zu bewältigen. Raphael ſucht die Compoſition, die auf dem fertigen Fresko ſich ſo herrlich vertieft, Anfangs wiederum nur in die Breite auszudehnen und allerlei Nebenwerk zur Ausfüllung des Raumes zu verwenden. Der Gipfel des Parnaß (oder Helikon, die Vaſari in ſeiner Erklärung beide zuſammenwirft) tritt mit Felſen und dichtem Lorbeerwald maſſig hervor, die Luft iſt mit fliegenden Amoren erfüllt, die Figuren dagegen ſtehen in kleinen Gruppen umher und es waltet kein rechter Zuſammenhang zwiſchen ihnen, der Hintergrund iſt faſt leer. Die Aufgabe des Papſtes mag etwa gelautet haben: „Man male den Berg Parnaß mit Apollo und den Muſen, ſowie einigen Dichtern. Fliegende Amoren werfen Kränze auf ſie herab." Wir beſitzen verſchiedene Schriftſtücke der Zeit, in denen Aufträge zu Gemälden in dieſer Art ertheilt werden.

Und nun iſt es wieder ſeltſam, daß Vaſari's Beſchreibung des Fresko auch hier nicht dem entſpricht, was es in ſeiner Vollendung darſtellt, ſondern daß er die erſte Skizze vor Augen gehabt zu haben ſcheint. Auf dieſer erſcheint Apollo mit der Leier als Mitte und Hauptfigur. Die übrigen wenigen Figuren ordnen ſich unter, oder ſtehen abſeits und außer Zuſammenhang mit ihm. Auf dem Fresko dagegen iſt der Geſtalt Homer's hervortretende Bedeutung verliehen. Er, der „höchſte Dichter" Dante's, ſcheint von allen Dichtern, die wir da zuſammen erblicken, allein ſeinen Geſang ertönen zu laſſen und Apollo ihn auf der Geige nur zu begleiten. Die Uebrigen lauſchen entweder, oder unterbrechen ſich, um nicht zu ſtören. Wie in die Diſputa, ſo alſo auch hier ein gewiſſes dramatiſches Element in die Compoſition hineingetragen[2]). Aus einem Zuſtande iſt ein

[1]) S. R. Commentar zu Cap. XI u. XIII.

[2]) Auf einem Titelblatte des Meiſter J. F. ſehen wir den Parnaß, in deſſen Mitte

Moment geworden. In Stil und technischer Behandlung entsprechen die beiden Umgestaltungen des Parnaß so sehr denen der Disputa, daß sich als sicher ergibt, beide Werke seien zu gleicher Zeit entstanden und in gleichen Epochen stufenweise zu höherer Vollendung emporgebracht worden. Nun ist die Frage: hat die Schule von Athen, als drittes Gemälde an dieser Entwickelung theilgenommen?

Das Material ist für sie spärlicher. Ich schlage den umgekehrten Weg ein, daß wir, vom fertigen Fresko aus rückwärts gehend, zur Feststellung früherer Zustände zu gelangen suchen.

Der in Mailand aufbewahrte Carton des Gemäldes zeigt, welche Gestalten Raphael bei der letzten Umgestaltung, vor Thorschluß gleichsam, noch zusetzte. Am Rande rechts unten sein eigenes Porträt nebst dem Perugino's. Links am Rande, auf der anderen Seite, eine Gestalt ohne Wichtigkeit, dann aber ein Zusatz vom bedeutendsten Gehalte, eine Figur, bei der es unmöglich schien, daß sie nicht von Anfang an dagewesen sei: der am Fuße der Treppe hingelagerte, riesenmäßige Mann, der in sich versunken und geistig abgetrennt von den Andern, mit uns entgegengestreckten Beinen daliegt. Derselbe, den Trendelenburg, auf seine „römischen Stiefel" hin, zu Epictet machen wollte.

Wir brauchen Carton und Gemälde nur zu vergleichen, um zu sehen, daß Raphael aus technischen Gründen diese, sobald sie einmal vorhanden ist, unentbehrliche Figur zuletzt noch angebracht hat. Die Schule von Athen — man muß mir schon erlauben, es noch einmal zu wiederholen — zeigt zwei große Figurenmassen: die eine auf dem erhöhten Mittelgrunde, zu dem die Treppe aufführt, die andere auf dem Vordergrunde am Fuße derselben, und zwar diese sich in die beiden Gruppen rechts und links theilend. Diese beiden Gruppen unten müssen Raphael im letzten Augenblicke noch zu wenig gewichtig erschienen sein, um die Figuren des Mittelgrundes oben genügend zurückzudrängen. Aus derselben Erwägung hatte er auf die Disputa als letzten Zusatz die scharf realistischen Gestalten gebracht, welche rechts und links so kräftig vortreten, und eben deshalb auch auf dem Parnaß ganz zuletzt die Sappho noch vorn hinzugesetzt, welche, am Stärksten vorspringend, die sämmtlichen Figuren auf der Höhe des Berges über dem Fenster mit Gewalt gleichsam zurückschiebt.

Und so erkennen wir aus dem Zusatze der am Fuße der Treppe gelagerten Gestalt, daß in den letzten Stadien wenigstens auch die Schule von Athen als eine Composition von Raphael angesehen wurde, welche der Umänderung fähig war. Ein in Paris befindliches Studienblatt gestattet nun noch weiter zurückzugehen. Es enthält die Gruppe im Vordergrunde links, den schreibenden Alten und seine Umgebung, und zwar in so abweichender Gestalt von dem, was das Gemälde zeigt, daß die Annahme, die gesammte Composition sei in früheren Zuständen einfacher gefaßt worden, dadurch möglich wird.

Bei der Deutung des schreibenden Alten, mag man ihn nun Plotinus, Lucas [1]), Matthäus oder Pythagoras nennen, spielte die von dem neben seinem

---

Homer, wie er auf den Knien liegend von den Musen gekrönt wird. Dazu paarweise Philosophen und Dichter. Erstere sind Aristoteles, Plato, Salomo, Sokrates, Pythagoras.

[1]) Bellori, Descrizione, Ed. 1751, S. 8, sagt „Marcus" sei von Agostino dargestellt worden.

Knie hervorkommenden Knaben auf dem Boden vor ihm aufgestellt gehaltene Tafel die entscheidende Rolle. Fehlte sie und das, was darauf steht, so würden alle Kriterien mangeln, um der Gestalt einen jener Namen zu ertheilen. Auf unserem Studienblatte fehlt sie! Der Arm des Knaben kommt gar nicht zum Vorschein! Der aufrechtstehende Mann ist so dicht an den schreibenden Alten herangerückt, daß sogar der Raum für die Tafel mangeln würde. Wir haben von der ganzen Gruppe nun Nichts vor Augen, als den schreibenden Alten und die mit eifriger Neugier ihn umgebenden Figuren eines zweiten Alten, dreier Knaben, einer ihm über die Schulter blickenden alten Frau (aus welcher später ein Türke geworden ist) und der auf den Stab gestützten männlichen Figur, welche später den Stab verlor und statt dessen ein Buch empfing, das sie auf den Oberschenkel stemmt. Alles andere fort. Die Gruppe entspricht in dieser höchst einfachen Auffassung einer der beiden Gruppen, welche die Disputa in ihrer allerersten Redaction darbietet, so durchaus, als sei sie von dort einfach herübergenommen. Und schließlich das Auffallendste: die ganze Gruppe des alten Mannes mit der gerunzelten Stirn und mit dem Kinde auf dem Arme, sowie des Mannes mit dem Kranze von Weinlaub um das Haupt, welche zwischen dem schreibenden Alten und dem linken Rande des Gemäldes sich finden, fehlen auf unserem Studienblatte. Vielmehr ist hinter dem schreibenden Alten ein senkrechter Strich gezogen, den man für eine Andeutung nehmen kann, es sei, entsprechend der Disputa, Anfangs auch auf der Schule von Athen die Zahl der Figuren eine beschränkte und statt ihrer in den beiden Ecken eine den Raum ausfüllende Architektur vorhanden gewesen, welche, wie auf der Disputa, später fortfiel.

Fehlen nun auch weitere Blätter, um die früheren Zustände der Schule von Athen zu errathen, so dürfen wir doch auf das Vorhandene hin auch bei ihr eine frühere simplere Form der Composition, und, entsprechend, eine fortschreitende Erweiterung des Gedankens annehmen. Hätte Vasari auch bei der Schule von Athen die erste Intention des Papstes gekannt? Es ergäbe sich dann etwa der Auftrag, Raphael solle den Gang des wissenschaftlichen Studiums darstellen, wie es als Hilfswissenschaft der Theologie sich gestalte[1]). Er hätte demgemäß Anfangs Nichts im Sinne gehabt, als etwa, links unten, Darstellung des primären Unterrichtes der Kinder und des Volkes: Lesen und Schreiben. Rechts unten die Mathematik als das, was die vorgeschritteneren Knaben und die beginnenden Jünglinge lernen. Oben in der Mitte die Rhetorik und Dialektik als Lehre der fertigen Jünglinge und der Männer. Plato und Aristoteles mochten jetzt noch die Mitte halten und andere Philosophen umherstehen. Für den schreibenden Alten im Vordergrunde links, wenn er durchaus einen Namen tragen soll, würde sich etwa Donat, der hergebrachte und oft abgebildete Lehrer der Jugend ergeben, während drüben Euklid fungirte. Weder Bonaventura, noch die Scholastik überhaupt, oder Marsilio Ficino, oder eine „geistliche Partei" hätten an dieser Vorschrift Antheil oder ein besonderes Interesse gehabt. In

[1]) Ambrogio Lorenzetti malte in diesem Sinne das Trivium und Quadrivium, das genau beschrieben wird. Vas. (Ed. 1878) I, 535. Vgl. über die Eintheilung der Wissenschaften Val. Schmidt, Disciplina clericalis, 105 ff. in den Anm.

demselben Maße dann aber, wie wir bei Disputa und Parnaß den erst allgemein aufgefaßten Gedanken mehr und mehr zu Raphael's persönlichem Eigenthum werden sehen, hätte dieser auch hier die Aufgabe umgemodelt. Ganz zuletzt erst ist ihm, wie ich glaube, die Idee gekommen: die Vereinigung der Theologie und Philosophie lasse sich lebhafter darstellen, wenn man Paulus zeige, wie er unter die in Athen versammelten Philosophen trete. Und diese Scene dann wieder ist von Ghisi als Inhalt des Werkes angegeben worden.

Sollen wir bei dieser Hypothese über das bloße Vermuthen hinauskommen, so gibt es dafür nur ein letztes Mittel noch: aus Analogien festzustellen, ob Raphael Aristoteles oder Paulus in der Mitte der Schule von Athen habe malen wollen.

Die Absichtlichkeit ist offenbar, mit der wir neben einen Greis mit straff-herabfallendem weißen Haar um die platte, kahle Stirn, und mit ebenso gerad-abfallendem Barte, die Hand pathetisch zum Himmel erhoben, einen jüngeren Mann gestellt sehen, dessen lockig vorstrebender voller Haupt- und Bartwuchs die Jahre der besten Kraft bekundet. Obgleich die Füße mit dem des Alten neben ihm die gleiche Linie halten, scheint dennoch der Aeltere abwartend zurückzutreten. Seine Handbewegung ist wie ein schweigender Protest, während dem Jüngeren das Wort bleibt, der, ohne vorzutreten, vorzutreten scheint. Wir müssen uns zumeist an den Mailänder Carton halten, da der Gegensatz auf dem Gemälde durch nachträgliche Ueberarbeitung geschwächt worden ist.

Dem natürlichen Verhältnisse zwischen Plato und Aristoteles würde dieser Contrast von Greis und jüngerem Manne entsprechen: Plato ist der Lehrer, Aristoteles der Schüler gewesen. Wenn wir den Unterschied symbolisch auffassen wollen, würde er auch der Auffassung der Scholastik entsprechen, für die Plato der Aeltere, der Dichter vor, während Aristoteles auf seinen kräftigeren Schultern das ganze Gebäude der Philosophie trägt, der strenge Denker, dem der Vortritt und das erste Wort gebührt. So würde auch Marsilio sie rangiren: Plato der Seher, Aristoteles der Denker. Dennoch finde ich nirgends diesen Unterschied so normirt oder gar bildlich hervorgehoben. Auf einem bekannten Gemälde von Traini (Vas. II, 137) erblicken wir Thomas von Aquino zwischen Plato und Aristoteles. Als alte Männer erscheinen sie mit langherabwallenden Bärten. Nirgends, so emsig ich gesucht habe, finde ich den Altersunterschied auch nur leise angedeutet, der auf der Schule von Athen so entschieden in die Augen fallen soll. Im Gegentheil, auch Aristoteles pflegt stets als alt gedacht zu werden. Wir begegnen im Mittelalter einem doppelten Aristoteles, wie wir einem doppelten Virgil begegnen. Einmal ist Virgil der ehrfurchterweckende Prophet der Geburt Christi, der Führer Dante's durch alle überirdischen Reiche, und dann ist er der Zauberer des mittelalterlichen märchenhaften Roms und der Held beschämender Liebesabenteuer. Ebenso sehen wir Aristoteles als göttlichen Vertreter der Philosophie und Theologie, und dann wieder als mythischen Erzieher des vom Mittelalter erfundenen Helden Alexander, des Beherrschers des Orients, und als solchen Virgil darin ähnlich, daß lächerliche Abenteuer mit schönen Frauen ihm angedichtet werden, die ihn beherrschen und erniedrigen. In ihrem Dienste

sehen wir ihn dargestellt, wie er, auf allen Vieren kriechend, eine verrätherische Buhlerin auf dem Rücken trägt, die auf ihm reitet.

Die erhaltenen antiken Porträts des Aristoteles stellen ihn mit glattem Kinn und individuell ausgearbeiteten, wiedererkennbaren Zügen dar. Raphael kann, wenn die betreffende Gestalt der Schule von Athen Aristoteles darstellen sollte, antike Vorbilder nicht vor Augen gehabt haben. Ein noch vorhandenes Gemälde dagegen könnte ihm vorgeschwebt haben. Melozzo da Forli hatte für den Herzog von Urbino eine ganze Reihe Philosophen gemalt, von denen Raphael als junger Mensch viele sich in sein Skizzenbuch copirte. Darunter auch Aristoteles. Er trägt eine Mütze, hat üppiges Haar und Bart und streckt die rechte Hand energisch demonstrirend uns entgegen, während er in der anderen ein Buch hält. Der vorgestreckte Arm war im Alterthume bereits Aristoteles' Kennzeichen, wenn er in den Gymnasien an die Wand gemalt wurde. Bellori bildet in seinem Werke über die großen Männer des Alterthums einen geschnittenen Stein ab, der diesem Kopfe entspricht und von dem er sagt, daß er eine moderne Fälschung sei. Ich weiß nicht, aus welcher Zeit er stammt, und ob Melozzo auf ihn hin seinen Aristoteles gemalt hat, der ihm in Haar und Kopfbedeckung ähnlich sieht. Möglich, daß Raphael beide Werke vor Augen hatte, die freilich dem Kopfe des sogenannten Aristoteles auf der Schule von Athen nicht gleichen. Ein typisches Bild des Aristoteles existirte seiner Zeit nicht. Besonders in Deutschen Büchern bilden ihn die Holzschnitte bald so, bald so ab, mit derselben Freiheit, deren man sich bei den Aposteln bediente. Von Raphael ist Aristoteles an anderer Stelle überhaupt nie dargestellt worden.

Anders dagegen mit Paulus. Paulus war der Mann des 1. Jahrhunderts, wie Plato der des 15. und Aristoteles der des 14. und 13. gewesen war. Hier müssen wir auf die Entwickelung der kirchlichen Dinge zurückkommen. Diejenigen, welche glauben, Marsilio Ficino's Schriften könnten für die Schule von Athen [illegible] gewesen sein, haben vergessen, daß die Schule von Athen nicht im

[illegible]

15., sondern im 16. Jahrhundert entstanden ist und wie entscheidende Dinge im Umschwunge beider sich ereigneten.

Die ungeheure Erschütterung, welche die italienischen Zustände in den neunziger Jahren des 15. Jahrhunderts erfuhren. Der Einbruch der Franzosen. Die Verjagung des Medici aus Florenz. Savonarola's Predigten vom bevorstehenden göttlichen Strafgericht, und die Borgia's, die in Rom den lebendigen Beweis geben, wie nöthig und wahrscheinlich es sei. Als Marsilio 1499 in Florenz starb, dachte Niemand dort mehr an das friedliche Reich antik-philosophischer Theologie, das er herbeiführen wollte; ganz andere Gesinnungen hatten zu herrschen begonnen. Die Kirche sollte erneuert werden, und zwar auf Grund der reinen Lehre Christi. Nach einer Uebersetzung der Bibel stand das allgemeine Verlangen. Die Ideen, die wir heute für den speciellen Glauben der Deutschen Reformirten, Luther's besonders, zu halten pflegen: daß die Kirche im Sinne des reinen Evangeliums umgestaltet werden müsse, belebten Italien, Frankreich und Deutschland gleichmäßig und wurden um so unbefangener verhandelt, als der Gedanke, es könne ein großer Theil der Christenheit sich ablösen, um ohne Papst für sich zu existiren, diesen Zeiten gar nicht faßbar war. Derjenige aber, der unmittelbar nach den Tagen Christi selber die sichersten und brauchbarsten Resultate aus dessen Lehre gezogen hatte, war Paulus. Wie Aristoteles früher ohne weiteres „der Philosoph" gewesen war, ist Paulus nun „der Apostel". Nicht nur für uns Deutsche ist er jetzt die höchste Autorität. Nicht nur Luther hat sich zumeist auf ihn berufen. Auch in Italien wurde er als der Grundstein anerkannt, auf dem die Kirche der Zukunft ruhen müsse.

Wenn wir bedenken, mit welcher fast göttlichen Autorität soviele Jahrhunderte lang Aristoteles dagestanden hatte, mit welcher Ehrfurcht man Plato neben ihm verehrt hatte, so erstaunen wir über den Fanatismus, der jetzt gleichmäßig gegen Beide sich vorwagt, nur weil sie „Philosophen" sind. Durch Reumont's Hinweis [1]) lernte ich zuerst das merkwürdige Buch kennen, welches einer der in Rom mächtigsten Cardinäle, gerade in dem Jahre, wo Raphael den Auftrag für die Gemälde der Camera erhalten haben muß, unter den Augen Giulio's II., in dessen Gefolge er sich befand, 1507 in Bologna erscheinen ließ [2]). „Ueber die wahre Philosophie" ist es betitelt. Auf ausgewählte kurze Stellen, zumeist des Augustinus und Hieronymus, hin wird die antike Philosophie, Aristoteles und Plato an der Spitze, platten Weges in die Hölle verdammt. „Nicht was Aristoteles sagt, sondern was Paulus sagt, darauf kommt es mir an" ist das Thema der Schrift [3]). Man glaube nicht, daß dies die Ansichten einer extremen Partei waren. Castellesi war ein gelehrter Mann, der, der griechischen und lateinischen Sprache mächtig, sein Buch lange Jahre schon vorbereitet hatte. Castellesi ging mit der Majorität. Ich erinnere an Luthers Wuth gegen Aristoteles, der es mit

[1]) Gesch. d. St. R. III[a], 269 u. 361.

[2]) Er schrieb es keineswegs erst 1507, wie Hettner (Ital. Stud. 221) angibt, er begann das Buch nach 1492, als er aus England zurückkehrte. Ferrius XXIV. Ebensowenig ist das Buch, wie Hettner meint, auf Savonarola's Einfluß zurückzuführen.

[3]) L. IV. cap. VI.

Schimpfworten belegt und endlich für so gut wie den Teufel in Person erklärt[1]). Ich erinnere an Holbeins Caricatur, wo, Aristoteles und Plato voran, die ganze römische Clerisei in den Abgrund marschirt, während Aristoteles obendrein in sein Schwert stürzt. Luthers Aeußerungen und Holbeins Zeichnungen sind aus ihren frühesten Zeiten. Kein Zweifel, daß auch Raphael's Herz diesen Strömungen nicht unverschlossen blieb. Zumal die Art läßt es erkennen, in der er Paulus dargestellt hat.

Wenn wir die kirchliche Kunst des Jahrhunderts der Reformation mit der des vorhergehenden vergleichen, so fällt das Eintreten des persönlichen Elements auf, das von Lionardo da Vinci ab durchbricht. Welchem Maler vor ihm wäre es in den Sinn gekommen, der Darstellung des Abendmahls die erschütternde dramatische Pointe zu geben, welche er in sein berühmtes Mailänder Werk hineinlegte und die dessen Eindruck auch heute noch, wo es sogut wie ganz zerstört ist, zu einem unfehlbaren macht? Christus sagt: Einer unter Euch wird mich verrathen! und die Wirkung dieses Wortes auf die Apostel erblicken wir. Was hat das zu thun mit der hergebrachten Art, im Speisesaale eines Klosters das Abendmahl an die Wand zu malen? Goethe hat es am Besten aus dem Werke herausgelesen. Betrachten wir in diesem Sinne Michelangelo's Pietà und bemerken ihren wahrhaftigen historischen Inhalt. Welch eine Gluth persönlicher Theilnahme, in die wir da hineingerissen werden! Alle früheren Marien mit dem todten Sohne im Schoße erscheinen uns märchenhaft und kühl dagegen. In Form von Märchen und Legenden hören wir, wie Kinder, die schaurigsten, furchtbarsten Dinge mit nur mäßiger Erregung gern an. Raphael und Michelangelo packen uns anders. Das ist der Unterschied der beiden Jahrhunderte.

Dies persönliche Element ist es, das Raphael's frühesten Sachen bereits, die scheinbar noch so ganz in den Formen des verflossenen Jahrhunderts gehalten sind, so unergründlichen Reiz verleiht. Es ist wie ein Gesang der Leidenschaft von Kinderlippen. Welch ein reiner Strom von Mutterliebe durchströmt seine frühsten Madonnen. Welch ein ethisches Element liegt in seinem Sposalizio, das so ganz übrigens an Perugino erinnert. Raphael will sich frei machen vom Banne überlieferter Formen, aber er beginnt mit dem Inhalt, indem er Anfangs noch an der Form festhält. Er drängt leise los auf das rein Menschliche. Nach Paulus reiner Lehre hörte er um sich her wol die Welt rufen: ein Gefühl mußte ihn jetzt ergreifen, wenn er wirklich der war, der er war: an Stelle des hergebrachten Paulus, der ihm in jeder Kirche, an jeder Straßenecke auf Schritt und Tritt in Bild und Bildwerk begegnete, wie ein alter märchenhafter Greis, den wahrhaftigen historischen Paulus zu stellen. Wenn irgendwo Entwickelung bei Raphael zu erkennen ist, so ist es Fortschritt zum Realen in der Darstellung des Paulus, dem er aus den allgemeinen Linien und Gewändern heraus, zu rein menschlicher, in unserem Sinne: historisch realer Existenz verholfen hat.

---

[1]) Princeps tenebrorum. Brief an Eck vom November 1519. De Wette CLXX. Daneben viele andere Stellen. Natürlich meint Luther nur den Aristoteles der Scholastiker, die, wie er sagt, vom wirklichen Aristoteles kein Capitel verständen.

In drei Formen finden wir Paulus von Raphael dargestellt. Als Himmelsbewohner im alten hergebrachten Sinne zeigt ihn noch die Disputa. Hier sitzt er gleichsam unter den alten Excellenzen der Hierarchie vornan: unter den Heiligen auf dem Gewölk nimmt er rechts den äußersten Sitz ein. Auf sein Schwert geneigt, erscheint er als ein starker Mann zwischen 60 und 70, ein Greis, wie Dante ihn ausdrücklich nennt [1]), das kahle Haupt mit einem Kranz kräftiger Haare umwachsen und auf der Stirn die alleinstehende, mächtig in sich selbst verwickelte Locke, die im 17. Jahrhundert zumal als unabkömmlicher Schmuck der Heiligen nie fehlen darf. Paulus entspricht in diesem Habitus der gleichgearteten Gestalt des Petrus, welcher ihm gegenüber den äußersten Platz zur Linken innehat. Dies ist noch ganz der Paulus der Legende, der Begünstigte, der, bis in den dritten Himmel entrückt, von den Geheimnissen wußte, die kein anderes Auge geschaut hatte. Als solcher war er eine populäre Gestalt. „Wie Paul, als er aus dem dritten Himmel wieder herabgekommen war, nicht sagen konnte, was er gesehen hatte“ beginnt Raphael in einem seiner Sonette, so schweige auch er: keine Sprache vermöge zu sagen, was er in jener Nacht, in den Armen seiner Geliebten erlebte. Ebenso gehört in die Legende noch, was Paulus, als eine der Wachen gleichsam, die an den Thoren der Kirche stehen, zu deren Vertheidigung thut, wie Raphael ihn im zweiten vaticanischen Zimmer darstellt: Paulus und Petrus, mit gezückten Schwertern Beide, kommen vom Himmel herab, um Attila von den Mauern Roms zurückzuscheuchen. Um zwanzig Jahre jünger erscheinen sie hier als drüben, mit vollem zurückfliegendem Haar und Bärten, bei Paulus zumal in fast jupiterhaftem gewellten Wuchse. Weder Volpato's noch Anderloni's Stich geben die Köpfe der beiden Apostel hier so richtig übrigens wieder wie Marcucci's letzter Stich, der sich freilich sonst mit jenen nicht messen kann. Man erkennt bei den Aposteln den gewollten Gegensatz: Petrus' Haar ist fester, struppiger, das des Paulus länger und sanfter geschwungen. Offenbar benutzte es Raphael in dieser Fülle für beide Gestalten nur als malerisches Motiv, um durch seinen flatternden Flug das officielle Herabstürmen der Schutzherren Roms aus dem Gewölk mit einem Hilfsmittel mehr auszudrücken.

Wie wenig es Raphael hier noch darauf ankam, einen festen Typus der Apostel jedesmal durchzuführen, zeigt die Befreiung Petri auf dem Gemälde daneben, wo Petrus anliegendes Haar und dichten, aus runden, kurz in sich zurückkehrenden Locken gebildeten Bart zeigt. Es scheint die Verschiedenheit des Petrus hier und dort in demselben Gemache darauf zurückzuführen zu sein, daß Raphael's Ansicht nach der mythische Petrus der Legende anders aufzufassen war, als der historische der Apostelgeschichte. Offenbar will er diesen Unterschied überhaupt festhalten, denn auch auf der Darstellung der „Fünf Heiligen“: Christus mit Maria und Johannes in den Wolken, und Paulus und die heilige Katharina unter ihnen auf der Erde, erscheint Paulus in jupiterhafter Gestalt: das Haupt von zottig zugespitzten, dicht in sich abgeschlossenen Locken umhüllt, das ganze untere Antlitz von langherabreichendem in viele Spitzen sich

[1]) Due vecchi d. h. S. Luca u. S. Paolo. Purg. XXI, 24 ff.

theilenden Barte überfluthet. Ebenso in der Reihe der Apostel, welche Marc Anton nach Raphael's Zeichnungen gestochen hat.

Ein Uebergangsstadium zwischen dem mythischen und dem historischen Paulus bietet das Gemälde Raphael's, auf dem Paulus überhaupt am Schönsten und Großartigsten erscheint: die heilige Cäcilia. Der Grundgedanke tritt uns wie ein Nachklang dessen entgegen, was auf der Disputa, freilich in ganz anders umfassender Weise, sich enthüllte. Auch über Cäcilia und ihren Begleitern eröffnet sich der Himmel. Musicirende Engel werden sichtbar und ihr Spiel den unten zusammenstehenden Heiligen plötzlich vernehmbar. Auch hier, wenn wir die in Marc Anton's Stich erhaltene erste Skizze des Werkes mit dem Gemälde selbst vergleichen, sehen wir wie das „Plötzliche", das dramatische Element, erst später in die Composition hineingebracht worden ist. Paulus steht in sich versunken da. Er greift mit der Hand in den vollen, dunkeln Bart[1]), während das geneigte Haupt den Haarwuchs eines Mannes erkennen läßt, der zwischen 30 und 40 Jahren steht. Auf der ersten Skizze des Werkes ist das Haar kürzer und aus härterem Stoffe, auf dem Gemälde weicher, voller, sanfter und lockerer. Offenbar hat Raphael in dieser Gestalt das Allgemeine mit dem Individuellen zu vereinigen gesucht. Die wilde Kraft (fierezza), sagt Vasari in seiner Beschreibung des Gemäldes, sei zu tiefem Ernste (gravità) gemildert.

In voller menschlicher Wirklichkeit aber lassen Paulus erst die Teppiche Raphael's erscheinen. 1511 wurde die Schule von Athen vollendet, 1513 etwa die Cäcilia gemalt[2]), 1514 das Buch Castellesi's, das in Rom ungemeines Aufsehen erregte, neu gedruckt[3]), um dieselbe Zeit die Vertreibung Attila's gemalt und die Cartons zu den Teppichen begonnen. Jetzt wurde für Paulus die überzeugende Gestalt geschaffen, welche geistige und physische Energie in sich vereinigt. Die Teppiche zeigen, wie die Gedanken der Reformation im Geiste Luther's auch Rom erfüllten. Petrus und Paulus sehen wir hier den festen Boden des römischen Reiches betreten, innerhalb dessen sie ihre Sendung erfüllen. Nichts Mythisches klebt diesen Vorgängen mehr an, alles Visionäre ist bei Seite gethan: Geschichte entrollt sich

---

[1]) Anfängliches Motiv der Handbewegung des Paulus auf einer Zeichnung für die Disputa.

[2]) So nehme ich an in Uebereinstimmung mit Passavant, während Marc Anton's erster Entwurf etwa 1510/11 entstanden sein mag. In die Jahre 1512/13 muß, der technischen Behandlung der Zeichnung nach, die Composition der „Fünf Heiligen" fallen. Ein wenig später die Zeichnungen für die Apostel des Marc Anton.

[3]) Man vergleiche, was die Entstehung dieses Buches anlangt, die Geschichte des Cardinals Castellesi von Ferrius. (Königl. Bibliothek W. 368. 8°.) Es würde zu viel sein, etwas wie nähere Beziehungen zwischen Raphael und dem Cardinale anzunehmen, weil Bramente für diesen einen Palast baute. Dagegen, wenn einmal darauf bestanden werden soll, die dem Vatican nahestehenden Gelehrten hätten Raphael bei der Sammlung des Materiales für die Gemälde der vaticanischen Gemächer unterstützt, müsse Castellesi (oder, wie er gewöhnlich genannt wurde, der Cardinal Adriano von Corneto) an erster Stelle genannt werden. Denn er nahm unter den Dichtern und Gelehrten seiner Zeit mit den höchsten Rang ein. Springer (Dohme II, 175) will in ihm einen kirchlichen Reactionär erkennen, während er vielmehr ein eifriger Beschützer Reuchlin's war, ein freisinniger Mann, den Hutten zum Schutz der kirchlichen Freiheit in einem Gedichte anruft. Vgl. Geiger, Reuchlin 440, Anm. 3. Geiger hat offenbar Recht gegen Böcking, Hutteni Opera I, 138. Böcking (dem auch Strauß folgt) glaubt, Hutten hätte sich mit seinen Versen an Adrian von Tortosa gewandt, welcher 1517 zum Cardinal erhoben wurde.

uns in diesen Compositionen. Auf den Teppichen kehrt Paulus, auf den verschiedenen Compositionen erkennbar immer als derselbe Mann wieder, die energischste, leibhaftigste Männer-Individualität, die Raphael überhaupt geschaffen hat. Sein Haar ist kurz und hat fast zottige Spitzen, ebenso der Bart; die eckige, gewaltige Kopfform bleibt überall erkennbar; man meint, das Haar nehme Theil an der Bewegung, die den ganzen Mann durchzittert. Nirgends sonst ist aus dem Herzen quellende Beredsamkeit künstlerisch so erfaßt worden, wie auf dem Teppich mit der Predigt des Paulus zu Athen. Die Finger der erhobenen Hände spreizen sich, als ströme das Feuer der Ueberzeugung an ihnen empor und von ihren Spitzen aus. Die ganze Gestalt scheint zu beben vor innerer Erregung wie ein dröhnender Dampfkessel, neben dem man unwillkürlich die furchtbare in Eisen eingeschlossene Gewalt empfindet. Und somit hätte Raphael 1511 und 1514 zweimal dieselbe Scene also dargestellt?

Vergleichen wir den Paulus hier und dort. Der Paulus der Schule von Athen gehörte unter die frühesten, die Raphael gemalt hat. Er entspräche mehr dem Paulus der heiligen Cäcilia als dem der Teppiche. Mehr gravità als fierezza läge in ihm. Noch nicht voll im historischen Sinne hätte Raphael ihn auf der Schule von Athen darstellen wollen. Seine Absicht wäre noch nicht gewesen, uns fühlen zu lassen, wie Paulus, der praktische, energische Missionar, die heidnischen Philosophen mit einem ungeheuren Rucke aus den alten Bahnen heraus in die des Christenthums herumwirft, sondern mit einem gewissen legendenhaften Schimmer noch hätte er unter seinen heidnischen Collegen erscheinen sollen, um ihnen darzulegen, daß das Christenthum ja Nichts als die letzte Erfüllung aller Philosophie sei. Marsilio's Anschauung hätte sich mit der des neuen Jahrhunderts noch vertragen, Paulus selber in seinem Auftreten die Elemente der legendaren und der historischen Persönlichkeit noch vereinigt. Vielleicht daß Raphael schwankte, wie er ihn darstellen sollte. Auf dem Mailänder Carton sehen wir Paulus in zurückgeworfenem, fast lockig herabfallendem Haarwuchse, der bis in den Nacken reicht, während der Bart in gleicher Bewegung auf die Brust fällt. Auf dem Fresko dagegen entsprechen Haar und Bart mehr dem des Paulus neben der heil. Cäcilia. Wobei freilich zu erwägen bliebe, ob der Kopf, wie das Fresko heute ihn zeigt, überhaupt noch Raphael's eigne Malerei erkennen lasse. Man könnte denken, die Figur in der heutigen Gestalt sei so durchaus übermalt und verändert, daß die Redaction des mailänder Cartons als die einzig authentische aufzufassen sei [1]). Und nun vergleiche man mit ihr den Paulus, den Marc Anton in der Folge der Apostel gestochen hat, ob nicht, die Bewegung des rechten Armes ausgenommen, beide Gestalten identisch sind.

Wir wissen aus literarischen Quellen so gut wie Nichts über Raphael. Während wir aus einer Fülle intimer Mittheilungen Michelangelo's Seele fast in die einzelnen Fäden gleichsam aufzulösen vermöchten, verräth kein Blatt von Raphael's Hand, keine Mittheilung eines Freundes über ihn, wie er in entschei-

[1]) Der Kopf auf Volpato's Stiche ist ein geradezu erfundener, der weder dem des Fresko noch dem des Cartons entspricht.

denden Momenten dachte und fühlte. Passavant's berühmte Biographie trägt eine sentimental-religiöse Feinfühligkeit in ihn hinein, die nicht in seiner Natur lag. Einige wollen etwas wie einen Gelehrten aus ihm machen, wieder Andere einen zwischen Liederlichkeit und Extase schwankenden angehenden Heiligen, noch Andere einen ehrgeizigen Genußmenschen. Der Grund dieser widersprechenden Urtheile liegt zum Theil darin, daß nicht zwischen dem geschieden wurde, was Raphael unbewußt aus der eignen Zeit schöpfte und dem, was er aus seiner Natur seinen Werken verlieh. Mein nun dreißigjähriger Verkehr mit den Werken Raphael's hat mich nur dahin gebracht, eine gesunde, physisch kräftige, der Gemüthsstimmung nach glücklich begabte Natur in ihm zu sehen, der Absonderlichkeiten nicht anklebten, eine abgerundete Erscheinung, einen von den Männern, welche den Satz bestätigen, daß außerordentliche Naturen nicht die verdoppelten Kräfte der gewöhnlichen Durchschnittsmenschen besitzen, sondern daß sie nur das normale Maß innehalten, welches wir Uebrigen nicht zu erfüllen vermögen. Raphael's Existenz war einfach. Raphael hat keine Schicksale gehabt, die ihn jemals still zu stehen oder Umwege zu machen nöthigten, er hat alle Theile seiner Werke mit gleichmäßiger Sorgfalt behandelt und dabei so intensiv an ihnen fortgearbeitet, daß diese Arbeit (wie bei Goethe, um nur diesen zu nennen) gar nicht sichtbar wird.

Diese gesunde, wie Vasari und Giovio bezeugen, von herzgewinnender persönlicher Liebenswürdigkeit getragene Persönlichkeit dringt uns aus seinen Werken gleichsam entgegen und in ihr liegt der Reiz, den auch die Schule von Athen auf uns ausübt. Der scheinbar reale Inhalt des Gemäldes tritt dagegen in zweite Linie. Suchen wir diesen Reiz genauer noch zu ergründen.

Michelangelo hat in den beiden Gestalten von Tag und Nacht auf den medicäischen Gräbern zu Florenz zwei Statuen geschaffen, die, ohne weitere Erklärung, als großartige und schöne Werke verständlich genug sind. Aber es liegt zugleich wie ein unsichtbarer Schleier über ihnen. Man fragt sich, woher das Gefühl entstehe, daß dem so sei, man sucht, man findet, daß Michelangelo in den Zeiten an diesen Statuen arbeitete, in denen die florentinische Freiheit verloren wurde, und daß er in der Nacht das ewige Erstarren all dessen symbolisiren wollte, was er an hoffnungsreichen Gedanken in seiner Vaterstadt verkörpert sah. Jetzt erst begreifen wir ganz, warum dieses Werk einen so seltsamen Einfluß auf uns ausübt.

Dante im Eingange seines Gedichtes beschreibt die Felseneinöde, in der er den Weg verloren hat, und aus der er dann in die Unterwelt hinabsteigt. Seine Schilderung ist im höchsten Grade real. Man hat sogar die Gegend ausfindig gemacht, die hier geschildert worden ist. Aber dies genügt nicht, die drückende, trübe Atmosphäre zu erklären, die über der Landschaft zu liegen scheint. Nun sagt Dante selbst, was er symbolisch mit ihr gemeint hatte. Der Wald bedeute die Laster der Welt, im engeren Sinne, Florenz, aus dem Dante verbannt worden war, im noch engeren die ihm feindliche Partei. Auf mehr als eine Weise könne das Gedicht ausgelegt werden, sagt er. Dante's eigene Worte bestätigen hier, daß unser Gefühl, es sei etwas Besonderes mit dieser Landschaft, richtig war,

und daß Gedanken verschiedener Art sich mischen, um diesen Effect hervorzubringen.

Auch über der Schule von Athen liegt eine eigene Atmosphäre. Aber keine diesmal, die die Gedanken des Betrachtenden gleichsam überschattete, wie dort. Ganz anders ist das Gefühl, das uns zu Theil wird. Das Festliche, Freudige, Prachtvolle empfinden wir, das wie morgendliche Frühlingsluft aus diesen Tempelhallen uns anweht, den Athemzug des römischen Daseins jener Tage, denen wohlbekannt, welche die Geschichte der Stadt im Umschwunge des 15. und 16. Jahrhunderts kennen. Den hat Raphael in sich aufgenommen und wie Sonnenschein über sein Werk ausgegossen[1]).

Wir von heute, die wir von Tag zu Tag so genau wissen und so scharf kritisiren, was wir thun und denken, vermögen uns kaum vorzustellen, wie einfach und ruhig die Dinge sich im Zeitalter der Reformation entwickelten. Wir heute unterscheiden mit einer gewissen Sicherheit zwischen Philosophie und Religion, zwischen historischer und praktischer Anschauung der Ereignisse: darin liegt das Charakteristische des beginnenden Zeitalters der Reformation, daß diese Scheidung fehlte. Sein Kennzeichen ist das Verschwimmen alles dessen, was die Gedanken des Tages beherbergte, zu einem allgemeinen unbestimmten Element, das in immer anderer Form hervortritt und doch immer dasselbe ist. Raphael, in seinem Bestreben, den Paulus der Apostelgeschichte zu gestalten, hatte kein theologisches Interesse. Er folgte einem unbestimmten Drange, über den Auskunft zu geben, ihm vielleicht ebenso unmöglich gewesen wäre, wie Anderen um ihn her, in denen der gleiche Drang in anderer Richtung lebendig war.

Durch die Menschheit geht zu allen Zeiten als höchster Traum der Zukunft, eine Ahnung des Friedens, der Stille, der Erfüllung alles Ringens, des Verständnisses aller Völker unter einander in Betrachtung und Erkenntniß der Dinge.

Die christliche Theologie nennt es das Reich Gottes auf Erden; weniger mystisch schon klingt: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Die, denen auch diese Fassung nicht gefiele, könnten sagen: Auflösung alles politischen Ehrgeizes und Verwendung aller geistigen Kraft auf das Studium der Menschenseele und der natürlichen Erscheinungen, in deren Mitte sie gestellt ist.

Die Geschichte zeigt Zeiten, in denen daran verzweifelt wird, dieses Ziel jemals erreicht zu sehen, dann aber auch wieder Epochen, in denen man ihm so nahe scheint, als ließe es sich mit den Händen greifen. In den 70 und 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde in Europa ein solcher Traum geträumt, aus dem die französische Revolution uns kaum zu erwecken vermochte; und in den beiden ersten Jahrzehnten des Zeitalters der Reformation mit derselben Zuversicht einer Zukunft entgegengesehen, die alle idealen Wünsche befriedigte. Nirgends glaubte man so sicher daran als in Rom.

Mythologie, Geschichte und christliches Alterthum woben sich in Rom zu einem verführerischen Gemälde ineinander, das Vergangenheit und Zukunft in sich verband. Gebunden gleichsam an die Stätte Roms, das als die älteste Stadt der

[1]) Vgl. L. R. I, S. 233.

Welt und als die heilige Mitte der Erde dastand, dessen Ruinen sich immer wieder in Paläste verwandelten, dessen Geschichte die Geschichte der Welt war, nahm es zu verschiedenen Zeiten ähnliche Gestalt an. Männer hatte es immer in Rom gegeben, die durch den Untergang der alten Macht und Herrlichkeit (Republik und Kaiserthum flossen da in Eins zusammen) von Schmerz erfüllt, zugleich aber auch wieder durch die Gewißheit von der Unvergänglichkeit dessen, was sie unaufhörlich zusammenbrechen und sich wieder erheben sahen, getröstet, im Anblicke der ewigen Stadt wehmüthiger Begeisterung sich hingaben. Von dem Jahrhundert Cassiodors an, der, als Minister des großen Gothen Theodorich, für die praktische Wiederherstellung Roms sich abmühte, indem sein Gefühl, als begieße er doch nur die Ränder eines ungeheuren verschmachtenden Feldes, aus seinen Schriften so deutlich herausklingt, sehen wir von Jahrhundert zu Jahrhundert den Geist derer, die die Schicksale Roms zu verstehen im Stande waren, durch das gleiche Gefühl bewegt.

Während es aber über Tausend Jahre hindurch nur einsame Gestalten gewesen waren, in denen Rom solche Gedanken erweckt hatte, begann in dem Jahrhundert, in welchem Raphael auf die Welt kam, die begeisterte Anschauung der römischen Vergangenheit breiter zu fließen. Die Päpste sind bereits genannt worden, deren höchster Ehrgeiz es war, die alte Pracht der Stadt neu erstehen zu lassen. Was im Jahrhundert vor der Reformation mehr im Willen gelegen hatte, begann nun in der That sich zu zeigen. Die Peterskirche, für deren Umbau bisher nur Pläne gemacht worden waren, wurde nun wirklich zu Boden gerissen, um einem neuen Tempel Platz zu machen, dessen Schönheit und Größe die Werke der ganzen Welt übertreffen sollte. Eine Stimmung, an welcher theologische und philologische Wissenschaft, bildende und dichtende Kunst gleichen Theil hatten, fing an in Rom mächtig zu werden, deren Wellen zu der Zeit, wo Raphael dahin gelangte, am Höchsten gingen. Es sind das für das geistige Leben der Völker immer die glänzendsten, fruchtbarsten Momente, wo eine bis dahin von einsam arbeitenden, einzelnen Männern verbreitete Kunst und Gelehrsamkeit plötzlich in die Adern des gesammten gebildeten Publicums einstrebt. Es entsteht ein fruchtbarer, glänzender Zustand, wo Alles einander fördert, wo jede geistige Regung ihr Verständniß, jeder Keim seine Blüthe erlebt, jede Frucht vollgenießenden Lippen begegnet. So war die Stimmung Roms, in welche Raphael eintrat.

Eine Anschauung der Vergangenheit hatte jetzt die Gemüther ergriffen, deren Großartigkeit uns heute noch begeistert. Man glaubte an eine Epoche völlig harmonischen Lebensgenusses, die einmal gewesen sei und die jetzt neu hereinbreche. Nichts sollte da fehlen. Einen unbeschreiblichen Genuß am Dasein sehen wir die Menschen damals durchströmen. Raphael war kein Gelehrter — seine Briefe zeigen, wie gering das bei ihm war, was wir heute gelehrte Bildung nennen —, aber er athmete die Luft seiner Zeit und wohin er hörte oder horchte, schlugen die Laute und Gedanken des Alterthums an sein Ohr. So mächtig war endlich in ihm dies Element, daß die ideale Reconstruction des antiken Roms aus den vorhandenen Trümmern und Nachrichten der Autoren seine letzte Arbeit wurde, an der er sich den Tod holte. Es war, als sprühten die Denkmale der alten glorreichen

Zeit ein geheimes, belebendes Feuer aus, das treibend auf die Gedanken des neuesten Tages wirkte. Zwar predigten die nicht zu bewältigenden Ruinen der Stadt, welche überall in Höhe und Breite alles Vorhandene überragten, wie tief man gesunken sei; aber sie zeigten zugleich, wieviel diejenigen, in denen man auf das Unbefangenste seine Vorfahren erblickte, Römer, wie man selber Römer war, an dieser Stelle einst vermocht hatten. Rom war das alte, ewige Rom für seine Bewohner, zu denen sich nun auch Raphael rechnete. Trauer, Stolz und Selbstvertrauen auf das, was man selber vermöchte, mischten sich. Die Ahnung dessen, was Jedermann damals im Herzen trug, mußte auch ihn erfüllen: die Hoffnung auf ein allgemeines großes Concil, eine Versammlung Mann gegen Mann, welches die Verhältnisse der Menschheit ordnen und der Christenheit den ersehnten Frieden geben sollte. Es ist wunderbar, wie dieser Gedanke damals überall im Hintergrunde dämmerte. Die Furcht der Päpste vor den Concilen zeigt am Besten, welche Macht man ihnen beilegte. Man erwartete die Heilung aller Schäden nicht mehr von der Gelehrsamkeit, sondern vom Zusammentreffen der Geister. An die feste Gestalt dieser Vereinigung und an specielle Aufgaben dachte man so wenig damals als in den vierziger Jahren bei uns etwa, wenn von einem zukünftigen Deutschen Parlamente gesprochen wurde. Nur erst Zusammensein und der Rest fände sich. „Unser Jahrhundert! Unsere Wissenschaft! Ein Entzücken, jetzt zu leben!" schreibt Hutten an Pirckheimer im November 1518 als er mit gelehrten Italienern und Deutschen in Augsburg saß. Vigent studia, florent ingenia! Man hoffte das Herrlichste von der Zukunft und freute sich der Gegenwart.

Betrachten wir Schule von Athen, Parnaß und Disputa als Werke des jugendlichen Raphael's in diesem Sinne, so enthüllen sie auf das Schönste, was das Rom damals erfüllte, in das er eintrat. Es wird immer wahrscheinlicher, daß die mächtigen architektonischen Constructionen, welche die rechte Seite der Disputa im Vordergrunde erfüllen, symbolisch den beginnenden Bau der Peterskirche bedeuten, während der Gedanke, der Tempel der Schule von Athen entspreche dem damals von Bramante neuprojectirten Bau in seiner Vollendung, längst angenommen ist. Hier sehen wir, in wie freier Phantasie Raphael's Geist sich erging. Die neue Peterskirche, als Symbol alles dessen, was damals erwartet wurde, beherbergt eine Versammlung, die über die höchsten Interessen der Menschheit verhandelt: ein Concil im christlichen Sinne, und zugleich eine Versammlung von Philosophen im Sinne Plato's. Nichts natürlicher, als daß Raphael der Gedanke kam, die Architektur der Peterskirche zu verwerthen und daß ihm endlich dann als glänzender Gedanke aufging, Athen und Rom gleichsam vereinigt darzustellen, indem er Paulus als den symbolischen Vertreter der neuen Kirche, auf die man hoffte, in die Versammlung der griechischen Philosophen eintreten ließe, während er die Sehnsucht der Welt nach dem reinen Evangelium darin darstellte, daß er, im Vordergrunde unten links, die Thätigkeit der Evangelisten als der Lehrer des Volkes charakterisirte, wie man sie damals, wiederum in ganz neuer Anschauung, aufzufassen begann.

Ich möchte um Alles nicht, als traute man mir zu, Raphael etwa als den Programmmaler der Reformation hier aufstellen zu wollen. Schon bei Michel-

angelo hat mir ein Mißverständniß dieser Art die in Italien verbreitete Meinung eingetragen, als hätte ich ihn für einen heimlichen Lutheraner erklären wollen. Raphael würde Luther gar nicht verstanden haben. Raphael, auch wenn er fast Nichts als Gegenstände der heiligen Geschichte gemalt hat, war so wenig Theologe wo er dergleichen behandelte, als er bei der Arbeit an der Schule von Athen historischer Philosoph und kirchlicher Parteimann war. Aber der müßte blind sein, der leugnen wollte, daß der tief religiöse und sittliche Gehalt seiner Darstellungen nicht aus voller Empfindung dessen geflossen sei, was seine Zeit bewegte.

Fassen wir die Schule von Athen so, wie ich sie zu erklären suche, so bleibt Vasari's Deutung bestehen und die anderslautende Unterschrift auf Ghisi's Stiche vereinigt sich mit ihr. Im Jahre 1507, als Raphael die ersten Entwürfe für die Camera della Segnatura machte, war Plato's und Aristoteles' Autorität, wenn auch angegriffen, doch noch unerschüttert. Damals kam Luther als Augustinermönch über die Alpen und staunte Rom an. Nun aber beginnt die Bewegung in Deutschland und in Rom selber, wo mit völliger Unbefangenheit die Dinge verhandelt wurden und die Meinungen ihre heftigsten Vertreter fanden. Die Zeit, in welcher Raphael die Camera della Segnatura vollendete, war die des Umschwungs. Bei Gelegenheit des Reuchlin'schen Processes, unter Leo X., standen sich in Rom die liberale und die strenge Partei entgegen und bekämpften sich, damals aber hoffte man zu vermitteln und Luther bot dem Papste ehrfurchtsvolle Unterwerfung und sogar Stillschweigen an. Eine so große Fülle von Dokumenten für die damaligen Zustände besitzen wir, daß sich genau erkennen läßt, wie die Dinge standen. Wir sehen wie im Vatican die „alten Aristoteliker" ihre fanatischen Vorsprecher hatten, während auf der anderen Seite diejenigen standen, auf deren Fahnen „das Evangelium und Paulus" geschrieben war[1]). Eine Generation später erst gelangte in Rom die „strenge Partei" zur Herrschaft. Um die Mitte des Jahrhunderts erst.

In diesen Zeiten war es, daß Ghisi's Stich in Rom herauskam und sicher ist, daß, wenn er die Schule von Athen jetzt als die Predigt des Paulus erklärte, sein Publicum in ihr nicht mehr das erblicken konnte, was Raphael einst darin gesehen. 1565 zogen Francesco dei Medici und Giovanna d'Austria als Neuvermählte in Florenz ein. Die ganze Stadt war geschmückt und unter Anderem am Canto della paglia „zur Erinnerung an einen der edelsten Siege der christlichen Religion" Paulus in Athen dargestellt[2]). Die übrigen Apostel waren gleichfalls vorhanden und die heidnischen Philosophen zerreißen ihre Bücher, die gewöhnliche Art, darzustellen, daß ein geistiger Gegner mit seiner Weisheit zu Ende sei. Die Gesinnung, die wir hier sich aussprechen sehen, war so verschieden von der, welche Raphael und das Rom Giulio's II. hegte, als die Werke Raphael's selber von denen verschieden sind, die im Dienste der neuen kirchlichen Anschauungen die römischen Kirchen und Paläste nun zu erfüllen beginnen. Auch Raphael läßt Paulus den Athenern scharf entgegentreten, aber um sie, auf

[1]) Crotus Rubianus an Hutten, aus Rom, Böcking I, 277.
[2]) L. R. I, 221.

der Schule von Athen, als Philosoph unter Philosophen, auf der Darstellung des Teppichs sie durch begeisterte Ueberredung zu sich herüberzuziehen, während die „geistliche Partei“ der fünfziger Jahre nur bedingungslose Unterwerfung unter die Geistlichkeit oder Vernichtung kannte. Die Mittel, welche jetzt angewandt wurden, um den „wahren Glauben“ sowol zu verbreiten als aufrecht zu erhalten, sind so furchtbar, daß sie uns, wenn man davon liest, noch nach Jahrhunderten Grauen einflößen. Auch der größte Maler hätte jetzt keine Schule von Athen mehr im Vatican zu malen vermocht, wie die Raphaels.

So spiegeln sich die Jahrhunderte in den Werken der Künstler. Nichts natürlicher, als daß bei uns die ersten Versuche, Paulus in Raphaels Schule von Athen wieder einzuführen, Widerstand erregten. Nichts natürlicher aber auch, als daß der Anschein, als handle es sich hier um ein Hineindemonstriren unberechtigter kirchlicher Anschauungen, der Erkenntniß wieder Platz mache, daß Vasari's und Ghisi's Deutungen des Gemäldes die Reste einer richtigen Erklärung sind, die richtig zu verstehen ihnen selber schon nicht mehr gegeben war.

Das belgische Experiment.

Von

Karl Hillebrand.

II.

Nichts ist schwieriger, als das Leben selbst anders als anschaulich zu fassen, weshalb denn auch Geschichts- wie Naturforscher sich meist bei dem Studium der Lebensformen begnügen müssen. Schon im Materiellen fühlt man sofort die Unzulänglichkeit unserer Organe, wie die Unklarheit der Symptome, nach denen wir urtheilen sollen. Die höchste aller Tugenden des Einzelnen, die Gerechtigkeit, ist auch der ideale wie der materielle Zweck des Staates. Nun wissen wir wol, daß das freiregierte Belgien in vieler Beziehung auch ein gutregiertes Land ist, daß die belgische Justiz intelligent, unbescholten, rasch und wohlfeil ist, daß Eigenthum und Personen einer großen Sicherheit genießen, daß die Verbrechen verhältnißmäßig abgenommen haben, selten ungestraft bleiben und das Penitentiarsystem musterhaft zu nennen ist; wir wissen, daß die Gemeinde- und die Staatsfinanzen in geordnetem, ja theilweise blühendem Zustande sind, und daß die eigentliche Verwaltung es weder an Eifer noch an Einsicht fehlen läßt, die Verkehrswege zu Lande und zu Wasser stets vermehrt und wohl unterhalten sind; wir wissen, wie viel Schulen, Gymnasien und Universitäten bestehen und wie viel Schüler sie zählen. Fragen wir aber, ob das geistige Niveau durch diesen Unterricht gestiegen ist, ob in jenem gewaltigen Aufschwung des öffentlichen Wohlstandes, der uns zuletzt beschäftigt hat, auch die Gerechtigkeit gewahrt worden, d. h. wie sich die Vertheilung all' dieses Reichthums zu seiner Masse verhält; fragen wir, wie die Staatslasten auf die verschiedenen Classen der Bevölkerung vertheilt sind, ob das öffentliche Leben dieser Bevölkerung überall gleich günstige Bedingungen der körperlichen und geistigen Entwickelung sichert, in andern Worten, ob die Freiheit nur gewissen Classen oder gewissen Gegenden zu Gute kömmt, — so fühlen wir uns schon an der Schwelle aufgehalten.

Wohl erfahren wir, daß das Grundeigenthum sich mehr und mehr zersplittert hat — die Parcellen stiegen, laut der letzten Katasteraufnahme, um ein Neuntel in dreißig Jahren — aber wir wissen auch, daß die Besitzungen der geistlichen Körperschaften beträchtlich angewachsen sind und ganze Landstrecken jener natürlichen Auftheilung entziehen; denn das Gesetz, welches die Klöster nicht als juristische Personen anerkennt, ist längst durch Umgehung thatsächlich

beseitigt. Wohl hören wir, daß die Löhne um die Hälfte gestiegen sind, aber auch, daß die Preise der Lebensmittel mit dieser Steigerung Schritt gehalten, wie mit dem Mehrertrag des Bodens natürlich auch die Pachtzinse gestiegen sind: in welcher Weise sich aber das numerische Verhältniß von Kleingrundbesitzern, Pächtern und Tagelöhnern gestaltet, wissen wir nur sehr unvollständig. Man sagt uns, das Leben des gemeinen Mannes sei im großen Ganzen in Belgien wie anderwärts ein gesünderes, genußreicheres geworden; aber wir vernehmen doch zugleich, daß die Bettelei, die in der Restaurationsepoche im Abnehmen war, seit der Unabhängigkeit wieder beträchtlich zugenommen hat und daß, wenigstens in den flandrischen Provinzen, 17 Einwohner von 100 öffentliche Unterstützung erhalten, in manchen Städten sogar 36 %! Die Bevölkerung ist stets im Wachsen, sie ist heute die dichteste in Europa, mehr als doppelt so dicht wie in Deutschland (185 Einwohner auf den Quadratkilometer, wo bei uns nur 82 darauf gehen), und was könnte mehr für die Blüthe und die Civilisation eines Landes sprechen? Wenn wir aber erfahren, daß die Zunahme in Westflandern nur etwa 6 % beträgt, während sie in der Provinz Namur sich auf 44 % steigert, so werden wir schon irre; denn dieser unverhältnißmäßige Fortschritt der wallonischen Provinzen ist keineswegs das Ergebniß einer größeren Fruchtbarkeit, sondern das einer geringeren Sterblichkeit: kommt doch in Namur nur ein Todesfall auf 54,4, während in Westflandern, wo namentlich die Sterblichkeit unter den Kindern sehr groß ist, ein Todesfall auf 39,6 kommt. Und die Ueberlebenden dieser germanischen Race sind nicht etwa wie in England eine physische, moralische und geistige Elite, das Ergebniß natürlicher Selection; recht im Gegentheil: bei der Rekruteneinstellung wurden in der Provinz Antwerpen 313 Mann auf 1000 für untauglich erklärt, in der Provinz Namur nur 128. Man zählt einen Fall des Wahnsinnes auf 709 Einwohner in Westflandern, auf 1335 in Namur — und diese Proportionen gehen durch in allen andern Krankheiten, in der Körpergröße, und leider auch in der Volksbildung und der Sittlichkeit: im Jahre 1866 zählte man in Ostflandern noch 34 Illiteraten auf 100, während eine der wallonischen Provinzen nur 5 auf 100 zählte; und das Verhältniß der Angeklagten und Gefangenen in beiden Hälften ist dasselbe, d. h. wie 3 zu 1. Nun ist aber ein solcher Unterschied keineswegs durch das Klima, die Bodenverhältnisse und noch weniger durch die Race bedingt. Wer erinnert sich nicht, daß Flandern, vor der großen Reaction des 16. Jahrhunderts, das volkreichste, aufgeklärteste, vorgeschrittenste, wohlhabendste Land Europas war? Die heutige Inferiorität dieser Provinzen gegenüber den wallonischen hat, nächst der furchtbaren Theuerung von 1846—1848, welche Tausende hinwegraffte, Tausende erschöpfte und dauernd schwächte, ihren Grund in dem geringeren Wohlstand der flämischen Arbeiter, den schlechteren Löhnen, den schädlicheren Gewerben, vor Allem aber in historischen und moralischen Ursachen, die noch fortdauern, Fesseln, die noch heute die physische und wirthschaftliche, wie die geistige Entwickelung hemmen, Fesseln, die seit 1830 keineswegs gelockert worden sind.

Und wie mit den verschiedenen Provinzen so mit den verschiedenen Classen der Bevölkerung. Was hilft dem, der nicht lesen und schreiben kann, eine freie Presse? Was freie Wahlen, wenn er kein Wahlrecht hat? — und kaum 125,000

Bürger besitzen es. Und wenn sie dieses Wahlrecht besäßen, was würde die ausgeschlossene Million erwachsener Männer damit anfangen können? Fälscht der Beichtstuhl nicht das ganze Repräsentativsystem, wie ein berühmter belgischer Schriftsteller es auf's Ueberzeugendste dargethan? Und vertritt eine Kammer, aus der zugleich soviele Kategorien Höchstgebildeter ausgeschlossen sind, eine andre, in die nur Millionäre gelangen können, die ganze Nation? Kann die Gesetzgebung von hohem technischem Werthe sein, wenn, wie's seit 1858 der Fall ist, kein Richter, noch Verwaltungsbeamter daran theilnehmen darf? Und, auf andre Gebiete zu kommen, es ist ja alles recht gut und schön uns zu sagen, daß Belgien nur 40 Millionen jährlich für seine Armee ausgibt, ein Siebentel seiner Gesammtausgabe, statt eines Fünftels wie Deutschland, oder gar eines Viertels wie Frankreich — nicht 8 Franken per Kopf —, daß nur ein Mann auf 454, statt einer auf 100 dient, wie bei uns; wenn wir aber erfahren, daß dieser Dienst so viel länger dauert als bei uns, daß sich ihm jährlich Tausend durch die Flucht in's nahe Frankreich entziehen, daß er ausschließlich auf den Armen lastet, die Mittelclasse ganz frei ausgeht, so fragt man sich eben doch, ob hier nicht ein Mißbrauch des herrschenden Standes — d. h. eben der Mittelclassen, welche allein im Parlamente vertreten sind, vorliegt. Dagegen freilich ist zu sagen, daß was die Abgaben anlangt, die belgische Regierung in lobenswürdigster und consequentester Weise gesucht hat, die Armen mehr und mehr zu entlasten und daß, im Gegensatz zu dem parlamentarischen Musterstaat Italien, die regierende Classe auch die zahlende ist — und zwar sowol was die Staatsabgaben, als was die Provinz- und Gemeindesteuern angeht. Die Verzehrssteuern, welche hauptsächlich auf den Besitzlosen lasten, sind längst abgeschafft, oder doch auf das Getränke beschränkt, welches freilich in einem Maße besteuert wird — über 40 Millionen auf ein Budget von 280 Millionen —, daß der Arme, in einem biertrinkenden Lande wie Belgien, dabei schlimm genug wegkömmt. Immerhin zahlt der Belgier im Durchschnitt, wenn auch ein Viertel mehr als der Deutsche, doch immerhin nur halb so viel als der Engländer und gar nur zwei Fünftel von dem, was der Franzose an directen und indirecten Abgaben jährlich zahlen muß. Dazu kommt endlich, daß die öffentlichen Arbeiten, d. h. gemeinnützige Ausgaben, den breitesten Raum im belgischen Budget einnehmen. Ob, trotz der ausgezeichneten und zahlreichen Krankenhäuser und Asyle, die Armenordnung so ist, wie sie sein sollte, ob namentlich durch Beschränkung des Klosterunwesens — es gehen jetzt schon zwei Klöster auf je drei Gemeinden! — vielleicht auch durch Einführung einer Armentaxe, die Bettelei nicht wirksamer bekämpft werden könnte, ist eine offene Frage; denn man weiß, wie viele Nachtheile eine solche Taxe in England nach sich gezogen hat. Sicher dagegen ist, daß die allgemeine Wehrpflicht nicht nur ein Erforderniß der Gerechtigkeit, daß sie, wie die Dinge in Belgien liegen, auch eine Bedingung gedeihlicher Volksentwickelung ist, von der militärischen Zweckmäßigkeit ganz zu schweigen. Es würde ein ganz andrer Ton und Schwung in's belgische Heer kommen, wenn es nicht länger zu einem Drittel aus feilen Lanzknechten, zu zwei Dritteln aus dem geistigen Residuum der Nation, sondern aus Belgiern aller Stände zusammengesetzt wäre, den niedern als geistige Entwickelungsschule, den wohl-

habenden als sittliche Zucht im Dienste eines Allgemeinen, Höheren, diente, Allen das Gefühl der nationalen Gemeinsamkeit und der Superiorität des Vaterlandes über Partei- und Lokalinteressen mittheilte.

Ist nun die Statistik zu weit zurück um selbst über das materielle Wohlsein einer Nation und die Vertheilung dieses Wohlseins bestimmte Daten zu liefern, wie sollte sie die Frage nach dem geistigen und sittlichen Wohlergehen genügend zu beantworten im Stande sein? Wer wollte es wagen den intellectuellen Werth einer Nation zu messen und abzuschätzen? Es möchte noch bis zu einem gewissen Grade angehen im niedersten Bildungsgrad, aber wie wenig beweist der für den Gehalt des nationalen Geisteslebens! Wir könnten feststellen, daß in Belgien trotz der Zunahme der Schulen noch fast 25% der Rekruten — was 33% der Totalbevölkerung gleichkömmt — weder lesen noch schreiben können; allein was bewiese Das? Nationen, welche 90% solcher Ignoranten zählten, haben unendlich mehr für die Cultur gethan, als gewisse Länder, wo höchstens 1% von Illiteraten gefunden werden. Steigt man aber zum mittleren und höhern Unterricht auf, so wird der Maßstab schon viel schwieriger. Dem Schreiber dieses, der vor vierzehn Jahren die höheren Unterrichtsanstalten Belgiens bereiste, wollte es allerdings erscheinen, als ob die belgischen Gymnasien (Athénées und collèges) weniger leisteten als die französischen und deutschen, daß das Griechische darin, im Vergleich mit unseren Gymnasien, sehr vernachlässigt war, daß die Kenntnisse im Lateinischen, dem Französischen, der Geschichte hinter denen der französischen Lyceen zurückstanden. Vielleicht auch beweist der soviel stärkere Besuch der Realschulen als der der Gymnasien, und der so häufige frühe Austritt aus Letzteren, das Ueberwiegen eines kurzsichtigen Utilitarismus über tieferes humanes Bildungsbedürfniß. Es ist wahrscheinlich, daß die Zöglinge der geistlichen Schulen, welche fast so zahlreich sind als die der Staatsgymnasien, und besonders von den Wohlhabenderen und Vornehmeren begünstigt werden, in Belgien dieselbe mechanische und geisttödtende Dressur erhalten, die ihnen in Frankreich zu Theil wird, wo die ungeheuren positiven Erfolge dieser Anstalten in den Prüfungen unendlichen Schaden angerichtet haben. Steigen wir nun gar zu den Universitäten hinauf, so wird die Schätzung noch unthulicher. Soll ich etwa den Werth derselben an der Zahl der Studenten, der Doctordissertationen, dem Ausgabebudget nachweisen? Jedem Fernestehenden wird es den Eindruck machen, als ob die vier belgischen Universitäten nicht auf der Höhe von Leyden oder Zürich stehen, um Beispiele ähnlich situirter Staaten anzuführen. Mir persönlich wollte es scheinen, als ob die Routine des Brotstudiums und die Sorge für das Examen dem wissenschaftlichen Geist der belgischen Universitäten Eintrag gethan und daß die leidige Politik, namentlich auf den beiden freien Universitäten von Brüssel und Löwen, aber auch bis zu einem gewissen Punkte in Ghent und Lüttich, die gewünschte Objectivität und Unparteilichkeit nicht aufkommen ließen. Das lag freilich zum großen Theil an zwei höchst verderblichen Einrichtungen, deren eine wenigstens — die gemischten Prüfungsausschüsse — seitdem abgeschafft worden ist, während die andre — die sogenannte globale Inscription [1]) —

[1]) Mit letzterem barbarischen Worte, bei dem sich einem Franzosen die Haare sträuben würden, bezeichnet man in Belgien die Unsitte, die Studenten eine Summe in Bausch und Bogen für

leider noch immer in Wirksamkeit ist. Auch das Privatdocententhum, das sich bei uns so überlebt erwiesen hat unter dieser Einrichtung gelitten und ist mit recht aufgenommen. Der Unterricht ist noch immer, außer in den experimentellen Wissenschaften, zum größten Theil monologisch, die Selbstthätigkeit des Studenten wird zu wenig angeregt, kurz die Universitäten machen mehr den Eindruck höherer Fachschulen oder propagandistischer Nationalanstalten, als wissenschaftlicher Institute, trotz einiger auch im Ausland als Musteranstalten anerkannten Männer der Wissenschaft, welche an diesen Anstalten lehren.

Noch weit umfassender sind natürlich unsere Mittel, die schriftstellerischen Producte in wissenschaftlicher, literarischer und künstlerischer Beziehung abzuwägen. Sollen wir etwa die zwei dicken Bände der Actensammlung durchblättern, welche die Akademie am Feste ihres hundertjährigen Bestehens veröffentlicht hat und die, wie man sagt, gar treffliche Manuscripten enthalten? Sollen wir die Preisschriften studiren zu Rathe ziehen? Sollen wir fragen, worauf die Liebe in fremde Sprachen übersetzt sind oder worüber in der Literatur auf dem freien Markte oder hellenischen Büchermarkt abgeredet werden, um bestimmen zu können, ob unsere Poesie im geistigen Leben Europas dasjenige Gewicht einnimmt, die es im mittelalterlichen erlangen und behauptet hat? Oder soll das Urtheil über unsere wissenschaftliche Bildung entscheiden? Der Geschichtschreiber und der Naturforscher der Gegenwart und der Zukunft müssen sich fragen, welchen Platz sie in ihren Studien und bisherigen Arbeiten im Vergleiche mit schwierigeren und bedeutenderen Aufgaben gegeben haben. Der allgemeine Leser darf sich wohl auch auf sein Gefühl, an dem Gesammteindruck halten, so sehr solche Urtheile von einander abweichen mögen. Aber das Urtheil über die Bedeutung unserer Nation in der heutigen Weltlage kann nur genau bestimmt werden durch Vergleichung mit der Stellung, welche die deutsche Kunst des 15. und 17. Jahrhunderts, so wie die Literatur und das Leben der deutschen Kunst des 15. Jahrhunderts überhaupt auch Frankreich und Italien boten. Ihre Thaten und Leistungen werden in der Weltgeschichte immer einen hervorragenden Platz behalten, Belgien verhältnißmäßig einen weit größeren, denn irgend einer andern Nation. Gar in der Geschichte der Kunst des 15. Jahrhunderts in der Malerei hat Belgien im Verhältniß zu seiner Ausdehnung und politischen Bedeutung über allen andern Nationen. Seine Malerschulen werden im Ausland gesucht und geehrt wie zur Zeit Cimabue's seine Gewebestoffe, welche einen so hohen Rang unter den gesuchtesten Kunstwerken des Mittelalters einnahmen, als Italien die Farben und die Leinwand seiner Gemälde und seine Gewebe noch heute in die fernsten Länder [illegible]

[illegible]

bringen die Pflege der edlen Kunst in jedes Dorf des kleinen Vaterlandes: kurz wir haben es hier mit einer wahren, spontanen Volksblüthe zu thun. Kann man nun dasselbe von belgischer Literatur und Wissenschaft sagen, bei denen die allgemeine geistige Entwickelung eine soviel größere Rolle spielt als bei der Musik, derjenigen aller künstlerischen Thätigkeiten, welche mit einem Zurückbleiben des Verstandes und des Willens am Verträglichsten ist, weil sie eben doch hauptsächlich nur Ausdruck des Gemüthslebens ist?

Niemand wird leugnen wollen, daß die belgischen Oekonomisten einen hohen Rang in Europa einnehmen; aber die Nationalökonomie ist eben diejenige Wissenschaft, welche den am Meisten utilitarischen Charakter trägt, welche dem praktischen Leben und seinen Zwecken am Verwandtesten ist; und die belgischen Oekonomisten sind, mit einer ruhmvollen Ausnahme, durchgehend selbst in dieser Wissenschaft mehr Vulgarisatoren, als Pfadfinder. Die Geschichtsforschung steht auf einer hohen Stufe in Belgien; sie liebt es aber sich aufs Lokale, Vaterländische zu beschränken. Historische Werke, welche Gegenstände von weiterem Interesse behandeln, — und ich denke hier besonders an eines der jüngsten und ausgezeichnetsten Werke über römische Geschichte — sind eben auch weniger Geschichtsforschungen, als geschichtliche Darstellungen unter der Leuchte politischer Erfahrung; oder aber es sind encyklopädistische Geschichtsbetrachtungen, in denen die politische und religiöse Leidenschaft die rechte wissenschaftliche Ruhe nicht aufkommen läßt. Belgien zählt treffliche Juristen — darunter Einen von europäischem Rufe —; indeß auch sie sind etwas provinziell angehaucht oder doch bis zu einem gewissen Grade im politisch-nationalen Standpunkte befangen. In der Philosophie dagegen scheinen die Belgier sich ganz ans Ausland anzulehnen, in der classischen, romanischen und germanistischen Philologie, in der Linguistik und insbesondere den orientalischen Studien, stehen sie entschieden hinter Deutschland, Italien, Frankreich zurück; es ist mir nicht bekannt, daß Belgien Mathematiker von europäischem Rufe habe, und was die Naturwissenschaften anlangt, so will es mich bedünken, daß es auch in ihnen keine Namen ersten Ranges zu bieten hat; doch muß ich mich auf diesem Gebiete, noch mehr als auf andern, durchaus an das Urtheil Dritter halten. Im Ganzen hat man eben doch das Gefühl, daß die belgische Wissenschaft eine etwas provinzielle, utilitarische und nicht immer originale Physiognomie hat. Auch die kleine Schweiz, — mehrsprachig wie Belgien, von der europäischen Politik ausgeschlossen wie dieses, von ähnlicher Ausdehnung und viel geringerer Volkszahl, — hat in ihren wissenschaftlichen und literarischen Erzeugnissen etwas von dieser Physiognomie, aber doch weit weniger ausgesprochen. Hier ist schon eine viel größere Ursprünglichkeit: Arbeiten erster Hand, wenn auch nicht so häufig als in den geistigen Hinterländern, sind doch nicht selten. Wol verräth sich der praktische, nüchterne Sinn des Schweizers in seinen Schulen, mehr noch als der des Belgiers in seinen; aber die schweizerischen Universitäten haben schon dadurch jenen wissenschaftlicheren Charakter behalten, den ich oben für sie beanspruchte, daß sie der Politik und Religion nicht den maßlosen Einfluß erlauben, den die Belgier diesen beiden sinnverwirrenden Interessen gestatten. Endlich werden die gelehrten Werke, welche in Bern oder Genf veröffentlicht werden, in Berlin und Paris nicht als

Fremde oder Provinziale behandelt: ein Brüsseler Werk könnte ebensogut in Bordeaux oder Lille erscheinen: es zählt in Paris nicht mit. Wol ist die periodische Presse, wie wir sahen, sehr entwickelt; aber sie ist immer entweder international oder provinzial. Sie ist fast ausschließlich französisch geschrieben, aber ihr französisch — ich rede natürlich nicht von jenen beiden europäischen Organen — hat einen andern Accent als den Pariser, was man z. B. von der Genfer Presse nicht sagen kann, die sich an Stil und Bildung mit den besten Blättern von Paris messen kann. Auch die eigentlich literarische Presse Belgiens, die diesem Vorwurfe weniger ausgesetzt ist, als die politische, leidet an dem Parteigeist, welcher der Fluch Belgiens ist. Ich kenne nur eine belgische Zeitschrift, welche außerhalb der Parteien, d. h. auf objectivem, wissenschaftlichem Standpunkt steht, das Athenaeum, obschon auch sie natürlich von der katholischen Partei als Gegnerin behandelt wird: sachliche, unparteiische Wissenschaft, betrachtet ja der Katholicismus mit Recht als seinen gefährlichsten Feind. Eine flämische Zeitschrift höheren Charakters hat sich nicht halten können, obschon der Versuch einen bessern Erfolg verdient hätte. Das gemeinsame Geistesleben in Belgien spricht sich eben noch immer in französischer Sprache aus.

Belgien hat drei Literaturen, eine flämische, eine wallonische und eine französische. Die beiden letzteren unterscheiden sich freilich nur durch den Ton und Gegenstand, nicht durch die Sprache; denn wenn ich von einer wallonischen Literatur rede, so meine ich damit keine Dialektliteratur, sondern die Behandlung belgischer Verhältnisse in französischer Sprache, während ich unter französischer Literatur in Belgien diejenige Poesie und Prosa meine, welche ohne lokale Färbung ist. Diese nun existirt für Paris so wenig, als die Poesie und Prosa von Carpentras oder Quimper-Corentin, es müßte denn sein, daß der betreffende Poet und Prosaiker in Paris lebt, wie denn gar mancher belgische Publicist und Gelehrte in Paris heimisch ist, womit er eben aufhört ein Belgier zu sein. Was uns hier interessirt, ist die flämische und wallonische Literatur Belgiens; und ich nenne sie so, anstatt holländische und französische, wie's richtiger wäre, um jedem Mißverständnisse vorzubeugen. Ich will nun auch hier den wirklichen Werth wiederum ungemessen lassen; sondern nur nach dem Verhältniß zum Hinterlande fragen: Werke von Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller, von Töpfer und Olivier, sind in Deutschland und Frankreich so bekannt und gelesen, als es nur Werke von Cs. Freytag oder O. Feuillet sein können; obschon ihr Charakter ausgesprochen national-schweizerisch ist; sie sind es aber keineswegs nur ihres absoluten Werthes wegen: selbst wenn Gottfried Keller nicht der große Prosadichter wäre, der er ist, so würde er doch, vermöge seiner deutschen Bildung, vermöge der Identität reichsdeutscher und schweiz-deutscher Bildung, seinen Platz auf dem deutschen Büchermarkt haben. Nun ist es ja möglich, daß Conscience und Ledeganck im Haag und Amsterdam so viel gelesen werden als in Antwerpen und Ghent; aber sicher ist, daß weder Delmotte noch Pergameni, die Zierden der wallonischen Literatur Belgiens, in Paris auch nur dem Namen nach bekannt sind. Und wie wäre dies, bei dem hohen Verdienste dieser Schriftsteller anders zu erklären, als daß Belgien — das eigentliche Belgien — nicht am geistigen Leben seiner Hinterlande so innigen Theil nimmt, als die Schweiz

an dem ihrer Hinterlande? Daß es jenen witzigen, oder draſtiſchen, oder ſinnigen Darſtellungen des belgiſchen Lebens an der gemeinſamen Baſis mit dem franzöſiſchen Leben fehlt? Ja, ich möchte weiter gehen, wenn ich nicht fürchtete mißverſtanden zu werden, und fragen, ob Belgien überhaupt derſelben Durchbildung theilhaftig iſt, deren ganz Nord- und Mitteleuropa genießt? Ob nicht ein großer Theil ſeiner Bildung etwas mechaniſch und äußerlich, oder doch allzu fachlich iſt? Und, wenn dem ſo iſt, womit dieſes Zurückbleiben der tieferen Bildung — denn von einer Stagnation des geiſtigen Lebens kann ſicherlich nicht die Rede ſein — zuſammenhängt? Ich möchte fragen, was Belgien verhindert hat wie z. B. Schweden und Dänemark im Schoße der europäiſchen Cultur eine eigenthümliche nationale Cultur, herauszubilden, — denn eine Nation wie der Einzelne braucht ja durchaus nicht gerade beſtimmte, greif- und ſichtbare Leiſtungen zu produciren, um ein Ideal zu entwickeln: auch ſie kann ihr Ideal einfach darleben in Thaten, Anſchauungen, und einer Formenwelt, die ſie ſich ſchafft. Dieſe nationale Culturindividualität nun geht, ſo ſcheint mir, den Belgiern einigermaßen ab — man müßte denn in der etwas ſpießbürgerlichen Selbſtzufriedenheit oder dem ſummend-geſchäftigen Wichtigthun gewiſſer belgiſchen Typen die Züge einer beſonderen Nationalphyſiognomie erkennen wollen — und mich dünkt, die zwei Urſachen liegen ſo ziemlich am Tage; auch iſt die Nation bereits damit beſchäftigt, beide zu entfernen, wenn es ſchon die Aufgabe eines andern halben Jahrhunderts ſein mag, ſie ganz zu beſeitigen. Ich ſpreche von den beiden Feſſeln der Fremdſprache und des geiſtlichen Unterrichts, welche die größere Hälfte des Landes lähmen, ihm die höhere, die geiſtige und ſittliche, Freiheit rauben. Dieſen beiden Uebelſtänden und den dagegen vorgeſchlagnen Heilmitteln erlaube man mir noch eine kurze Beſprechung zu widmen.

Zwei Volksſtämme, ripuariſche Franken rein germaniſcher Race und latiniſirte Gallier mit leichter germaniſcher Miſchung, bewohnen das kleine Land und ſind im Laufe der Jahrhunderte zu einer Nation er- und verwachſen, welche zwar ſtets das Anhängſel eines anderen Staates gebildet, aber doch immer als ein ungetrenntes Ganzes zuſammen und in einander gelebt, ſich unter Burgundern wie Spaniern, Oeſterreichern wie Franzoſen ſtets als „Belgien“ gefühlt hat. Nichtsdeſtoweniger hat ſich zwiſchen den, noch immer zahlreicheren, Flämingen und den Wallonen eine „Verſchiedenheit der Sitten, Beſtrebungen, Denk- und Handelsweiſe, ja des ganzen Charakters“ (L. Vanderkindere) erhalten, welche ſich nur mit dem der deutſchen und franzöſiſchen Schweizer vergleichen läßt. „Ein ſolcher Dualismus, bemerkt derſelbe belgiſche Schriftſteller treffend, kann eine Schwäche oder eine Stärke ſein: eine Schwäche, wenn einer der Theile dem andern aufgeopfert wird; eine Stärke, wenn man jede ſich voll und in Freiheit entwickeln läßt.“ Dies aber iſt bis jetzt nicht der Fall geweſen. Seit dem erſten Verſuch ſich der Reformation anzuſchließen, ſind die flämiſchen Provinzen gewaltſam in ihrer Entwickelung zurückgehalten worden: eine natürliche Selection, im Sinne der Verſchlechterung der Race, trat durch die Maſſenauswanderung der beſten Kräfte ein, als die Reform unterdrückt wurde, und die Zurückgebliebenen wurden ſyſtematiſch dritthalb Jahrhundert durch auf der möglichſt niedern

Bildungsstufe erhalten, während ihnen zugleich der Gebrauch einer fremden Sprache immer mehr aufgedrängt wurde. Und wie die Reformation des 16. Jahrhunderts, so hinterließ, was für das benachbarte Frankreich in gewissem Sinne eine zweite rettende Reformation war, die Aufklärung des 18. Jahrhunderts, keine Spuren in Flandern, wenn sie überhaupt hindrang. Möglich daß noch andere verborgene Ursachen mitgewirkt haben, Thatsache ist, daß Flandern seit der großen Reaction des 16. Jahrhunderts heruntergekommen ist, wenn auch die Fläminger selbst etwas übertreiben, wenn sie, wie Vuylsteke, behaupten, in ihren Provinzen sei überall nur „Pauperismus, Unwissenheit, geistige und sittliche Ohnmacht, körperliches Herunterkommen, materieller Verfall, alles in einer peinlichen Formel zusammenzufassen, das Heruntergehen einer Race" zu schauen, während bei den Wallonen nur gesundes und rasches Wachsthum zu erblicken sei. Die geistige Vereinsamung des Flämingen, der von seinen holländischen Sprachgenossen politisch, von dem eignen Mittelstande durch die Sprache abgeschlossen ist, die vollständige Verwahrlosung des Volksunterrichts, der verderbliche Einfluß des katholischen Autoritätsglaubens müssen wol zu diesem geschichtlichen Ergebnisse beigetragen haben, wie es denn namentlich nicht schwierig sein dürfte an der Hand der Geschichte nachzuweisen, daß jener Einfluß viel verderblicher auf die germanischen Racen als auf die romanischen wirkt, sei's nun, weil jene den Glauben ernster und buchstäblicher nehmen als die Romanen, die ihn doch immer nur mit dem stillschweigend zugestandnen beneficium inventarii annehmen, sei's weil das trägere germanische Temperament nicht dagegen reagirt, ihn nicht durch Reaction neutralisirt[1]). Was aber die Fremdsprache und die daraus folgende Trennung des Volkslebens anlangt, so kann ihre schädliche Wirkung nicht hoch genug angeschlagen werden. Die Gebildeten der flämischen Provinzen sprechen fast nur französisch. Das ist freilich eine alte Thatsache. Schon Jahrhunderte vor dem Beginne des Verfalls, der ja erst nach der gewaltsamen Unterdrückung der Reformation im 16. Jahrhundert eintrat, liebte der flämische Adel französisch zu reden, liebte der flämische Bürgerstand ihm nachzuäffen, trotz des politischen Gegensatzes zu Frankreich, aber es muß doch mehr auf der Oberfläche gewesen sein, als man heute gern annimmt; würde sonst z. B. Marnix de Saint-Aldegonde, der selbst vorzugsweise französisch sprach, seine Flugschriften und Satiren, die doch auf den lesenden Mittelstand, nicht auf das illiterate niedere Volk berechnet waren, flämisch geschrieben haben? Würde man bis zur französischen Annexion (1794) bei den Verwaltungsbehörden sich des Flämischen bedient haben? Würde der vorgeschobenste Posten des Flämischen, würde Brüssel noch 1814 um den Gebrauch des Flämischen als Amtssprache petitionirt haben, wenn der Bürgerstand sich dieser Sprache ganz entwöhnt gehabt hätte? Sicher ist, daß schon vor der Annexion Belgiens an die französische Republik die höheren Stände meist französisch redeten, mindestens in Allem, was geistige, ja auch nur allgemeine Interessen waren, sich des Französischen bedienten. Die fünfzehn Jahre holländischer Herrschaft genügten um so weniger, die fremde Sprache zu

[1]) Ich spreche hier natürlich nur vom modernen Katholicismus, wie er sich seit dem tridentinischen Concil ausgebildet; nicht von dem des 14. und 15. Jahrhunderts.

verbannen, als liberale und clericale Meinung sich feindlich gegen Holland stellte. Seitdem aber ist das Französische, trotz der von der Constitution von 1830 gewährleisteten Sprachenfreiheit, die einzige Sprache der höheren Schulen und Universitäten, der Verwaltung, der Justiz, des Parlamentes, des Heeres, des Großhandels gewesen.

Selbst wo der Gebildete in der Familie und mit dem Volke noch die Muttersprache redet, ist eine solche Trennung der Geistesthätigkeiten immer von verderblicher Wirkung, wie es sich ja augenfällig im Elsaß seit der Französirung, d. h. etwa seit 1789, zeigte. Ein Mensch, der eine Sprache für den Ausdruck des Gefühls und des Bedürfnisses hat, eine andere für den Ausdruck des Gedankens, der, um mit seinen Kindern zu scherzen oder sie zu kosen, seine Arbeiter zu unterweisen, sich mit seinen Bauern zu verständigen, ein anderes Idiom braucht, als um ein Geschichtswerk zu lesen, eine juristische Frage zu erörtern, ein philosophisches Problem zu lösen, an einer politischen Debatte Theil zu nehmen, steht eben mit dem Gemüth in einem Volke, mit dem Kopf in einem andern: wo sollte da die Einheit der Empfindung herkommen, die zum Dichten wie zu jeder höheren geistigen Leistung nöthig ist? Wo aber dem Gebildeten selbst jene primitive Kenntniß der Sprache abgeht — wie dies bei den meisten Flämingen heute der Fall ist —, so ist die Sache kaum besser: denn wie kann man sich einen Schriftsteller, einen Mann der Wissenschaft, einen Redner denken, der von der Masse seines Volkes losgetrennt, ohne Basis in der Luft schwebt? Ist ja doch das weite instinctive Leben der Volksseele der mütterliche Boden, aus dem alles höhere geistige Leben seine Nahrung zieht: wie kann die schönste Blüthe, die süßeste Frucht erwachsen, wo das Reis auf einen Stamm gepfropft ist, dessen Säfte nicht aufsteigen können in seine Adern? Der Einzelne kann sich wol zur Noth in eine fremde Sprache, d. h. in eine fremde Gefühls- und Gedankenwelt versetzen, aber auch nur, wenn er ganz in die andere Nation eintaucht, sich von der seinen losreißt und in jener aufgeht. Aber ein ganzer Stand? Er verliert sich ja selber, wenn er in einem fremden Idiom denkt und fühlt, mit dessen Wurzeln er in keinem Zusammenhang steht. Nicht minder verhängnißvoll aber ist solche Trennung für die Masse des Volkes, die ausgeschlossen ist von allem höheren Geistesleben, Nichts, gar Nichts von Oben empfangen kann, das sie durchgeistigte, erhöbe, die zu den Regierenden, Denkenden, Lesenden ihres Stammes steht ohne Brücke des Verständnisses, fast wie die stumme Heerde zum Hirten. Was Wunder, wenn die Religion das einzige höhere Interesse für sie bleibt? Der Seelsorger spricht doch wenigstens ihre Sprache, er ist ihr der Dolmetscher der idealen Welt. Aber diese Welt ist nicht die Welt der Zeit, der Gebildeten der Nation: es ist das Ideal längstvergangener Geschlechter, das Ideal des Mittelalters, dessen Gesichtskreis künstlich erhalten wird, in dessen dumpfer Atmosphäre die Masse hinvegetirt, ohne auch nur das Bedürfniß zu empfinden nach frischer, klarer Luft, nach gesunder Uebung der Geisteskräfte. Und die Geistlichkeit weiß sehr wohl, was sie thut, wenn sie diese Trennung aufrecht erhält, wenn sie das Studium der Landessprache als einer Schriftsprache bekämpft. Der flämische Bauer soll seine Sprache reden, aber es ist unnütz, daß er sie auch lese. Dieser Krieg der Geistlichkeit gegen den Unterricht im

Flämischen begann schon sofort nach Unterdrückung der Reformation. „Man sagte sich," schreibt der Anstifter der flämischen Bewegung in unserem Jahrhundert, J. F. Willems, „man sagte sich, das Studium der nationalen Sprache habe die Gewohnheit verbreitet, die niederländischen Bibeln zu lesen und bei dem Volke zu viel neue Ideen und zu liberalen Geist in religiösen und politischen Dingen erweckt.". Daher auch die Opposition der Geistlichkeit gegen Holland zur Zeit der Restauration und endlich die hauptsächlich von ihr angezettelte Losreißung. Hatten doch die Flämingen zum ersten Male seit sieben Jahrhunderten einen Fürsten, der ihre Sprache kannte und aufrichtig liebte" (Buylsteke): denn holländisch und flämisch sind Eine Sprache, und die erste Sorge der Männer, welche es sich zur Lebensaufgabe gemacht haben, die Volkssprache wieder zu Ehren zu bringen, war, die zufälligen Verschiedenheiten der Rechtschreibung und damit das einzige Hinderniß gegenseitigen Verständnisses wegzuräumen. Natürlich begegnen sie denn auch lebhaftem Widerstand seitens der Geistlichkeit, welche jede geistige Verbindung mit den protestantischen Sprachgenossen Hollands abzuschneiden sucht. Die Revolution von 1830 war ja nur eine Wiederholung der gewaltsamen Losreißung von der Utrechter Union im 16. Jahrhundert, genau wie die damalige herbeigeführt durch die mit den französisch redenden Wallonen verbundene Geistlichkeit. Joseph's II. Begünstigung des Volksunterrichts im Flämischen war einer und nicht der letzte der Beweggründe der vom Clerus angestifteten Brabanter Revolution.

Wir haben gesehen, daß mehr als ein Belgier die Revolution von 1830 heute bereut; ein deutscher Schriftsteller, der Belgien lange bewohnt hat, geht weiter. Er meint: „Hätte man 1814 die flämischen Provinzen mit Holland, die wallonischen aber mit Frankreich verbunden und dafür Elsaß und Deutsch-Lothringen davon getrennt, so wäre Etwas geschaffen worden, dem es wenigstens an Lebensfähigkeit nicht gefehlt hätte" (Oetker). Das ist nun aber eines jener Professoren- und Linguisten-Raisonnements, über die wir glücklich hinaus zu sein glaubten. Die Sucht gelehrter Nationenentdeckung, wie sie in den fünfziger und sechziger Jahren herrschte, ist hoffentlich ein überwundener Standpunkt: nicht die Sprache, sondern die Geschichte macht die Nationen; nicht weil Elsaß und Deutsch-Lothringen deutsch sprechen, sind sie wieder mit Deutschland vereinigt worden, sondern weil ein politisch-militärisches Interesse, mit anderen Worten, eine geschichtliche Nothwendigkeit es erheischte. Die Einwohner der Ostseeprovinzen und der Erzherzogthümer sprechen deutsch, aber sie sind darum doch Russen und Oesterreicher, wie die Genfer und Züricher Schweizer, nicht Franzosen oder Deutsche sind. Gab es je ausgesprochen nationale Individuen, so sind es die Schweiz und Belgien, trotz der verschiedenen Sprachen, die in ihrem Schoße geredet werden. Nicht diese nationalen Individuen gilt es, einer Theorie zu Liebe, zu zerstören, sondern allen Gliedern dieser Individualität freies Spiel zu verschaffen. Das haben die Schweizer trefflich verstanden. Die politische Grenze war nie eine geistige für sie: wie zur Zeit Haller's und Bodmer's, Klopstock's und Lavater's steht die deutsche Schweiz noch immer mitten in der geistigen Bewegung Deutschlands, und die aufgeklärten Flämingen haben wohl eingesehen, daß ein ähnliches Verhältniß zwischen ihren Provinzen und Holland hergestellt

werden muß, ehe überhaupt an ein höheres geistiges Leben in denselben zu denken ist. Einer von ihnen, Vanderkindere, geht sogar so weit, vorzuschlagen, das Hochdeutsche als literarische Sprache einzuführen, um an dem Geistesleben eines großen Hinterlandes Theil zu nehmen! Ein andrer liberaler Belgier meint seinerseits, man solle das Flämische ganz ausrotten, dem Französischen, das schon in den Mittelclassen herrschend sei, alle Stände der Nation erobern. Als ob sich so was friedlich machen lasse, als ob es selbst in Jahrhunderten ohne Aus- und Einwanderung möglich wäre! Hat denn im Elsaß das Französische in zwei hundert Jahren nur einen Fuß breit Terrain gewonnen im Volke? Würde die Germanisation Posens die Fortschritte gemacht haben, die sie gemacht hat, wenn nicht ein fortwährender Zuzug deutscher Einwanderer stattgefunden? Andere, wie unser Oetker, meinen, man müsse der Bewegung einen politischen Charakter geben, von den Candidaten zur Kammer vor Allem verlangen, daß sie flämisch seien, und dann erst fragen, ob liberal oder clerikal. Keinen verhängnißvolleren Irrthum könnte man begehen. Die Politik ist schon jetzt der böse Genius Belgiens: sie dringt in die Religion, in den Volksunterricht, in die Wissenschaft, Alles fälschend, verwirrend, ungesund, erhitzend. Man lasse doch wenigstens diese Frage unberührt von der leidigen Politik. Mir will das von einem angesehenen flämischen Politiker verfochtene Mittel weit mehr einleuchten: er verlangt einfach, daß jeder in den flämischen Provinzen angestellte Beamte den Beweis zu liefern habe, daß er des Flämischen durchaus mächtig sei. Nichts scheint mir billiger, Nichts ausführbarer, Nichts hat mehr Aussicht auf eine günstige Aufnahme seitens der Kammern. Schon ist ein Schritt in dieser Richtung geschehen. Das Sprachengesetz von 1873 hat den Gebrauch des Flämischen in den Gerichten zugelassen — „vom Augenblicke an, wo der Angeklagte vor dem Untersuchungsrichter erscheint“ — doch bedient man sich der Erlaubniß nur noch ausnahmsweise, da das Gesetz noch immer eine französische Anklageschrift, französisches Zeugenverhör, französische Vertheidigung zuläßt, wo der Angeklagte kein Wort von alledem versteht. Es ist ja so viel bequemer für die Herren Staatsanwälte und Advocaten. Immerhin war jenes Gesetz, wie auch das von 1878, welches bei den Verwaltungsbehörden, sowohl im Verkehr der flämischen Provinzen und Gemeinden untereinander als mit der Centralbehörde, das Flämische zuließ, ein großes Zugeständniß. Der Vorschlag de Maere's, wenn er zum Gesetz erhoben würde, wäre ein zweiter gewichtiger Schritt; das Ganze aber müßte durch die Maßregel gekrönt werden, welche den Gebrauch des Flämischen im Senat und Abgeordnetenhause zuließe, wo die Verhandlungen ganz ebenso gut als im Bundesrathe zu Bern in verschiedenen Sprachen geführt werden könnten und sollten. Ein solcher Vorschlag würde heute noch etwas paradox klingen; aber wenn die literarische Verbindung mit Holland fortfährt immer enger zu werden, wie alle Aussicht dazu vorhanden ist, wenn die flämischen Sprachcongresse, die einzelnen flämischen Gesellschaften, die als der „dietsche Verband“ jetzt schon zwanzig Jahre wirkende Vereinigung dieser Gesellschaften, wenn das flämische Theater, die flämischen Volksbibliotheken, die flämische Presse im selben Maße wie bisher gepflegt werden, wenn vor Allem das Beispiel der beiden Genter Professoren, welche an der Universität angefangen

haben, ihre Disciplinen in flämischer Sprache zu lehren, Nachahmung findet, diese Universität endlich ganz flandrisch wird und so die flämische Bewegung einen wissenschaftlichen Mittelpunkt erhält — so wird die Sache gar bald so natürlich scheinen, als sie im Grunde ist, und das Beispiel der Schweiz beweist ja, wie leicht durchführbar sie ist. Solche Neuerungen — oder vielmehr Erneuerungen — sind ja Anfangs recht unbequem. Auch dem Elsasser Advocaten, Journalisten, Lehrer mag es noch schwer fallen, sich der deutschen Sprache zu bedienen, deren öffentlichen Gebrauchs er sich entwöhnt hat. Die folgende Generation aber beginnt schon, es als eine Befreiung zu empfinden. Eine ganze Nation, welche eine ihr fremde Sprache redet, ist etwas so Unnatürliches, daß die Herstellung des Natürlichen eben nur befreiend und befruchtend wirken kann. Das hat sich bei den Tschechen gezeigt und wird sich zweifelsohne auch bei den Elsässern und Flämingen zeigen. Es handelt sich hier ja nicht, wie bei dem Plattdeutschen, dem Gascognischen, dem Mailändischen, um Dialekte, die der Schriftsprache ganz nahe verwandt, aus demselben Geiste geboren, denselben Gedankengang, dieselbe Anschauungsweise darstellen, sondern um wildfremde Sprachen, in die sich der Geist einer Nation hineinzwängen soll, und durch die er eben sterilisirt werden muß. Man lasse sich nicht durch Ausnahmen täuschen. Die Belgier, welche sich als französische Schriftsteller wohlverdienten Ruhm erworben haben, sind entweder Wallonen, oder sie haben sich ganz eingelebt in die französische Cultur, haben sich frühe in Frankreich niedergelassen, sind mit allen ihren Wurzeln, durch Erziehung, Familie, Thätigkeit, Gesellschaft Franzosen geworden, d. h. sie sind so wenig Belgier mehr, als ein J. J. Weiß oder Martha noch Elsässer sind. Diejenigen, die in der heimischen Atmosphäre zurückgeblieben, sich der fremden Sprache für alle ihre höheren Bedürfnisse bedienen, mögen eine große Gewandtheit darin erlangen: ihre Originalität und Kraft muß darunter leiden: wenn die Cultur Hollands und der Schweiz, Dänemarks und Schwedens Nichts von dem provinzialen, angelernten Charakter hat, der die belgische und elsässer Cultur kennzeichnet, so ist es einzig, weil sich jene kleinen Nationen ihres natürlichen Organs bedienen.

Auch die literarische Renaissance, die wir allüberall in Europa herbeiwünschen, kann nur aus diesem Quell entspringen. Ich vermesse mich nicht, die volksthümlichen Schriftsteller flämischer und wallonischer Zunge zu beurtheilen; aber ich zweifle nicht, daß eine neue Blüthe der Nationalliteratur nur aus diesen Wurzeln ersprießen kann, wie denn überall in Europa und selbst in Nordamerika alles wirklich Gute, alles bleibend Werthvolle unserer heutigen Literatur im Volksschriftthum zu Tage tritt; und es ist eben so wichtig für die wallonische Literatur als für die flämische, daß das belgische Volksthum in seiner doppelten Gestalt rein zum Ausdruck gelange. Nur so, nicht auf künstliche Weise, noch durch staatliche Aufmunterung, als da sind vom Staat gegründete oder erneute Akademieen, Preisausschreiben, Geldzuschüsse zu Theatern und Museen, Expedition von Forschungsreisen nach Afrika oder dem Nordpol und was der ausgeklügelten, nicht gewordenen, äußerlich fabricirten, nicht aus dem Volksinstincte herausgewachsenen Unternehmen mehr sind — wird der Volksgeist befreit und befruchtet, wie der wissenschaftliche Geist nur durch Universitätsreformen gehoben

werden kann, welche nichts Neues einrichten, sondern die höhere Concurrenz entfesseln wie die Handelsfreiheit die materielle entfesselt. Dies aber kann er nur, wenn alle diese höheren Interessen sich frei in der Muttersprache aussprechen können: der gleiche Gebrauch beider Sprachen an der Universität und in den Kammern, wie derselbe in der Schweiz geltend ist, wird allein im Stande sein, die belgische Nation diesem Ziele näher zu bringen; und dieser Gebrauch muß vorbereitet werden durch die Gründung flämischer Gymnasien, durch die Förderung einer vollständigen Kenntniß des Flämischen seitens der Beamten der flandrischen Provinzen und durch die immer größere Anwendung des Flämischen in den Gerichtsverhandlungen.

Ein zweiter Mißklang im belgischen Nationalleben ist der Streit zwischen Kirche und Staat. Es trifft hier das Gegentheil von dem zu, was wir oben zu beobachten die Gelegenheit hatten. Die Umstände, welche die Entstehung des Staates und den Erfolg der gewählten Staatsform so sehr begünstigten, haben sich als die eigentliche Lebensgefahr für die geistige und nationale Entwickelung Belgiens erwiesen: ich spreche von dem Bündnisse des Katholicismus mit dem Liberalismus, welches dem entstehenden Staat einen gefährlichen Gegner, der überall sonst die politische Freiheit entschieden bekämpft, zum Freunde machte und der parlamentarischen Monarchie die Wohlthat einer bestimmten Parteibildung eintrug. Man weiß, wie die „Union" zu Stande kam, unter wie ausnahmsweisen Umständen sie abgeschlossen und durch sie eine der weisesten Schöpfungen von 1814 zerstört wurde. Wir haben gesehen, daß bei mehr als einem Belgier die Reue nicht ausbleiben konnte, — erklärt doch einer der gefeiertsten liberalen Schriftsteller des Landes die Revolution von 1830 für einen „großen Irrthum" —; daß selbst aufrichtige Katholiken meinen, vollständige Religionsgleichheit würde bei dem starken katholischen Bruchtheil Hollands — einem Drittel der Gesammtbevölkerung — ihrer Sache zuträglicher gewesen sein als die Losreißung. Die Geschichte dieser Losreißung soll hier nicht wiedererzählt werden: Mißverständnisse von beiden Seiten, unzeitiger und tactloser Eifer bei bestem Willen seitens König Wilhelm's I.; Leidenschaft und Leichtsinn bei den Führern des belgischen Liberalismus, zumal bei de Potter; das Vorherrschen der Lamennais'schen Ideen unter den belgischen Gläubigen von 1830 — nicht unter den Bischöfen, welche nur trefflich zu schweigen verstanden —; verhängnißvolle Zufälligkeiten, welche die selbst nach dem Aufstand noch mögliche Aussöhnung und Beilegung des Zwistes durch Einführen einer besonderen Verwaltung vereitelten — kurz ein Zusammentreffen von Schuld und Verhängniß, wie es in der Geschichte so häufig ist, führten zu einer Lösung, die man bedauern mag, die aber einmal ist. Die „was geschehen sein möchte" — „the might-have-beens", wie Th. Carlyle sagt — haben in der Geschichtsbetrachtung kein Recht. Genug, es ist geschehen, und geschehenen Dingen ist nicht zu rathen. Auch haben wir uns überzeugt, daß Europa unter der Zerstörung seines Werkes nicht gelitten hat. Anders ist es mit Belgien selber.

Der Traum der liberalen Katholiken von Montalembert's Grundsätzen — einer Gruppe der edelsten, fähigsten und gebildetsten Männer, welche am öffentlichen Leben unseres Jahrhunderts theilgenommen — dieser Traum dauerte nicht

lange. Schon zwei Jahre nach der Gründung des neuen Staates mit allen seinen Freiheiten — Preß-, Vereins-, Unterrichts- und Religionsfreiheit — wurden alle diese selben Freiheiten vom Haupte der katholischen Kirche als verderblichste Ketzereien gebrandmarkt. Wol thaten die katholischen Staatsmänner Belgiens als hätten sie Nichts gehört, fuhren fort, jene Freiheiten selber zu nutzen wie die ihrer Gegner zu achten und bewiesen der Welt die Redlichkeit zugleich und die staatsmännische Fähigkeit der jungen Schule. Die Geistlichkeit aber ließ sich nicht von ihnen in's Schlepptau nehmen; sie bediente sich ihrer, aber hielt die Blicke nach Rom gerichtet, nahm nur von Rom Befehle an, und der Nuntius — damals Pecci selber, der heute auf dem Stuhle Petri sitzt — leitete schon 1845, trotz der ablehnenden Haltung der katholischen Minister, die Bewegungen der ultramontanen Heere in Belgien. Kein Wunder, wenn die militante Kirche die besten Absichten der katholischen Staatsmänner zu Schanden machte, durch die Maßlosigkeit ihrer Forderungen alle Errungenschaften des liberalen Katholicismus compromittirte. Das Experiment der freien Kirche im freien Staate ist in keinem Lande Europas, selbst in England nicht, so vollständig gemacht worden, als in Belgien; denn England hat noch immer seine privilegirte Staatskirche. Ausgangspunkt des Experiments war, wie wir sahen, jener Handel von 1830, wodurch sich die Liberalen französischer Schule verpflichteten, die Freiheit des Cultus, des Unterrichts und der Vereine zu vertheidigen, wogegen die Katholiken Lamennais'schen Bekenntnisses Ministerverantwortlichkeit, Geschwornengerichte, Unabsetzbarkeit der Richter und Preßfreiheit zu befürworten versprachen. Die Zeit, wo die belgische Geistlichkeit gegen das niederländische Grundgesetz — das liberalste Europas — Protest einlegte, dem Könige die öffentliche Ausübung seiner ketzerischen Religion untersagt, die Zehnten wieder hergestellt wissen wollte, die Gewissensfreiheit als einen verderblichen Grundsatz brandmarkte, die Zeit war schon fern — fünfzehn ganzer Jahre! — Nur den Einen Grundsatz aus jenem Jugement doctrinal von 1830 behielt man bei: daß „die Kirche den Staatsgesetzen nicht unterworfen sein könne". Wol erkannte man den Staat an insofern er zahlte, — eine Folge des Napoleonischen Concordats, welches durch den Staatsgehalt die incamerirten Einkünfte der Kirchengüter ersetzte —; ja, man ging soweit, sich zur Priorität der Civilehe vor der religiösen Ehe zu verpflichten; aber im Uebrigen war man ganz frei, vermöge des Vereinsrechtes Klöster und fromme Brüderschaften zu gründen, vermöge der Unterrichtsfreiheit Schulen jeden Grades einzurichten, vermöge der Preßfreiheit die päpstlichen Bullen und bischöflichen Hirtenbriefe der Staatsgerichtsbarkeit zu entziehen, die Bischöfe vom Papste, die Pfarrer von den Bischöfen ernennen zu lassen, ohne die Genehmigung der Staatsregierung, alle Priester vom Kriegsdienst wie vom Geschwornendienste zu befreien — in einem Worte alle Verpflichtungen des Concordats über Bord zu werfen. Was die Folge war, wissen wir. Die Geistlichkeit ist eine mächtige politische Partei geworden, sie hat einen ungeheuren gesellschaftlichen Einfluß erlangt, die Klöster und ihre Bewohner haben sich verzehnfacht, der öffentliche Unterricht ist zum größten Theile in den Händen der Priester. Nichts Lehrreicheres als speciell die Geschichte der Unterrichtsfrage in Belgien.

Als, Dank der „Union", der Grundsatz der Unterrichtsfreiheit in die

belgische Verfassung aufgenommen wurde, that man einen „Sprung in's Dunkle". Niemand wußte, was der Grundsatz eigentlich bedeute, zu welchen Ergebnissen er in einem rein katholischen Lande führen müsse. Unter der französischen Herrschaft wie unter der holländischen war der öffentliche Unterricht einfach und ausschließlich Staatssache gewesen, wie noch heute in Deutschland. Die Resultate waren die wünschenswerthesten: drei blühende Universitäten, zahlreiche Gymnasien, über 4000 Volksschulen, ein reges geistiges Leben überall. Nach 1830 trat eine vollständige Anarchie im Schulwesen ein. Erst die Gesetze von 1835 über die Universitäten, von 1842 über die Volksschulen, von 1850 über den Gymnasialunterricht brachten einige Ordnung in's Chaos, indem sie den Staatsunterricht wieder in's Leben riefen und nun erst begann der eigentliche Kampf zwischen diesem und dem geistlichen Unterricht, der freilich in jener Zeit der Anarchie einen gewaltigen Vorsprung gewonnen hatte. Der Staat besaß 1842 nur noch drei Gymnasien und acht Musterschulen, kein einziges Schullehrerseminar, während die Geistlichkeit deren schon sieben mit 350 Schulamtscandidaten zählte, und als das Ministerium — ein katholisches Ministerium — zwei Staatsseminarien zu gründen vorschlug, erhob sich der Clerus wie Ein Mann gegen diese Anmaßung; denn selbst die katholischen Minister — die Dechamps, Rothomb, de Theux, de Decker — konnten den maßlosen Forderungen des Clerus nicht genug thun. Der Krieg ist seitdem, fast unausgesetzt und mit wechselndem Glück, geführt worden, mit unendlicher Schonung, ja Lässigkeit seitens des Staates, mit unermüdlicher Energie und beispielloser Keckheit seitens der Kirche — bis denn endlich die Uebertreibung der kirchlichen Ansprüche, wie's zu gehen pflegt, die Sache zum Umschlag brachte. Heute ist Belgien wieder auf dem Wege der Befreiung vom geistlichen Unterrichte, eine Befreiung, die eine Lebensfrage für das Land ist.

Alle jene Gesetze von 1835, 1842, 1850 waren Zugeständnisse des Staates an die Kirche und in der Praxis wurden dieselben noch erweitert. Es trat das monströse Verhältniß ein, daß der Staat kein Recht der Inspection in den geistlichen Schulen hatte, während die Priester die Befugniß erlangten, die Staats- und Gemeindeschulen zu beaufsichtigen! Nicht zufrieden mit der thatsächlichen Beaufsichtigung, forderte der Clerus die förmliche Anerkennung derselben als eines Rechtes — le droit divin d'intervenir à titre d'autorité — ja, er beanspruchte die Ernennung der Lehrer an den Staatsschulen, verlangte bei Abfassung der Programme und Wahl der Schulbücher zu Rathe gezogen zu werden; setzte die Anerkennung seiner Diplome und deren Gleichstellung mit den Staatsdiplomen durch; vindicirte sich den größeren Theil der Stipendien und entzog den Staats- und Gemeindeschulen seine Mitwirkung, d. h. er verweigerte den vom Gesetze (1842) für obligatorisch erklärten Religionsunterricht, sobald man seinen Forderungen nicht nachgab und die Folge war, daß viele Gemeinden, um dieser Art von Excommunication zu entgehen, ihre Schulen und Gymnasien dem Clerus auslieferten, der denn auch darin unbestritten die Lehrer ernannte, meist Ordensbrüder — waren doch schon über 400 Jesuiten in zehn Jahren eingewandert — oder ganz zuverlässige Laien. Jedenfalls mußten die Schüler zur Messe und Beichte angehalten, die Wahl der Bücher dem Bischofe überlassen, die Lehrer zur Einhaltung eines streng katholischen Standpunktes gezwungen

werden. Doch genügten bald selbst diese, durch das sogenannte „Antwerpener Abkommen" erlangten Zugeständnisse nicht mehr: man beanspruchte die directe und amtliche Ernennung der Lehrer, das Verbot liberaler Zeitungen innerhalb der Anstalten, das Recht, den Liberalismus, d. h. die Staatsgesetze, in den Unterrichtsstunden als eine „Ketzerei" zu bekämpfen — alles Dinge, welche selbst die katholischen Minister nicht zugeben konnten.

Denn schon längst hatte sich thatsächlich die katholische Partei hier wie überall in zwei Gruppen getheilt — die Verfassungstreuen und die intransigenten Ultramontanen. Das Gesetz von 1850, welches zehn Staatsathenäen und fünfzig Mittelschulen gründete, war ein Werk der verfassungstreuen Katholiken. Bald begann auch wieder der seit 1835 etwas beruhigte Kampf um die Lehrfreiheit an den Universitäten. Schon 1856, noch ehe die liberale Partei ihre fast dreizehnjährige, für die religiöse Angelegenheit ziemlich sterile Herrschaft antrat, begann der Feldzug des Clerus gegen die Staatsuniversitäten. Nicht zufrieden, eine eigene katholische Universität — erst in Mecheln, dann in Löwen — begründet zu haben, verlangte er vom Staate eine Beschränkung der Lehrfreiheit in den Staatsuniversitäten selbst und die Regierung war mehr als einmal schwach genug, ihm nachzugeben, den ersten Juristen und Geschichtsphilosophen Belgiens zu maßregeln, weil er in seinen Schriften — nicht einmal vom Katheder herab — von dem menschlichen Ursprung des Christenthums gesprochen; einen andern Professor zu bedrohen, weil er den Einfluß des Papstthums im Mittelalter einen „drückenden" genannt hatte! Wol wich die Regierung selber zurück, als sie sah, daß sie zu weit gegangen, aber sie gab doch zu — durch das Organ eines liberalen Ministers! — daß man an den Universitäten „weder Atheismus noch Materialismus — warum nicht auch Darwinismus? — noch irgend eine Doctrin lehren dürfe, welche der allgemeinen Moral (sic) Eintrag thun könne"; und ein katholischer Minister meinte, „gewisse Grunddogmen der katholischen Kirche dürften vom Lehrstuhl aus nicht bestritten werden", worauf ein Mitglied der ultramontanen Partei mit Recht entgegnete: „eine solche Unterscheidung sei lächerlich, abgeschmackt und willkürlich, denn alle Dogmen der katholischen Kirche seien Grunddogmen" — mit anderen Worten, alle freie Wissenschaft müsse von den Universitäten verbannt werden. Die Hochschulen litten aber nicht minder unter der Leidenschaft der Freidenker. Brauchte man in Löwen die Lehrstühle zum Bekämpfen des Liberalismus, so ertönten die Hörsäle in Brüssel von Angriffen gegen den Katholicismus: von Wissenschaft war in beiden kaum die Rede. Denn es ist das Unglück Belgiens, daß die sogenannte Politik, d. h. der Parteigeist, in alle Lebenssphären eindringt, verfälscht, alle mit ihrer unreinen Leidenschaft anhaucht.

Die Folgen jenes wachsenden Einflusses der Geistlichkeit während des ersten Jahrzehntes nach der Februarrevolution blieben nicht aus. In dem Maße, in welchem die Geistlichkeit festeren Fuß in den Staats- und Gemeindeanstalten faßte und diese ausschließlich confessionell wurden, gingen auch die geistlichen Schulen selber ein. Als aber gegen 1857 die liberale Partei an's Ruder kam und jene indirecte Beherrschung der Staatsschulen, wenn auch recht lässig, bekämpfte, zog sich der Clerus auch von Neuem von den Gemeindeanstalten zurück und gründete wieder eigene Schulen, welche dem Staate eine lebhafte Concurrenz machten und sich jeder Controle desselben entzogen, so daß Dieser den Eltern weder

den Werth des Unterrichts, noch die Fähigkeit und Moralität der Lehrer zu verbürgen im Stande war. Ja, der Clerus ging soweit, das Princip des Staatsunterrichts selber zu bestreiten: der Staat störe die Bedingungen freier Concurrenz, wenn er Unterricht ertheile! und er sei unfähig, ihn zu ertheilen, weil er „atheistisch" sei, d. h. nicht unter der Invocation der Gottheit stehe! Das Bestreben der Geistlichkeit ging seitdem dahin, in allen drei Graden des Unterrichts eine eigene, ganz unabhängige Organisation zu haben. Als aber im Jahre 1878 die liberale Partei wieder an's Ruder kam, den Clerus beim Worte nahm und die vollständige Trennung aller Anstalten in, ganz von einander unabhängige, Staats- und Priesterschulen gesetzlich durchzuführen Miene machte, kehrte sich der Clerus plötzlich um und begann jenen leidenschaftlichen Kreuzzug gegen die „Schulen ohne Gott", der noch andauert. Es genügt ihm eben nicht, frei zu sein; er will Herr sein. Da nun aber von dem Clerus der vollständige Verzicht seitens des Staates auf alle Einmischung in's Schulwesen, — sei's durch Gründung, Ueberwachung, Besitz, Garantie oder in welcher Form nur immer — gefordert wird, ein solches Aufgeben der Staatsrechte aber, wie's die ersten Jahre des neuen Königreichs bewiesen, nur die vollständigste Verwahrlosung allen Unterrichts oder das Monopol der Kirche nach sich ziehen kann, so setzte die liberale Regierung unbeirrt ihr neues Gesetz durch (1. Juli 1879), welches beide Anstalten durchaus trennt, dem Staatsunterricht einen vollständigen Laiencharakter gibt, dem Priester nur ein Local und eine Stunde zur Verfügung stellt, um den Religionsunterricht zu ertheilen, wenn es ihm so beliebt, widrigenfalls aber dem Schullehrer die Katechismuslehre überträgt, die Obligation des Religionsunterrichts wie die Inspection des Clerus durchaus aufhebt, die Zulassung zum Volksschulamt von dem Abgangszeugniß aus einem staatlichen Schullehrerseminare abhängig macht u. s. w.

Nach der Verkündigung dieses „gottlosen" Gesetzes brach der Sturm natürlich heftiger als zuvor aus und die Leidenschaft ging so weit, daß der Papst selber dem belgischen Clerus Mäßigung auferlegen mußte, was dann wieder zu der komischen Episode der Auflehnung des Bischofs von Tournai gegen „Pecci", dessen „Gemeinheit, Niedertracht und abscheuliche Verbrechen", führte. Doch war diese gemäßigte Haltung keineswegs so aufrichtig als man geglaubt hatte und weder Papst noch Episcopat haben die Opposition gegen das neue Gesetz aufgegeben, ja der zeitweise etwas gemilderte Ton ist, seit dem ganz nutzlosen Abbrechen der diplomatischen Verbindungen mit der Curie nach dem Ruchbarwerden ihrer, wenigstens scheinbaren, Doppelzüngigkeit, wieder ein leidenschaftlicherer geworden und der Kampf ist noch so heftig, daß die Familienverhältnisse selber dadurch gestört und das ganze gesellschaftliche Leben Belgiens dadurch zerrüttet zu werden droht. Auch steht die Entscheidung noch in weitem Felde. Wol hat die liberale Partei bei den letzten Wahlen drei neue Sitze erobert, aber ihre Mißerfolge im Norden haben bewiesen, daß die Art von Interdict, mit dem der Clerus ganze Landstrecken belegt, noch immer nicht wirkungslos ist. Durch die Verweigerung der Sacramente und der Absolution ist es ihm sogar gelungen, ein Drittel der Landeskinder, — mehr als die Hälfte in Flandern — an sich zu ziehen, wenn auch manche Eltern gerade durch diese Uebertreibung in's liberale Lager gezwungen worden sein mögen. Solche Fälle sind aber gewiß vereinzelt:

denn was die Liberalen — meist einfache Rationalisten — den Gläubigen als Ersatz zu bieten haben, ist eben durchaus ungenügend. Die Civilehen ohne religiöse Trauung und die Civilbegräbnisse, wie sie von der libre pensée organisirt werden, sind zwar in Belgien zahlreicher als in Frankreich, wo sie etwa im Verhältniß der Leichenverbrennungen zu den Beerdigungen in Deutschland stehen; aber durchgedrungen sind sie auch in Belgien nicht. Im Grunde ist eben doch die ganze Nation, auch die liberale Hälfte derselben, katholisch; und sie will diesen Glauben behalten, selbst da, wo sie die Diener dieses Glaubens bekämpft, ein Verhältniß, welches den Kampf außerordentlich erschwert.

Nichtsdestoweniger steht zu hoffen, daß die Partei den Muth nicht sinken läßt, sondern den begonnenen Kampf auch muthig ausficht. Belgischen Staatsmännern braucht man keine Mäßigung anzuempfehlen. Selbst jene Liberalen modern-englischer Schule, welche vermeinen, man könne in einem reinkatholischen Lande der Kirche gegenüber dieselbe Stellung behaupten, wie in Amerika und England, können bis jetzt den Liberalen Belgiens nicht vorwerfen, was sie in ihrer Kurzsichtigkeit denen Frankreichs zum Vorwurf machen: kein Paragraph Sieben ist in Vorschlag gebracht, keine Congregation ist ausgewiesen worden; die Abberufung des Gesandten aus dem Vatikan ist ein taktischer Fehler, kein Eingriff in die Rechte und Freiheit des Gegners. Im Allgemeinen verfährt die Regierung mit äußerster Vorsicht, und gewissenhaftester Achtung aller Freiheiten. Eher vermißt man einen gewissen Grad von Energie. Die belgischen Liberalen haben die Erfahrung hinter sich, daß man mit der Kirche nicht gütlich fertig wird, daß ihr keine Freiheit genügt, weil sie eben nur „die Freiheit des Guten", d. h. ihre eigene Herrschaft, anerkennt. Angesichts dessen was heute vorgeht, werden auch sie zur Einsicht kommen, daß der Kampf, den Deutschland, die Schweiz und Frankreich aufgenommen, um der Kirche ihre unrechtmäßige Position wieder abzugewinnen, sie von neuem auf die Seelsorge zu beschränken, kurz, ihr gegenüber das Verhältniß wiederherzustellen, welches in Deutschland bis 1840, in Frankreich bis 1850 gültig war, ein Verhältniß, das ihr auch einst hatte abgetrotzt werden müssen, aber bei dem sich Staat und Kirche Jahrhunderte lang gleich wohl befanden, — sie werden einsehen, daß dieser Kampf auch in Belgien aufgenommen werden muß. Dieser Kampf ist ja kein andrer als der um die Principien des Concordats von 1801, welches seinerzeit nur eine neue Auflage der Concordate der vorigen Jahrhunderte war. Die Gleichberechtigung der römischen Kirche und des Staates hat sich als undurchführbar erwiesen; die Unterordnung des Staates unter die Kirche wird kein aufgeklärter Mann des 19. Jahrhunderts zugeben; so bleibt nur die Unterordnung der Kirche und ihrer Diener, wie jeder andern Gemeinschaft und aller andern Bürger, unter den Staat, d. h. unter das Gesetz. Und man lasse sich doch ja nicht einschüchtern: Nicht der Staat, die Kirche läuft Gefahr in diesem Streite den Kürzeren zu ziehen, wenn man ihn auszuhalten versteht.

„Der Kampf, der heute zwischen dem Clerus und der Regierung entstehen könnte, sagte der katholisch-gesinnte Nothomb schon vor mehr als dreißig Jahren, wäre ein Streit nicht gegen die Fremdherrschaft wie 1830, sondern gegen die nationale Regierung"; wo aber heutzutage das nationale Princip in Frage kommt, ist's des Sieges gewiß.

Deshalb auch können die liberalen Belgier guten Muthes sein. Die nationale Frage, die man in Deutschland und Italien, oft auch in Belgien, in den Vordergrund zu stellen liebt, ist im Grunde keine. Gegen den Patriotismus ist die Kirche des 19. Jahrhunderts ganz ohnmächtig. Was man auch darüber declamiren mag, und ob's nun ein Glück oder ein Unglück sei, die Vaterlandsliebe ist heute von allen collectiven Gefühlen das Mächtigste. So bigott, so ultramontan, d. h. so blind gehorsam einem fremden Herrscher, heute auch ein Katholik sein mag, er ist, und wäre er Bischof, vor Allem Deutscher, Italiener, Franzose, Belgier. Im Falle eines Kampfes würde man Keinen, selbst keinen Cardinal finden, der gegen sein Vaterland stünde, geschweige denn, sich von dem Haupte der Christenheit seines Treueides gegen das Vaterland entbinden ließe. Es ist das eine rein imaginäre Gefahr, erfunden von den Culturkämpfern, um ihre Sache zu beschönigen, die solcher Beschönigung wahrlich nicht bedurfte. Nein, der Kampf des Staates mit der Kirche im 19. Jahrhundert ist nicht ein Kampf für die Unabhängigkeit der Nationen, sondern für die humane Bildung: er ist eine Frage der Civilisation, nicht der Politik. Eine Nation, welche ihr Geistesleben an den modernen Katholicismus ausliefert, muß geistig und sittlich zurückgehen. Selbst Tocqueville, ein überzeugter und warmer Katholik, hielt für „ausgemacht, daß die Laienerziehung die einzige Garantie für die Denkfreiheit sei"; die Denkfreiheit aber ist die moderne Cultur. Die Kirche ist logisch, sie geht bis zur Encyclica von 1832, bis zum Syllabus von 1864, mit dem eben die moderne Wissenschaft gerade sowenig verträglich ist, als der moderne Staat und die moderne Gesellschaft. Belgien selbst hat bewiesen, daß man diesen Anforderungen gegenüber nicht halbwegs stehen bleiben kann; der liberale Katholicismus hat sich im Staat, wie in der Kirche, trotz all' seiner geistigen und sittlichen Ueberlegenheit, als eine unhaltbare Position erwiesen; daß aber auch die weltliche Partei nicht halbwegs stehen bleiben kann, ist offenbar. Reagirt Belgien nicht energisch, versteht es nicht, die Geistlichkeit in ihre Sphäre, d. h. die Seelsorge, zurückzuzwängen, so bleibt es eben zurück. Die Welt aber geht vorwärts wie die Wissenschaft: sie geben nicht Acht, ob Jemand zurückbleibt, und ein Paraguay mehr oder weniger macht sie nicht in ihrem Gange irre.

Das verwickelte belgische Experiment ist also noch keineswegs beendet. Wol sind die parlamentarische Verfassung, die Neutralität, die Handelsfreiheit siegreich durchgeführt worden und haben sich in den schwierigsten Zeitläuften glänzend bewährt; aber noch bleiben die größeren Aufgaben zurück: Aufgaben, welche die ganz ähnlich gestellte Schweiz zum größten Theile glücklich gelöst hat: es handelt sich darum, alle Stände des Volkes zum gleichen Dienst für's Vaterland in der einen großen Schule des Nationalheeres zu vereinigen; zwei durch die Geschichte zu einer Nation verbundenen Stämmen mittelst Gleichberechtigung ihrer Sprachen gleiche Freiheit der Entwickelung zu sichern und so die jetzt gebundene geistige und sittliche Kraft der größeren Hälfte der Nation zu entfesseln; endlich dem Staate die unbedingte Oberhoheit über die Kirche zu erobern und, indem derselbe so ganz außer Frage gestellt ist, auch Wissenschaft und Kunst, Erziehung und Religion ein für alle Male der Sphäre politischer Leidenschaft zu entrücken, welche sie alle nur fälschen, hemmen oder verderben kann.

Thomas Carlyle als Moralist.

Von

Charles Grant.

Unter lebenden Engländern ist Keiner, dessen Einfluß auf das Denken seines Landes so weit und tief gewesen, als derjenige Thomas Carlyle's. Spuren desselben begegnen uns auf Wegen und an Stellen, wo wir sie nicht mehr erwarteten; nicht nur in den höheren Gebieten der Literatur, sondern in den Artikeln der Provinzialzeitungen und den Reden nichtconformistischer Prediger. Sein Einfluß ist ein Theil der intellectuellen Atmosphäre Englands geworden; aber die stärksten Geister und die ernsthaftesten Bestrebungen sind es, in denen er am Offenbarsten zum Vorschein kommt. Mit Ausnahme der Naturwissenschaften gibt es kaum einen Theil englischen Denkens und Fühlens, welcher nicht — sei es mittelbar, sei es unmittelbar — durch Thomas Carlyle's Schriften modificirt worden ist.

Wir finden in ihnen Beweise eines mächtigen und seltsam originellen Geistes, tiefen Denkens und ehrlicher Arbeit. Sie sind verschwenderisch reich an wilden Blitzen des Humors und klaren Einblicken in das menschliche Leben und den menschlichen Charakter; an leidenschaftlicher Beredsamkeit, Ironie und Witz. Vor und über Allem: sie sind einzig. Nichts von Dem, was Carlyle geschrieben hat, kann irrthümlich für das Werk eines anderen Mannes genommen werden. Gleich Jean Paul scheint er sich fast eine eigne Sprache geschaffen zu haben, so fremdartig klingt sein Stil den Ohren, welche an das Englisch von Bacon und Addison gewöhnt sind. Diejenigen, die verurtheilt gewesen sind, die Werke seiner Nachahmer zu lesen, werden dies kaum für eins seiner Verdienste halten. Aber bei ihm fühlen wir, daß es keine Affectation ist; daß er nur in dieser Weise sprechen kann; daß Das, was er zu sagen hatte, vielleicht nur so gesagt werden konnte. Wenige werden bestreiten, daß es werth war, gesagt zu werden; aber auf den ersten Blick ist es nicht leicht zu verstehen, wie diese Bände — Uebersetzungen, Biographien, Geschichte und vermischte Essays — ihrem Verfasser die Stellung sichern konnten, welche er einnimmt.

Befremdend erscheint es auch, daß es keineswegs die größten seiner Schriften sind, welche den tiefsten und unmittelbarsten Einfluß ausgeübt haben. Seine Sammlung von „Oliver Cromwell's Briefen und Reden mit Erläuterungen" und seine „Geschichte der französischen Revolution" werden alle seine andern Werke wahrscheinlich überleben; aber nicht an diese, sondern an seine Flugschriften und Essays, vor Allem an „Sartor Resartus" wandte sich die Jugend der letzten Generation, um sich von ihnen führen zu lassen. Es ist hier nicht unsere Absicht, eine Schätzung von Carlyle's Genius zu versuchen, oder auf eine Kritik seiner Meinungen einzugehen; wir wollen nur, so weit es geschehen mag, den Zauber erklären, welchen seine Lehre für so viele ernste und denkende Geister einst besaß.

I.

Die intellectuelle Revolution, welche während des letzten Jahrhunderts über die Gesammtheit der civilisirten Welt fluthete, war nicht die bloße Veränderung eines literarischen oder politischen Glaubens. Sie durchdrang die ganze geistige Natur des Menschen und an manchen Orten nahm sie eine religiöse Form an. Auch konnte es nicht wol anders sein. Ein Zeitalter, welches entschlossen war mit allem Conventionellen zu brechen, und als sein Ideal die Rückkehr zur Natur annahm, konnte die Religion schwerlich mit jener wohlerzogenen, etwas verächtlichen Höflichkeit behandeln, welche bis dahin Mode gewesen war. Auch in dieser Hinsicht mußte das Leben wahrhaft gemacht werden. Diejenigen, welche das Christenthum verwarfen, weigerten sich nun sogar, ihm mit den Lippen zu dienen; diejenigen, welche noch glaubten, drangen darauf, daß man aufhören solle, ihm nur mit den Lippen zu dienen. Wenn die Formeln, welche sie seit der Kindheit wiederholt hatten, wahr seien, so sollten sie nicht nur in der Kirche oder an Festtagen, sondern in den alltäglichsten Worten und Handlungen einen Ausdruck finden. Demgemäß gewahren wir, sogar im protestantischen Deutschland, ein Wachsthum des Pietismus und die Anwandlungen der „schönen Seelen". Aber in England, wo, trotz des Vorganges der Deisten, die große Mehrheit der gebildeten Classen keineswegs vorbereitet war, die Lehrsätze aufzugeben, in denen sie erzogen worden, war die religiöse Bewegung bei Weitem tiefer und von einer längeren Dauer.

Wenn irgend einer, so würde der Charakter John Wesley's, des Stifters des Methodismus, ein sorgfältiges Studium wol belohnen. Er vereinte intensives religiöses Gefühl und entschlossene Hingebung mit scharfem Blick für das praktisch Vernünftige und einem außerordentlichen Organisationstalent. Seine Macht, die Gemüther der Menschen zu bewegen, und seine Fähigkeit, sie zu lenken, erinnern zuweilen an die großen Begründer der Bettelorden. Aber er war der protestantische St. Dominicus des achtzehnten Jahrhunderts, der St. Franciscus der englischen Philister. Niemals vielleicht ist ein so tiefes und aufrichtiges religiöses Gefühl begleitet gewesen von einer so geringen Fähigkeit, sei es für den mystischen Gedanken oder die philosophische Speculation, hat es Ausdruck gefunden in einer so trocknen und mechanischen Form; niemals hat ein System, geistig so flach wie der Methodismus, einen so tiefen und dauernden Einfluß ausgeübt.

Seine Doctrinen fallen glücklicherweise nicht in das Bereich unserer Betrachtung; sein Geist war derjenige der deutschen Pietisten. Empfindsamkeit war damals im Schwange; und dies war ein Versuch, die Religion auf Empfindung zu begründen. Sehnsucht und Verlangen, Verzückung und Niedergeschlagenheit wurden an die Stelle von Thätigkeit und Ueberzeugung gesetzt. Wenn die Schöngeister ihrer Zeit sich daran ergötzten, mit epikuräischer Selbstgefälligkeit jedes Zucken und Zittern ihrer Gemüthsbewegungen aufzuzeichnen: so fanden die „schönen Seelen" ein unermüdliches Vergnügen in der Selbstbeschauung. Auch sie bebten und erglühten in ihren Platonischen Liebschaften mit einem göttlichen und unsichtbaren Bräutigam. Alles dies war aufrichtig genug, im schlimmsten Falle, wie Byron sagte, aufrichtige Heuchelei; aber es war zugleich erschlaffend und krankhaft. In der moralischen sowol als in der physischen Welt wird Derjenige, welcher unaufhörlich seinen eignen Puls fühlt oder beständig über seine eigne Verdauung nachdenkt, bald damit enden, zu entdecken oder sich einzubilden, daß er krank sei. Das ganze Leben der religiösen Gesellschaft zu jener Zeit war darauf berechnet, diese ungesunde Richtung zu nähren. Dem schwärmerischen Bekehrten wurde zwar keine strenge und schmerzliche Ascese auferlegt; aber jede gesunde Thätigkeit, jedes harmlose Vergnügen, die Jagd, der Ballsaal und das Theater, Alles in der That, was ihn veranlassen konnte, auch nur für einen Augenblick, sich selbst und sein Innenleben zu vergessen, ward als weltlich und gefährlich in Mißcredit gebracht. Von weitschweifigem Redefluß dagegen, vom Umgang der Seelen miteinander, von Empfindung, mit Einem Wort, in all' ihren Formen und Gestalten gab es genug, und mehr als genug.

In Deutschland hatte der Pietismus zu dieser Zeit mächtige Beschützer in den oberen Classen gefunden, und hauptsächlich ihrer Begünstigung ist es zuzuschreiben, daß er sich unter den niederen verbreitete. Im englischen Methodismus ward er popularisirt in einem Cultus schöner Seelen „für die Million", und er gewann durch diesen Proceß vielleicht eben soviel an drastischer Wirksamkeit, als er an Zartheit und Verfeinerung einbüßte. Jedenfalls gewann er Macht; während in Deutschland die religiöse Bewegung sich nur in vereinzelten Kreisen zeigte und vorübergegangen ist, kaum eine Spur zurücklassend in der höheren Literatur, hat sie sich in England ihren Weg aufwärts und vorwärts gebahnt, bis sie, während der ersten drei Decennien unsres Jahrhunderts, in einer Form oder der andern, das geistige Leben der Nation beherrschte.

Diese Wiederbelebung des religiösen Gefühls, nicht nur als der anmuthige Zierrath eines Romans oder Gedichtes, oder der Trost einiger weniger hochbegabter und eigenthümlich organisirter Geister, sondern als eine wirksame volksthümliche Kraft, hat die gesammte Literatur und das ganze nationale Leben Englands modificirt. Noch jetzt ist das Christenthum dort eine größere Macht, als es in den Tagen Pope's und Swift's war; aber vor fünfzig Jahren war sein Einfluß weit tiefer und innerlich stärker, als gegenwärtig. Doch war es damals in einem so engen und intellectuell so unhaltbarem Glauben verkörpert, daß fast der erste Anstoß des Gedankens zur Auflehnung gegen dasselbe führen mußte. Daher fanden sich alle jungen Denker der Zeit in einer ungewöhnlichen und peinlichen Lage. Das Gebot der einfachen intellectuellen Ehrlichkeit trieb

sie, den Glauben ihrer Kindheit zu verlassen, während doch keine lange Periode des Indifferentismus einen solchen Schritt leicht und beinahe bedeutungslos gemacht hatte. Der Glaube, welcher sie zur Opposition herausforderte, war kein bleiches Phantom der Vergangenheit, keine abgelebte Institution, deren üppiges Einkommen ihre Vertreter zugleich mächtig und lächerlich machte, kein anerkanntes Material für den geistreichen Scherz und geeigneter Gegenstand für glänzende Epigramme; er war das heiligste Vermächtniß ihrer Mütter, ihrer Schwestern, ihrer Bräute, mit welchem die theuersten Erinnerungen an Heimath und Kindheit sich verbanden. Sie selbst hatten seine Süßigkeit, seinen entnervenden Zauber gekostet. Von der Wiege an waren sie zu beständiger Schau nach Innen erzogen und daran gewöhnt worden, jenem jugendlichen Hang des Brütens über die eignen Empfindungen sich hinzugeben, welcher halb wonnig, halb schmerzlich und ganz und gar eitel ist. Da man sie gelehrt hatte, jede Handlung in dem blendenden Spiel der Lichter und Dunkelheiten eines Himmels und einer Hölle zu sehen, schien ihnen der gemeine Sonnenschein in der Welt farblos und ließ sie kalt. In den Worten Hamlet's hatten sie „keine Lust am Manne — und am Weibe auch nicht".

Es würde ein Irrthum sein, wollte man die Unbefriedigung, welche das geistige Leben Englands eine Zeit lang verdunkelte, diesem Sich-Versenken in eine lediglich auf der Stimmung beruhenden Religion allein zuschreiben, wiewol letztere sicherlich jenes Gefühl verschlimmerte und in hohem Maße die Form bestimmte, welche dasselbe annahm. Von Anfang an hatte die neue geistige Bewegung eine melancholische Färbung. Ganz Europa hatte über die Leiden Rousseau's geweint und fast die erste freie und volle Aeußerung der literarischen Revolution in Deutschland war Werther. Vielleicht wird es immer so sein müssen, wenn die Dichtung ernsthaft unternimmt, mit der Thatsächlichkeit des Lebens zu ringen. Dante war nicht leichtherzig und der Geist, der in den Sonetten Shakespeare's athmet, ist sehr verschieden von dem seiner Komödien. Die Natur verbirgt ein Gift in ihrem Busen, welches sie nur Denen reicht, die sie am Innigsten und Treuesten lieben. Scheint sie nicht beständig auf eine Schönheit hinzudeuten, welche sie niemals ganz verwirklicht; eine Freude zu versprechen, die sie niemals gewähren kann? Aber in den Tagen Dante's und Shakespeare's wußten die Menschen, daß ihre persönlichen Leiden eine Angelegenheit von sehr geringer Wichtigkeit für die Welt im Großen und Ganzen waren und daß diese nur, wenn sie in einer vollendeten künstlerischen Form Gestalt gewonnen hatten, ein Auditorium finden konnten; während die ganze Richtung der neuen Periode darauf hinausging, die Stimmung über die Pflicht zu stellen, das Gefühl über die Handlung und die Empfindung über die Ueberzeugung.

In dieser Niedergeschlagenheit war viel Unwirkliches und Lächerliches. Da Verzweiflung für eine Zeit das rechte Ding und ein gebrochnes Herz die Mode geworden war, so cultivirten die Dandies einen Ausdruck der Theilnahmslosigkeit oder ein höhnisches Lächeln à la Byron als die neueste Zierde des Benehmens. Einige spielten die Trostlosen so lange, daß sie sich wirklich unbehaglich zu fühlen anfingen; und es gab Andere, welche, wie Dickens sagte, niemals glücklich waren, außer wenn sie elend waren. Aber hinter all' dieser Thorheit

lag ein tiefer und aufrichtiger Lebensüberdruß. Solche Romane wie Werther, solche Gedichte wie die von Byron, Leopardi und Heine werden nicht eingegeben durch bloße Affectation; noch würden sie den außerordentlichen Einfluß, den sie einst besaßen, gewonnen haben, wenn die Empfindungen, welche sie verkörperten, nicht ein Echo in vielen Herzen gefunden hätten. Die Bewunderung wenigstens, welche sich über Byron ergoß, war nicht rein ästhetisch. Gerade weil er seinen Landsleuten einst so viel mehr als ein Dichter war, werden selbst seine poetischen Verdienste von ihnen jetzt nur mit einem gewissen Widerstreben anerkannt. Am unduldsamsten sind wir gegen diejenigen Fehler, deren wir uns einst selbst zu zeihen hatten.

Das Unglück Englands war, daß die günstige Umwälzung dort keine neue Philosophie hervorgebracht hatte. Sie hatte die Richtung des Denkens und des Geschmacks völlig verändert, neue Interessen und geistige Bedürfnisse geweckt; sie hatte eine neue Literatur geschaffen. Aber sie hatte sich nicht in einen solchen Plan der Welt und der Beziehung des Menschen zu derselben ausgestaltet, welcher sowol die Vernunft als die Phantasie befriedigen und demgemäß als ein wirklicher Führer angenommen werden konnte. Und eben darnach hungerte die Jugend der Nation; sie auf die metaphysischen Speculationen eines früheren Geschlechtes verweisen, hieß nichts Anderes, als denen einen Stein geben, die nach Brod verlangten. Denn nicht nur die Antworten, welche der menschliche Geist fordert, sondern auch recht eigentlich die Fragen, die er stellt, verändern sich von Zeitalter zu Zeitalter, wenigstens in der Form. Die Zweifel und Schwierigkeiten des heil. Augustinus waren nicht diejenigen Dante's; und diejenigen Dante's sind nicht die unseren.

Am Heftigsten empfunden wurde dieser intellectuelle Mangel auf den englischen Universitäten; und in Oxford gab er Anlaß zu einer neuen religiösen Bewegung, welche damit endete, daß ihre größten Führer und einige von ihren Nachfolgern sich mit der katholischen Kirche versöhnten. Wenn der Tag theologischen Zornes vergangen sein wird, dann wird allgemein zugestanden werden, daß John Henry Newman einer der größten speculativen Geister ist, welche England während dieses Jahrhunderts hervorgebracht hat. Das literarische Verdienst seiner Poesie sowol als seiner Prosa ist längst in ganz England anerkannt, und es ist schwer zu sagen, welch' großes Werk er nicht hätte vollbringen können, wären nicht seine religiösen Ueberzeugungen zu einer seine gesammten Kräfte absorbirenden Leidenschaft gediehen. Theologische Fragen besaßen, wie wir gesehen haben, ein sehr reales Interesse für die meisten seiner Zeitgenossen: ihm schien kein anderes Interesse real. Aber mit einem religiösen Gefühl, so tief und wahr wie dasjenige Wesley's, verband er einen viel stärkeren Intellect und eine höhere Bildung. Von Anfang an standen die Schriften der Tractarianer in scharfbezeichnetem Gegensatz zu denen ihrer Opponenten: sie waren gelehrt, vorsichtig im Urtheil und maßvoll im Ton. Aber in Newman's eigenen Werken finden wir beständig, zusammen mit diesen Eigenschaften, jene Gründlichkeit und Bereitschaft, seinen Ueberzeugungen bis zu ihren letzten Consequenzen zu folgen, welche weit seltener ist. Sein System, wie es dermalen vor uns steht, ist vollständig und kann und muß als ein Ganzes beurtheilt werden.

Es ist verworfen worden von Vielen, welche die größte Bewunderung für das Leben und die Talente seines Urhebers hegen; aber es ist nicht zusammenhangslos, es ist niemals blos tastend oder im Widerspruch mit sich selbst.

Doch diese Eigenschaften, wiewol sie lebhaft geschätzt wurden von den jungen Männern, welche sich in die Kirchen drängten, um den neuen Lehrern zu lauschen, würden ihren außerordentlichen, unmittelbaren Einfluß kaum erklären. Dieser ist vielmehr zurückzuführen auf den Ernst und die Aufrichtigkeit derselben; auf die Thatsache, daß sie sprachen wie „Die, welche berufen sind". Auch sie hatten gelitten, wie ihre Zuhörer noch litten; und sie hatten in dem Glauben, welchen sie predigten, eine Zuflucht und eine Befreiung gefunden. Die alten Dogmen gewannen auf ihren Lippen eine neue Lebensfähigkeit, da sie beständig in Verbindung mit dem modernen Leben gebracht und nicht als rein abstracte Formeln behandelt wurden, sondern als die wahre Antwort auf alle Zweifel und Schwierigkeiten des Zeitalters. Welche Meinung immer wir auch von der theologischen Lehre der hochkirchlichen Partei hegen mögen, nicht geleugnet kann werden, daß es ein offenbarer, moralischer Gewinn war, daß Religion wieder mit Thätigkeit und vernünftiger Ueberzeugung in Zusammenhang gebracht ward, anstatt sich Luft zu machen in Ausbrüchen der Erregtheit und einer krankhaften Erforschung des Empfindens.

Von Anfang an jedoch wandte sich das System hauptsächlich an die Gebildeten und Höherstehenden. Es war zu ideal und in sich abgeschlossen, als daß es, wie der Methodismus gethan hatte, auf die Phantasie der Massen hätte wirken können; und es stand im Gegensatz, nicht nur zur Indifferenz, sondern zu den tiefsten politischen Ueberzeugungen und den heftigsten Vorurtheilen der Nation. Es ist daher nicht zu verwundern, daß hunderte von frommen Federn damit beschäftigt waren, seine Anhänger zu schmähen und daß jedes Mittel, welches das Gesetz gestattete, angewandt ward, um sie zum Schweigen zu bringen. Solche blinde Ausbrüche der Volksleidenschaft haben keine Bedeutung; doch aber waren viele ernste Männer, welche keinen Theil an dem Geschrei nahmen und welche diejenigen, gegen die es erhoben ward, mit Zuneigung und Hochachtung betrachteten, völlig unfähig, ihre Lehren anzunehmen. Diese theologische Erklärung des Lebens mochte glaubbar genug erscheinen auf den schattigen Gartenwegen und in den gothischen Hallen von Oxford, oder in ländlichen Pfarrhäusern, zu denen der Lärm der Welt nur in einem durch die Entfernung gedämpften Echo kam; aber diejenigen, welche mitten im Kampfe standen und täglich Stirn gegen Stirn mit den Thatsachen des Daseins gebracht wurden, fühlten sich, sobald sie sich näherten, abgeschreckt durch eine Empfindung ihrer Unwirklichkeit. Gerade die Schönheit und Vollständigkeit dieser Lehre schienen eher die eines Kunstwerkes, als einer Philosophie. Sie war ein Traumgebilde, welches die Einbildungskraft verwirklichen und vielleicht annehmen konnte; gegen welches aber der gesunde Menschenverstand sich auflehnte, sobald der Versuch gemacht ward, es in der Wirklichkeit auszuführen. Dieser Eindruck ward verstärkt durch den Umstand, daß die Führer der Tractarianer sich mit ihren Argumenten hauptsächlich an orthodoxe Protestanten gewandt hatten; Ungläubigen hatten sie wenig Neues zu sagen. So war das Fundament der schwächste

Theil des ganzen Gebäudes. Und doch ist Newman's Kenntniß der menschlichen Seele so tief begründet; seine Lehre so hoch und rein und angepaßt an alle ihre edelsten Bedürfnisse, daß Viele nur mit einer eigenartigen Traurigkeit fühlten, er sei nicht ihr berufener Führer.

Von einer kleinen Schule englischer Denker, deren Speculationen kürzlich bestimmt waren, in einer etwas modificirten Form einen bedeutenden Einfluß auf das Denken, nicht nur von England, sondern von Europa zu üben, ist bisher Nichts gesagt worden, noch kann davon an dieser Stelle viel gesagt werden, da der Gegenstand zu wichtig ist, um cursorisch abgehandelt zu werden. Die Utilitarier hatten noch nicht in John Stuart Mill einen Schriftsteller gefunden, welcher fähig war, ihre Lehrsätze so vorzutragen, daß sie das Ohr des allgemeinen Publicums gewannen, und sie so zu erweitern, daß sie in Einklang kamen mit der Ansicht des Zeitalters. Wiewol ihre auf politische, gesetzgeberische und ökonomische Reform gerichteten Bestrebungen eine immer zunehmende Aufmerksamkeit erregten, so wurde doch von ihren metaphysischen Meinungen selten anders, als mit einem Lächeln gesprochen. Sie schienen ein Ding, ganz abseits von dem übrigen intellectuellen Leben der Gegenwart; eine letzte Schar von Nachzüglern des achtzehnten Jahrhunderts, welches sich umsonst bemüht, gegen das neunzehnte zu Felde zu ziehen. Zu einer Zeit, wo Leidenschaft und Phantasie ihre vollste Macht gesichert hatten, wandten sie sich an den gesunden Menschenverstand allein. Viele fühlten, daß es im höchsten Grade gleichgültig, ob ihre Theorien wahr oder falsch seien; Andere, daß ihre mechanische Erklärungsweise des Weltalls unbefriedigender und im Grunde unglaublicher, als die wildesten der mythologischen Märchen. Waren sie stark, da wo die hochkirchliche Partei schwach war, so erschienen sie am Schwächsten, wo jene am Stärksten sind. Sie verstanden weder ihr Zeitalter, noch Das, wonach es verlangte; sie waren unfähig, sein Herz zu rühren oder seine Phantasie zu erwärmen [1]). So wurde die Jugend Englands in einen Conflict zwischen Zweifel und Verlangen gezogen. Sie hatten, wie es schien, einzig nur noch zu wählen zwischen einem Glauben, welchen ihre Vernunft verwarf, und einem andern, von welchem ihre innerste Natur sich mit Widerwillen abwandte.

Die geistigen Strebungen und Erscheinungen, deren wechselnde Gestalten wir uns hier bemüht haben flüchtig zu zeichnen, konnten nur Diejenigen berühren, deren Gedanken und Gefühle sich über die Sorgen und Interessen des Tages erhoben. Diese müssen immer eine Minderheit sein, in jeder Classe und jedem Lande. Die große Masse des englischen Volkes betrachtete die Lehren Wesley's und Newman's mit derselben Gleichgültigkeit, oder fühlte nur eine urtheilslose Abneigung gegen sie, weil sie neu waren. Die Volkshaufen, welche die ersten Methodisten bedrohten und mit Steinen warfen, würden dasselbe gegen die Tractarianer gethan haben, wenn die Letzteren auf die Heerstraßen und hinter die Hecken gegangen wären, um nach Convertiten zu suchen, wie es die Ersteren gethan. Mittlerweile war das Leben der Nation mechanischer und eintöniger geworden, als es

[1]) Diese Bemerkungen sind natürlich nicht anwendbar auf den Utilitarismus, wie J. S. Mill ihn gelehrt hat.

jemals zuvor gewesen. Es schien, als ob der bittere Kampf um Reichthümer und Stellung denen, welche nicht zu Rang und Reichthum geboren waren, weder Zeit noch Gelegenheit übrig gelassen hätte für Schönheit, Anmuth und Vergnügen. Ein Extrem erzeugt häufig das andere; und es mag sein, daß ein Theil der religiösen Inbrunst und des idealen Verlangens jener Zeit daraus entsprang, daß man seines kargen äußerlichen Lebens müde war. Auf keinen Fall war der träge Wechsel von Geschäft und Schlaf darauf berechnet, denjenigen Linderung zu bringen, welche seelisch litten, oder ihre Gedanken nach Außen zu gesunder Thätigkeit zu lenken.

II.

So war der Zustand Englands während der ersten Jahre von Carlyle's literarischem Leben, und so die Zuhörerschaft, an die er sich wandte. Er war einer von den Männern, welche es unmöglich finden, in geistiger Hinsicht von der Hand in den Mund zu leben; deren innerste Natur sie antreibt, eine klare Auffassung des Lebens und seiner ethischen Beziehungen anzunehmen oder für sich aufzustellen. Gleich so vielen seiner Zeitgenossen, hatte er gefühlt, wie die Dogmen, in denen er erzogen worden, bei der ersten unsanften Berührung zu Staub zerfallen waren; aber ungleich den meisten, gab er sich männlich Mühe, einen Glauben zu entdecken, welchen man, bei dem allgemeinen Schiffbruch der Religion, in aller Ehrlichkeit bekennen könnte. Jedoch ward die Führung, die er suchte, nicht in den frühen Kirchenvätern gefunden. Ihm war es unmöglich, zu einem Compromiß mit seiner Vernunft zu gelangen, welches ihn in den Stand setzte, seine Zweifel auf der einen Seite und seine seelischen Bedürfnisse auf der andern zum Schweigen zu bringen. Wo sollte er einen Meister finden, dem er folgen konnte?

Uns scheint die Antwort leicht. Es gab einen Mann in Europa, welcher den großen Kampf durchgekämpft hatte bis zum siegreichen Ende. Was man zuerst von ihm vernommen, war der Ausruf liebevoller Anhänglichkeit an die Vergangenheit gewesen, die verzweiflungsvolle Klage über die Gegenwart, welche einen Widerhall wechselnder Harmonie und Dissonanz in allen civilisirten Ländern weckte. In jenen Tagen hatte er, Nacht für Nacht, mit einem scharfen Dolch neben seinem Bett geschlafen, und auf jenen großen Impuls des Augenblicks gewartet, welcher ihm Kraft verleihen sollte, denselben in seine Brust zu stoßen, da das ihm die einzig würdige Form eines selbstgesuchten Todes schien. Aber er war nicht so gestorben. Auf Goetz und Werther waren Iphigenia, Tasso, Wilhelm Meister und Faust gefolgt, auf den gewaltigen Sturm eine vollkommene sonnige Stille. Aber kein Zweifel war gewaltsam unterdrückt oder zum Schweigen gebracht, kein seelisches Bedürfniß aufgegeben worden. In ihm war der intellectuelle Muth und die klare, wiewol oberflächliche Einsicht Voltaire's vereinigt mit dem tiefen Einblick, den die Dichter Europa's wieder einmal ersehnten. Das klingt heute trivial und wie ein Gemeinplatz; aber es wird Carlyle doch zur bleibenden Ehre gereichen, daß er, inmitten des lärmenden Geschreies, welches jedes neue Buch von Scott und Byron begrüßte, der erste Engländer war, welcher die tiefe Bedeutung von Goethe's Leben und Lebenswerk klar durchschaute und ehrfurchtsvoll anerkannte.

Nach seinem eigenen Geständniß war es dieser Dichter, aus welchem Carlyle seine tiefste und vollste Inspiration herleitete; jedoch beschränkte sein Studium der deutschen Literatur sich nicht auf dessen Werke allein, und viele Dinge mußten von anderen deutschen Schriftstellern gelernt werden. In Kant hatte das neue Zeitalter die ersten Worte einer neuen Philosophie gesprochen. Er waren ruhig und gemessen, wie es solchen Worten geziemte. Manchen phantasievollen und enthusiastischen Naturen wie Heinrich von Kleist, schienen sie rauh und unbefriedigend, aber sie kundigten in dieser Sphäre des Denkens, gleich allem Uebrigen, eine Umkehr zu ersten Principien als die einzige Grundlage an, auf welcher sicher gebaut werden mag, und wiewol andere Baumeister auf der so gewonnenen Basis Systeme aufgerichtet haben, welche phantastisch und unsicher genug sind, so bleibt sie selbst doch unerschüttert.

Aber selbst wenn wir diese beiden Goethe und Kant bei Seite lassen, als Männer mit welchen es unrecht sein würde irgend einen andern ihrer Zeitgenossen zu vergleichen, so finden wir in Deutschland während der Periode von welcher wir sprechen eine außerordentliche Thätigkeit in jedem Zweige der Literatur und Kunst. Dichter folgte auf Dichter, Denker auf Denker. Neue Ansichten des Lebens wurden aufgestellt, und neue Gesichtspunkte in Leben gerufen. Keine Frage schien zu dunkel um nicht gelöst, keine Aufgabe zu schwierig um nicht unternommen zu werden. Die Literaturen entlegener Länder und Zeitalter nicht nur derjenigen Europas sondern Indiens und des fernen Chinas wurden studirt und mit einander verglichen, in ihnen war eigentlich man sich entlang an. Auch blieben die Ergebnisse dieser Studien nicht bloß todtes Wissen, sie wurden in die Speculationen des Tages aufgenommen und modificirten dieselbe beträchtlich. In der Verbindung unserm [illegible] mit der [illegible] der Kunst [illegible] ist [illegible] der Literatur [illegible] Gleichheit; jener Periode [illegible] bemerkt werden, es ist der Zeit des [illegible] der Ruhe der Einfachheit und der Unbefangenheit des Gedankens die [illegible] Leben [illegible] Zeitalter eine Parallele dem Vergleich aushält mit dem [illegible] Deutschlands während der letzten zwanzig Jahre von welcher [illegible] Carlyle hatte das selbst [illegible] Die [illegible] Gemeinschaft der [illegible] Kunst und [illegible] [illegible] für das poetische [illegible] stische Studium [illegible] [illegible] Ideal betrachten als zu hoch oder zu mühsig für [illegible] [illegible] Entsagung, aber [illegible] Darstellung der Seele gerichtet wurde, so war es unvermeidlich daß man gelegentlich solche Abgrenzungen [illegible] aber häufig einen ungesetzlichen Nachdruck auf gewisse Stadien der Entwickelung legte, welche vernachlässigte, und auf diese Weise der harmonischen Entwickelung der Natur verfehlte. Das Studium der classischen Literatur hatte ja den Vortheil, es gestattet daß unter dem Einfluß verschiedener Culturperioden der Geist übergestaltet verschiedene Arten der Vollendung annimmt, von denen keine an sich höher oder niedriger als der Art geschätzt werden darf, in der sie den Gedanken welche er verkörpert, adäquat ist. Im vorliegenden Falle mochte Carlyle unter jeder dieser Formen empfinden, wie unvollkommen es auf den ersten Blick scheinen mag, daß das Resultat einer hohen literarischen Entwickelung aber sie hätte zu einer gleichförmigen vorbereitenden, worauf [illegible]

gegengesetzten Irrthümern. Es gab Dichter, welche große Sorgfalt und viele Mühe aufwandten, um in Deutschland Versformen einzuführen, welche dem Genius der Sprache und dem Geiste der Zeit fremd waren. Es gab andere, welche — übersehend, daß es in der Kunst unmöglich ist, die Gedanken von der Form zu trennen, ohne Beide zu tödten — Freiheit zur Entschuldigung für Zügellosigkeit machten, und unzusammenhängende, zuweilen sogar chaotische Werke hervorbrachten. Jedoch überall, selbst in diesen Irrthümern, war Unabhängigkeit, Kühnheit und Originalität, eine Ueberfülle von Leben und Kraft.

Eine solche Literatur übt eine große Anziehung auf den Fremden aus; aber es ist eine Anziehung, welche ihn nur zu oft irre führt. Es ist leicht genug, Kunstwerke nach einem angenommenen Muster zu beurtheilen, und sie gerade wegen dessen zu tadeln, was sie an Kraft und Originalität besitzen; aber diejenigen, welche ihren Zauber einmal gefühlt haben, sind eher geneigt, Beides ihrer Fremdartigkeit zuzuschreiben, mit Entzücken auf zufälligen Eigenthümlichkeiten zu verweilen, jeden Fehler nachzuahmen und jede Manierirtheit zu übertreiben. Carlyle's hochherzige Sympathie für Alles, was groß ist, bewahrte ihn vor der ersteren, sein gesundes Urtheil und der weite Umfang seiner Bildung vor der zweiten dieser Gefahren. Die Fragen, welche ihn interessirten, waren nicht durch Bücher, sondern durch das Leben angeregt worden; sie hatten eine intensive Wirklichkeit, eine tiefe praktische Wichtigkeit für ihn. Er wandte sich an die deutschen Denker, um von ihnen eine Antwort zu erhalten auf diejenigen Fragen, welche das Ergebniß einer englischen intellectuellen Bewegung waren, und an ihrer Fähigkeit, Licht auf dieselbe zu werfen, prüfte er die neue Philosophie. Er machte keinen Versuch, ein vollständiges System aufzustellen, noch verlangte er, ein solches angenommen zu sehen. Er strebte einzig darnach, die Schwierigkeiten zu entfernen, welche sich seinem eignen Geist am Heftigsten dargestellt hatten. Alle seine Schriften hatten daher eine deutliche Tendenz auf die geistigen und sittlichen Bedürfnisse seiner Landsleute.

Dies war sogar bei seinen Uebersetzungen der Fall. Die Werke, welche er auswählte, waren immer im Hinblick auf ihre Beziehungen zu Angelegenheiten von englischem Interesse, dem Zweifel und den Bestrebungen seines eigenen Zeitalters gewählt. Bei Weitem das Wichtigste war Wilhelm Meister. Es war schwerlich der unvergleichliche Stil der Erzählung, die poetische Meisterschaft, mit welcher die Charaktere gezeichnet und einander gegenübergestellt sind, mit Einem Wort, die vollendete Kunst des Buches, wiewol er Geschmack und Empfänglichkeit genug besaß, um sie zu schätzen, welche Carlyle veranlaßte, Goethe's größten Roman zu übersetzen. Was ihn wünschen ließ, das Buch bei dem englischen Publicum einzuführen, war vielmehr das Seelengemälde des Helden, welcher langsam, durch tausend Thorheiten und Irrthümer zu Stärke und Freiheit heranwächst, die tiefe und ruhige Weisheit, welche auf jeder Seite gefunden wird. In anderen Aufsätzen kommt er oft auf Das zurück, was er als die Moral der Erzählung betrachtet: „Mit Entsagung beginnt das Leben"; und „Hier oder nirgends ist Amerika"; und kaum weniger häufig auf die Worte, mit welchen Wilhelm von Friederich verspottet wird: „Du erinnerst mich an

Saul den Sohn des Kiß, welcher ausging, nach seines Vaters Eseln zu sehen und ein Königreich fand."

In mancher Hinsicht ist Carlyle's Wiedergabe nicht hoch genug zu rühmen. Die Engländer haben keine andere Prosa-Uebersetzung aus dem Deutschen, welche sich mit derselben in Geist und Treue vergleichen kann. Wenn wir uns aber zu dem Original wenden, so macht sich uns eine Verschiedenheit des Tones bemerkbar, welche auf den ersten Blick nicht leicht zu erklären ist. Aehnlich fühlen wir bei den Copien italienischer Meisterwerke, welche von den großen holländischen Malern herrühren, daß im Proceß der Nachbildung gewisse Elemente verloren gegangen und andere hineingekommen sind. Die Individualität des Uebersetzers ist zu stark, um ganz in der von ihm unternommenen Aufgabe unterzugehen. In Carlyle's Fall ist dies hauptsächlich dem Charakter seines Stiles zuzuschreiben. Dieser ist immer lebendig und kraftvoll, es würde vielleicht unmöglich gewesen sein, in irgend einem anderen Stil Goethe's seine Satzwendungen und schöne Steigerungen des Sinnes gleich treu und eindrucksvoll wiederzugeben, aber er ist nicht leicht oder anmuthig, und Leichtigkeit und Anmuth gehören zu den vorzüglichsten Reizen des Originals. Auf diese Weise gewinnen die Worte im Englischen etwas, so zu sagen, Emphatisches, was sie im Deutschen nicht haben, ein Theil ihrer leichten, spielenden, scheinbar unbewußten Ironie geht verloren.

Die meisten Verehrer Goethe's werden einen annähernd gleichen Eindruck von den Aufsätzen Carlyle's über den Dichter empfangen haben. Sie haben in demselben das Porträt eines Freundes, welches von der Hand eines Meisters entworfen ist, das Bild ist gefällig; die Aehnlichkeit sprechend, aber die Züge tragen dennoch einen Ausdruck, der ihnen fremd ist. Es ist dies auch nicht zu verwundern. Wenn der einfachste Felsen und Baum einen verschiedenen Charakter annimmt, je nachdem er von verschiedenen Künstlern gezeichnet ist, wie viel mehr muß ein großer Geist Jedem von Denen, die ihn studiren, einen anderen Anblick darbieten. In jedem Gegenstande sehen wir nur Das, was wir zu sehen die Fähigkeit haben, hauptsächlich Das, was uns interessirt und deshalb zu fördern vermag. Der Mann, welcher Goethe in einem tieferen Sinne verstehen, welcher durch ihn hindurch und über ihn hinwegsehen und die Möglichkeiten sowol als die Errungenschaften seines Genius vollständig taxiren könnte, der müßte ein Größerer sein als Goethe, und ein solcher ist noch nicht geboren. Wir müssen zufrieden sein mit mannigfachen Bildern von verschiedenen Seiten dieses universellen Mannes, da die Darstellung von ihm, wie er war, nicht erwartet werden darf. Unter Studien dieser Art werden diejenigen Carlyle's in der Schätzung aller wahren Goethefreunde stets einen wichtigen Platz einnehmen. Sie sagen uns wenigstens, was ein ungewöhnlich ehrlicher und ursprünglicher Geist, ein Zeitgenosse, ein ehrfurchtsvoller Bewunderer, ein persönlicher, wennschon nicht intimer Freund, über den größten Intellect der neueren Zeiten dachte. Dies ist die Stellung, welche Carlyle beständig innehält: er schreibt immer als ein Lernender, nicht als ein Richter, und obwol seine ganze Geistesrichtung ihn antreibt, hinter den Werken des Dichters den Mann zu suchen, so vergißt er doch nie für einen Augenblick die Schwierigkeit seiner Aufgabe. Er ist absolut frei

von kleinlicher Neugier. In den Schriften des Dichters sucht und findet er nur dessen bestes und höchstes Leben verzeichnet.

III.

Wir haben gesehen, daß Goethe's Leben für seine englischen Zeitgenossen eine Bedeutung besaß, welche es für unsere eigene Generation schwerlich haben kann. Der Verfasser des Werther hatte „ihre Sünden getragen und ihre Leiden erduldet"; wol mochten sie fragen, wie es geschehen, daß er sich triumphirend über sie erhoben. Diese Frage hat Carlyle niemals verlassen, selbst wenn er mit der zärtlichsten Hingebung bei den rein ästhetischen Schönheiten eines Gedichtes, wie Helena, verweilt. Seine Ansicht der Sache drückt sich vielleicht am Klarsten und Schärfsten in der folgenden Stelle aus, welche wir anführen als charakteristisch mehr für den Schriftsteller als die Werke, die er kritisirt.

„In Goethe's Werken, wenn man sie chronologisch ordnet, sehen wir dies über allen Dingen: einen Geist, welcher sich zu immer klarerer Freiheit emporarbeitet, welcher eine immer vollkommnere Herrschaft über die Welt gewinnt. Das pestilenzialische Fieber des Skepticismus macht alle seine Phasen durch, aber es endet und verschwindet glücklicherweise bei der letzten, nicht in Tod, nicht in chronische Krankheit (der gewöhnlichste Weg), sondern in reinerer, fortan unverwundbarer Gesundheit. Werther nannten wir die Stimme von der Welt Verzweiflung: leidenschaftlich, nicht zu zügeln ist diese Stimme; noch nicht melodisch und erhaben — wie wir sie dennoch zuletzt hören in dem wilden, apokalyptischen Faust: gleich einem Todtensang untergehender Welten; keine Stimme freudevoller „Morgensterne, zusammen singend" über eine Schöpfung; sondern rother, fast verlöschter Mitternachtstern, in sphärenhafter Schwanenmelodie verkündend: Es ist vollbracht [1]).

„Was in der nächsten Periode folgt, dürfen wir, in Ermangelung eines besseren Namens, heidnisch oder ethnisch in Charakter nennen, ähnlich Demjenigen des alten Griechenlands und Roms. Wilhelm Meister ist von dieser Signatur: warmes, herzhaftes, sonniges, menschliches Bemühen, ein freies Anerkennen des Lebens in seinen Tiefen, Mannigfaltigkeit und Majestät; bis jetzt keine Gottheit dort anerkannt . . . . . .

„Zweifel auf Verneinung zurückgeführt, liegt nun hingestreckt unter dem Fuße: das Feuer hat seine Arbeit gethan, die alte Welt verglomm in Asche; aber der Rauch und die Flammen sind hinweggeweht und die Sonne scheint wieder klar über den Trümmern und ruft aus ihr ein neues, edleres Grün und Blumenwerk hervor. Zuletzt, in der dritten abschließenden Periode, triumphirt melodische Feier; ein tiefer, Alles durchdringender Glaube spricht mit milder Stimme, ernst und froh zu uns aus den Wanderjahren, im West-Oestlichen Divan, in manch' einer kleinen Zahmen Xenie, manch' einem der „Sprüche", die auf Fülle und Tragweite nur im alten Testament ihres gleichen finden."

Wir wollen bei der Frage nicht stehen bleiben, ob die drei Phasen, die hier

[1]) Das Essay, welchem obige Stelle entlehnt ist, war veröffentlicht, bevor der zweite Theil des Faust erschienen.

beschrieben sind, in Goethe's Leben wirklich nachgewiesen werden können. Carlyle sieht in ihnen fast nothwendige Stufen in der vollen Entwickelung jeder Seele, wenigstens in einem Zeitalter, wie das unsre, wo alle vorhandenen Formen religiösen Glaubens so Vielen unglaubbar geworden sind. Sie stellen sich verschiedenartig dar, je nach den Verschiedenheiten im individuellen Charakter; aber ihre innerste Natur bleibt dieselbe. Im zweiten Buch von „Sartor Resartus" hat er das Bild einer Seele, welche diesen Proceß durchmacht, gezeichnet, indem er die Skizze so frei als möglich von dem Einfluß zufälliger Umstände und persönlicher Züge hielt. Aus diesem und anderen Werken seiner ersten literarischen Periode, kann die Summe von Carlyle's Lehre über diesen Punkt folgendermaßen gezogen werden.

Die moralische Entwickelung beginnt mit einer Empfindung der Unzulänglichkeit des Lebens; mit einem Gefühl, daß es uns nicht befriedigt, welches langsam zu der Ueberzeugung reift, daß es uns nicht befriedigen kann. Dies ist die Periode der Verzweiflung — eines Werther, Rousseau, Byron. Der zweite Schritt wird gethan, wenn Zweifel verwandelt wird in Verneinung; wenn der Dulder erkennt, daß Lust und Schmerz nicht das Endziel des Daseins sind, und wenn er, zu derselben Zeit, sich der Kraft bewußt wird, auch ohne Befriedigung, wenn es sein muß, zu leben und zu arbeiten. Von jetzt an kann er sich an den einfachsten Dingen erfreuen, ohne sie mit seiner unendlichen Sehnsucht zu vergleichen; er kann die Welt genießen, ohne ihr Sklave zu werden. Dies ist die Periode gesunder weltlicher Thätigkeit — eines Burns und Wilhelm Meister. Der nach Wahrheit ringenden Seele jedoch ist noch ein andrer Schritt möglich. Der Tag mag kommen, an welchem der Mensch einsieht, daß sein eignes Leben und Werk demjenigen der Natur nicht entgegengesetzt, sondern in der tiefsten Harmonie mit ihm ist. Dies ist die höchste Stufe moralischer Entwickelung, die Periode der göttlichen Komödie und der letzten Werke Goethe's. Doch darf nicht übersehen werden, daß für Carlyle alle diese Perioden nur Stufen eines langsamen organischen Wachsthums sind; sie können nicht durch irgend einen bewußten Act des Intellects oder Willens hervorgebracht werden. Solchergestalt offenbart sich das geistige Leben in uns. Alles, was wir thun können, beschränkt sich darauf, daß wir der Ueberzeugung unerschrocken treu sind und unsre nächste Pflicht gewissenhaft erfüllen, so daß wir fähig und würdig bleiben, wenn die Zeit gekommen ist, in eine bessere Zukunft einzutreten.

Von dem Rest von Carlyle's Lehre ist es nicht möglich, einen so gedrängten Bericht zu geben. Es ist bereits gesagt worden, daß er ein vollständiges System weder aufgestellt noch angenommen hat; es darf sogar bezweifelt werden, ob sein Geist von Natur für abstracte Speculation besonders befähigt gewesen sei. Doch zu der Zeit, in welche seine Jugend fiel, drängten sich jedem ehrlichen Geiste tausend Zweifel auf, welche beantwortet oder zum Schweigen gebracht werden mußten, bevor irgend welche gesunde Thätigkeit möglich wurde. Was er suchte, war ein philosophischer Glauben, welchem er sich hingeben könne, wie Andre sich einem religiösen Glauben hingaben: eine Ueberzeugung, welche im Stande sei, als Fundament für sein gesammtes intellectuelles und moralisches Leben zu dienen. Verschiedene von den Resultaten deutschen Denkens waren für

ihn, was Spinoza's Ethik für Goethe gewesen: ein unerschütterlicher intellectueller Standpunkt, von welchem aus er die Welt sicher überschauen; ein festes Centrum, um welches seine übrigen Meinungen sich crystallisiren konnten. Aber wie er sie gesucht hatte, so lehrte er sie: nicht in sorgfältig erwogenen Abhandlungen, sondern in fragmentarischer Weise, je nachdem sie Licht zu werfen schienen auf diese Frage oder jene. Alles, was hier gethan werden kann, ist ganz allgemein, ohne Commentar oder Kritik, seinen Gesichtspunkt anzudeuten.

Kant's großer Lehrsatz, daß Raum und Zeit nur die Form unsres Denkens sind, ist die Grundlage von Carlyle's Philosophie. Unsre Einkerkerung in diese „gespenstischen Mauern" verbirgt vor uns die wunderbare Natur des Universums. Die ganze Welt ist Nichts als eine Offenbarung des Geistes in Raum und Zeit. Und wenn dies wahr ist selbst von Dem, was wir die todte, unorganische Materie nennen, von Feld und See, um wie viel deutlicher wird es, sobald Leben und Vernunft erscheinen. Jeder Mensch ist eine sichtbar gemachte Seele; jedes seiner Werke, von der Feuerstein-Pfeilspitze des Wilden bis zu Michel Angelo's jüngstem Gericht, ist ein verkörperter Gedanke. Universalgeschichte ist die Geschichte des Vorgangs, wie große Ideen sich eine Form geschaffen haben in den Religionen, Staaten und Systemen des socialen Lebens; und diese Formen, da sie gebildet wurden aus dem Zeit-Element, müssen alt werden und verschwinden, um Platz zu machen für neue Manifestationen des ewigen Geistes.

In diesem wunderbaren Universum kann Nichts des Studiums unwürdig sein; Alles, was existirt, hat eine Bedeutung, welche zu kennen gut für uns wäre. So, mit all' seinem Idealismus, erkennt Carlyle vollständig an, oder erklärt vielmehr ausdrücklich, wie wichtig die Wirklichkeit sei. Doch daraus folgt nicht, daß alle Gegenstände die gleiche Wichtigkeit haben, da in einigen der höhere Gedanke klarer erkennbar ist, als in andren. Nichts von allen aber scheint ihm eine so tiefe Bedeutung zu haben, wenigstens für uns, als das Leben großer Männer. Hier ist der Geist, der alle Dinge durchweht, am Vollständigsten in derjenigen Form offenbart, welche für uns die verständlichste ist.

Wahrscheinlich ist es diese Ueberzeugung gewesen, welche Carlyle veranlaßte, metaphysische Speculation und literarische Kritik aufzugeben, und die Blüthe seines Lebens historischen Studien zu widmen. Hier ist auch die Erklärung für Vieles zu finden, was in seiner politischen Doctrin am Meisten befremdet. In keiner dieser Sphären des Denkens jedoch ist es gegenwärtig unsre Absicht, ihm zu folgen.

Es ist leicht zu begreifen, welch' einen außerordentlichen Einfluß eine ideale Philosophie, gleich der obigen, auf die Gesinnung von Carlyle's Zeitgenossen ausgeübt haben muß, wenn diese Philosophie beständig in Beziehung mit Angelegenheiten des allgemeinen Interesses gesetzt und mit Geist, Humor und jenem leidenschaftlichen Ernst vorgetragen wurde, welche aus einer festen Ueberzeugung nicht nur von ihrer Wahrheit, sondern von ihrer unmittelbaren praktischen Wichtigkeit entsprang. Schon die Thatsache, daß unter einer Generation von mehr oder weniger aufrichtigen und geständigen Skeptikern er allein einen Glauben vertrat, welcher Zweifel nicht als Sünde brandmarkte, vielmehr erklärte, dessen alleräußerste Ergebnisse anerkannt und verkörpert zu haben, lieh Allem, was Carlyle

zu sagen hatte ein ungewöhnliches Gewicht. Auch war die Ueberlegenheit die er durch die Stärke seiner Ueberzeugung gewann, nicht von einer blos äußerlichen Natur. Nur demjenigen, welcher schwankt, erscheint das Leben verworren und die Welt als ein Chaos. Derjenige, welcher umsichtig und ohne jeden Zweifel irgend einen Gesichtspunkt — sei es der Dante's oder der Tiberot's — sich anzueignen vermag wird bald finden, daß alle seine Thatsachen und Meinungen sich in harmonische Ordnung fügen. Er kann von seinem einzelnen Wachtthurm auf die ganze Welt ausschauen und, mehr oder weniger deutlich, ihre wahren Verhältnisse und richtigen Perspectiven erkennen. Wir sagen daher Nichts, was auch nur im Entferntesten auf die Wahrheit oder den Werth von Carlyle's philosophischen Theorien gedeutet werden könnte, wenn wir hinzufügen, daß das Bild des Lebens, wie er es in seinen verschiedenen Schriften entfaltet, umfassender und innerlich consequenter ist, als irgend ein anderes, welches aus den Werken irgend eines andern englischen Autors seiner frühesten Periode zusammengestellt werden könnte, denn John Henry Newman hing damals erst an, sich seinen Weg zu seinem Individualismus zu bahnen.

Aber es war nicht nur der Muth, die Consequenz und das literarische Talent Carlyle's, welches seiner Lehre eine so riesige Herrschaft sicherte. Der Utilitarier waren wir gewohnt, nüchtern gerade, der Phantasie entgegen, der Hochkirchen-Partei war es nicht gelungen, den gesunden Menschenverstand der besten Jugend von England zu überzeugen; aber durch Form des Transcendentalismus wandte sich zugleich an die Vernunft und der Einbildungskraft an den Geist und das Herz. Der Bewunderer Carlyle's fanden daß hier die nahezu germanischen Rechte der Individualität und die dämonische Kraft der Leidenschaft voll anerkannt waren. Irgendwo welche sich im Ueberdruß vom menschlichen Leben als von einem Ganzen, zu welchem Interesse hat, abgewendet hatten waren erstaunt zu finden daß die gewöhnlichen Dinge des Alltags, wenn man sie in diesem Lichte betrachtete, eine neue und mächtige Bedeutung gewannen. Der des Glaubens bedürftige hörte sein Herz an der Kirche klopfen, der sein Verstand verwarf mochte hier sich sagen daß er in einem höheren persönlichen Verhältniß zu dem — endlichen Gesetze stehe, während die weit größere Zahl Derjenigen welche der ihrem Geiste gegebenen Gegenwart ihrer Kindheit entsagt hatten nicht umhin konnten daß für sie Nature ein Trost, eine Kraft und der Gedanke von Ruhe, Milde und göttlicher Fürsorge gewinnen waren, nunmehr entdeckten daß sie in allen Schwierigkeit einen wahren und wirklichen Grund auch keineswegs den letzten Rückhalt einer riesigen Erfahrung in derselben anerkennen hatten.

Jene schönen und die hauptsächlichen Ursachen des großen Einflusses gewesen zu sein, welchen Carlyle rasch ausgeübt hat. Andere Lehren sind ihm gefolgt und der Wahrheit seiner denkenden Landsleute hat einen anderen Glauben angenommen, aber die Nachwirkungen jener früheren transcendentalen Lehren sind noch zu erkennen in der erweiterten Toleranz und der vertieften Einsicht der besten englischen Schriftsteller aller Parteien.

Wie hören wir Musik?

Von

Ferdinand Hiller.

Wie sich einzelne und viele der Musik gegenüber verhalten, will ich hier zu erörtern versuchen. Ich verkenne nicht die ungemeine Schwierigkeit der Aufgabe. Haben wir ja doch überall keine Ahnung davon, welche Eindrücke andere empfangen. Und zwar eben so wenig, wenn unsere Meinungen über das Empfangene übereinstimmen, als wenn sie auseinander gehen. Wie sollte es anders sein? Sind wir uns doch so *unähnlich* wie — ein Ei dem andern. Zu der unendlichen Verschiedenheit unserer Naturen, kommt die, wo möglich noch größere, unserer Erziehung — unserer Erziehung im weitesten Sinne des Wortes, — durch die Familie und die Schule, durch unser Volk und unsern Staat —, durch die Freuden und Leiden, durch die Kämpfe, durch die Siege und Niederlagen unseres Daseins.

Und allem und jedem gegenüber, war und ist alles und jedes von Bedeutung — wer wüßte das nicht? Man hat nur allzu selten Lust und Zeit es sich im einzelnen Falle klar zu machen. Das Entstandene nimmt uns zu sehr in Anspruch, um uns nachdenken zu lassen, über das Entstehen — wir sind wie wir sind, gleichviel wie wir es geworden. Wir handeln und empfinden aus der Besonderheit des Daseins heraus, die uns zu Theil wurde — aber viel mannigfaltiger als unsere Thaten gestalten sich unsere Eindrücke, denn bei den ersteren stehen wir, hemmenden Gesetzen gegenüber, die Letzteren jedoch spotten jeder Vorschrift, jeden Gesetzes, und keine Freiheit bleibt uns, als die eines aufrichtigen oder unaufrichtigen Darlegens derselben. — Meine Sache ist es nicht, kann es leider nicht sein, diese Thatsachen so zu begründen und zu entwickeln, wie ich möchte. Nur einige Erfahrungen will ich mitzutheilen versuchen, die ich als Musiker gemacht, in Beziehung auf das Verhältniß der Menschen zur Tonkunst, auf ihre Eindrücke und Auffassung derselben, sowol im allgemeinen als theilweise im einzelnen, nach der Verschiedenheit ihrer Bildung, ihrer Beschäftigung, ihrer Stellung, ja ihres Geschlechtes und Alters; wohlwissend, daß der Reichthum der Individualitäten, jeder Beschränkung eines noch so weit gezogenen Kreises spottet. Aber gerade, weil wir beim Kleinsten, wie beim Größten dem

Unendlichen gegenüberstehen, muß es uns Menschenephemeriden erlaubt sein, für bestimmte Betrachtungen bestimmte Grenzen zu ziehen.

Bei einer andern Gelegenheit habe ich versucht, mit breiten Pinselstrichen eine Charakteristik des musikalischen Publicums der hervorragendsten musikalischen Nationen zu geben. Wenn ich auch hoffe, daß vieles von dem, was ich heute auszuführen versuche, als allgemein gültig (was man so zu nennen pflegt!) zu nehmen sei, so habe ich dabei doch hauptsächlich meine deutschen Landsleute, im weitesten Sinne des Wortes, im Auge gehabt. Wie kein anderes Volk, steht das deutsche, den verschiedenartigsten Gattungen der Tonkunst, den verschiedenartigsten Schöpfungen derselben, im allgemeinen ziemlich unbefangen gegenüber — bei keinem andern ist ein gewisser, wenn auch nicht allzuhoher Grad, musikalischer Bildung so verbreitet, wie bei ihm. Nirgends wird so viel Musik gemacht, nirgends wird auch so viel darüber gesprochen und geschrieben. Aber es gibt ja auch keine andere Kunst, ja kaum einen Zweig der Literatur, die so unerbittlich freundlich die Populationen ihrem Einfluß zu gewinnen versuchten, wie die Tonkunst. Wer vermöchte sich ihr ganz entziehen zu können? Von Museen und Ausstellungen kann man sich fern halten — an Werken der Architektur oder der Bildhauerkunst gleichgültig vorüber eilen — Dichtungen und Romane perhorresciren — wer nicht lesen kann, wird sogar den Zeitungen zu entgehen im Stande sein — aber auch in den Kerker, in die Einöde wird die Muse des Gesanges, im bescheidensten Gewande den Vereinsamten begleiten und ihm leise zuflüstern, in den Liedern seiner Kindheit einige Zerstreuung, einigen Trost zu suchen.

In ihren einfachsten Aeußerungen, die aber doch immer noch den Urgesetzen ihrer Natur gehorchen, verliert die Musik fast den Charakter einer Kunst — sie wird, gleich dem Lichte, gleich der Luft, zum Lebenselement. Und in dieser Auffassung schleudert Shakespeare seinen Verdammungsstrahl auf „jeden, der nicht Musik hat, in ihm selbst, den nicht die Eintracht süßer Töne rührt." — Denn daß man ein guter, braver, liebenswürdiger, hochgebildeter Mensch sein könne, ohne von Beethoven's letzten Streichquartetten ergriffen zu werden, müssen deren enthusiastische Verehrer kummervoll zugestehen! —

„Die Eintracht süßer Töne." Hier wie in tausend Fällen fand der große britische Dichter mit dem einfachsten Ausdruck für das Einfachste zugleich den sinnvollsten für ein Unendliches — denn Alles, wodurch die Musik, ohne Nebenabsichten und Nebengedanken, die Menschheit entzückt und beglückt, ist darin enthalten. In Eintracht sollen die Töne sich folgen — in Eintracht unter einander sollen sie ihren Werth und ihre Dauer beanspruchen — in Eintracht zu gleicher Zeit auftreten. Und zwar süße Töne sollen es sein! volle, reine, wohlklingende. Was alles unsere Theorien aufstellen mögen von Gesetzen, denen Melodie, Harmonie, Rhythmik zu folgen haben, ist aus diesen wenigen Worten freilich nicht zu errathen, — sie schließen sie aber in sich ein. Und so angeboren ist dem Menschen der Sinn für „süße, eintrachtsvolle Töne", daß da, wo wir ihnen anspruchslos begegnen, anspruchslos von beiden Seiten, unser tausendfach differirendes Verhältniß zur Musik zurücktritt und wahrlich nur blasirte Bösewichter ihre wohlthuende Kraft nicht anerkennen werden.

Anspruchslos von beiden Seiten, sagte ich — denn die Unbefangenheit hört auf wo die Musik gehört sein *will* und Zuhörer voraussetzt, die sie hören *wollen*. Das berüchtigte Wort, das mehreren großen Männern zugeschrieben wird: „unter allem Geräusch sei Musik ihnen das unangenehmste", findet nur darin seine Erklärung, daß es schwer, ja fast unmöglich, den Tönen gegenüber gleichgültig zu bleiben — und die schwere Beleidigung, die in jenem Worte zu liegen scheint, enthält ein Zugeständniß an ihre Macht.

Ein gut Stück Zudringlichkeit wird der Tonkunst allerdings auch von ihren brünstigsten Verehrern, vielleicht von diesen am heftigsten vorgeworfen — wenn wir's aber genauer betrachten, so liegt es an einer beklagenswerthen Unvollkommenheit *unserer* Organisation. Das Auge können wir abwenden, ja zuschließen — das Ohr aber bleibt allen Greueln geöffnet, die uns täglich und stündlich verfolgen. Faust verlangt Flügel, um sich in himmlische, selige Höhen zu erheben — uns Musikern am ersten wäre für unsere höchsten Flüge vor allem mit einem Paar Ohrlidern gedient. Und wie sehr würden wir sie dem einsamen Denker gönnen, gegen dessen Klage über das vorlaute Wesen unserer Kunst wir nichts beschönigendes zu entgegnen wissen.

Aber auch wie bescheiden ist unsere hohe Kunst! Mit welch' geringer Theilnahme weiß sie sich zu begnügen! Und man sage nicht, daß auch andere Künste nichts einwenden dürfen, gegen ein durchaus oberflächliches Inbetrachtziehen ihrer Schöpfungen — denn bei ihnen sind die lebendigsten Werke doch leblose Gegenstände — während die geringsten, wie die höchsten musikalischen Productionen die hingebende Thatkraft Ausführender erheischen, und somit schon *das* Interesse herauszufordern berechtigt wären, welches die Menschen sich als gesellige Creaturen gegenseitg schulden. Aber nein — im frohen Bewußtsein, erfreuliches zu leisten, begnügt sich die Tonkunst mit unzähligen ihrer Jünger, in den Hintergrund zu treten vor den geringsten uns in Anspruch nehmenden Lebensäußerungen. Nicht allein das Verhalten des Hörers zur Musik ist ein tausendfältig verschiedenes — die Formen, in welchen sie sich den Menschen bietet, in welchen sie dienend oder herrschend, gleichberechtigt oder zurücktretend, demüthig oder selbstbewußt auftritt, zeigen einen außerordentlichen Reichthum. — Und jeder Kundgebung steht jeder Grad von Theilnahme gegenüber — der geringsten wie der erhabensten die ganze Stufenleiter vom gleichsam unbewußten Hören des Gebotenen bis zum vollständigen Versenken in dasselbe.

Das ursprünglichste, allgemeinste Verhältniß des Menschen zur Musik, dessen ich aber doch hier gedenken muß, ist und bleibt dasjenige, welches aus der Uebereinstimmung rhythmisch geordneter Bewegung des Körpers und der Tonweise entspringt. Das *Zeitmaß* der Bewegung bildet dabei durchaus den Schwerpunkt; man kann es in die Luft zeichnen (ein Dirigent thut zum Theil nichts anderes), und es würde von anregender Verständlichkeit bleiben — in unbestimmtesten Klängen kann es genügen — in dem Kleide von geordneten Tönen, durch welches es zur Musik wird, wirkt es mit einer so wunderbaren Kraft, daß man davor erschrecken würde, wäre man nicht daran gewöhnt. Die elementare Macht, mit welcher die Tonkunst hier auftritt, mit welcher sie zur ausgelassensten Freude treibt, wie zum todesmuthigen Kampfe, sie erzeigt sich

bei Gebildeten, wie bei Ungebildeten, gleich unwiderstehlich — aber nicht bei Jungen und Alten. „Si jeunesse savait, si vieillesse pouvait", heißt ein geflügeltes Wort der Franzosen, das in allen Sprachen seine Richtigkeit behält. Hier brauchen die Jungen nichts zu wissen — das Nichtkönnen der Alten wird aber für sie, den frischesten, fröhlichsten Weisen, einen kleinen elegischen Beiklang geben.

Durch alle Gattungen der Tonkunst bleibt das Hervortreten prägnanter Rhythmik dasjenige Element, welches uns am lebhaftesten ergreift. Dringt es auch nicht in die Tiefe des Gemüthes, so ist es so Nerven- und Muskelnpackend, daß es, auf eine Weile wenigstens, alle anderen Regungen des Geistes und der Empfindung gänzlich zurückzudrängen vermag. Wir müssen es schon hier eingestehen, daß die Allmacht der Musik, wie sie sich darstellt, meistentheils nicht absolut genug ist, um unsern ganzen innern Menschen so vollständig in Beschlag zu nehmen, daß nicht für mancherlei anderes Platz bliebe — ihre ausschließliche Herrschaft macht sich nur geltend, wenn mit gewollter Hingabe ein musikalisch Durchgebildeter einem höchsten Meisterwerk gegenübersteht — in allen anderen Fällen behauptet sie einen gewissen Grad von Omnipotenz nur durch so manches Aeußerliche, was in ihrer Natur nebenbei eingeschlossen liegt, oder was sie sich zueignet. Abgesehen von allen den Fällen, wo sie gleichsam nur decorativ in Anspruch genommen wird, um, wie man den leeren Raum durch geeignete Gegenstände belebt, die leere Stille durch geeignete Töne auszufüllen, benutzen wir sie zur harmonischen Verstärkung von Ahnungen, Gefühlen, Anschauungen, welchen hinzugeben vielen eine Gewohnheit, andern ein Bedürfniß, andern eine Pflicht ist — ich meine ihre Wirksamkeit in der Kirche. Hier sollte sie, streng genommen, nur als Begleitung dienen zu den Regungen unserer Seele. Daß sie den Einen weniger, den Anderen mehr sein wird, daß sie mit geringeren oder größeren Ansprüchen auftritt, und mit den größeren ihrem Zweck oft weniger dient, als mit den geringeren, ist eine alte Erfahrung. Mehr als irgend eine andere Kunst vermag die Musik sich zur Ahnung des Göttlichen zu erheben — seltener als man es voraussetzen sollte, ist es ihr in der Kirche geglückt.

Das Wichtigste, was, im Wesen der Musik liegend, zur Ergänzung dient, wo ihr sinnlicher Reiz und die ihr eigenthümliche Gedankenwelt den zahlreicheren Theil der unzureichend gebildeten Hörer nicht vollständig auszufüllen vermag, ist die Nothwendigkeit, Ausführende heranzuziehen, um in's Leben zu treten. Was den Tondichter oft genug zur Verzweiflung bringt, wirkt im großen Ganzen als Surrogat für das Interesse an seinen Schöpfungen. Wer meiner Collegen hätte nicht den Maler, den Dichter beneidet, nicht allein um ihre Unabhängigkeit, nein, vor allem um die Macht, sein Werk so darbieten zu können, wie es geworden, wie Tasso sagen zu dürfen: „Nimm es hin." Aber auch die allgemeine Bildungskraft unserer Kunst würde eine ganz andere sein, wenn sie keine anderen Voraussetzungen an ihre Aufnahme zu knüpfen hätte, als die lyrische oder epische Dichtkunst. Man denke sich Beethoven's Sonaten in den Händen aller halbwegs gebildeten Menschen eben so verstanden wie Schiller's Gedichte! Wahrlich, sie würden

keinen auszufüllenden Moment zeigen, denn rein aufgefaßt, unmittelbar in's Innerste dringend, würden sie den ganzen Menschen ergreifen und bereichern.

Unnützes Spiel der Phantasie! Und kaum weniger ziellos würde der Wunsch sein, das Talent musikalischer Ausführung möge sich dem Erlernen, des Lesens gleich verbreiten; so vieles steht dem entgegen, daß man zum besten der Tonkunst und der allgemeinen Erziehung, nach den Erfahrungen, die täglich gemacht werden, fast das Gegentheil erstreben sollte. Der Vortheil bleibt der Tonkunst, daß Tausende, die nicht dieselbe Sprache sprechen, den Gedanken die in ihrer himmlischen Zunge erklingen, zu gleicher Zeit sich hingeben, sich in ihr vereinigt empfinden mögen.

Wie steht es nun im Allgemeinen mit dem Antheil der Menschen an der absoluten Musik, der reinen Instrumentalmusik, in ihren höchsten Erzeugnissen — Schöpfungen, die sicherlich dem Bedeutendsten gleichstehen, was Dichtkunst und Plastik Bewunderungswerthes aufzuweisen haben? Sehr mißlich, wenn das Gewand, in welches sie, wie bei den edelsten Gattungen der Kammermusik, ihren Inhalt kleidet, ein eben so feines wie schmuckloses ist. Nicht viele versuchen eine Annäherung, verschwindend wenige ein tieferes Eindringen. Ich denke mir, daß die meisten dieser wenigen in eine angenehme Träumerei gewiegt werden, in ein willenloses Schwimmen auf den Wogen der Töne. Hie und da tritt eine ausgesprochene, leicht anregende Melodie hervor, wie eine anziehende Persönlichkeit, der man sich freut später wieder zu begegnen. Das Interesse an der Ausführung, an den Ausführenden bleibt der sichere Hafen, in welchen hier wie beim Anhören aller Musik die umherschweifende Phantasie einfährt, wenn sie sich allzuweit fortgeführt sieht. — Die Zahl der Theilnehmenden wächst in großen Verhältnissen mit dem Aufgebot der Mittel, mit deren Reiz und Stärke — je reicher die Klänge, je voller, je eigenthümlicher in ihrer Zusammenstellung, um so gefesselter wird das Ohr, um so aufgeregter das ganze Nervensystem. Ob der Antheil des Gemüthes, der Seele in gleichem Maße wächst, bleibt fraglich. Aber die fata morgana, welche vor dem inneren Schauen emportauchen, gestalten sich bestimmter und werden bei manchen zu selbständig erfundenen Bildern. Und, beiläufig gesagt, es wäre besser, solchen Hörern ihre Freiheit des Schaffens zu lassen, als ihnen Erklärungen octroyiren zu wollen, von welchen der Tondichter selbst keine Ahnung hatte. Wie dem nun sei — die reine Musik, die nur sich selbst will und erstrebt, die weder die einzelne Persönlichkeit, noch die andern Künste zu Hilfe ruft, hier feiert sie ihre höchsten Triumphe.

Ihre höchsten, aber nicht ihre lautesten, ihre aufgeregtesten, ihre fanatischsten; die schwärmerischste Anbetung wird ihr zu Theil, wenn sie sich im Individuum verkörpert, wenn ihr heiliger Geist persönliche Einzelgestalt angenommen hat — die Virtuosen beiderlei Geschlechtes, sie sind es, die die Orpheusmythe stets auf's Neue bewahrheiten. Fern liegt es mir, das eben so unnütze wie ungerechte Zetergeschrei gegen dieselben anzustimmen, das in gewissen Kreisen zum guten Ton gehört! Ist der Virtuose ein echter Künstler, bringt er Hohes und Schönes auf hohe und schöne Weise zur Darstellung, so gebührt ihm der reiche Dank, der ihm gespendet wird — ist er hohl und äußerlich, dann

treffe ihn derselbe Tadel, der den frivolen, unwahren Componisten erreicht — immerhin bleibt er für die Kunst weniger gefährlich, als der letztere. Es ist eine irdische Lacune unserer Kunst, daß ihre Schöpfungen einer zweiten Schöpfung bedürfen, um verständlich zu werden. Vielleicht spricht man auf einem andern Sterne in Melodien zu einander, die nur gedacht werden, und weder eines besondern Organs bedürfen, um sich vernehmlich zu machen, noch eines kunstreich organisirten Ohres, um in's Innere zu dringen. Hier auf unserer kleinen weiten Erde, wo die Zeit so schnell hinfliegt und so lang scheinen kann, sind sogar die geschickten Spielleute nicht zu verachten, die nicht erheben, sondern nur unterhalten — und daß es der Mehrheit der Menschen mehr um Unterhaltung, als um Erhebung zu thun ist, das haben die Virtuosen nicht zu verantworten. Sind sie allzu coquett, stellen sie ihre kleine Persönlichkeit allzu sehr in den Vordergrund, gehen sie auf Wirkungen aus, die kaum mehr etwas zu schaffen haben mit der Aufgabe einer schönen und hohen Kunst, dann werden sie der Mißachtung derer, deren Achtung Werth hat, nicht entgehen — auch wenn sie noch so zerstreuend und amüsirend wirken.

Ehe ich näher eingehe auf den Charakter einzelner Kategorien der Musikgenießenden, muß ich von den populärsten Gattungen der Tonkunst sprechen, in welchen sie sich mit dem Worte, unserm allmächtigsten Beherrscher, verbindet. Indem sie dies thut, gewinnt sie sich vor allem das schönste, ergreifendste Klangwerkzeug, die menschliche Stimme; für ihre *eigenste* Natur ist dies auch der größte Gewinn, den sie aus dieser Vereinigung zieht. Die viel besprochene Bereicherung, die ihr durch den Zutritt der Sprache zu Theil wird, berührt ihr innerstes Wesen kaum. Die Bedeutendheit der Gedanken, *ihrer* Gedanken, wird durch das Wort nicht erhöht, nur dem Verstande, der eigentlich gar nichts mit ihr zu schaffen hat, näher gerückt — die Schöpfungen des lyrischen, des epischen, des dramatischen Dichters, die sie sich aneignet, mögen auf den Componisten befruchtend wirken, aber sie machen seine Schöpfung *an sich* nicht werthvoller — ja, sie werden ihm eben so oft Fesseln anlegen als Flügel. Der Mehrzahl der Menschen hingegen, die Musik hören und die die reine, höchste Musik nicht vollständig ausfüllt, weil sie sie nicht vollständig aufnehmen können, wird das hinzutretende Wort, mag es Stimmungen einzelner oder vieler, Persönlichkeiten, Situationen, Handlungen klar legen, von unschätzbarem Werthe sein. „Legt ihr's nicht aus, so legt es unter," ruft Goethe aus — hier *bekommen* sie's unterlegt, ohne alle eigene Arbeit. Ich übergehe die vielfachen Neigungen, welche, von anderen Künsten und Künstlichkeiten, der Musik zu sehr zweifelhafter höherer Weihe angefügt werden, und fasse für jetzt nur in's Auge, welche Erleichterungen dem Hörer aus der Vereinigung mit dem Worte zufließen: die Thätigkeit, den Text zu verstehen, horchend oder lesend, vor allem — das Vergleichen zwischen dem Sinn oder auch Unsinn des Textes, mit dem Ausdruck, den er durch die Töne erhält, — ferner die neue Forderung, mit welcher der Hörer an den Ausführenden herantritt, indem er nicht nur nach der deutlich ausgesprochenen Melodie, sondern auch nach dem verständnißvoll gesungenen Worte verlangt. Es ist durchwegs bemerkenswerth, mit wie viel mehr Leichtigkeit man den Genuß der Musik erträgt, wenn man

selbst mitthun kann. Ueber wie viele Leiden und Freuden trägt musikalisch Gebildete, das Nachlesen hinweg — das Blatt umwenden — und nun gar das eigene Mitwirken. Die begeisterte Theilnahme, welche stimmbegabte, zu Chören vereinigte Dilettanten an den Tag legen, ist eine schöne, edle, oft erhebende Erscheinung — es ist jedoch nicht abzuleugnen, wenn auch durchaus zu rechtfertigen, daß ein gut Theil der gehobenen Stimmung vor allem dem befriedigenden Gefühle der physisch-psychischen Selbstthätigkeit zuzuschreiben ist. Auch steht der Enthusiasmus der Mitwirkenden durchaus nicht immer in einem ästhetisch richtigen Verhältniß zum Werthe des auszuführenden Werkes.

So schwer wird es den Menschen im allgemeinen, sich jeder äußeren Lebensthätigkeit zu enthalten, wie sie ein inniges Aufnehmen der Musik erheischt, daß ein tief schweigendes Publicum schon eine achtunggebietende Erscheinung ist, um so mehr als das Bedürfniß sich auszusprechen, der leidenschaftlichsten Theilnahme an dem Gespendeten nicht allein nicht entgegensteht, sondern vielleicht gerade da sich am stärksten geltend macht. So findet man denn oft am wenigsten Rücksicht auf die Rücksichtnahme, die jeder jedem schuldet, wenn überhaupt eine musikalische Aufführung nicht zur Unmöglichkeit werden soll bei denjenigen, welche am meisten Verständniß für die Tonkunst haben, und bei solchen, die sich den Anschein des Kennerthums geben möchten. Daß so manche, die nur da sind um da zu sein, den Kanarienvögeln gleich, nicht mit jedem Crescendo und Forte laut und immer lauter werden, beweist einen hohen Grad von Cultur und nebenbei etwas Angst vor den gerechten Ansprüchen derer, die ihr Geld nicht umsonst geopfert haben wollen. Mannigfach machen sich die Versuche geltend zu einer kleinen Dosis selbständigen Lebens zu gelangen — ich rechne dazu tactvolle oder tactlose Bewegungen des Kopfes und der Hände. Schlimmer gestaltet sich schon das mehr oder weniger hörbare Tacttreten, das für die zunächst davon Berührten zur unsäglichsten Pein werden kann. Sogar das den Künstler so beglückende Händeklatschen, dessen Spontaneität, Aufrichtigkeit, Dankbarkeit ich keinen Augenblick anzweifeln möchte, wird zu gleicher Zeit zu einer erfrischenden, wohlthuenden Kraftäußerung der Spender — zu einem thätigen und durch den Hervorruf machtvollen Eingreifen in das sich abspinnende Spiel, wenn dies kein abspannendes geworden ist.

Den schönsten Trost jedoch gewährt das Auge, dem ja die vollste Freiheit gewahrt bleibt. Und da zeigt sich bei der reinen Instrumentalmusik der Vortheil, den die Ausführenden der Tondichtung bringen, denn der Blick auf diese zieht doch jedenfalls am wenigsten vom Hören ab. Kömmt nun ein Dirigent hinzu, der nicht allein als Persönlichkeit interessirt, sondern auch seiner Obliegenheit mit dramatischem Geschick und Schick genug zu thun weiß, so ist das lebende Bild fertig, welches mindestens doch als anziehende Decoration wirkt. Ob Wagner's unsichtbares Orchester im Theater, wo so vielerlei zu sehen ist, sich praktisch erweisen wird, mag eine offene Frage bleiben — im Concert würde bei einem verdeckten Orchester ein vielgestaltiges Publicum sehr schwer zu anhaltender Ruhe zu bringen sein.

Bei den Instrumentalvirtuosen, bei den Leistungen von Sängern und Sängerinnen im Concertsaal gewinnt das Schauen eine Wichtigkeit, die dem Hören

zwar nicht gleich zu setzen, aber die Eindrücke, die das Ohr empfängt im stärksten Maße zu erhöhen, im Stande ist. In einzelnen Fällen wird kaum zu entscheiden sein, ob die Erscheinung der Leistung oder diese der Erscheinung als Folie dient, vorausgesetzt, daß Beide fascinirend zu wirken vermögen. Gibt es ja doch auch keine individuelle Thätigkeit, deren Reiz dieser an die Seite zu stellen wäre. Der Volksredner in Tönen. Der sinnlichsten Sprache, die sich an alle wendet, ohne eine Opposition des Egoismus befürchten zu müssen — die zugleich mit den Seelenkräften des Sprechenden, dessen Fertigkeit und Geschicklichkeit, Energie und Geistesgegenwart herausfordert. Und wenn nun gar der Redner eine Rednerin — wie erst da! Ich sehe hier ab von Leistungen auf der Bühne, wo eine zweite Kunst der Musik sich verbindet und selbstverständlich noch erhöhte Wirkungen erreicht werden können. —

Sehen wir uns nun um bei Großen und Kleinen und suchen wir ihr inneres Verhältniß zur Musik und die daraus hervorgehenden Aeußerungen in etwas auszukundschaften, so finden wir in den allerhöchsten Kreisen meistens ein freundliches Wohlwollen für unsere Kunst, im Grunde aber nur einen geringen Grad von Achtung vor derselben. Wie unvergleichlich viel höher schätzt man dort die Schöpfungen der plastischen Künste auch dann, wenn man nicht tiefer in deren Wesen eindringt als in das der Tonkunst. Aber jene liefern ein kostbares Eigenthum, das durch Jahrhunderte, ja durch Jahrtausende, zum Glanze der sich folgenden Besitzer beiträgt. Eine wahrhaft bedeutende Tonschöpfung ist viel seltner als ein bedeutendes Bild — aber sie wird von den Höchststehenden dieser Erde seltener beachtet. Als eine festliche Kunst, als ein erheiternder Luxus, als ein bequemes Mittel ausgleichender Geselligkeit hingegen, hat sich die Musik weder über den Mangel gütiger Huld, noch glänzenden Lohnes zu beklagen; wobei freilich das schöpferische Talent im allgemeinen den Kürzern zieht. Eine so begeisterte Hingabe, wie sie ein enthusiastischer Fürst einem der hervorragendsten Componisten der Jetzzeit nach allen Seiten hin gezeigt, steht in der Kunstgeschichte ganz vereinzelt da.

„Sie lieben die Musik, die Sie nicht verhindert, an Ihre Staatsgeschäfte zu denken," sagte Cherubini zum General Bonaparte, als dieser immer von neuem seine Vorliebe für die leichtesten Italiener bekannte. Daß dieser Standpunkt dem großen Meister nicht behagte, ist eben so natürlich, als daß er der angemessene war für den großen Krieger und Staatsmann, mit seinem Haß gegen die Ideologen. Glücklicherweise sind nicht alle Krieger und Staatsmänner Napoleons — in ihrer Mehrzahl werden sie jedoch den großen Corsen in Beziehung auf Musik leichter erreichen als in jeder andern. Wenn man den Kopf so voll hat, wie diese der Unsterblichkeit anheimfallenden Männer, dann nehmen die eigenen Combinationen allzu sehr in Anspruch, um den Sinn für musikalische nicht einzuschränken und sich durch diese nicht lieber zerstreuen zu lassen. Doch finden sich glänzende Ausnahmen. General von Radowitz z. B., der im ersten Frankfurter Parlament eine so hervorragende Stelle spielte, setzte mir, mit der ihm eigenthümlichen Beredsamkeit auseinander, daß nur Joh. Seb. Bach mit seiner „absoluten" Musik, ihn wahrhaft zu fesseln im Stande sei — es war bezeichnend für die ernste Individualität des imponirenden Mannes. Sicherlich wird man

noch gar manche bedeutende Ausnahmen verzeichnen können — die Preishymnen, welche denselben seitens der Musiker erklingen, sind der sicherste Beweis für ihre Seltenheit.

Die Tonkunst jedoch als populären Bildungsstoff zu verwenden, scheint man in vielen maßgebenden Kreisen als eine lohnende Aufgabe zu betrachten — nur Schade! daß die Ausbeute, die die einschlägigen Bemühungen bisher gebracht, im allgemeinen so äußerst gering ist. Und viel näher liegt die Wahrscheinlichkeit, daß sie weiterhin sich vermindern als vermehren werde. Bei der stets wachsenden Rastlosigkeit unseres Daseins und der sich in demselben Maße mehrenden Schwierigkeit, den Kampf um dasselbe siegreich zu bestehen, werden die der Erkenntniß des Schönen zu widmenden Augenblicke stets seltner — was man der Kindheit beizubringen versucht, ist allzu gering, wenn nicht weiter darauf gebaut wird — und nur selten sind die Lehrer, die dafür gewonnen werden können, ihrer Aufgabe gewachsen. Doch wollen wir nicht verkennen, daß der vielfach eingeführte Gesangunterricht in frühester Jugend, in zahlreichen Fällen nicht ganz fruchtlos bleibt — ja, oft genug bessere Früchte zeitigt, als der weltumspannende Pianoforte-Cultus.

Kehren wir zurück zu einzelnen hervortretenden Kreisen unseres gebildeten Publicums, so begegnen wir vor allen den hochstehenden Männern der Wissenschaft. Glücklicherweise stehen diese in Deutschland, wenn auch öfters gleichgültig, doch nicht leicht feindlich oder gar verachtungsvoll der Tonkunst gegenüber. In einer Gesellschaft französischer Naturforscher vereinigte man sich eines Abends dahin, daß der Genuß der Musik und des Tabaks ungefähr auf gleicher Stufe ständen — eine so rührende Uebereinstimmung würde bei unsern Forschern nie zu Tage treten. Höchstens könnte man, beiläufig gesagt, der Zusammenstellung die Regel entnehmen, daß es in geselligen Kreisen eben so geboten sei, die Herren um Erlaubniß zu ersuchen zum Musiciren, wie die Damen zum Rauchen — indeß, die zartesten Frauen, wie die gestrengsten Professoren, haben sich in Deutschland an das eine wie an das andere gewöhnt. Sieht man davon ab, daß einzelne Wissenschaften die Musik physikalisch, ästhetisch, linguistisch oder historisch in ihr Bereich zu ziehen haben und die Vertreter derselben hierdurch Gelegenheit finden, sich auch näher mit ihr als schöner Kunst zu beschäftigen, so ist nicht abzusehen, warum die einen sie mehr lieben sollten als die andern. Und doch habe ich in meiner jedoch sehr geringen Erfahrung gefunden, daß starke Unterschiede bestehen, zwischen den verschiedenen Specien. So z. B. fand ich bei den Männern der Heilkunde ausgesprochene Vorliebe für die Tonkunst unvergleichlich öfter als bei denjenigen der Gesetze und Rechte — unter den Philologen, von der Herrlichkeit unserer Kunst erfüllte gründlich gebildete Kenner, während die Philosophen vielleicht mehr darüber denken, als sie genießen, was ihnen jedoch keineswegs vorgeworfen werden soll. Wäre es nur nicht so sehr schwer unserer Kunst mit der Logik beizukommen! Aus diesem Grunde, und aus manchen andern, müßten wir von rechtswegen bei den theologischen Facultäten große einflußreiche Gönner- und Freundschaft finden — es ist jedoch nur sehr theilweise der Fall. Hier stehen sich zwei Anschauungen gegenüber, von welchen die eine die Musik perhorrescirt, wenn sie über die einfachsten Erfordernisse des

Cultus hinausgeht, während die andere sie auch in ihren freien Schöpfungen als eine wohlthätige Seelenspeise gelten läßt. Wir dürfen uns immer freuen, wenn ihr von hoher Seite her eine Wichtigkeit beigelegt wird, die man ihr allzu oft abspricht, und können dabei nichts thun, als diesen Ansichten ihren oft wechselnden historischen Lauf zu lassen. Eine nähere Verwandtschaft der Theologie mit der Musik, mag aber doch unter anderem aus der Erscheinung hervorgehen, daß aus keiner gelehrten Disciplin so häufig junge Leute sich der Musik, als Lebensberuf zuwenden. Umgekehrt geschieht es unendlich viel seltener — jedoch bietet gerade unsere Zeit auch hierfür ein glänzendes Beispiel. Mich von den verehrten Männern der Wissenschaft mit tiefer Verbeugung entfernend, muß ich noch hinzufügen, daß dieselben, wenn sie Musik lieben, sich, meiner Beobachtung nach, meistens den besten Erzeugnissen derselben zuwenden.

Eigenthümlich ist der Standpunkt, den die Männer der schönen Literatur, die Dichter in Versen und Prosa, zur Tonkunst nehmen; vor allen Dingen, es ist kein unbefangener. Wort und Ton sind so oft geschwisterlich verbunden (ich würde sagen ehelich, wenn die deutsche Grammatik es erlaubte) — sie waren von Hause aus so einig, ja, sie waren fast Eins. Dies schöne Verhältniß hat sich aber im Laufe der Zeiten, und zwar zum Besten der Musik, wesentlich getrübt. Der Wortdichter hält seine Schöpfungen unbedingt für höhere, als die seines Vetters, des Tondichters und es ist ihm wahrlich auch nicht zu verübeln. So sehr nun die ersteren sich auch verbreiten, so tief sie in die Seele des Volkes dringen mögen, sie wenden sich wahr und voll doch nur an die eigene Nation — und auch da schlägt der Widerhall, den sie in den Herzen erregen, nicht mit der tausendstimmigen Kraft an das Ohr des Autors, wie es bei erfolgreichen Productionen des Componisten der Fall, welche von einigen Millionen Menschen, die man die Welt zu nennen pflegt, in vieler Herren Länder zu gleicher Zeit gewürdigt werden können. Es entsteht hieraus eine kleine Mißstimmung, der ähnlich, welche der übermäßige Beifall, der Sänger und Sängerinnen zu Theil wird, bei den Tonsetzern erzeugt. Lassen wir diese kleinen menschlichen Schwächen bei Seite, so müssen wir eingestehen, daß niemand von den, in der Natur der Musik liegenden Unzulänglichkeiten und Vorzügen empfindlicher berührt werden muß als der Dichter. Die gegenständliche Klarheit und Wahrheit, die ihm so hoch stehen, die Tonkunst ermangelt derselben; und um die ihr beiwohnende, in *ihrer* Natur liegende Logik klar zu erkennen, bedarf es einer, schon über das zu fordernde Maß hinausgehenden musikalischen Bildung — wo sich hingegen ihre sinnliche, in alle Poren unsers Wesens dringende Kraft, die der Dichtkunst fehlt, vor allem bemerklich macht. Wenn es nun überall fatal ist, ausgestochen zu werden, („lebt man denn, wenn Andere leben"?) am fatalsten ist es durch Eigenschaften ausgestochen zu werden, die man nicht hoch stellt und sich doch nicht aneignen kann.

Dieses persönliche Verhältniß der Dichter zu den Componisten hat jedoch, gottlob, nie verhindert, daß viele der Besten, der Musik Neigung, Liebe, ja Bewunderung entgegengebracht.

Am erfreulichsten gestaltet sich unser Verhältniß zu den lyrischen Dichtern; es macht ihnen so viele Freude, componirt zu werden, daß sie leicht genug über

das Wie? hinauskommen. Und doch müssen sie wieder die unangenehme Erfahrung hinnehmen, daß es nicht das bessere Gedicht ist, welches, von Tönen umkleidet, den tiefern Eindruck hervorbringt, sondern die ansprechendere Melodie — ja daß das schlechtere Gedicht durch die schönere Composition den Sieg davon trägt, selbstverständlich nur so lange es gesungen wird. Haben doch die einsichtigsten Componisten zuweilen (und mit Recht!) Angst vor den allerbesten Gedichten. „An Ihren Liedern versuche ich mich nicht," sagte Carl Maria v. Weber zu Goethe, in der Ueberzeugung, hiedurch seiner demüthigsten Verehrung Worte zu leihen — der hohe Dichtergreis faßte sie aber falsch auf und nahm sie sehr übel.

Die von der Musik oft genug mißbrauchte Macht der Adelsverleihung an unwürdige Textesworte, mag Dichter verletzend berühren; die Auszeichnung ist jedoch hier, wie im Leben, nicht todt zu machen, trotz aller Einwendungen der Verständigen und Wissenden.

Die dramatischen Dichter hingegen stehen halb und halb auf dem Kriegsfuße mit der Musik (wenn sie sie nicht gerade nöthig haben!) und allerdings fehlt es ihnen dafür nicht an triftigen Gründen. An wie vielen hohen Erzeugnissen ihrer Muse hat sich die unsrige versündigt, und welch kläglichen Machwerken hat sie die allerbreiteste Popularität verschafft! Hat sie doch manchem Namen, der längst vergessen, nie genannt gewesen sein würde, durch ihre Prachtgewande ein Stückchen Unsterblichkeit gewonnen! Vielleicht würde manches besser geworden sein auf dem Gebiete des lyrischen Dramas (gemeinhin Oper genannt), wenn höherstehende Dichter es nicht allzusehr als ein Herabsteigen betrachtet hätten, gemeinschaftliche Sache mit der Tonkunst zu machen. Erhoffen wir hiefür von der Zukunft einen Fortschritt, für welchen allerdings bis jetzt die Aussichten nicht allzu leuchtend sind.

Im Ganzen sind die Männer der schönen Literatur der Musik weniger zugänglich, als die der Wissenschaft, was auch leicht erklärlich — die letztern finden in ihr eine Ergänzung ihres innern Lebens, die den erstern nicht noth thut. Das Verhältniß einiger der größten Dichter zur Musik darzustellen, würde jedoch eine äußerst interessante und für das Selbstgefühl des Tonkünstlers glücklicherweise auch lohnende Aufgabe sein.

Herrliche Musikfreunde fand ich stets und überall unter den plastischen Künstlern, vor allen unter den Malern. Jede kleinste Eifersüchtelei fällt da weg, um so mehr als sie es besser haben als wir; verwandtschaftliche Kunstgefühle und Bestrebungen stoßen auf keine persönlichen Widersprüche, ja, sie machen sich oft in überraschender Weise geltend. Die Stimmungsfülle, die der echten Musik eigen, mag einen besonders starken Eindruck auf die Plastiker ausüben, da sie hier fast unmittelbar auf uns eindringt, während bei ihnen die reale Darstellung der Körperwelt sich dazwischen drängt. Ich denke mir, daß oft genug unsere Tonbilder ihnen als Folie dienen zu ihren Farbenmelodien; daß unsere Sonaten, Landschaften, unsere Symphonien, Historien in ihrer Phantasie hervorrufen. Die Wirkung von Farben- und Tonbildern zu vereinigen wird ja auch öfters angestrebt, auf der Bühne und außerhalb derselben — selten gelangen jedoch dann beide Künste in vollendeter Weise zur Erscheinung. Ein harmonisch-

poetischer Genuß würde es wol sein, in ein Meisterwerk der Plastik, der Malerei vor allem, einsam sich zu vertiefen und dazu (diesmal unsichtbar) schöne und passende Musik zu hören — eine jener hocharistokratischen Freuden, an welche solche nicht denken, die sie sich verschaffen könnten, und welche diejenigen sich versagen müssen, die sie zu würdigen im Stande wären. Aber, mich abwendend von diesen Phantastereien, bei welchen die Musik für den Musiker doch eine zu secundäre Rolle spielt, glaube ich versichern zu dürfen, daß es eine viel größere Anzahl von Bildnern als von Dichtern gibt, die in's innerste Wesen der Musik mit Liebe und Verständniß eingehen. Glaubte ich nicht diesen Bemerkungen einen höheren Grad von Annehmbarkeit zu geben, indem ich mich aller Namenaufführungen enthalte, ich würde viele und vortreffliche, lebende und dahingeschiedene nennen können; man würde mir jedoch andere entgegenstellen — und die Sicherheit einer officiellen Statistik gedenke ich weder zu erreichen, noch auch nur anzustreben.

Auf eine literarische Einzelgruppe muß ich zurückkommen, die uns Tonkünstlern, im guten wie im schlimmen Sinne, viel zu schaffen macht — es ist die der Musikkritiker. Man könnte sie füglich in verschiedene Unterabtheilungen zerlegen: in solche, die Verständniß besitzen und zu schreiben verstehen — in solche, die Urtheil haben, aber die Feder nicht zu führen wissen und umgekehrt — endlich in diejenigen, die gleichmäßig musikalischer Auffassung und stilistischer Gewandtheit ermangeln. Mit seltenen, um so höher zu schätzenden Ausnahmen, fehlt aber ihnen allen, beim Anhören der Musik, unbefangene Hingebung. Das ist auch gar nicht anders möglich. Der große Bädecker pflegte die Studien zu seinen maßgebenden Werken in eigener Person zu machen und obschon ihn diese Thätigkeit in die glänzendsten Städte, in die idyllischsten Dörfer, in die herrlichsten Landschaften führte, war doch wenig Freude dabei für ihn zu finden. Machte er einen schönen Spaziergang, so mußte er aufschreiben, wie oft derselbe nach rechts und nach links Abzweigungen hatte, — bestieg er eine Höhe, so zählte er die Anzahl der Schritte, — setzte er sich mit großem Hunger an die Wirthstafel, so fühlte er sich verpflichtet, alles durchzukosten, weiße und rothe Weine zu versuchen, um zu erkunden, ob er dem Hause ein lobendes Sternchen anheften könne, — ja, sein Schlaf, nach allen Mühen des Tages, glich mehr einem Durchprobiren der Betten zum Besten der reisenden Menschheit, als einem neubelebenden seligen Ruhen. Nicht viel besser ergeht es dem Musikreferenten. Welche Meinung er auszusprechen habe, ist das Wichtigste für ihn — es ist seine Aufgabe — er muß sie lösen. Stellt sich mit dem Urtheil zu gleicher Zeit der gefällige oder witzige Einfall ein, in welchen er es kleiden kann — desto erwünschter. Und wenn er auch einen noch so vorgeschobenen einsamen Wachtpostendienst verrichtet, er steht unter dem Oberbefehl des Höchstcommandirenden hinten im Lager, mag das ein Unsterblicher, oder ein Lebender, ein System oder eine Partei, eine Schule oder eine Mode, ein selbstgewählter oder octroyirter Führer sein. Wie oft ist er genöthigt, ein: Wer da? auszurufen — mit welch gespannter Aufmerksamkeit muß er alles beachten, was kommt und was geht! Soll er den vertrauenerweckenden Stern verleihen? Soll er enthusiastisch oder kühl, satyrisch oder gemüthvoll, vermittelnd oder abweisend auf-

treten? So viele Fragen wälzen sich im Innern des Kritikers hin und her, so viele Erinnerungen werden wach gerufen, so viele Erwägungen drängen sich auf, daß schließlich sein Verhältniß als Hörer mehr dem des Instructionsrichters gleicht einem Angeklagten gegenüber, als dem des Kunstfreundes, der sich aus der Alltagsprosa zu retten sucht in's Reich des Idealen.

Es gibt eine Anzahl von sogenannten Kunstkennern, die ich die Gesellschaftskritiker nennen möchte; das Aburtheilen ist für sie keine gewinnbringende Thätigkeit, es gibt ihnen eine Stellung. Sie theilen mit den Kritikern ex professo das Unglück, daß ihnen das Hören der Musik nicht Selbstzweck ist, sondern zum Zweck ihres Selbst dient. Aber sie sind noch anspruchsvoller, vorurtheilsvoller und eindrucksunfähiger als jene; ja, vielleicht auch bedenklicher, gefährlicher für junge und strebsame Tonkünstler — durch das zur Schau getragene Gefühl ihrer hohen Herrlichkeit aber allen gleichmäßig unangenehm.

Die einzelnen Kreise, deren Verhältniß zur Musik ich berührt, gehören fast ausschließlich dem Durgeschlecht der Menschheit an; das weibliche Mollgeschlecht, das reiche, weiche, mit seinen unbestimmteren, zerfließenderen, aber auch anziehenderen Harmonien, kam dabei kaum zur Sprache. Und doch steht die Frauenwelt nicht allein geistig der Welt der Töne näher als den andern Kunstwelten, sie bildet auch quantitativ den größern Theil der Musikverlangenden. Ganz falsch wäre es, diese letztere Erscheinung aus dem gemeinen Grunde erklären zu wollen, die Frauen hätten mehr Zeit als die Männer; denn an Stoff, ihre freie Zeit auszufüllen, fehlt es ihnen wahrlich nicht. Aber der überreiche Stimmungsinhalt der Musik entspricht dem übervollen Gefühlsleben der Frauen, — ihr ganzes Wesen ist ein sonores und in den verborgensten Schlupfwinkeln desselben findet der richtig angeschlagene Ton sein Echo. Nur ein echter Dichter dürfte es wagen, schildern zu wollen, was sie — unterschiedslos — durchziehen mag beim Anhören „süßer Töne"; welche Phantasien, Erinnerungen, Hoffnungen, Träume in ihnen dabei lebendig werden. Wäre nun in irgend einer Kunst, sogar in der Tonkunst, mit der Stärke dieser Art von Anregungen alles gesagt und gethan, der Musiker müßte sich wünschen, ein ausschließlich weibliches Publicum für seine Schöpfungen oder Leistungen vor sich zu haben — aber dem ist nicht so und das berühmte Dichterwort: „willst du genau erfahren was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an", für die Auffassung der Tonkunst bewährt sich seine Wahrheit nicht vollständig. Einestheils deswegen nicht, weil der gedankenschwere logische Aufbau eines Kunstwerkes nicht mit dem Gemüthe, dem Herzen und den Nerven verstanden werden kann; anderntheils weil das Verwalten des Gefühlswesens leicht zur Ausschließlichkeit, zum „engouement" führt. Diesem letztern liegt der schönste Vorzug zu Grunde, der den Frauen geworden: sie haben mehr Talent zur Liebe als wir. Aber die Liebe begnügt sich nicht gern mit dem geistigen Ideale; sie zieht es vor, dasselbe verkörpert vor sich zu sehen, einen sichtbaren Gegenstand auserküren zu dürfen. So wendet sich denn der größere Theil der musikalischen Frauenwelt in ihrem Enthusiasmus vorwiegend weniger dem Kunstwerk als den Repräsentanten desselben zu, mithin in den meisten Fällen den Ausführenden, sogar wenn diese zu den Schwestern gehören.

Und bis zu welch tropischer Blüthenpracht weiß dieser Enthusiasmus sich zu entwickeln! Die höchsten Schätze der Welt (nach Goethe-Antonio), „der Lorbeer und die Gunst der Frauen", sie werden gleichzeitig den Beneidenswerthen, Auserkorenen geboten, ja, in besondern Fällen, sogar octroyirt.

Ein besonderer Umstand kommt hinzu um das Interesse der Frauenwelt an den Leistungen ausübender Tonkünstler vorwalten zu lassen, der Dilettantismus. In Beziehung auf diesen muß freilich zugestanden werden, daß er gerade in denjenigen Lebensjahren von der weiblichen Welt gepflegt werden kann, in welchen die jungen Männer der strengsten Arbeit, bei geistiger (wol auch körperlicher) Todesgefahr sich hingeben müssen. Ob die Früchte dieser Kunstpflege überall in günstigem Verhältnisse stehen zu den darauf gewandten Mühen, ob diese ein innigeres Kunstverständniß entsprechend fördern, will ich hier nicht untersuchen, sondern nur bemerken, daß für den technischen Theil musikalischer Ausführung, vollends auf dem Piano und im Gesang, eine fast kameradschaftliche Theilnahme erweckt und genährt wird. Liebenswürdige Mädchenseelen staunen nicht nur über das was sie hören und sehen — sie wissen aus eigener Erfahrung die Leiden und die Anstrengungen zu würdigen, deren es bedurfte, um das Staunenswerthe zu leisten. Hieraus ergibt sich ein noch nicht erwähnter Ansporn zur Betheiligung an musikalischen Symposien, der pädagogische. „Lasset die Kindlein zu mir kommen," heißt es auch hier. Und schließlich ist schon manch' sich hoch entwickelndes Talent geweckt worden durch die zündenden Sonnenstrahlen, welche in dessen gährendste Lebenszeit fielen. Mehr als irgend eine andere Kunst, vermag ja die unsere schon in den frühesten Jugendjahren anregend und belebend zu wirken, gleichwie sie im Alter nicht mehr sich bethätigende Jugendgefühle zurückruft.

Frauen, die tiefere Blicke in das innerste Wesen der Tondichtung zu werfen verstehen, finden sich häufig genug, wenn auch nicht allzuhäufig; — vermeiden sie die ihnen stets nahe liegende Gefahr der Einseitigkeit, so gehören sie zu den wünschenswerthesten Kritikern, weil der Pedantismus ihrer Natur fern liegt. Zur Ungerechtigkeit hingegen werden sie leicht verleitet — ist sie doch in so vielen Fällen ein Product der Liebe!

Nicht den einflußlosesten, ja vielleicht den bedeutsamsten Hörerkreis, bilden schließlich wir Musiker selbst — und zwar in der weitgegriffensten Bezeichnung des Wortes. Es ist so vielumfassend, daß man oft gar nicht mehr daran denkt, welch zahllose Individuen derselben Gattung angehören. Bei wie vielen Lehrern und Spielern, Sängern und Sängerinnen, ja bisweilen bei Componisten, die nicht ohne Ruf, vergißt man, daß sie im Grunde doch Musiker sind oder sein sollen. Sie hören und treiben Musik mit den verschiedensten Fertigkeiten, Interessen und Zielen, sind oft noch gespaltener in ihren Ansichten als die Männer der Politik, und doch ist ihre Zustimmung schließlich die ausschlaggebende. Was allen mehr oder weniger gemeinsam, ist die Begierde nach Neuem, im Gegensatz zum allgemeinen Hörerkreise, der es am angenehmsten findet, sich an Bekanntem zu erfreuen. Ihre Begierde nach Neuem, trägt jedoch vielfach mehr den Stempel der Neugierde als den des Dranges nach frischen Genüssen. Ich will mir aber nicht selbst vorgreifen und versuchen systematischer zu Werke zu gehen.

Am unbefangensten und unegoistischsten stehen die Mitglieder eines tüchtigen Orchesters den Werken gegenüber, an deren Ausführung sie sich betheiligen, so lange sie ihnen nicht durch allzuhäufige Wiederholungen langweilig geworden sind — (nur die vollkommensten Meisterwerke widerstehen dieser dem Orchesterdienst anhängenden Wirkung) — außerhalb ihrer Thätigkeit liegende Erscheinungen suchen sie jedoch nicht leicht auf. Sie lernen neue Compositionen genau kennen, stehen zugleich als zahlreiche Gruppe in elektrischer Verbindung mit dem Publicum und werden in das Aufwogen und Abströmen von dessen Empfindungen mit hineingezogen, ohne sich deshalb mit ihm zu identificiren. Schwankende Kritiker würden besser thun öfters bei ihnen umherzuhorchen, als sich von geheimen Autoritäten beeinflussen zu lassen. Gesunderes Urtheil werden sie nicht leicht finden, als ihnen hier geboten wird.

Solisten instrumentaler Gattung interessiren sich selbstverständlich vor allem für ihre Meister und Rivalen und ihre ersten Fragen heißen: was können sie? wie machen sie's? — Sie vergleichen in geheimen Zwiegesprächen mit sich selbst, ihre Leistungen mit jenen, was denn, je nachdem, zu den unberechenbarsten Resultaten führt. Das Vergleichen fängt überhaupt von hier an eine vorwiegende Rolle zu spielen.

Bei Sängern und Sängerinnen tritt zu diesem, doch etwas eifersüchtigen Interesse an dem Talent, der Begabung und dem Erfolg der Collegen und Colleginnen noch ein anderes, was sich jedoch nur beim Anhören von Tonstücken, die ihnen neu sind, geltend macht; es concentrirt sich in der Frage: würde es mir passen? würde ich Effect damit zu machen im Stande sein? Und es ist wol kaum zu viel gesagt, daß die größere oder geringere Gunst, die ihrerseits einem neuen Vocalwerk zu Theil wird, hauptsächlich davon abhängt, ob sie glauben sich darin geltend machen zu können.

Das Verhältniß der Dirigenten als solcher, besonders wenn sie Specialisten sind, zu den ihnen anvertrauten musikalischen Werken hat sich in den letzten dreißig bis vierzig Jahren wesentlich verändert. Die großen Fortschritte, die namentlich von den Instrumentalisten gemacht worden, hat die Componisten, theilweise wenigstens, veranlaßt, auch vor den größten Schwierigkeiten, die der Ausführung bereitet werden können, nicht zurückzuschrecken. Hierdurch ist eine neue Art von Ambition bei den Dirigenten erweckt worden, von welcher sich in früherer Zeit keine Spuren finden. Der Reiz, ihr Talent zu zeigen bei dem Einstudiren ganz besonders schwieriger Compositionen, macht sich oft nicht allein in der stärkeren Zuneigung zu derartigen Werken geltend, sondern auch in einer größeren Gleichgültigkeit gegen Arbeiten, die dem Ehrgeiz des Leiters nicht den gewünschten Stoff darbieten. Bei dem seltenen Anhören von Musikstücken, welche neu und schwer sind, wird denn auch ein besonderes Aufmerken auf des Collegen Kunstgriffe und das Gelingen derselben nicht zu vermeiden sein. Daß diese natürliche menschliche Schwäche das Interesse am zu Hörenden wesentlich vermindere, möchte ich jedoch keineswegs behaupten.

Und die Componisten und Die, die sich dafür halten? Darf ich aus der Schule plaudern? Soll ich es? Warum nicht — und um so weniger habe ich darüber zu schweigen, als ich stets gefunden, daß sie sich zu den Werken

anderer, mögen es Lebende oder Unsterbliche sein, ähnlich verhalten wie Dichter, Maler, Bildhauer, künstlerisch Producirende in einem Worte, zu den Schöpfungen ihrer Leidensgenossen. Sie tragen Ideale in ihrem Innern, zu welchen sich empor zu arbeiten sie versuchen — sie haben Schöpfungen in sich aufgenommen, in welchen sie das höchste Bestehende lieben und verehren, und sind daher nicht leicht zu befriedigen, nach allen Seiten hin. Wenn sie bekanntes Bedeutendes hören, werden sie an die Ausführung einen hohen Maßstab legen, entsprungen der Vollendung, mit welcher sie, bei einsamer Vertiefung in Meisterwerke, diese am inneren Ohre vorüberziehen lassen. Beim Anhören von Neuem wird es sich bald herausstellen, ob sie überhaupt auf die darin hervortretende künstlerische oder unkünstlerische Richtung einzugehen vermögen. Sie werden dem Erfolg von Werken, deren Tendenz ihren Ueberzeugungen widerspricht, leicht eine allzu schroffe Opposition machen und vielleicht zuweilen im entgegengesetzten Falle allzu nachsichtig sein. Die Neugierde wird auch manchmal stärker sein, als der Antheil — die Analyse stärker als die Hingabe. Aber wenn sie dem, was ihnen hohl, frivol, mißrathen, anspruchsvoll erscheint, mit Leidenschaftlichkeit entgegen zu treten geneigt sind, werden sie sich nicht abschließen gegen dasjenige, was ihrer Neigung entspricht, was ihr Urtheil befriedigt — nach dem herrlichen Worte Schiller's, daß dem Schönen gegenüber nur die Liebe möglich sei. So habe ich's wenigstens bei vielen der Besten gefunden, und ich habe viele der Besten gekannt. Daß es immer und überall zutreffe, will ich nicht behaupten.

Wenn ich die Frauenwelt, trotz der größeren Mannigfaltigkeit, die sie auszeichnet, unter einen Hut zu bringen versucht habe, zog ich gar manche Herrenkreise, und darunter privilegirteste, nicht näher in Betracht. Die große Menge der Männer, die sich, mehr oder weniger, bei musikalischen Festlichkeiten versammeln (mögen es Arme oder Reiche, Geschäftsleute oder Geschäftslose sein, mögen sie sich als Gatten, oder cavalieri serventi, als Männer des guten Tons oder aus alter Gewohnheit einfinden), sie entzieht sich, in ihrer bunten Gesammtheit, dem speciellen Urtheil über ihr Verhältniß zur Tonkunst. Gleichmäßig verwundert ist man oft, bei welchen Persönlichkeiten sich Liebe zur Musik zeigt, wie bei welchen sich nur geringe oder keine Spuren davon finden. Ein armer Lehrling spart sich jeden Groschen ab, um ein Concert besuchen zu können, während ein reicher Finanzmann die herrlichsten Genüsse verschmäht, weil er den Sitzplatz nicht erlangen kann, den zu beanspruchen er sich für berechtigt hält — ein Jurist, in dessen Kopfe unzählige Rechtszerwürfnisse mit einander kämpfen, erfreut sich gern harmonischer Beruhigung durch Töne, während ein junger Krieger, der Zeit hat, Idealem sich hinzugeben, es lieber in einem Circus aufsucht. Männer, die zu den Spitzen der Gesellschaft gehören, ziehen eine Partie Whist dem Anhören der höchsten Tonwerke vor — Inhabern der prosaischsten Waarenlager wird ein gutes Concert zum auserlesensten Feste. Weder Erfahrung noch Erwägung führen zu allgemeinen Ergebnissen — man unterscheidet im Wald die Bäume nicht mehr. In dem Gemeingefühl aber, das ein großes Publicum durchzieht, wenn ihm Schönes in würdiger Weise geboten wird, hören, momentan wenigstens, alle Besonderheiten der einzelnen Hörer auf und es gibt sicherlich wenige Erscheinungen, die einen erhebenderen Eindruck zu

machen vermöchten, als eine mächtige Versammlung, die in andächtiger Stille der Aufführung eines musikalischen Meisterwerkes lauscht. Jede egoistische Regung tritt in den Hintergrund, man ist nicht allein ganz Ohr, man ist ganz Seele — und die kleinen Frivolitäten Einzelner lösen sich in der Gehobenheit der Gesammtheit auf, wie die Schwächen eines großen Menschen in seinen Thaten oder Werken. Und wenn ich von der Erhabenheit der sympathischen Vergeistigung einer so bunten Menge spreche, habe ich vor Allem das Anhören einer orchestralen Dichtung im Sinne, die das Schönste bietet, ohne eine wesentliche äußerliche Zuthat für das Auge, ohne stoffliche Beziehung für den Verstand. Daß es dazu gekommen ist, daß ein Beethoven seine Symphonien geschrieben und daß Tausende sich daran begeistern, ist mehr als irgend eine Erscheinung unserer fortschrittlichen Zeit, ein Zeichen, daß ein, wenn auch nur kleiner Theil der Menschheit, zu einer Auffassung eines absolut geistig Schönen und Großen gelangt ist, wie es die ganze Weltgeschichte noch nicht gesehen.

Freuen wir uns dessen und freuen wir uns auch, daß die Deutschen hierin bis jetzt allen Culturvölkern voranstehen, mit dem Wunsche jedoch, in diesem Punkte wenigstens möchten alle Völker bald eines Herzens und eines Sinnes sein.

Die Insel Yezo und die Ainos.

Von

Georg Schlesinger.

Japan, das Großbritannien Ostasiens, wie es sich selber gern bezeichnen hört, fängt an oder hat bereits angefangen, sich in den Völkerrath der civilisirten Nationen einzustellen; seine diplomatischen Vertreter bewegen sich auf dem Parquet europäischer Höfe mit derselben Sicherheit, mit der sie, vor wenigen Jahren noch, sich baarstrümpfig auf den Matten der möbellosen Räume ihrer Heimath bewegt haben; das Feudalsystem ist mit der Größe des Taikun's und der Schrecklichkeit der zweischwerterbewaffneten Samurai's für immer dahingesunken, und der legitim in das Consulatsregister eingetragene Kaukasier bewegt sich, paß-, aber nicht mehr revolverbewaffnet, von Kiusiu und Sikok bis an das Nordende der von uns fälschlich Nippon genannten Hauptinsel mit größerer Sicherheit, als es auf der Straße von Eboli nach Pästum oder in den baskischen Provinzen des Königreichs Spanien möglich wäre.

Wir kennen in Europa das Hirakani und das Katakani und die nicht mehr räthselhaften chinesischen Charaktere, die Geheimnisse der Shintoreligion und des japanischen Buddha, aus Griffis' werthvollem Buche die chronologische Reihenfolge sämmtlicher Mikado's und nach den herrlichen Photographien des Baron Stillfried die Glanzpunkte japanischer Landschaft.

Es dürfte schwer sein, auf diesem durchpflügten Gebiete neue Momente allgemein-interessanten Charakters einzusammeln; man muß über die von mir bezeichneten Grenzen hinausgehen, das eigentliche Japan verlassen und, nach japanischen Begriffen, sich in das coloniale Gebiet des Inselreichs, nach Yezo, begeben, will man eine Idee zurückgebliebener Romantik, eine Idee von Gefahr, eine Idee von Verlassenheit, eine Idee natürlichen Uncomforts aufsuchen.

I.

Seit der Zeit, da La Pérouse vor mehr denn 80 Jahren die ersten Andeutungen über Yezo und seine räthselhaften Bewohner gegeben, und seit der Zeit, da der russische Capitän Golownin in Hakodate in mehrjähriger Gefangenschaft geschmachtet, sind dem nach geographischen Kenntnissen dürstenden Europa

über die allem directen Verkehr entrückte Insel nur vereinzelte und zusammenhangslose Andeutungen zu Theil geworden. Yezo, so unmittelbar nahe an dem von Touristen überschwemmten Nippon gelegen, bewahrt noch zähe Natur und Folgen geographischer Abschließung und den Charakter rauher, uncultivirter Wildniß. Dem reich bewaldeten Gebirgslande, das reißende Bergströme durchsetzen und in dem sich bis auf den heutigen Tag ungezählte Scharen schwarzer Bären tummeln, ist der mystische Stempel culturverlassener Einsamkeit in deutlichen Zügen aufgeprägt. Ueber den ausgedehnten Wäldern, denen wälderbildende Bäume, wie die Ulme, die Linde, die Erle, die Weide, die Eiche, die Birke im Verein mit der Magnolia Kobus und der Magnolia hypoleuca und mit Schlinggewächsen und üppigen Farren ein entschieden subtropisches Ansehen verleihen, herrscht tiefe Stille, nur vereinzelt durch Manifestationen thierischen Lebens unterbrochen; und der Tourist kann stundenlang auf seinem Yezogaul von selbstgewählter Etappe zu selbstgewählter Etappe reiten, ohne daß irgend ein lebendes Wesen, Mensch oder Thier, seine Pfade kreuzt. Er, der eben erst das volkreiche Innere von Japan durchstreift hat, wo im Mittel 126 Menschen auf einen Quadratkilometer zusammengedrängt um die dürftige Existenz ringen, fällt hier auf einen eminenten Contrast: ein Land von der doppelten Größe der Schweiz oder der Größe Portugals, bewohnt von nicht mehr denn etwa 150,000 Einwohnern, die sich nach dem Süden zu und in den Küstenstrichen verdichten und das ganze Innere der Insel, thatsächlich menschenleer, besonders zwei Vertretern des Thierreichs, dem Wolfe und dem Bären, zu ungehinderter Machtentfaltung überlassen.

Zwei scharf markirte Gebirgssysteme bestimmen den orographischen Charakter der Insel: das eine, von den Kurilen herkommend, läuft an der Ostküste von Yezo herunter und bringt durch die rasche Verwitterung seiner Basalt, Trap und Diorit enthaltenden Massen kostbaren Ackerboden zur Entwickelung; das andere System setzt sich an die Sachalinkette an und zieht sich mit granitischer- und Feldspathaxe auf der Westküste der Insel nach dem Süden hinunter, in seinen Tiefen reiche Beträge von Kohle und Eisen, geringere von Kupfer, Zink und Blei, offenbarend: zusammengenommen, Elemente, die, entwickelt und gefördert, im Stande wären, dem Lande eine wirthschaftliche Zukunft voll glänzender Aussichten zu eröffnen.

Die Natur hat Yezo neben all' diesen Schätzen, die bis jetzt zum großen Theile nur das Auge des forschenden Geologen erschaut, in Hülle und Fülle mit landschaftlichen Reizen ausgestattet, zu deren Erfassung es weniger Streifzüge über Berg und Thal bedarf. An der Südostspitze der Insel, in Hakodate, erwartet den Wanderer ein berühmtes Schauspiel, das zum Vergleiche mit Gibraltar und Hongkong Anlaß gegeben: ein steiler Felsen, der sich keilförmig in das Meer vordrängt und, auf seinen Flanken hingelagert, Einem die Häusermassen von Hakodate präsentirt. Von der nicht ohne Mühseligkeit zu erklimmenden Spitze erblickt man rechts und links das in Sonnenreflexen erglänzende Meer, vor sich, jenseits der Straße von Tsugaru, die zackigen Contouren des gegenüberliegenden Nippon, und hinter sich die zum Theil in Schnee gehüllten Berge von Yezo. So schaut man auch von den Bastionen von Gibraltar, den Blick nach dem gegenüberliegenden Afrika gerichtet, über die Bai von Algesiras zur Rechten,

in die Wässer des mittelländischen Meeres zur Linken, und im Vordergrund auf die klaren Linien der Berge des marokkanischen Küstenstriches.

Je weiter man sich von Hakodate, der Anfangsetappe des Reisenden, nach Norden entfernt, desto charakteristischer wird das Gepräge des sich eröffnenden Landes. Zuvörderst gemahnt noch Vieles an die Lieblichkeit der japanischen Landschaft, in der Alles Pygmäendimensionen hat und der Reiz des Ensemble sich nur aus der unendlichen Mannigfaltigkeit der componirenden Elemente ergibt. Von Sapporo aus, längs des Ishkariflusses oder die Ostküste der Insel hinauf, treten in das Landschaftstableau zu größeren Dimensionen kräftigere, individuellere Gebirgszüge, nordische Vegetation, zum großen Theile an die wälderbildende quercus dentata gebunden, und als subjectiv-wirksames Moment, zu einer feierlichen Stille, der alle Jagdinstinkte in den Tiefen erregende Gedanke an Bären, Wölfe und mächtig geweihte Hirsche.

Das Wohlbehagen, das man mit dem Auge in sich aufnimmt, beeinträchtigt nicht Unwirthlichkeit des Klima's, jener diesem Theile Ostasiens, von Yezo bis Kamtschatka, so beständig gemachte Vorwurf. Wenigstens gilt das für den Europäer. Trotz der kalten Westwinde, die aus der Mandschurei und dem östlichsten Sibirien herüberwehen, ist, der Breitenposition angemessen, das Klima von Yezo ein entschieden gemäßigtes; und wenn auch der Japaner, ein Kind der Sonne und — des Regens, das ganze Jahr hindurch fröstelnd an seinem shibatshi kauert und mit ungeheuchelter Sehnsucht die Gluthtage von Tokio und Kioto zurückwünscht, so wird doch die Thatsache, daß, besonders im Süden, Reis und Hanf und Mais und Hirse und echte Kastanien gedeihen und daß 15jährige Temperatur-Beobachtungen in Hakodate (von 1859—74) ein Jahresmittel von + 7° R., ein mittleres Maximum von + 25° R. und ein mittleres Minimum von — 13° R. ergeben, die oben gebrauchte Bezeichnung „gemäßigt" vollauf rechtfertigen können. Schnee allerdings gibt es auf Yezo in ungeheuren Quantitäten, besonders auf der Westküste, so daß mit Beginn des Schneefalls die auf Weidefutter ausschließlich angewiesenen Pferde an die mildere Ostküste pilgern müssen, wo die nicht zu Meterhöhe angewachsene Schneedecke hie und da ein saftiges Gräschen birgt; was nicht hindert, daß die aus der Wintervilleggiatur zurückkehrenden Pferde im Beginne des Frühlings Alles, bis auf den anatomischen Charakter ihrer Gattung, eingebüßt zu haben scheinen.

Auf dem mit kurzen Strichen angedeuteten landschaftlichen Hintergrunde treten uns nun bei weiterer Betrachtung vor Allem die Aino's entgegen, heutigen Tages die Bewohner von Yezo, Sachalin und den Kurilen, und früher wol die aborigines jenes in sich ganz abgeschlossenen Inselcomplexes, der von den Liukiu-Inseln in großem Bogen, über mehr als 25 Parallelen hinweg, bis an die Südspitze von Kamtschatka reicht. — Seit langer Zeit quält sich das anthropologische Classificirungsbestreben erfolglos ab, dem in Wirklichkeit bereits auf den Aussterbeetat gesetzten Völkchen den richtigen Platz im System anzuweisen. Den Einen, wie Bickmore z. B., scheint es unerläßlich, sie von der turanischen Völkerfamilie abtrennen zu müssen; den Andern scheint ihr mongoloider Charakter unzweifelhaft zu sein, und Oscar Peschel endlich deutet die Möglichkeit an, daß sogar die asiatischen Papuanen und speciell die Aëta's der Philippinen in directer

Beziehung zu ihnen gestanden haben könnten. Die erste Gruppe stößt sich mit Recht an den ausgesprochen nicht-arischen Charakter der Sprache; die zweite kämpft mit Energie gegen das, wie mir scheint, unzweifelhafte Moment eminent starker Behaarung und das sich so ergebende anthropologische Paradox stark behaarter Mongolen. Das Resultat der aufgestellten Ansichten ist natürlich von ausgesprochener, wissenschaftlicher Dürftigkeit. Auch die Schilderungen der Reisenden über Körperconstitution und die einzelnen Körpermerkmale der Aino's gehen weit auseinander. Nach Doenitz vergleicht La Pérouse ihre Hautfarbe mit der der Berber, Broughton nennt sie kupferroth, Krusenstern fast schwarz; im Grunde genommen, ist sie nichts weiter als jene undefinirbare Nüance, die der beständige Aufenthalt in der freien Natur, ohne Rücksicht auf Wind und Wetter, und die systematische Vernachlässigung regelmäßiger Waschungen mit Nothwendigkeit erzeugt.

Die Einen charakterisiren ihre Augenlider mit „horizontal", ihre Backenknochen mit „nicht vorstehend", die Andern behaupten das Entgegengesetzte; die Einen nennen sie klein, die Andern eher groß, und ein neuerer Reisender, Dr. Ritter, ist sogar ungalant genug, den Frauen das Prädicat abschreckender Häßlichkeit zuzuerkennen, während ich selber geradezu das Gegentheil thun möchte.

Die Aino's, wie sie sich aus meinen Beobachtungen und in meiner Erinnerung präsentiren, sind von gedrungener, kräftiger Gestalt, mittelgroß, mit häufig intelligenten Zügen; ihr wettergebräuntes Gesicht zeigt wol hervorstehende Backenknochen, wie sie die Indianer in Nord- und Südamerika und die Malayen des malayischen Archipels ebenfalls besitzen, nicht aber schief geschnittene Augen und, nur in seltenen Fällen, das mit diesen dem mongolischen Typus so eigenthümliche Uebergreifen der Lidfalte; manche Gesichter haben einen direct europäischen Charakter und zu verschiedenen Malen haben mir Ainoknaben mit ihren großen, dunkeln Augen und ihrem südeuropäischen Aussehen das von Gustav Richter so glücklich idealisirte Gesicht des neapolitanischen Hirtenknaben in die Erinnerung führen können.

Seit La Pérouse für die Aino's mit glücklichem Griff das in neuester Zeit vielfach bestrittene Behaarungsmoment in's Classificirungstreffen geführt hat, ist dasselbe beständig das Object der verschiedenartigsten Beurtheilungen gewesen. Die neueste Forschung, wie sie den Werth der bloßen Kraniologie für die Bestimmung von Arten beträchtlich herabgemindert hat, hat Fülle oder Spärlichkeit der Körperbehaarung zu den beharrlichsten und sichersten Racenkennzeichen zu zählen gelernt. In der Kraniologie sucht man bekanntlich noch nach Etablirung jenes obersten Gesichtspunktes, der aus den gefundenen Messungswerthen unmittelbar das latente Resultat an die Oberfläche bringen soll. Soll man den Breiten- und Höhenindex eines Schädels, insofern sie den Habitus desselben und seine äußere Erscheinungsform bestimmen, als wesentlich entscheidend für die Systematisirung von isolirten Racen gelten lassen, wo man Gefahr läuft, den schmalsten Slavenschädel mit einem Breitenindex von 72,8 für einen Negerschädel zu halten, der dem Index nach bis 77,8, also bis hoch in die Mesocephalie läuft? Oder soll man, wie es Isidor Kopernicki an 20 Zigeunerschädeln gethan hat, die Zahl der an einem einzigen Schädel gemessenen Werthe bis 139 anwachsen lassen, um

dann vor der Frage zu stehen: welche und wieviel von den gefundenen 139 Zahlenwerthen treffen denn eigentlich die Eigenart und die Racenbestimmtheit des vorliegenden Schädels in unzweideutiger Weise?

Das geringe Material, das für die Classificirung der Aino's nach kraniologischen Momenten vorliegt und in sich die directesten Widersprüche hervorgerufen hat, leitet naturgemäß unseren Blick zu anderen Momenten hinüber. Wenn es auch als Wagniß erscheinen muß, mit Ernst Haeckel das Haar allein als Eintheilungsgrund der Systematisirung des Menschengeschlechts unterzulegen, so muß uns doch die Thatsache, daß unter Millionen gänzlich bartloser und am Körper unbehaarter Mongolen einige wenige Zehntausend zum Mindesten sehr stark behaarte Menschen sitzen, von der Unwahrscheinlichkeit eines Zusammenhanges deutlich überzeugen.

Mit Bezug auf eine Bemerkung in Wallace's „natural selection", wonach besonders die Behaarung in der unteren Spinalgegend ein anthropologisches Moment von hervorragender Bedeutung sein solle, habe ich 3—4 Dutzend Aino's auf dieses Merkmal hin untersucht. Das Resultat, wenn auch nur in einigen Fällen local zutreffend, ergab doch das Factum eminenter Behaarung, besonders an der Brust, an Händen und Füßen und häufig zwischen den Schulterblättern. Bei zwei Individuen fand ich beinahe eine vollständige Haardecke auf dem Körper vor, mit so ausgesprochenem, thierischen Charakter, daß mich das ästhetisch wenig anregende Bild tagelang bis in meine Träume verfolgen konnte.

Das anthropologische Resultat, das sich aus unseren Andeutungen ergibt, ist demnach naturgemäß ein negatives; erst mit Zuhilfenahme der vergleichenden Sprachforschung, die sich mit der Feststellung der Charaktere der schriftlosen Ainosprache zu beschäftigen haben wird, wird man vielleicht das vorliegende Problem lösen können, wofern man nicht mit einigen amerikanischen und schottischen Geistlichen annehmen zu müssen glaubt, daß die Aino's nichts Anderes sind als die Nachkommen der, mit so viel Energie gesuchten und bereits so oft gefundenen, zehn verlorenen Stämme Israels.

Die Sucht, sich zu tätowiren, bis vor wenigen Jahren noch so allgemein unter den unteren Ständen Japans verbreitet, wo man noch heute so manchen Stalljungen oder Betto aus der Ferne für ein in eine mysteriös-blaue Livrée gekleidetes Wesen halten könnte, herrscht, wenn auch in geringerem Grade, noch jetzt unter den Aino's vor. Besonders die Aino's der Insel Yezo, mehr als die von Sacchalin, halten an der Sitte, ihren Armen die allerseltsamsten Figuren einzutätowiren, mit großer Zähigkeit fest, weil sie glauben, daß frühzeitiger Tod die unerläßliche Folge einer derartigen Unterlassung wäre. Die Frauen gehen darin noch weiter. Bestrebt, dem Mann als Vorbild in Allem nachzuahmen, und in der Ueberzeugung, die Richtung, in der sich die männliche Schönheit entwickele, sei die einzige, in der wahre Schönheit überhaupt gedeihen könne, sucht die Ainoschöne künstlich zu vervollständigen, was die Natur zu ihrem Bedauern kaum leise angedeutet hat. Mit zarter Hand tätowirt sie sich zwischen fein geschnittenen Augenbrauen ein Verbindungsband und stellt in analoger Weise auf der Oberlippe einen dunkelblauen, kühn geschweiften Schnurrbart her, dessen Linien kaum von der Natur übertroffen werden können. Selbst strenge Verbote der japanischen

Regierung, die auch Yezo mit einem Male zu einem Culturlande stempeln möchte, haben diesen kindlichen Glauben nicht zu erschüttern vermocht.

II.

Die Aino's, nach neueren, japanischen Schätzungen etwa 16,000 Köpfe betragend, leben in zerstreuten Dörfern, hauptsächlich an der Meeresküste und an den Ufern der Flüsse. Eine zum größten Theile aus Stroh verfertigte Hütte bildet mit einem auf etwa 5 Fuß hohen Pfählen errichteten Vorrathsschuppen das Gesammteigenthum des normalen Familienvaters; und wenn man bei der Wanderung durch ein Ainodorf die in langen Reihen neben einander postirten Hütten betrachtet, jede das getreue Abbild der anderen, so kann man sich nicht dem Eindrucke verschließen, thatsächlich an einem jener Nullpunkte beginnender Capitalbildung zu sein. Das Innere einer solchen Hütte, mit den Schädeln der auf der Jagd erlegten Thiere ausstaffirt, bietet mit Massen von Fellen oder dem natürlichen Räucherungsproceß unterworfenen Fischen — Alles in bunter Reihe von der Decke herabhängend — ein complexes, wenn auch wenig anmuthiges Bild dar. Der Rauch der in der Mitte der Hütte gelegenen Feuerstelle hat den Strohwänden seit Jahren tief-dunkle Farbentöne verliehen und fährt noch immer fort, in gleicher Weise zu wirken; Fischgerüche, die in ihren Nüancen und Abstufungen einer ganzen Scala von widerwärtigen Empfindungen entsprechen, schlagen dem Eintretenden mit beängstigender Gewalt entgegen und machen es ihm grabezu unmöglich, seinen Aufenthalt über einen sehr minimalen Zeitraum auszudehnen. Bereits eine Spur von Comfort tritt dem Besucher in den Hütten der Häuptlinge oder chiefs entgegen. Die Räume sind größer und die innere Ausstattung reicher; die Matten sind feiner, die trocknenden Fische scheinen wohlriechender zu sein. Neben dem Nothwendigen erscheint schon das Ueberflüssige: auf einem kleinen Holzpodium strahlen dem Gaste große Lackgefäße entgegen, deren Inneres alle Schätze des Häuptlings, alte Curiositäten, von den Vorfahren überkommene Schwerter und nicht selten als höchste Werthstücke diverse, von dem europäischen Trödelmarkt bereits als für unseren Erdtheil unmöglich, über den Ocean ausgeworfene Gegenstände beherbergt.

Der Fremde, der nicht verfehlt, dem Einen oder dem Anderen dieser mit traditioneller Machtvollkommenheit bekleideten Häuptlinge seine Visite abzustatten, begegnet hier bereits den Anfängen eines gewissen Ceremoniells; es bedarf eines Boten, seine Ankunft anzumelden, und sogar einiger Minuten Antichambrirens, während welcher die zu seinem Empfange nothwendigen Vorbereitungen getroffen, insbesondere die festlichen Matten hervorgeholt und die ganze Familie, Weiber, Kinder, Dienerschaft und Trabanten in weitem Kreise um den Heerd postirt werden. Bei seinem Eintritte empfängt ihn ein seltsames Schauspiel echt patriarchalischer Art. Der Häuptling, gewöhnlich ein alter Mann mit schneeweißem, lang herabwallenden Haar und Bart, beginnt, nach japanischer Manier auf den Fußspitzen niedergekauert, die solenne Begrüßungsscene. Er streckt die geöffneten Handflächen nach vorn und streicht mit denselben dann bedächtig mehrere Male über die ganze Länge seines Bartes hinweg; das männliche Ainopublicum folgt dem Beispiele des Chefs, die Frauen und Kinder bücken à tempo

ihren Kopf tief zu Boden, und über der rauchgeschwärzten Hütte lagern Momente tiefsten, feierlichsten Schweigens. Nach vollendeter Ceremonie, um die Scene an persönliche Erinnerungen anzuknüpfen, nehme ich mit meinem japanischen Dolmetscher auf den Feiertagsmatten Platz. Kagoshima, mein Interpret, verenglischt uns die Unterredung, und Kißke, der Häuptling, fängt zu fragen an. Die ganze Unterhaltung hat einen homerischen Charakter; der Beginn ist stets jenes: „Wer und woher der Männer? wo hausest Du? wo die Erzeuger?" Jede einzelne Antwort erregt Bewunderung und Staunen; und meine Person, meine Kleidung, mein Schuhwerk, die intimsten Details der europäischen Costümirung werden mit all' der naiven Neugierde unverdorbener Naturmenschen von Dutzenden von Augen und Händen einer, wenn auch nicht kritischen, so doch nicht minder eingehenden Erforschung unterzogen. Indem ich ein Taschenmesser, einen kleinen Kamm, ein Portemonnaie aus der Tiefe meiner Tasche hervorhole, steigere ich bewußt das allgemeine Staunen durch eine ganze Scala von Ausdrucksformen hindurch, und als ich endlich als coup de maître, wie von ungefähr, die beiden Golddeckel meiner Uhr aufspringen lasse, und eine Fülle von Lichtreflexen sich plötzlich nach allen Seiten hin ergießt, da kehrt der Gipfelpunkt der Ekstase wieder zum feierlichen Schweigen zurück: der Häuptling streckt bedächtig die offenen Handflächen nach vorn, streicht mit denselben durch die Länge des Bartes und zollt in feierlichster Form dem strahlenden Golde den Tribut des Gebetes. Am Golde hängt, nach Golde drängt doch Alles!

Kleine 10 Cent Geschenke, Glaskugeln, japanische Kaleidoskope, Puppen u. s. w., die wir der Fürsorge halber mitgenommen, versetzen die ganze Gesellschaft in die heiterste Stimmung, die sich in naturwüchsigstem Lachen und lautestem Jubel documentirt. Entweder im Bewußtsein der bescheidenen Natur der offerirten Gastgeschenke oder ohne homerisches Verständniß für die Situation beschränkt der chief-Aino seine Gegengaben auf einen aus Bast gefertigten Gürtel. Dann schreitet er zur Entfaltung seiner Familienschätze. Das interessanteste Stück ist unstreitig die Krone, welche, bei allen Haupt- und Staatsactionen unentbehrlich, aus einem starken Strohreifen besteht, von dem alte Tuchläppchen herabhängen, und an der Vorderseite mit einem Stück Messing verziert und durchaus unveräußerlich ist. Zum Schlusse werden die mit Reis und Saké, dem aus Reis dargestellten Branntwein, gefüllten Lackgefäße an der zum Fenster dienenden Wandöffnung in regelmäßigen Schwingungen der Sonne geweiht, und nach beendeter Ceremonie der Inhalt unter die Gläubigen vertheilt.

Hauptobjecte der Ainoverehrung sind, neben der Sonne, das Wasser, und zudem die Idee einer japanischen Gewalt, die sie Zsumairu kamoi — Gott der Welt nennen und, wie es den Anschein hat, mit dem Mikado identificiren. Daneben gilt ihnen auch der Bär, mit dem sie in persönlichem Kampfe so manche Fehde austragen, als Gegenstand religiöser Verehrung. Indessen ist der Kreis ihrer Götterwelt kein fest geschlossener; neue Gestalten, die ihnen durch Macht oder Kraft oder den Besitz einer goldenen Uhr imponiren, finden leichten Eingang darein, und auch mir ist einst mit dem Prädicat „Herr der Götter" von ihnen eine beinahe göttliche Verehrung zu Theil geworden.

Wenn auch nicht immer so glücklich, mit göttlichen Ehren bedacht zu werden, so finden doch stets Europäer bei den Aino's das respectvollste und zugleich in gewissem Sinne freundschaftlichste Entgegenkommen, nicht selten wegen der durch ihre Bärte in Ainoaugen sich documentirenden Stammesverwandtschaft. Einem japanischen Kinde in Fukui erschien ein bärtiger Europäer wie ein Drache ohne Schwanz oder Flügel, einem Aino dünkt er ein in eine höhere Erscheinungsform getretener Stammesbruder. Daraus ergibt sich mitunter die selbstloseste Anhänglichkeit und das bescheidene Angebot einer Fülle von Dienstleistungen, die besonders für den jagd- und angellustigen Reisenden unschätzbaren Werth besitzen. Wie Yezo das Land par excellence der Jagd und der Fischerei ist, so ist der Aino der geborene Jäger und Fischer. Ihm mangelt keine der Eigenschaften, die dem Einen oder dem Anderen wesentlich sind. Er besitzt Kraft, Gewandtheit, Geduld und die Fähigkeit, in der unvermuthetsten Situation sich in der Frist eines Augenblicks zurecht zu finden. Gesicht und Geruch und Gehör hat die beständige Gewöhnung und das seit Reihen von Generationen wirksame Moment der Vererbung zu dem bewundernswerthesten Grade actueller Wirksamkeit entwickelt. Mit der Harpune folgt er der gegen den Strom anstehenden Lachsforelle bis in eine Tiefe von 6—8 Fuß unter dem Wasserspiegel und trifft mit Genauigkeit die erspähte Stelle, da wo ein anderes als sein Auge kaum verschwommene Linien irgend eines lebendigen Gegenstandes wahrnehmen könnte. Mit der Lanze oder dem Jagdmesser bewaffnet, dessen eiserne Spitze er in das, aus dem Wurzelextract einer Aconitumart bereitete, Pfeilgift taucht, scheut er mit dem Bären nicht den directen Kampf, der nicht selten den dramatischen Charakter des persönlichen Ringkampfes zwischen Mensch uud Thier annimmt. Im Gefolge des Reisenden, der mit der Winchesterbüchse und den vor Minutenablauf zu entladenden 15 Kugeln ruhigeren Blutes selbst dem Rencontre mit einem Bären entgegensehen darf, leistet der Aino berufsmäßig die Dienste des Spurensuchers. Kein jagdlustiger Europäer von Sapporo, der nicht bei Eintritt der Jagdzeit, d. h. nach Schmelzen des Schnees, seinen Hausstand um etliche Ainotracker vermehrte. An der Configuration der Spuren und an ihrer Distance von einander, ob sie bereits sandverweht sind oder nicht, an der Rißfläche der von den Sträuchern abgenagten Blätter, an gedrückten Stellen im Grase, an verbogenen Zweigen, an Momenten allersubtilster Art entdeckt sich dem glücklichen Naturmenschen, mit sich multiplicirender Wahrscheinlichkeit, die Antwort auf die complexeste Frage des Jägers: ob und wenn der gepürschte Hirsch zum oder vom Wasser gegangen oder der Bär bereits sein hochgelegenes Lager verlassen. Wenn man den bedächtig, sinnend, lauschend dahinschreitenden, ersichtlich alle Kraft geistigen Combinirens zusammenfassenden Aino bei seinem noblen Werke betrachtet, so befindet man sich thatsächlich allen den Zügen gegenüber, die Cooper in so enthusiasmirender Weise, uns allen aus unserer Kindheit her unvergeßlich, an den Rothhäuten der nordamerikanischen Prärie geschildert hat. Mir ist an allen Typen der Nichtcivilisation, deren Bekanntschaft ich in verschiedenen Welttheilen gemacht habe, der Aino immer als das Muster des in seinen körperlichen Qualitäten zur höchsten Entwickelung gelangten Naturmenschen erschienen, und weder die nordamerikanischen Indianer, wie sie Einem selbst ab-

seits der Stationen der Pacificbahn entgegentreten, noch die famosen Gaucho's in den Pampa's der argentinischen Republik oder die tiefst katalogisirten Feuerländer in der Magellanstraße sind im Stande, den gleichen Betrag von Sympathie zu erwecken.

Fischerei und Jagd sind demnach die Hauptbeschäftigung der Aino's, denen indeß die Ausbeute der durch Geschick und mit Mühe erlangten Resultate nicht selber angehört; die Japaner sind es, ihre, wie ich glaube, nicht sonderlich geliebten Herren, denen der Löwenantheil des gemachten Gewinns in Form tributarischer Leistung zusteht. Die Ergebnisse der Jagd und der Fischerei kleiden sich hier in großartige Ziffern; nach dem Berichte des Capitäns Blakiston, in den Verhandlungen der geographischen Gesellschaft zu London, Februar 1872, beträgt das Ergebniß des Lachsfanges auf dem Ishkarifluſſe in jeder Saison durchschnittlich 1,200,000 Lachse, und ein einzelner Netzfang, vor der Mündung des Flusses, in der See, bringt mitunter bis zu 16,000 Stück an die Oberfläche. Woher es kommt, daß in Sapporo, der vor einigen Jahren gegründeten Hauptstadt von Yezo, der Marktpreis eines 8—10pfündigen Lachses oder einer Lachsforelle zwischen 5—8 Cent. oder 20—32 Pfennigen schwankt.

Ein ähnliches Resultat liefert die Jagd auf Hirsche, deren Stückzahl jedes Ermessen überschreitet. Hakodate allein exportirt alljährlich 30,000 Geweihe. In das Gebiet chevaleresker Jagdmittel schlägt allerdings die Methode, mittels derer man zu diesem erstaunlichen Endergebniß gelangt, nicht mehr ein: Der Schnee treibt während der Winterszeit periodisch die Hirsche zu Hunderten in's Thal und an die Meeresküste; die Kunde davon verbreitet sich sofort im nächsten Dorfe, das bald einen Massenauszug unternimmt und mit Schreien und Lärmen die erschöpfte, in Todesängsten schwebende Schar in die See hineintreibt, deren Fluthwelle mit Sicherheit die todten Körper an die Küste zurückwirft. Die Geweihe und das Fell werden zum Verkauf oder zu eigenem Gebrauch abgelöst, und enorme Quantitäten schmackhaften Wildprets von dem blos Pflanzen- und Fischkost verzehrenden Aino verschmäht, den Bären und Wölfen zur leckeren Beute gelassen.

Das Bild von den Aino's fertig zu stellen, bedarf es noch einiger leichter Striche. Wir müssen zuvörderst andeuten, wie ohne die sakralen Formen einer feierlichen Eheschließung die thatsächliche Praxis eine gewissenhafte Monogamie herausgebildet hat und das durch gegenseitige Geschenke eingeleitete Zusammenleben von Mann und Frau auch für die Zukunft zusammenhält. So hat fast durchwegs ein Mann immer nur eine und zwar dieselbe Frau, und nur die Häuptlinge, die Avantagen der von Geschlecht zu Geschlecht sich übertragenden Macht ausbeutend, umgeben sich entweder bald mit einem mehrköpfigen Stabe von Weibern oder ergänzen nach und nach eingetretene Lücken an Schönheit und Zahl durch Aufnahme frischen Nachwuchses. Die Initiative dazu geht für gewöhnlich, wie mich der japanische Chef einer Sachalin-Aino-Niederlassung in Tsiishkari belehrt hat, von den Frauen aus, die von der Macht und dem Einfluß eines Häuptlings oder durch die Zahl seiner Heldenthaten als Jäger und Fischer in der Tiefe des Herzens getroffen, sich ihm zur Verschönerung seines

Haushaltes von selbst anbieten, eine Gabe, die, wie es scheint, selten ausgeschlagen wird.

Jeder neue Zug in der Lebensweise der Aino's beweist uns, wie sich die Individualität des Stammes und des Einzelnen nur nach der rein physischen Seite hin entwickelt, und es wird uns daher nicht Wunder nehmen, wenn wir finden, daß die Aino's zur Kategorie jener auf der untersten Staffel der Culturleiter befindlichen Naturvölker gehören, die noch vor der Erfindung der Schriftzeichen und vor der Aufzeichnung literarischer Elementarerzeugnisse stehen. Einige wenige, rauh klingende Gesänge singen sie bereits ihren Kamis oder Göttern, von welchen mir das Folgende nicht ohne poetischen Reiz zu sein scheint:

„Der See, die uns nährt, und dem Walde, der uns beschützt, entbieten wir unsern tiefgefühlten Dank! Ihr seid wie zwei Mütter, die dasselbe Kind nähren; grollt uns nicht, wenn wir die Eine verlassen, uns der Anderen zuzuwenden."

Die Ainosprache selber ist noch wenig erforscht und auf den Zusammenhang mit anderen Sprachgruppen hin so gut wie gar nicht geprüft. Whitney will sie mit der japanischen in Verbindung setzen, wie es scheint, ohne genügend triftigen Grund. Ist eine Verwandtschaft da, so muß sie äußerlich eine sehr lose sein; der oben angeführte Japaner, der seit Jahren unter den Aino's lebt, behauptet, zum Mindesten ein Jahr fortgesetzter Uebung sei nothwendig, in ihr bis zum geläufigen Gebrauch vorzuschreiten. Die Aino's, besonders die Häuptlinge, beginnen japanisch zu lernen, was ihnen auch dazu dient, sich unter den diversen Zweigstämmen ihrer Race verständlich zu machen. Denn die Aino's von Yezo sind nicht im Stande, die Mundart ihrer Stammesbrüder von den Kurilen- oder die der Sachalin-Aino's zu verstehen, welch' letztere, seit der Abtretung Sachalins an Rußland, im Jahre 1874, sich zum Theil in Yezo angesiedelt haben.

Ich scheide von den Aino's mit einer Bemerkung, die ich unter aller Reserve wiedergebe: Einer meiner amerikanischen Freunde in Sapporo glaubt beobachtet zu haben, daß die Aino's an einer gewissen Brunstperiode festhalten, und daß sich bei ihnen der Reproductionsproceß der Gattung, wie bei vielen Thieren, an eine bestimmte Zeit im Jahre anknüpft. Als Analogie für die seltsame und für die Entwickelungsgeschichte der Menschheit vielleicht nicht unwichtige Thatsache dient Mr. Dunn eine ähnliche Wahrnehmung bei den Indianern des amerikanischen Westens, die ihm aus langjährigem Verkehr wohl bekannt sind. Die interessante Behauptung zu erweisen, müßte man naturgemäß zuvörderst feststellen, ob thatsächlich die meisten Ainokinder in einer bestimmten Jahreszeit geboren werden. Die Aufgabe ist schwieriger, als sie den Anschein hat; denn sie ist nur von einem Nicht-Aino zu lösen. Den Aino's selber fehlt jede directe Zeitbestimmung; sie lehnen alle wichtigeren Momente ihrer in ruhigen Zügen dahinlaufenden Dorfgeschichte an für sie bedeutsame Natur- oder Dorfereignisse, wie den Fang eines Wallfisches oder ein großes Hirschtreiben an, und wissen auf die Frage, wie alt sie sind, nach längerem Erstaunen nur die allerdings genügende Antwort zu geben, daß schon 20 oder 30 Mal der Schnee gefallen sei.

Bilden die Aino's auch die charakteristisch-eigenthümliche Bevölkerung der Insel Yezo, so bilden sie doch immerhin nur einen Bruchtheil derselben, etwa

ein Neuntel; das überwiegende Gros sind Japaner, die die Regierung in regelmäßigen Schüben aus dem Süden heraufschickt, die Japanisirung und regelrechte Urbarmachung der Insel allmälig einzuleiten. Dieselben bauen im Süden schon ihren Reis, und sind die Handlanger in dem großen Colonisationswerke, dessen geistige Träger und Leiter ein kleiner Stab von europäischen und amerikanischen Ingenieuren und Landwirthen ist.

In Hakodate, dem südlichen Hafen von Yezo und einem der fünf Vertragshäfen Japan's, sind bereits seit Jahren Europäer, auf Grund der vertragsmäßig gewährten Erlaubniß, angesiedelt. Ihre Zahl beträgt etwa zweiundzwanzig und theilt sich zwischen Kaufleute und Missionäre. Für erstere ist Hakodate die Centralstelle für den Handel mit Yezo, Sacchalin, den Kurilen, dem östlichsten Sibirien und China, die von hier aus vorzugsweise mit Seetang, Bauhölzern, Kohlen, Fuchs-, Zobel-, Hirsch- und Bärenfellen, sowie mit Fischguano und Fischöl versehen werden. — Fünf Missionäre, nicht weniger als fünf christliche Secten vertretend und im Besitze von fünf mehr oder weniger stattlichen Kirchen (einer katholischen, einer russischen, einer englischen und zwei amerikanischen), entfalten daneben eine rege und erfolgreiche Thätigkeit.

Nach Sapporo, der im Inneren der Insel gelegenen Hauptstadt, führt eine, nach allen Regeln der Kunst tracirte und an landschaftlichen Schönheiten überaus reiche, Hochstraße, die einzige, mit der Yezo bis jetzt bedacht ist. Die Entfernung von Hakodate beträgt 25 deutsche Meilen, exclusive der Passage der Vulkanbai, die man in einer Breite von 40 Seemeilen auf dem Wege zu passiren hat. Hier ist der Sitz der Verwaltung, der sog. Kaitakushi, des Departements für die Colonisation von Yezo, die Residenz des europäisch-amerikanischen Colonisationsstabes und der Hauptort für alle gewerblichen und landschaftlichen Etablissements.

Die Thätigkeit der japanischen Regierung richtet sich besonders auf zwei Momente, auf die Erschließung der Kohlenschätze der Insel und auf die Producirung von Bauholz. Yezo, mit 36 verschiedenen Arten werthvollen Bauholzes, ist eines der holzreichsten Länder der Erde und wohl geeignet, bei maschinellem Betriebe, dem Holzimport, der sich aus Washington und Oregon und Californien über den großen Ocean hinweg bis nach Yokohama und Hongkong ergießt, ein baldiges Ende zu machen. Auch die Cultur des Bodenterrains wird ernstlich in Angriff genommen, über die ganze Insel hin Fruchtbäume eingeführt, mit entschiedenem Erfolge Weizen gebaut, für den es allerdings keinen lohnenden Markt gibt, und neuerdings auch Hopfen und Tabak in den Versuchskreis gezogen. Dem günstigen Klima und dem natürlichen Reichthum des Landes stehen trotzdem enorme Colonisationshindernisse entgegen. Es fehlt an Wegen im Inneren des Landes und an sicheren Häfen an der Küste; und all' die großen Projecte, die diesen Fundamentalmängeln Abhilfe schaffen sollen, wie die Anlage einer Eisenbahn von Porunai, dem Centrum der Kohlenminen, nach der Mündung des Ishkarifluſſes oder die Hebung der großen Ishkarisandbank, scheitern unfehlbar an der finanziellen Nothlage der Regierung, die, ohne nationale Hilfsquellen, mit mehr oder minder gerechtfertigtem Mißtrauen sich scheut, das sich anbietende englische Capital in Anspruch zu nehmen.

Der Reisende als solcher sieht und merkt noch Nichts von den neuen Dingen,

die sich vorbereiten; er reist noch in völlig culturlosem Lande. Einen Dolmetscher und einen Koch im Gefolge, und mit Sattelzeug, Conserven, Zelt, Moskitonetz und Insectenpulver ausgerüstet, durchstreift er auf mit amerikanischem Blut versetzten Yezopferden ungefährdet und ungehindert das Innere der Insel. Seine Ansprüche auf Comfort sind stark herabzustimmen; er muß es sich gefallen lassen, Nacht für Nacht auf hartem Boden, in einem kleinen Japanerhäuschen oder in armseliger Ainohütte oder unter dem eigenen Zeltdache, sein Lager aufzuschlagen, und es als Regel acceptiren, daß Koch und Vorräthe auf saumseligen Packpferden stets post festum kommen und er gezwungen ist, statt des ersehnten Mahles mit selbst geschnitzten Eßstäbchen in Wasser gekochten Reis zu verzehren. Die natürlichen Hindernisse des Weges sind muthig zu überwinden; über die brückenlosen Flüsse geht es im schmalen, aus dem ausgehöhlten Stamme der Calopanax ricini folium verfertigten Boote, nachdem man sich von vornherein, für alle Fälle gewappnet zu sein, seines Schuhwerks entledigt hat, während die Pferde, von Aino's mit der Leine dirigirt, die Flüsse schwimmend passiren.

Für mich haben all' die kleinen Entbehrungen, der beständige Wechsel der Scenerie und die Romantik so vieler wunderlicher Situationen einen unendlichen Reiz gehabt, und ich denke an die sechs Wochen, die ich, größtentheils zu Pferd, oder jagend und fischend, im Vollgenusse körperlichen und geistigen Behagens auf Yezo zugebracht, mit all' dem Vergnügen zurück, das nur der Gedanke an bereits Vergangenes zu gewähren im Stande ist.

Bilder aus dem Berliner Leben.

Sonntag vor dem Landsberger Thor.

Von

Julius Rodenberg.

Einer meiner liebſten Sonntagsſpaziergänge iſt vor dem Landsberger Thor. Ich weiß wol, daß das nicht die faſhionabelſte Gegend iſt; und ich würde wahrſcheinlich in einige Verlegenheit gerathen, wenn mir dort plötzlich ein Bekannter begegnete und mich fragen wollte: „Wie kommen Sie hierher? Was haben Sie hier zu thun?“ Ich wüßte nicht, was ich ihm antworten ſollte. Doch das iſt es eben, was mich dorthin führt: die vollkommene Gewißheit, einem Bekannten auf jener Seite der Stadt *nicht* zu begegnen. Ich könnte nach Sicilien oder dem Nordcap reiſen und würde dort Bekannte treffen; ich bin auf der Inſel Skye, der äußerſten der Hebriden, nicht vor Bekannten ſicher. Aber wenn ich vor das Landsberger Thor gehe, dann bin ich ein Fremder unter Fremden.

Oder — nein doch! Dieſe Menſchen, Leute mittleren Standes zumeiſt, etwas mehr nach Oben, etwas mehr nach Unten, aber immer ordentliche Leute, bürgerliche Exiſtenzen von der guten und beſcheidenen Art ſind mir nicht fremd. Sie kennen mich nicht; ich aber kenne ſie. Es macht mir das größte Vergnügen, ſie zu beobachten, mit einem harmloſen Blick; an einem Tiſch mit ihnen zu ſitzen, ein Wort aus ihrem Geſpräch aufzufangen, ohne doch indiscret zu ſein. Was gehn mich ihre Familienfreuden oder Sorgen, ihre häuslichen Feſte oder Calamitäten an? Was kümmert's mich wol, ob die dicke Bäckersfrau zu meiner Rechten morgen gutes oder ſchlechtes Wetter für ihre Wäſche haben, und ob der ehrenfeſte Mann, der zu meiner Linken nachdenklich hinter dem Glaſe ſitzt, den Proceß, welchen er gegen einen halsſtarrigen Nachbar führt, gewinnen oder verlieren wird? Und doch fühle ich mich auf eine gewiſſe zutrauliche Weiſe in ihre Geheimniſſe eingeweiht und nehme den lebhafteſten Antheil daran. Es thut mir wohl, das Leben einmal von einer anderen Seite zu betrachten, als wir es im Weſten der Stadt zu ſehen gewohnt ſind; unter Solchen zu ſein, welche ſich niemals von den Angelegenheiten und Neuigkeiten der feinen Welt unterhalten,

niemals einen von den Namen in den Mund nehmen, ohne welche wir uns kaum ein Gespräch denken können, und trotzdem ganz respectabel aussehen, ganz zufrieden sind und ihren Sonntag feiern, daß es eine Art hat.

Schon wenn ich in den Omnibus steige, der in die Richtung gegen Osten fährt, bin ich halb und halb unter meinen Leuten. Nicht am Wochentag: denn der mit seiner mannigfaltigen Geschäftigkeit wirft Alles durcheinander, Nord, Süd, Ost und West. Aber am Sonntag ist es etwas Anderes; da sieht man keine Frauen mit Taschen oder Körben, keine Männer mit Kasten oder Handwerksgeräth. Wer am Sonntag fährt, der fährt zu seinem Vergnügen, entweder er will einen Besuch machen, oder er kehrt von einem Besuch zurück, wie der junge Schlossermeister aus der Krautstraße, der mit seiner Frau und seinen beiden Kindern den Fond des Wagens einnimmt. Diese Leute reisen immer in großer Familie, aber sie nehmen aus Sparsamkeit so wenig Platz als möglich ein: der Mann hat das kleine Mädchen und die Frau hat den kleinen Jungen auf dem Schoß; sie sind bei Freunden in einer der neuen Straßen in der Nähe des botanischen Gartens gewesen, haben die Taschen voll Kuchen und fahren nun recht fröhlich dahin durch die schönen Straßen und über die breiten Plätze des Westens von Berlin, die ihnen wie ein Wunder vorkommen (sie sind nämlich gebürtig aus Neu-Ruppin; ein richtiger Berliner, und wenn er auch am Verlorenen Weg wohnte, wo noch so gut wie gar keine Häuser stehen, würde sich nicht wundern). Ich bin mit meinen Neu-Ruppinern aus der Krautstraße noch nicht bis an den Dönhofsplatz gekommen, so kenne ich ihre ganze Geschichte, einschließlich der Geschichte der beiden Kinder. Es nimmt mich übrigens für das tüchtige Ehepaar ein, daß weder er noch sie mir ein Hehl machen aus den weniger lobenswerthen Eigenschaften ihrer Sprößlinge: das kleine Mädchen sei immer neidisch auf den kleinen Jungen — eine Bemerkung, die allerdings durch die Thatsache bestätigt wird, daß die beiden winzigen Geschöpfe wieder Krieg angefangen haben und aufeinander losschlagen wegen eines Bretzels, den der kleine Junge gerade in den Mund stecken will. Die Mutter, die den Frieden liebt, beschwichtigt das kleine Mädchen, indem sie die Hälfte des Kuchens ihm gibt. Aber diese Gewaltthat empört wiederum das Herz des kleinen Jungen. Erst ist er still, dann gibt er einen Schrei von sich, dann noch einen und noch einen, und so fort, als ob er heute nicht mehr aufhören wolle. „Auf diese Manier schreit er manchmal die halbe Nacht durch," sagt die bekümmerte Mutter; und man sieht es ihrem schmalen, überwachten Gesichtchen wol an, daß sie die Wahrheit sagt. Wieder ein Zug, der mir an dem Papa gefällt: er nimmt in seinem Herzen Partei für den Jungen, will's ihm aber nicht zeigen, wegen der Mutter. „Er hat ja so Recht," sagt er, und dabei versetzt er ihm Eins auf die Knöchel, daß der kleine Schreier (der diese Sorte von Liebkosungen wohl kennt) augenblicklich verstummt. Ueber dem Kopf seines Jungen aber sieht der Mann seine Frau mit einer triumphirenden Miene an, die zu sagen scheint: „Na, warte man! Wenn der erst groß ist! Der läßt sich auch Nichts nehmen, was er einmal in der Hand hat!"

Am Mühlendamm steig' ich aus; der Wagen fährt rechts und ich gehe links. Dort drüben am Rande des weiten Beckens, welches hier die Spree bildet,

liegt Neu-Kölln, Neu-Kölln am Waſſer. Die Nachmittagsſonne ſpiegelt ſich in der ſchillernden Fluth und beglänzt am Ufer die friedlichen Häuſer — auch das darunter mit der breiten, ſchweren Façade und dem maſſiven Thorweg. Das Haus iſt mir wohl bekannt und in ſeinen dunklen gewundenen Gängen bin ich manchmal geweſen. Der alte Herr Grandidier hat dort gewohnt. Aber jetzt ſteht es einſam, andre Leute wohnen darin und ſeine Fenſter, die von Sonne leuchten, winken mir nicht mehr. Die Herren vom Mühlendamm aber ſind noch immer dieſelben. Die haben zweimal Sonntag in jeder Woche. Sonnabend und Sonntag, und der Sonntag iſt für ſie der beſſere Tag. Da dürfen ſie noch obendrein rauchen. Sie ſitzen vor den halbgeöffneten Thüren ihrer Läden, aus alter Gewohnheit. Denn Geſchäfte können ſie nicht machen. Die ſchönen Uniformen mit den blanken Knöpfen, die goldbetreßten Livreen und die Schlafröcke mit dem rothen Unterfutter ruhen in der Verborgenheit. Aber eine Gardine wenigſtens iſt herabgelaſſen mit der Inſchrift in großen Buchſtaben: „Hier werden Fräcke verliehen“. Unter den ſteinernen Bögen der Arcaden iſt es hübſch kühl, da ſitzen ſie wie vornehme Herren, die ſich's wol einmal anthun dürfen, mit Hut auf dem Kopfe und mit Pantoffeln an den Füßen und einer Miene von Weltverachtung, die ich nur an Sonntagnachmittagen an ihnen bemerkt habe.

Der Molkenmarkt liegt in tiefem Schatten, und Sonne iſt nur an den grauen Mauern jenes Hauſes, in welches — glaub' ich — die Sonne niemals hineinſcheint. Oder iſt eine von den vergitterten Zellen, in dieſen eng umbauten Höfen, in welche von oben her zuweilen eine Botſchaft des Lichtes dringt? Die Haupteinfahrt iſt geſchloſſen, als ob auch das Verbrechen noch einen Reſt von Scheu vor dem Sonntag hätte; durch einen halbgeöffneten Seiteneingang ſieht man den Poſten im Hofe ſchildern und läſſig auf der Treppe ſteht einer von den „Blauen“, wie die Schutzleute in der Sprache Derjenigen heißen, die in beſtändigem Krieg mit ihnen leben. Sonntagnachmittag in einem Gefängniß — Sonntagnachmittag auf dem Molkenmarkt . . . laß uns weiter wandern, lieber Leſer.

Hier iſt die Spandauerſtraße und hier leuchtet uns nach wenigen Schritten ſchon das Rathhaus in all' ſeiner Herrlichkeit entgegen, der Stolz des Bürgerthums von Berlin. Das Roth dieſes mächtigen Vierecks, flimmernd von Sonne, zeichnet ſich wundervoll gegen den blauen Himmel ab und ſein Thurm, ganz in Licht gebadet und golden angehaucht in dieſer Stunde, ſteht recht wie ein Wahrzeichen da, nach dem der Wandrer ſich richten kann. Er grüßt ihn, wenn er ſich dem Centrum der Stadt nähert, ihrem Herzen und belebten Mittelpunkt; und ſein röthlicher Schein bei Tag, ſeine erleuchtete Uhr bei Nacht ſind ihm lang noch erkennbar, wenn er ſich gegen Oſten oder Norden entfernt.

Heut iſt die Königsſtraße ſtill. Die Läden ſind geſchloſſen und die Häuſer wie ausgeſtorben. Nur ſonntäglichen Spaziergängern begegnen wir. Aber wie ſehr dies Berlin eine wachſende Stadt iſt, eine Stadt, die ſich beſtändig verändert, verſchönert, vergrößert, das ſieht man auch am Sonntag, wenn die Arbeit ruht. Die Königscolonnaden und die Königsbrücke ſind noch da, ein bewundertes Werk aus der Zeit Friedrich's des Großen; aber die Sandſteinfiguren und die joniſche Säulenlaube, die ſo ſchön waren, als ſie noch rein und weiß waren,

sind inzwischen ganz verwittert, unter der Brücke ist kein Wasser mehr und sie selber wird auch bald nicht mehr sein. Auf dem trockenen Bette des weiland Königsgrabens erheben sich die Structuren eines andren Werkes, der Stadtbahn, welche so recht im Geist der neueren Zeit rücksichtslos fortschreitet durch unsere Straßen, zerstört, was ihr im Wege ist, und bald mit ihrem steinernen Ring uns umschlossen haben wird; auch eine Stadtmauer, aber eine andere, als die einst hier gewesen, eine, auf der Leben und Bewegung ist, die den Verkehr beschleunigt, welchen jene gehemmt hat. O, über die gute, alte Zeit, wo Jeder noch seine Bequemlichkeit und seine Ruhe hatte! Wo das, was man jetzt die allgemeine Wohlfahrt nennt, den Einzelnen noch nicht verhinderte, an die seine zu denken! Wo noch nicht so viel Menschen auf der Welt waren und diejenigen, die darauf waren, noch nicht so viel Lärm machten! Wo noch Ruhe war in den Straßen und Gemüthlichkeit in den Häusern! Wo noch kein Gerassel von Omnibussen war und kein Geklingel von Pferdebahnen, keine Canalisationsarbeit, welche jahrelang bald hier, bald da die Stadt aufwühlt und in tiefe Gruben und unübersteigliche Sandberge verwandelt.

Wer damals, vor hundert und etlichen Jahren, seinen Sonntagnachmittagsspaziergang hierher gemacht hätte, der würde noch keinen Alexanderplatz gesehen haben; sondern die Contreskarpe war da und der Stelzenkrug war da und ehrsame Bürger waren da, welche mit einem dreieckigen Hut und einem langen Zopfe, die tugendfesten Ehehälften am Arme, zu den umliegenden Gärten lustwandelten. Bedächtig war ihr Schritt und sauer der Wein, der sie dort erwartete; billig das Leben, geräumig ihre Stadt und die Zeit so wohlfeil, wie ein gutes Abendessen, welches — wenn es aus drei wohlgekochten Gerichten, mit Butter und Käse, bestand — nach unserm Gelde 1 Mark 20 Pfg. kostete. Das Einzige, was zu der Zeit theuer war, waren die Briefe, indem z. B. ein Brief „in's Deutsche Reich" (muß bis Duderstadt frankirt werden) 40, und einer nach Elsaß und Lothringen sogar 70 Pfg. kostete. Da sieht man, wie die Zeiten sich geändert haben. Außer Briefschreiben gibt es jetzt kein billiges Vergnügen mehr auf Erden; und dazu hält manch' Einer das noch nicht einmal für ein Vergnügen. Diese braven Philister und Pfahlbürger aber wußten, was sie thaten: sie schrieben Briefe so wenig als möglich, aßen zu Abend so viel als möglich, und dankten ihrem Schöpfer, daß er Alles so herrlich eingerichtet habe. Vielleicht kam um diese Zeit, aus einer Nebenstraße, „der Kaye längs dem Graben linker Hand", ein Mann in der Mitte seiner Dreißig, in Kniehosen, mit einem göttlich frohen Gesicht, welches gleichsam noch glühte von dem Widerschein schöner Gedanken, wie der Himmel über ihm von dem warmen Gold der Junisonne. Dieser Mann, wenn er Wein trinken wollte, ging nicht in die Gärten vor dem Thore der Stadt; sondern er begab sich in ihr Inneres. Denn er verstand sich auf einen guten Tropfen und liebte die gute Gesellschaft und Beides fand er bei Maurer in der Brüderstraße, wo die „Quartbouteille guten Pontac" 10 Sgr. und die Bouteille Champagner 1 Thlr. kostete. Gute Zeit, glückliche Zeit, wo Lessing seine „Minna von Barnhelm" schrieb und die Flasche Champagner einen Thaler kostete! Die „Kaye längs dem Graben", heute „Am Königsgraben" genannt, bestand damals aus lauter neuen Häusern; die

sind inzwischen alt geworden, wo der Graben war, ist die Stadtbahn und die Berliner Dichter, wenn sie just auch keine Stücke mehr schreiben, wie Lessing, werden sich doch wol hüten, da zu wohnen, wo er gewohnt hat.

Hier aber beginnt meine Gegend. Wo Lessing vorübergeschritten, rasselt ein Kremser aus Friedrichsfelde träge heran, und stellt sich an dem Springbrunnen auf. Hier in Sonne getaucht, dort in Schatten gelagert, liegt der Alexanderplatz und vor mir öffnet sich die Landsbergerstraße. Keine neue Straße, nach dem heutigen Begriffe; jedoch auch keine sehr alte. Denn was ist alt in Berlin, wirklich alt, außer ein paar Kirchen? Die Landsbergerstraße führt mitten hinein in die Königstadt, und gleich links von ihr liegt ein Stück echten, alten Berlins, welches mit seinen Erinnerungen, wenn nicht mit seinen gegenwärtigen Gebäuden, weit in das Mittelalter zurückreicht: der Georgenkirchhof. Noch in der ersten Zeit des Großen Kurfürsten war hier Nichts als diese Kirche, ein Capellenbau aus dem 13. Jahrhundert, ein Pesthaus, nicht weit davon das Hochgericht, dazwischen einige Häuser, die Keimpunkte gleichsam und Ansätze künftiger Straßen und rings umher offenes Feld, Kornfeld und Haide, Gärten, Weinberge, Meierhöfe, ländliche Besitzungen in großer Zahl. Das Grün und der Wein und die Blumen, sowol Flieder als Rosen, sind längst aus dieser Nachbarschaft verschwunden, in welcher jetzt eine fleißige Bevölkerung von Handwerkern wohnt; aber das Andenken an jene Tage des Wohlgeruchs und der Heckenwege lebt in den Namen des grünen Wegs, der Wein-, der Blumen-, der Flieder- und der Rosenstraße fort. Damals war noch der heil. Georg der Schutzpatron dieser Gegend; nach ihm hieß das Hospital und die Kirche, welche Mitte des 17. Jahrhunderts noch völlig außerhalb der Stadt lagen: „Domus St. Georgii extra muros". Auf einem Plane der Stadt aus dem letzten Regierungsjahre des Großen Kurfürsten (1688) bemerkt man jedoch schon einige Bauthätigkeit; in der That, seit dem Frieden von St. Germain bevölkerte sich der Grund und Boden um die Kirche des heil. Georg und die entstehende Vorstadt ward nach ihm genannt: die St. Georgen-Vorstadt. Aber die Häuser stehen noch in weiten Zwischenräumen, hier eins und dort eins, umgeben von großen Gärten; eine Landstraße führt hindurch, auf dem Plane bezeichnet als „Straße nach Landsberg", und den Hintergrund schließen Sandhügel ab, so wie der Kreuzberg heute noch ist, nur breiter, ausgedehnter, den ganzen Horizont begrenzend, und mit vielen Windmühlen besetzt.

Nun aber kommt der Tag, wo der Sohn des Großen Kurfürsten sich feierlich zu Königsberg die Königskrone auf das Haupt setzt, der 18. Januar 1701, und der andere Tag, der 6. Mai desselben Jahres, wo König Friedrich I. seinen Einzug hält durch das Georgenthor, die Georgenstraße, die Georgenvorstadt. Vor dem jungen königlichen Glanze muß der heil. Georg weichen: das Georgenthor wird seit jenem Tage das Königsthor, die Georgenstraße die Königsstraße und die Georgenvorstadt die Königstadt. Aber noch immer nennt sich nach ihm diese Parochie die Georgengemeinde, und sein Bild, ein güldner Reiter auf einem güldnen Pferde, sitzt hoch über der St. Georgen-Apotheke in der Landsbergerstraße. Den Namen dieser Straße, welche von allen anderen Straßen der ehemaligen Georgenvorstadt das Andenken ihres alten Heiligen so gut in Ehren hält,

finden wir zuerst auf einem Plane aus dem Jahre 1710. Die gegenwärtig so endlos lange Straße war damals noch recht kurz: sie reichte nicht weiter als ungefähr bis zur heutigen Kleinen Frankfurter Straße. Jedoch für die Bewohner, die sich hier allmälig angesiedelt, war die St. Georgenkirche schon zu klein geworden: wir müssen sie uns etwa denken wie die Gertraudtenkirche auf dem Spittelmarkt, die Spittelkirche, die wir ja alle so wohl kennen, die verurtheilt ist, vor der großen Berliner Pferdebahn zu sterben und die wir alle vermissen werden, wenn sie einmal nicht mehr da sein wird, obgleich sie nur ein winziges, häßliches Ding ist. Schöne Kirchen haben diese Köllner und Berliner der vorhohenzollerischen Zeit überhaupt nicht gebaut; große auch nicht. Wie konnten sie wissen, diese Fischer und Bauern, daß Berlin noch einmal Etwas vorstellen werde! Glücklicherweise war viel Platz da; der war billig zu jener Zeit und ist es lange geblieben. Als ihnen die Kirchen zu klein wurden, rückten sie vor die Kirchen: auf dem Spittelmarkt, der damals der Gertraudtenkirchhof war, da wo jetzt die Normaluhr steht und die Schöneberger Omnibusse halten, ward jeden Sonntag Mittags 12 Uhr unter freiem Himmel gepredigt, auf dem heiligen Geistkirchhof standen drei Linden, unter denen man den Gottesdienst celebrirte, und auf dem Georgenkirchhof waren eine Kanzel, Kirchenstühle und ein Chor errichtet. Erst unter Friedrich dem Großen ward die Kirche gebaut, die wir heute sehen und deren Front die Jahreszahl trägt: „1779".

Inzwischen war aber auch die Landsbergerstraße nebst den umgebenden Straßen beträchtlich gewachsen; denn man kann sich denken, daß der Vater Friedrich's des Großen, der — wie man weiß — „den Häuserbau gar sehr pouffiret", aus der Friedrich-Wilhelmstadt, die ganz seine Schöpfung ist, zuweilen auch seinen Spaziergang in die Königstadt gemacht hat. Jeder solcher Spaziergang kostete seine getreuen Unterthanen ein Haus. Ein wunderliches Bauwerk ist es, dieses Haus aus der Friedrich-Wilhelm'schen Zeit: nicht die Paläste der Wilhelmstraße, die meist grandioser Zopfstil waren, wie es damals üblich; nein, dieses kleine Bürgerhaus, dem man die Armseligkeit und den Verdruß noch anzusehen meint, und heute, wo es unter andern etwas menschlichern Häusern stehen geblieben ist, mehr als je. Eine Troglodytenhöhle kann nicht unwohnlicher und weniger einladend sein, als diese langgestreckten Lehmhäuser, niedrig, finster, mit nur einem Stock oder vielmehr Erdgeschoß, mit vergitterten Fenstern, mit halb zugemauerten Fenstern, manchmal mit gar keinen Fenstern, sondern viereckigen Löchern, wie in einem Stall. Ob heute noch Leute darin wohnen? Ich glaube ja; an einem derselben habe ich ein Schild mit der Inschrift gesehen: „Salon für kleine und große Gesellschaften". An einem andern, hinter dem übrigens sich ein weiter Hof befand, las ich: „Elegante Brautwagen, Chaisen zu Festlichkeiten". Das muß ein fideles Volk sein in diesen miserablen Spelunken, die man hier in den Haupt- und Nebenstraßen noch überall erblickt.

Dann kommt das Haus aus der Zeit Friedrich's des Großen: ein wenig anständiger, ein wenig decenter — ein wenig, aber nicht sehr viel; mit Fenstern, die fast bis an das Trottoir, mit Thüren, die stets bis unter das Trottoir reichen, so daß man in diese Häuser hineinsteigt, wie in einen Keller. In den folgenden dreißig oder vierzig Jahren ward wenig gebaut; denn es kamen die

Kriege von Ende des vorigen und von Anfang dieses Jahrhunderts, die keine siegreichen waren, wie die schlesischen und der siebenjährige Krieg. Das nächste Haus, welches wieder einen Charakter hat, aber einen öden, nüchternen, war das Haus Friedrich Wilhelm's III., die dreistöckige Miethskaserne, welche ja jetzt noch ziemlich vorherrscht in Berlin, in welcher wir wol Alle einen Theil unsres Lebens verbracht haben und welche uns so groß erschien zu ihrer Zeit. Aber auch sie ist zusammengeschrumpft neben den kolossalen Gebäuden mit vier und fünf Stockwerken, diesem Product der neuesten Bauperiode, welche nach dem Kriege von 1866 und deutlicher noch seit dem von 1870 beginnt. Es ist das Miethspalais, welches bereits angefangen hat, die Miethskaserne zu verdrängen, und nicht am Wenigsten in jenen entfernten, neuen Gegenden, wo man zuweilen vor der Pracht und Größe der Gebäude wahrhaft staunt. Das Miethspalais trägt das Zeichen des Gründerthums (und nicht selten auch des Krachs) an seiner Stirn. Doch hat es auch etwas sehr Gutes: entweder fehlen ihm die Kellerwohnungen ganz oder sie sind von einer besseren Beschaffenheit als diejenigen, in deren ungesunden, mit verdorbener Luft erfüllten Räumen bisher fast der vierte Theil unsrer Bevölkerung gehaust hat. Eine Musterkarte all dieser Baustile und Stillosigkeiten kann man wol mehr noch in Berlin finden; allein nirgends in einer so — ich möchte sagen — übersichtlich geordneten, mit dem Wachsthum der Straße fortschreitenden Reihenfolge wie hier.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts war die Landsbergerstraße schon bis zur Gollnowstraße vorgerückt. Darüber hinaus waren Gärten und Weinberge. Ich habe niemals recht daran geglaubt, daß in diesen Weinbergen, von welchen in den alten Büchern fortwährend die Rede, wirklich Wein gewachsen ist. Doch muß dem wol so gewesen sein, da der alte Friedrich Nicolai — der, was er sonst auch peccirt, doch nicht gelogen hat — in seiner Beschreibung Berlins erzählt, daß in dem ehemals Feldmarschall von Derfflinger'schen Weinberg, der in der Landsbergerstraße lag, anno 1740 die Weinstöcke erfroren seien. Was mich wundert, ist, daß sie nicht schon früher erfroren sind. Sollte man sich nicht unter den Himmel Italiens, in die lachenden Ebenen des Po oder in die gesegneten Gefilde der Brianza versetzt meinen, wenn man fortwährend von diesen crève-cœurs, diesen Berliner Weinbergen unterhalten wird und ein paar Seiten weiter in Nicolai sogar noch liest, daß vor dem Landsberger Thor rechter Hand eine Maulbeerplantage gewesen? Jetzt sind daselbst nur die Stallungen der Berliner Omnibusgesellschaft, und das scheint mir auch das rechte Ding für den rechten Platz zu sein. Hat Berlin sich wirklich so verschlechtert, oder fehlt es uns nur an dem Glauben, der bekanntlich Berge versetzt und es darum wol auch mit Weinbergen und Maulbeerplantagen aufnehmen kann? Glückliche Vorväter! Sie bauten ihren Wein, sie spannen ihre Seide und sie krochen hernach vergnügt in ihre kleinen Paterrewohnungen, die halb unter der Erde waren.

Ein Hauch des Alterthümlichen schwebt um diesen Georgenkirchplatz, besonders an einem Sonntagnachmittag, wenn hier kein Durchgang und Verkehr ist, wenn die Kinder auf dem Rasen spielen, und die alten Leute, welche nicht mehr von Haus gehn, auf den Bänken sitzen, oder ein Genesender aus einem Fenster des Hospitals zu St. Georg dankbar in die Abendsonne schaut, deren immer

mehr nach Oben entschwebender Strahl jetzt an den beiden gegenüberliegenden Häusern die Worte funkeln läßt: „Kornmesser'sches Waisenhaus", „Rücker'sche Stiftung". Mit dem Frieden der Kirche in der Mitte, und der Ruhe des Sonntags und der Fröhlichkeit der Kinder und dem Geruch des frischen Grüns ringsum mischt sich ein Gefühl wie von der Nähe guter, hilfreicher Menschen, das in der Luft zu liegen scheint und so wohl zu dieser Stätte paßt, die den Kranken, den Armen und den Waisen von jeher gewidmet war. Wo aber, in ganz Berlin, würde man nicht immer und immer wieder von diesem Gefühl ergriffen? Wenn man nur aufmerken will, wird man fast in jeder Straße den Spuren der Wohlthätigkeit und des Erbarmens begegnen. Manchmal, wie in der großen Frankfurterstraße, sieht man in einer einzigen langen Reihe, Haus bei Haus, diese Anstalten für alte oder kranke Mitmenschen — und was für Häuser sind es, hoch, luftig, geräumig; meist Stiftungen verstorbener Bürger, und vielfach solcher, die sich emporgearbeitet, self-made-men, die nun für ihre ehemaligen Handwerks- und Standesgenossen in dieser fürstlichen Weise sorgen. Die Grundeigenschaft des Berliner Herzens ist Güte; nicht jene schwächliche, die sich irgend Etwas gefallen oder nehmen ließe — nein, da fällt mir mein kleiner Berliner aus dem Omnibus wieder ein; sondern jene thatkräftige, die zu handeln bereit ist: ein offnes Herz und eine offne Hand. Kein Verschwender, ein vorsichtiger Rechner ist der Berliner, ein Quängler und Mäkler um jeden Pfennig, sei es in der Stadtverordnetenversammlung, sei es mit seinem Droschkenkutscher. Ein sparsamer Mann; aber manch' ein enormes Vermögen oder Theil eines Vermögens, das er auf solche Weise rechtschaffen erworben, geht als milde Stiftung in das Eigenthum der Stadt über, wenn er seine Tage beschließt. In einer solchen Stadt ist gut leben; denn man ist sich am Ende doch bewußt, selbst in dieser ganz modernen Zeit und mit all' ihren Auswüchsen, unter braven Menschen zu sein — und der Mensch ist die Hauptsache, nicht die Zeit. Das ist es, was mich auf diesen meinen Wanderungen durch die Stadt so sehr anmuthet: überall Menschen zu finden, mit denen sich ein trauliches Wort tauschen und im Vorübergehen reden läßt, ohne daß man von einander zu wissen braucht — mit den gesellschaftlich vielleicht unter uns Stehenden auf eine Weile zu verkehren, am Alltag sie bei ihrer Arbeit zu sehen und am Sonntag bei ihren harmlosen Vergnügungen, mich an einen Tisch mit ihnen zu setzen und selbst aus den Werken und Hinterlassenschaften der Verstorbenen eine Stimme zu hören, die mich nicht unbewegt lassen kann.

Ein andrer Zug, der meine Spaziergänge mir angenehm macht, ist aus eigener Anschauung wahrzunehmen, wie trefflich in dieser Stadt für die heranwachsende Jugend gesorgt ist, Beides, für ihren Unterricht und ihre Gesundheit. Es bedürfte ja freilich dieser Bestätigung nicht, wo die Resultate so klar vor Augen liegen, und unser Schulwesen uns fast noch berühmter in der Welt gemacht hat, als unser Heerwesen. Aber doch ist es Etwas, das, was uns Außenstehenden meist nur ein Begriff ist, einmal leibhaftig vor Augen zu haben; und wo man hier und anderwärts in den Geschäfts- und Fabrikgegenden unsrer Stadt, zuweilen in einer recht dürftigen Umgebung, ein auffallend schönes Gebäude sieht, zumeist aus heimischem Material, Backstein und Sandstein, mit

palastartiger Front, mit hohen und breiten Fenstern, mit vielem Grün entweder ringsum oder durch die Portale leuchtend von dem Hofe her, da kann man sicher sein, daß es eine Gemeindeschule ist, wie der prachtvolle Backsteinbau in der Elisabethstraße, oder das imposante Häusercarré in der Straußbergerstraße, in welcher sich obendrein noch eine städtische Volksbibliothek befindet. Ja, ja — die gute, alte Zeit hatte Manches, was uns dermalen abhanden gekommen; solche Schulhäuser aber hatte sie nicht. Und dann an jedem schönen Sommermorgen diese Scharen glückseliger Kinder zu sehen, bald der einen, bald der andern Schule, heute Mädchen in ihren bunten Kleidchen, morgen Knaben in ihren Turnjacken und mit den Botanisirbüchsen über der Schulter, wie sie fröhlich aus den entfernteren Gegenden der Stadt durch den Thiergarten nach dem Grunewald und den Havelseeen ziehen — wie sie truppweise marschiren, zwei und zwei, und ihre vierstimmigen Lieder singen, mit einem bescheidenen Mann an ihrer Spitze, der den Tact schlägt und in der Dankbarkeit und Freude seines Herzens über den herrlichen, freien Tag eine Cigarre dazu raucht . . . Achtung, meine Herren! Es ist der preußische Schulmeister, der hier still und fast unbemerkt an Ihnen vorübergegangen.

Solch ein Anblick macht mich froh für den ganzen Tag und der Gedanke daran begleitet mich bis hierher, wo wol mancher von den kleinen Sängern seine Heimath haben mag. Sonntagsruhe herrscht in den schattigen schmalen Straßen, die sich vom Georgenkirchhof aus abzweigen. Sie scheinen von ihren Bewohnern verlassen. Nur hier und dort aus dem Keller herauf ist ein Mütterchen gestiegen, das mir mißtrauisch nachsieht, indem ich vorübergehe. Wie gerne würd' ich ihr einen guten Abend wünschen! Aber das geht nicht hier in der großen Stadt. Sie würde vielleicht meinen, daß sie es mit Einem zu thun hätte, der es auf ihre Habseligkeiten abgesehen. Aus einem Fenster schaut ein sonntäglich geputztes Mädchen, aus einem andern ein hemdärmliger Mann. Vor dem Fleischerladen sitzt die behäbige Frau Metzgerin in einer weißen Schürze, neben ihr der wohlgenährte Herr Gemahl und ein Nachbar. Hier tönt aus einem Hause Clavierspiel, dort aus einem Hofe die Drehorgel. Sonst ist es sehr still hier, wo man am Wochentag kaum vorwärts kommt auf dem schmalen Trottoir. Alles scheint ins Freie geflogen.

Nun auf Einmal erscheint im Hintergrund eine dichte Masse Grüns; es ist der „Hain", wie sie in dieser Gegend den Friedrichshain nennen. Immer deutlicher tritt er hervor, man kann die Baumkronen schon unterscheiden, wie sie sich eine neben und über der andern wölben. Aber ich halte darauf, wie ein rechter Berliner „Cockney", wenn der Ausdruck erlaubt ist, meinem Ziele nicht auf Nebenwegen zu nahen. Wenn der Berliner vor das Landsberger Thor gehen will, so geht er durch die Landsberger Straße; das ist schon sein halbes Vergnügen. Und sie kann sich auch wol sehen lassen, diese Straße mit ihren großen und ihren kleinen Häusern, wie sie just durcheinandergewürfelt sind. Das Grün ist verschwunden, aber dafür haben wir diese malerischen Perspectiven, die ich liebe und selbst in diesen langen, als nüchtern verschrieenen Berliner Straßen finde, wenn Licht und Schatten wechseln, wenn Seitenstraßen sich öffnen, in denen das anmuthige Spiel sich fortsetzt; wenn hier unter dem Thor-

bogen eines alten Wirthshauses ein Frachtwagen gesehen wird mit weißem Leinen bespannt, und dort ein lattenumzäunter Hof erscheint, wie eine Meierei mit Ackerwagen und Ackergeräth, mit Stallungen und Kühen, ein märkisches Idyll, wie Schmidt von Werneuchen es nicht besser hätte singen können, und noch dazu vielleicht an der identischen Stelle, wo der vorhinnigen Excellenz, des Generalfeldmarschall Derfflinger's verfrorener Weinberg lag!

Allein ich kann die Bemerkung nicht unterdrücken, daß man in dieser Gegend der Stadt für bürgerliche Meriten weit mehr Anerkennung und Dankbarkeit besaß, als für die militärischen. Von dem alten Haudegen, der am Landsberger Thor von seinen gewonnenen Schlachten ausruhte, erzählt hier keine Straße mehr. Dagegen verewigt der Büschingsplatz und die Büschingsstraße den Namen des hochverdienten Mannes, der siebenundzwanzig Jahre lang Director des Gymnasiums zum grauen Kloster war und durch seine classische „Erdbeschreibung" den Grund zu der neueren wissenschaftlichen Behandlung der Geographie gelegt hat. Hier in der damals ländlichen Gegend besaß er ein Gartenhaus und in seinem eigenen Garten ward er bestattet. Erst im Jahre 1873 bei dem Durchbruch der Landwehrstraße durch die Gollnowstraße wurden der Garten, das Gartenhaus und das Grab beseitigt und die Gebeine Büsching's und der Seinigen nach dem Kirchhof der Georgengemeinde vor dem Landsberger Thor getragen, wo sie seitdem an bevorzugter Stelle ruhen. Die Lietzmannsgasse heißt nach einem angesehenen Berlinischen Bürgermeister dieses Namens, die Waßmannsstraße nach einem Zimmermann, der einen Gartenfleck seines Grundstücks, und die Gollnowstraße nach einem Stadtverordneten, der seine Scheune dem gemeinen Besten opferte. Wenn man dankbar zu jener Zeit war, so war man auch bescheiden: für eine Scheune hatte man die Unsterblichkeit! Unsere Stadtverordneten haben es nicht so billig mehr.

Jenseits des Büschingsplatzes nimmt die Landsbergerstraße einen überwiegend modernen Charakter an, es ist ihr neuestes und letztes Stück. Am Ende derselben stand noch bis vor etwa zehn Jahren das Landsbergerthor und eine Mauer schloß sich daran, welche nicht aussah, als ob sie irgend einem Feinde Trotz bieten könne. Das war denn auch freilich ihre Bestimmung nicht: sie war keine Fortificationsmauer, wie jene aus den Zeiten der Kurfürsten und ersten Könige, sondern diente den eminent friedlichen Zwecken der Schlacht- und Mahlsteuer. Doch engte sie die Stadt ein und gab ihr ein unschönes Aussehen: schlecht gepflasterte und auch sonst nicht zum Besten gehaltene Wege, Communicationen genannt, vermittelten, dicht unter der Mauer, den Verkehr der Fußgänger von Thor zu Thor. Diese Mauern und Thore sind längst gefallen, und wenn man jetzt auf den Landsberger Platz kommt, so hat man einen wirklich großstädtischen Anblick vor sich: zu beiden Seiten ausgedehnt liegt eine prachtvolle neue Straße: die Friedensstraße — links, wo die Communication am Königsthor war, ihr vornehmerer Theil, mit wahrhaft herrschaftlichen Häusern an einer schönen Promenade; rechts, wo die Communication am Landsberger Thor war, eine Straße, wie einer von den Pariser äußern Boulevards, in der Mitte mit Bäumen bepflanzt und so breit wie in Berlin etwa nur noch die Straße Unter den Linden. Gegenüber, wo die Sandhügel

waren, rauscht und weht und lädt in seine grüne Dämmerung der Friedrichshain, zieht sich in sanfter Steigung die Landsberger Allee den Berg hinan, und welch' ein Bild buntes, sonntäglichen Lebens in der Mitte! Da fahren die Pferdebahnen, da kreuzen sich die Wagen und die Omnibusse; da drängen sich die Menschenhaufen auf dem weiten, offenen Platze. Und dann wieder kann das Auge ruhn auf dem sommerlichen Grün des „Hains", um welches von Außen sich schwebende Festons von Rankengewächsen schlingen. Es ist die Zeit des Jasmins und des Hollunders, und beide vereint senden ihren weißen Blüthenschimmer und ihre vermischten Wohlgerüche, den süßen und den herben, mir entgegen. Von Blumenbeeten umgeben erhebt sich das Kriegerdenkmal, auf seinen Tafeln von Erz schimmern im Lichte der sinkenden Sonne die Namen der Braven aus diesem District, die in Frankreich gefallen, und mitten drin bin ich jetzt in dem Sonntag der feiernden Menge. Doch diese Leute sind auch am Sonntag noch bepackt und beladen. Eine Frau schleppt ein Kind, das ihr auf dem Arme eingeschlafen ist, der Mann geht hinterher mit einem Blumentopf. Der Mann in dieser Gegend wählt sich, wenn er es irgend möglich machen kann, das bessere, das heißt: das leichtere Theil. Der „Hain" wimmelt von Kindern, die sich beim Spiele vergnügen: Kinder aus dem Volk, Mädchen im Kattunkleidchen, Knaben in linnenen Jacken. Die Mütter haben meist ernste, schmächtige Gesichter, auf denen die Spuren der Arbeit und des Nachtwachens zu lesen sind. Sie hören früh auf, jung zu sein. Alte Frauen sitzen mit dem Strickstrumpf auf den Bänken oder im Gras unter den Bäumen. Das sind Erscheinungen, die man nicht im Thiergarten sieht. Der Friedrichshain hat nicht das Privileg der Jahrhunderte, wie der Thiergarten. Dieser war ein alter, königlicher Forst und mißt heute noch einige Stunden im Umfang. Von unsren aristokratischen Quartieren begrenzt oder umgeben, gewährt er in seinem Schoße zu gewissen Stunden des Tages den Anblick der Eleganz, zu andren den der vornehmen Ruhe. Von ganz verschiedener Art ist der Friedrichshain: eine Schöpfung der Stadt, angelegt im Jahre 1845, dient er nicht dem Luxus, sondern allein dem Wohlergehen und der Gesundheit eines großen Theiles unserer Bevölkerung. Er trägt den Geruch des Grüns, den Sauerstoff der Waldluft in enge, dichtbewohnte Straßen. Auch unterschätze man nicht die moralische Bedeutung, welche die Nachbarschaft eines solchen Stückes Natur für den Großstädter hat. Der „Hain" ist eine Wohlthat für diese Gegend und ihr Stolz. Denn obgleich von geringerer Ausdehnung, als der Park im Westen, entbehrt er doch keineswegs der landschaftlichen Reize. Seine Bäume stehen in der Fülle der Kraft und sein hügeliges Terrain bildet eine wechselnde Scenerie, wie man sie nicht bald zum zweitenmal in Berlin hat. Gutgepflanzter Rasen gleitet sanft an den Abhängen nieder und bedeckt mit seinem hellgrünen Sammet weite Flächen; beständig öffnen sich neue Durchblicke, man wandert bergauf, bergab durch duftendes Gesträuch und kommt zuweilen an Stellen, so lauschig und einsam, daß man meint, das Reh müsse heraustreten an den Rand der Lichtung. Dann wieder in einer Staubwolke, welche die Sonne vergoldet, bewegen sich hunderte kleiner Gestalten: Kinder sind es, die hier in der Mitte des Hains, um das Bronzebild unseres Königs, des großen

Friedrich, den Ringelreihen tanzen, Festungen aus Sand bauen, sich haschen und entlaufen. Ehepaare und Liebespaare (denn auch diesen ist der „Hain" geheiligt) füllen die Bänke des Rondels; nicht weit davon ist ein hübsches Zelt errichtet, in welchem Milch zu haben ist, frisch von der Quelle, und auf einer Anhöhe, mit den Laubmassen und Wiesen zu seinen Füßen, steht in freier und luftiger Lage das städtische Krankenhaus, dessen rothes Mauerwerk weithin sichtbar ist durch das Grün; dessen stiller, weißer Hof auch die Kinder zur Ruhe mahnt, wenn sich eines von seinem Spielplatz hierher verirrt.

Noch ein stiller Ort ist hier und nicht leicht zu finden durch das umgebende Gebüsch, aber immer noch besucht in den Sommerabendstunden, wenn das langsam scheidende Licht die Herzen milder stimmt und die Seelen versöhnlicher. Es ist der Begräbnißplatz der in den Märztagen des Jahres 1848 gefallenen Kämpfer aus dem Volke. Den Soldaten, welche die Opfer dieser unseligen Tage wurden, ist ein Nationaldenkmal errichtet worden im Park der Invaliden; diese hier haben kein anderes Denkmal als halbeingesunkene Gräber und da und dort einen verwelkten Kranz. Und es ist gut so; denn was wäre zu sagen von der eisernen Nothwendigkeit, welche den Einen Ruhm und den Andern Nichts gewährt als Vergessenheit? „'S gibt Gräber, wo die Klage schweigt." Ein immerwährendes Dunkel herrscht hier unter den dicht verschlungenen Zweigen, die selbst den Strahlen der Abendsonne den Zugang wehren und nur einen vereinzelten Tropfen des rothen Lichts auf Kreuz oder Leichenstein versprengen. Denn ohne Unterschied der Confession ruhen die Todten hier, meist Männer aus den niederen und mittleren Ständen, Arbeiter jeder Art, Maschinenarbeiter, Kattundrucker, Buchdrucker, Buchhalter — nicht Wenige darunter, die den Anfang der Zwanzig kaum überschritten. Viele von den Inschriften sind unleserlich geworden; aber wo man sie noch entziffern kann, ist die Geschichte, die sie erzählen, rührend und kurz. „Hier ruhet mein lieber Mann" — „dem gefallenen Bruder" — „unserm guten Sohn, gestorben den 18. März 1848 für Freiheit und Recht an einem Schuß durch die Brust." Auch ein Mädchen liegt hier unter den Männern: „Unsere innigst geliebte Tochter und Schwester". Wer war sie? Führte Haß sie auf die Barricade oder Liebe, oder hat blinder Zufall die Kugel gelenkt, die sie getödtet? Und wer löst mir folgendes Räthsel: „N. N., wurde am 18. März 1848 in der Wohnung seines Stiefbruders von einem Manne durch einen Schuß tödtlich verwundet und starb am 20. März 1848". Eine Buche, die in der Mitte der Gräber steht, streckt ihre Aeste fast über den ganzen kleinen Raum. Ebereschen lassen ihre Zweige herabhängen und Fliedergebüsch schließt sich an beiden Seiten zum Dach. Ein hölzernes Thürchen verwahrt den Eingang und auf den Planken neben demselben hat sich ein Pärchen niedergelassen, das von allen Plätzen des Friedrichshains sich diesen ausgewählt hat, um ungestört — zu lesen. Das Buch, welches sie in der Hand halten, scheint mir so wenig jenes von Lanzelot und Ginevra zu sein, als die Beiden, die es lesen, Aehnlichkeit haben mit Francesca und Paolo. Dennoch ahne ich, was geschehen wird, sobald die letzten Spaziergänger sich von den Gräbern entfernt haben. „An jenem Tage lasen wir nicht weiter."

Nun den Hügel hinab, und wir sind wieder in der vollen Bewegung des

Sonntags vor dem Thore, in der Landsberger Allee. Dies ist eine jener Berliner Vorstadtstraßen, die sich unmerkbar in's freie Feld verlaufen. Eine bejahrte Windmühle mit einem Müllerhäuschen steht neben einem ungeheuren Eckhaus neuester Construction, welches zwanzig Fenster Front und fünf Stockwerke hat, gegenüber ist Baugrund, über welchem sich ein unbegrenzter Horizont wölbt. Die Schornsteine des böhmischen Brauhauses, zierlich wie die Thürmchen der Alhambra, ragen in die Luft neben den gewaltigen Schlöten der Patzenhofer'schen Brauerei. Gärten sind rechts und links, in welchen Tausende Platz finden können und heut, an dem warmen Sommersonntagabend, wol auch Platz gefunden haben. Wandernde Massen bedecken das Trottoir. Vier, fünf Weißbierlocale liegen hier in einer Reihe nebeneinander, jedes mit dem altehrwürdigen Motto: „Hier können Familien Kaffee kochen". Die Zeit des Kaffees ist indessen vorüber und die des Abendbrotes gekommen. An langen Tischen unter den Kastanien haben sich ganze Haushaltungen niedergelassen und sprechen dem Imbiß zu, welchen die sorgliche Mutter aus Körben und Papieren herauswickelt. Denn in diesen Localen bringt man sich sein Essen mit. Außerdem kann man im Garten und vor demselben alles Mögliche zur Vervollständigung des Mahles haben: in dem Bretterhäuschen am Eingang „warme Würstchen" frisch aus dem brodelnden Kessel, in der Bude gegenüber Kuchen und Gebäck, von der Alten auf der Straße Radieschen. „Et sind de letzten vor dies Jahr," sagt sie, „aber et is ooch wat Jut's." Die „Weiße" geht von Hand zu Hand; selbst die Kinder, die sich im Hintergarten tummeln, kommen zuweilen gelaufen und nehmen einen Schluck, wobei sie das große Glas ganz kunstgerecht zu führen wissen. Neben dem Hausherrn steht noch ein Kümmel extra, neben der Hausfrau liegt nicht selten ein Milchfläschchen für den mitgebrachten Säugling, und fast auf jedem Tische sieht man einen Blumentopf. Im Hintergarten ist die Schaukel, die Würfelbude, die Kegelbahn, die Rutschbahn, die Kaffeeküche mit Waschkörben voll Tassen und Kannen, und ein Verschlag, hinter welchem Hühner gackern, Tauben fliegen und ein Hund an der Kette liegt. „Der Hund beißt," ist mit großen Buchstaben an die Bretterwand geschrieben. Zufrieden und mäßig sitzen diese Leute beisammen. Die Frauen stricken, die Männer spielen Karten. Kein übermäßiger Lärm und Tumult ist hier wie vor den Thoren im Norden und Süden Berlins; und am Montag, wo doch sonst überall „blau" gemacht wird, sind diese Locale fast leer. Die Bevölkerung des Nordostens ist eine gesetzte. Man sieht es diesen Familien wol an, daß sie, wenn nicht Ueberfluß, doch auch keinen Mangel haben; daß das Handwerk sie nährt. Ihre Vergnügungen sind von einer ruhigeren und solideren Beschaffenheit, als diejenigen der meisten andern Vorstädte, und die Landsberger Allee hat Nichts von dem jahrmarktsartigen Aussehen der Hasenhaide und wenig von den künstlerischen Verlockungen des „Praters" vor dem Schönhäuser Thor. Indessen ganz darf dergleichen nicht fehlen, wo man sich am Sonntag vor dem Thor belustigt. Kinder, Dienstmädchen und Lehrjungen wollen doch auch ihren Theil haben, und wenn man einen Hof durchschreitet, vor welchem ein Steinmetz Grabdenkmäler und knieende Engel aufgestellt hat, so kommt man auf einen offenen Platz, der am Alltag still, am Sonntag aber äußerst belebt ist. Da dreht sich das

Carrousel, das über und über mit Glasflittern behängt ist, und „Pluto, der Höllensohn“ erscheint mit nackten Armen, in einem karmoisinfarbnen Tricot und eine feuerrothe Hahnenfeder an der Mütze. „Sie werden sagen“, ruft er aus, „wie es möglich ist, daß ein menschliches Wesen, geschaffen aus Fleisch und Blut, geschmolzenes Blei trinken und ein glühendes Eisen mit seiner Zunge kühlen kann.“ Es muß aber doch wol möglich sein; denn nicht wenige Neugierige, die lange gezögert, diesem letzten Appell aber nicht widerstehen konnten, folgen ihm, als er unter der Gardine seines Zeltes verschwindet, um das Wunder zu verrichten. Ein anderes Publicum hat sich um einen Tisch versammelt, hinter welchem ein Mann steht in einem hellcarrirten Sommeranzug, mit einem gestrickten rothen Fez auf dem Kopf und einer blauen Troddel daran. Der Mann hat eine Elektrisirmaschine und daneben einen Kasten, der mit einem Tuch verhüllt, mit Photographien schöner Jünglinge und Jungfrauen geschmückt ist und die Inschrift trägt: „Ein Blick in die Zukunft.“ Dieser scheint für die Dienstmädchen, welche das Geheimnißvolle lieben, die größere Anziehungskraft zu haben. Der Mann spricht in einem salbungsvollen Tone, wie Propheten thun; aber immer dazwischen, namentlich wenn die Lehrjungen ihn ärgern, fällt er in seinen Berliner Jargon zurück; denn sowol er, als Pluto, der Höllensohn, sind mit Spreewasser getauft. Den Geist, welcher in dem verhängten Kasten administrirt, nennt er den „kleinen Mann von Amsterdam“; und er redet ihm zu „komm herauf, kleiner Mann, komm herauf.“ Dann wendet er sich an sein weibliches Auditorium: „Hier können Sie sehen, ob Sie Glück haben in der Liebe, in der Ehe oder in der Lotterie. Vielleicht haben Sie Anverwandte... wart ick will Dir, verfluchter Junge, willste wol nich drängeln — Marsch 'raus mit Dir, oder ick steche Dir Eene, daß De fliegen sollst wie'n Luftballon — — Vielleicht haben Sie Anverwandte in Amerika, über Land oder Meer, oder es stirbt Ihnen eine alte Tante und hinterläßt Ihnen ein paar hundert Thaler Geld. Oder vielleicht kommt ein alter oder neuer Liebhaber; ich brauche nur zu sagen: kleiner Mann von Amsterdam, und Sie erhalten einen Brief, signalisirt, photographirt und adressirt.“ — Hierauf wendet er sich zu der Elektrisirmaschine. „Wer von den Herrschaften will sich einmal elektrisiren lassen. Das stärkt die Nerven, ist gut für den Rheumatismus, für Leib-, Kopf- und Zahnweh und kostet nicht mehr als zehn Pfennig die Person.“ Ein junger Mann tritt vor, legt seinen Obolus auf den Teller und wird elektrisirt. Aber obwol der Künstler mit dem rothen Fez die Kurbel dreht, bis ihm die Stirne feucht wird, behauptet der junge Mann, er fühle noch immer Nichts. Ich habe das Ende dieses interessanten Experimentes nicht abgewartet; denn unaufhörlich wogen die Menschen hin und her und tragen mich unaufhaltsam in ihrem Strome mit fort.

Kaum Einer von ihnen, der nicht einen Blumentopf in der Hand hält. Die Liebe dieser Leute zu den Blumen ist so groß, daß Blumenstöcke in jedem Weißbiergarten ausgewürfelt werden oder um ein Billiges zu kaufen sind. Es sind natürlich nur die geringern Sorten, die man hier sieht, meist Fuchsien, Nelken und Goldlack; aber Alles ist voll davon und überraschend die Menge von Blumenläden und Blumenkellern, die fast Haus bei Haus in dieser Gegend

das Trottoir stellenweis in ein Blumenparterre verwandeln. Und noch Eins wird Demjenigen auffallen, der zuerst an einem Sonntag hierherkommt; wer unter den ihm Begegnenden keinen Blumentopf trägt, der wird sicher, Alt oder Jung, Mann oder Weib, Mädchen oder Knabe, eine Gießkanne in der Hand haben. Es ist ein schöner Gräbercult, der hier vor dem Thor an den Sommersonntagen gefeiert wird. Hier draußen sind die großen Kirchhöfe der Georgen-, der Parochial- und der Petrigemeinde, und sie alle, namentlich aber der erstere, sind bis Sonnenuntergang mit Hunderten von Menschen gefüllt, welche den Rasen und die Blumen der Gräber begießen und zum stillen Besuch Derer kommen, die darin schlafen. Von einer ernsten Schönheit ist der Petrikirchhof; eine dunkle Lindenallee beschattet ihn und unter dem Grün verschwinden fast die Denkmäler. Der Parochialkirchhof dagegen schimmert wie ein Garten, wie ein Rosengarten in dieser mittsommerlichen Zeit, und hohe Bäume, majestätische Pappeln rauschen darüber im Abendwind. Der Kirchhof der Georgengemeinde ist der größte, und da er vorzugsweise der dieser Gegend ist, auch der besuchteste. Gleich vorn, dicht neben dem Eingang, an besonders geehrter Stelle, von einem Gitter umfaßt, erhebt sich das Grab, in welchem Büsching mit den Seinen ruht, und die Grabsteine, welche man von der Gollnowstraße hierher gebracht, sind an der Mauer befestigt worden. Sie sind mit einem Porträt Büschings und Figuren in halberhabener Arbeit bedeckt, die man nicht gerade für Kunstwerke halten kann. Die von Büsching's Amtsnachfolger Gedike verfaßte Grabschrift: „Hier im Schoß der Erde schlummert ihr Beschreiber", habe ich nicht mehr finden können. Es soll noch eine alte Anverwandte der Familie leben und zuweilen hierherkommen, um nach den Gräbern zu sehen. Sonst schlummern keine Berühmtheiten hier, da diese vielmehr von je, wie man weiß, im Westen Berlins gelebt haben, gestorben und begraben sind. Aber mancher tüchtige Mann, manche brave Frau ruht hier nichts destoweniger; Männer und Frauen, deren Ruhm darin besteht, ein gutes und nützliches Leben geführt zu haben, und die darum in den Herzen der Ihrigen, wenn nicht in den Blättern der Geschichte, fortleben. Viele von den besten Namen des alten und eigentlichen Berlins, seines Handel- und Gewerbestandes, liest man auf diesen Grabsteinen; und man sieht es diesen Gräbern wol an, daß die Liebe, die sie geschmückt hat und täglich neu pflegt, durch keinen Zwang der äußeren Verhältnisse beschränkt wird. Auch Denkmale, die durch ihre geschmacklose Ueberladenheit auffallen, sind nicht hier. Aber der kostbarste Blumenflor prangt, so weit man blicken kann. Pinien und Cypressen wachsen neben den Gräbern, und Palmen und Orangenbäume stehen in mächtigen Kübeln daneben. Jede Grabstätte gleicht einem kleinen grünenden, blühenden Garten, welcher durch ein zierliches Kettchen abgeschlossen wird; manche Frau sitzt hier gern in Gedanken, wo jetzt die Bank steht und einst, zur Seite des voraufgegangenen Gatten, auch sie ruhen wird. Kaum ein Grab, an welchem nicht liebende Hände geschäftig; mit dem Schwarz der tiefen Trauer mischen sich in den Baumgängen die lichteren Sommerkleider, die Gießkannen wandern hinauf und herunter, während die Sonne sich strahlend zum Niedergang neigt über dem Friedrichshain.

Und soll ich an dieser kahlen, schwarzen Bretterwand vorübergehen, welche sich zwischen dem Georgenkirchhof und den beiden andern eine Strecke weit die Friedensstraße hinabzieht? „Städtischer Begräbnißplatz" steht über dem niedrigen Pförtchen, welches wol nur angelehnt ist, aber doch selten geöffnet wird. Denn es ist der Armenkirchhof — und wer kommt zu den Armen, wer besucht sie — mögen sie nun leben oder todt sein? Keine Blumen, keine Gießkannen — nur vereinzelt ein paar Menschen, die sich in dem öden Raum zu verlieren scheinen. Die hier ruhen, die Meisten von ihnen, mögen wol weder Freunde noch Verwandte haben; sie lebten einsam und sie starben einsam in dieser großen Stadt und die Stadt ließ sie hier begraben. Was konnte man mehr für sie thun, als ihnen diese paar Fuß Erde geben — ihnen, die bei Lebzeiten nicht einmal so viel hatten? Und doch ist es ein trauriger Anblick, sie so daliegen zu sehen, ohne Hügel, ohne Rasen, Grab flach neben Grab, jegliches mit einem schwarzen Pfahl zu Häupten und einer Nummer daran. Wer nennt auch die Namen der Armen und was kann es nützen? Sie kommen, sie gehen, ihre Spur ist verloren. Welch ein elend Ding das Leben ist, wenn die Tröstungen der Natur, der Liebe, der Schönheit ihren täuschenden Schein nicht darüber ausbreiten, das sieht man auf solch' einem Armenkirchhof. Sogar die Bäume, die da und dort herumstehn, sind vom Blitze gespalten und haben kein Grün mehr. Wüst ist diese Stätte; nackt auch im Sommer. Das schöne Wort Victor Hugo's: „l'été c'est la saison des pauvres" ist nicht wahr für die Todten. Unkraut wuchert umher und Gestrüpp, Riedgras mit Brennesseln untermischt; Steine liegen zusammen mit Wurzeln abgestorbener Bäume, die Wege sind aufgewühlt und im Sand muß man waten, wenn man zu den Gräbern will. Manchmal sieht man eine Reihe von sechs oder sieben, die noch nicht einmal ordentlich wieder zugeschüttet sind. Nur selten ist ein Kreuz von Eisen, dessen Inschrift aber längst unleserlich geworden. Die paar Blumen und welken Kränze kann man zählen. Häufiger ist ein seidenes Band mit Worten bedruckt wie diese: „Trauer ist unser Loos." An einem der Gräber sah ich ein schwarzes Brettchen, auf welches eine nicht sehr geübte Hand mit weißer Oelfarbe geschrieben hatte: „Hier ruhn die geliebte Mutter und Schwester." Aber auch hier kein Name, wie wenn der Sohn, der Bruder mitten in seinem Schmerz gefühlt habe, daß es sich für den Armen nicht zieme, seinen Namen auf das Grab zu setzen. Eine schauerliche Trostlosigkeit weht über diesem Gottesacker, und es ist doch auch „Saat von Gott gesä't, am Tage der Garben zu reifen." Aber wo bleibt die Hoffnung, wenn das Vertrauen fehlt, wo selbst der Glaube, wenn die Seele stumpf, das Gemüth öde geworden; und wer vermöchte solchen beunruhigenden Fragen auszuweichen, auf welche diese hunderte von namenlosen Gräbern ihm wahrlich keine Antwort geben!

Jetzt ist die Sonne hinunter und nur noch das Abendroth flammt an den Himmelssäumen; ein langes, warmes Abendroth, welches die Häusermassen von Berlin mit einem sanften, schwindenden Roth färbt. Dies ist die Stunde, wo hunderte von Gasflammen auf einmal mit ihrem weißlichen Licht zu kämpfen beginnen gegen die Dämmerung des Sommerabends, welche nur langsam scheidet und im Verblassen noch die Schildinschriften in den Straßen matt glänzen macht.

Dies ist auch die Stunde, wo ich meinen Sonntagsspaziergang in dem schönen Garten des Böhmischen Brauhauses zu beschließen pflege. Da bin ich unter Handwerksmeistern, Hauseigenthümern, Kaufherren, Fabrikanten, lauter guten Genossen und decenten Leuten, welche, wenn sie die Woche hindurch ihr Werk gefördert, sich am Sonntag auch Etwas gönnen mögen, und welche, wiewol sie von dem letzten Grund der Dinge wahrscheinlich nicht mehr wissen, als ich, dennoch recht vergnügt und wohl bei Leibe sind — Männer außerdem, die gar nicht wenig vorstellen in ihrem Bezirke und der Stadt. Sie zu sehen ist ein Trost für mich. Sie haben schmucke Frauen und hübsche Töchter, sie lassen sich ihr Beefsteak schmecken und trinken ihr Seidel dazu, sie rauchen ihre Cigarre, zahlen, wenn's elf geschlagen und gehen nach Hause, wie die Väter vor ihnen gethan und die Kinder — will's Gott — nach ihnen thun werden. Durch die Bäume des Gartens schimmert der blaue Himmel, über das offene Feld herauf kommt der Mond; und da mag man nun sagen, was man will: so lang es noch frohe Menschen gibt, ist gut sein auf der Welt. Wir können an ihrem Laufe Nichts ändern und das Bild eines mäßigen bürgerlichen Glücks ist mir das liebste von allen Bildern aus dem Berliner Leben.

Literarische Rundschau.

Neuere Novellen und Erzählungen.

Brigitta. Erzählung von Berthold Auerbach. Stuttgart, J. G. Cotta. 1880.
Der Heilige. Novelle von Conrad Ferdinand Meyer. Leipzig, H. Haessel. 1880.
Italienische Novellen. Von Heinrich Homberger. Berlin, Wilhelm Hertz. 1880.
Die Geschichten des Majors von Hans Hopfen. Berlin, F. Schneider u. Co. 1880.
Helmar. Roman von Fanny Lewald. Berlin, Otto Janke. 1880.

Die Dichtungen, denen wir hier eine kurze zusammenfassende Betrachtung widmen, haben das Eine gemeinsam, daß in ihnen allen nicht der Autor als solcher zu uns redet, sondern daß der Dichter dem Geschöpfe seiner Phantasie, mehr oder minder ausschließlich, das Wort läßt und uns die Dinge zeigt, nicht, wie sie sind, sondern, wie sie jenem sich darstellen. Dieses eigenthümliche Zusammentreffen, welches eine ganze Anzahl hervorragender und bekannter Erzähler in schneller Folge zu derselben, auch sonst in der Gegenwart oft geübten, Form greifen läßt, kann kaum als ein bloßer Zufall angesehen werden; es muß möglich sein das Bestimmende zu erkennen, welches allen jenen Versuchen zu Grunde liegt.

Und in der That, es hält nicht schwer das Gemeinsame festzustellen, das unsere fünf Autoren vor Allem geleitet hat. Es ist der Zug zur Objectivität, der sich hier geltend macht, das Streben nach unmittelbarster, dramatischer Wirkung, welche die Epik in diesen Tagen beseelt. Der Dichter macht nicht sein eigenes Wissen und Empfinden geltend, sondern stellt sich, als ob er, ganz so wie der Leser, das Geschehende nur mit den Augen des Erzählers erblickte; er denkt sich wol sein Theil bei der Geschichte, allein er sagt es nicht und überläßt es einem Jeden, sich selber das „fabula docet“ zu construiren. Auch in dieser Objectivität, es versteht sich, gibt es Abstufungen; das Streben nach ihr haben alle jene Autoren, aber nicht jeder gewinnt es über sich, ganz hinter seinen Geschöpfen zu verschwinden. Man gibt, — ganz abgesehen von dem Grade der Objectivität, über die der Dichter überhaupt verfügt, ganz abgesehen davon, ob es ihm möglich ist, das eigene Empfinden von dem seiner Personen durchweg zu sondern, oder ob von Zeit zu Zeit das wohlbekannte Gesicht des Autors wie aus einer Maske hervorschaut — abgesehen hiervon, gibt man auch sonst in einleitenden oder abschließenden Worten Fingerzeige und Nutzanwendungen, man behandelt den Erzähler oder das Erzählte mit einer gewissen leisen Ironie und sucht und findet trotz aller Theorien Gelegenheit, dasjenige zu sagen, was man eben auf dem Herzen hat.

Die erste Forderung, die wir gegenüber der hier gewählten Form erheben, ist die der absoluten Wahrscheinlichkeit. Wenn es dem Autor nicht gelingt, die Fiction der Erzählung glaubhaft zu machen, wenn er es nicht versteht, in Erfindung, Ton und Geberde die Einheit der Stimmung festzuhalten — so hat er von vornherein

verlorenes Spiel. Die Anlehnung an Erlebtes, das sichere Fußen auf Vorgängen der Wirklichkeit ist daher in dieser Form nothwendiger noch als in aller Poesie sonst; und es ist gewiß nicht bedeutungslos, daß von den fünf Dichtungen, die uns hier vorliegen, vier in der Heimath ihrer Verfasser erzählt werden oder sich zutragen, „Brigitta" im Schwarzwald, „Der Heilige" in der Schweiz, „Die Geschichten des Majors" in Baiern, „Helmar" in Ostpreußen. Es stimmt dazu, wenn Fanny Lewald's Dichtung in dem Augenblick, da sich die Erzählung von der Heimath entfernt, entschieden an Reiz verliert, und wenn weiter Auerbach, der doch stets nach localem Colorit gestrebt hat, in der „Brigitta" es ganz ausdrücklich als wünschenswerth bezeichnet, daß etwas von der Atmosphäre des Schwarzwaldes „in die Blätter des Buches sich einströmen ließe." Der einzige unserer Autoren aber, der seine Novellen nicht in der Heimath spielen läßt, Heinrich Homberger, ist so ausschließlich Empiriker und nur Empiriker, er steht so durchaus auf dem Boden des Beobachteten, seine Novellen erstreben so sehr das Ethnographisch-Richtige — selbst unter Vernachlässigung des Poetischen-Wahren, — daß sie unserer Forderung keineswegs widersprechen, sondern sie vielmehr bestätigen.

Bevor wir ein wenig näher auf das Einzelne eingehen, wird es gut sein, in Kürze zu berichten, wer in den fünf Büchern, die uns vorliegen, erzählt, was er erzählt, und wem. Brigitta, die Tochter eines Bauern, die Prinzessin vom Schlehenhof, erzählt ihre eigene Geschichte, sie selbst berichtet dem Dichter von ihren Kämpfen und Dulden, ihrem Straucheln und Büßen. Gleichfalls die Geschichte des eigenen Lebens berichtet der Genremaler Helmar, aber er trägt nicht mündlich vor, sondern er schreibt seine Bildungsgeschichte für einen Kreis von Freunden nieder. Es ist also kein Tagebuch, das uns der Dichter vorlegt, sondern eine nachträgliche Aufzeichnung; unnöthig zu sagen, daß für die Lebendigkeit und die Frische des Colorits der Unterschied ein sehr wesentlicher ist. In der letzten und weitaus gelungensten Geschichte des Majors, in „Flinserl's Glück und Ende" erzählt der Major seinen militärischen Zuhörern eine Episode aus dem eigenen Leben; in den beiden anderen Geschichten berichtet er von Erlebnissen, bei denen er ein Nahbetheiligter, aber nicht der Held ist. Aehnliches gilt von Meyer's „Heiligem" und Homberger's „Leitstern" — beides Dichtungen, welche den Lesern der „Rundschau" bekannt sind; bei Meyer erzählt Hans der Armbruster dem Chorherrn Burkhard die Geschichte des Thomas a Becket, an der er ein Haupttheilnehmer ist, so gut wie der Künstler, Philosoph und Philister Emilio an der Geschichte seines unglücklichen Freundes Marco, die er dem Dichter der italienischen Novellen ausführlich genug — „ach, was ist das Erzählen ein weitläufiges Ding!", so klagt er selber — in vielfach abschweifender Rede vorträgt. Ein fingirter College Homberger's aus dem 15. Jahrhundert etwa, Renato dalle Baje, verzeichnet im Auftrage und zu Nutz und Frommen der erlauchten und tugendsamen Signora; Madonna Imelda di Rocca d'Arazzo, die rührende Geschichte der „Madonna Clarenza" — auch sie ist den Lesern dieser Zeitschrift bekannt — eine Geschichte, welche er nicht miterlebt hat, sondern die er einfach zu erzählen behauptet, wie man sie ihm erzählt hat. Ein Erlebniß Homberger's selbst endlich in durchsichtiger Verkappung schildert „Der Säugling", eine Dichtung, die man als eine embryonale Selbsterzählung bezeichnen darf, da diese Form, die augenscheinlich latent in ihr steckt, zum künstlerischen Nachtheil des Werkes nicht zum Durchbruch gekommen ist. Fort und fort wird uns nämlich hier erzählt, auf welche Art der „Deutsche" — das heißt eben der Dichter — über den Verlauf der Dinge unterrichtet wird, wie er sich zu den Vorgängen stellt, welche Folgerungen er aus ihnen zieht; allein da er nur eine völlig gleichgültige und unbetheiligte Nebenperson ist, so wäre es nur dann zulässig, daß wir das Ereigniß durch seine Brille sehen, wenn er zugleich der Erzähler wäre.

Wäre dieses der Fall, so würde mit dem Erzähler auch eine Individualität uns entgegentreten, durch welche das Erzählte in eigenthümlicher Weise abgetönt wird. Hierin scheint uns eine weitere, sehr wesentliche Bedingung für die geforderte Form

zu liegen; und sie muß nicht nur erfüllt werden, wenn Erzähler und Hauptperson identisch sind, sondern auch, und sogar in höherem Maße, wenn der Vortragende nicht von den eigenen Schicksalen erzählt. Bei den meisten unserer Autoren finden wir diese Forderung denn auch erfüllt; am wenigsten vielleicht bei Fanny Lewald, deren schmiegsames poetisches Anempfinden, deren liebevolle Vertiefung in das Kleine und Familienhafte, deren feine und anmuthige Ausmalung einzelner intimer Situationen, uns über Mängel hinweghelfen müssen, welche daraus entspringen, daß die Dichterin an den Bedingungen der einmal gewählten Form nicht consequent festhält.

Viel mehr ist dies der Fall in der Erzählung Brigitta's, aus welcher das lebendige Bild einer individuellen, in sich vollendeten Persönlichkeit uns entgegen tritt, und in welcher Alles und Jedes gerade auf diese Individualität hindeutet. Das Grundthema der Dichtung ist ein ernstes sittliches Problem; Auerbach lehnt sich gegen eine Satzung der Religion auf, er polemisirt gegen den Spruch: „Liebet Eure Feinde." Das ist unmöglich, hat er gefunden; Gutes thun können und sollen wir auch denen, die uns kränkten, allein sie lieben geht über menschliche Kraft. Zu diesem Satze nun liefert die Geschichte Brigitta's die Illustration. Vorzüglich, wie das Vorleben Brigitta's uns aus ihrer Erzählung entgegentritt, wie es uns deutlich wird, daß nur diese Person, die in der Einsamkeit erwachsene Tochter des verschlossenen Xander, der „keine Kameradschaft hat", das kluge, stolze, lernbegierige, etwas verwöhnte Mädchen diese und diese Schicksale erleben konnte, wie nur sie, die fern von den Menschen sich gewöhnt hat, alles in der eigenen Brust durchzukämpfen, dazu kommen kann, in dem Elend, das ihr Feind, der Rittmeister, über sie gebracht, sich tapfer auf ihr Selbst zu stellen und fest und unerschrocken zu streiten, gegen Noth und Gefahren und gegen das eigene stolze Herz.

Bis in stilistische und sprachliche Wendungen steht diese Frau vor uns. Um nur das Eine, in Rücksicht auf die Sprache, hervorzuheben: Brigitta hält niemals genau die Grenze zwischen directer und indirecter Rede, sie setzt den Indicativ an Stelle des Conjunctivs, das Präsens und Perfect, wo man Imperfect und Plusquamperfect erwartet. Ob auch manches Jahrzehnt verflossen ist, seit der Rittmeister sie vom Hofe vertrieben, sie sagt dennoch: „wir *haben* Holz genug", „mehrere hundert Morgen *gehören* zu unserem Hof", oder gar: „unsere Gänse waren seit *gestern* entlaufen". Gerade durch solche feinere Züge erhält die Erzählung erst den höchsten Grad von Lebendigkeit und Wahrheit.

Und wie in der „Brigitta" die Individualität des Erzählers greifbar uns entgegentritt und von ihr aus das Berichtete seine besondere persönliche Stimmung erhält, so geschieht es auch im „Leitstern", in den „Geschichten des Majors", im „Heiligen". Weil aber hier nicht eigene Abenteuer vorgetragen werden, so ergibt sich dabei eine eigenthümliche Art von indirecter Charakteristik; der Erzähler berichtet scheinbar ganz objectiv, was hier und dort sich zugetragen hat, allein durch die Art, in der er die Dinge darstellt, zeichnet er gleichzeitig sich selbst auf das Deutlichste. Am Vollkommensten ist diese so zu sagen ironische Form in Homberger's „Leitstern" angewendet; der Berichterstatter glaubt den Vorfall, den er zum Besten gibt, durchaus zu übersehen, er fühlt sich thurmhoch erhaben über dem unglücklichen Genie Marco, dessen Liebeswirren ein so trauriges Ende nahmen, und hat doch, trotz seines drolligen Selbstgefühls, keine Vorstellung davon, daß er, der Erzähler, eigentlich viel interessanter ist, als das Erzählte. Eine durchaus wahre Persönlichkeit auch diese; ein allgemeiner Typus und zugleich der echte Florentiner, der sich als der würdige Enkel des Michel Angelo und des Messer Niccolo Macchiavelli fühlt. Das Muster eines Kannegießers und Salbaders, der die Pfaffen, diese Erwürger der Menschheit, ingrimmig haßt — aber selbstverständlich gegen einen in vernünftigen Schranken gehaltenen Glauben nichts einzuwenden hat; der sich für die Idee der Republik begeistert — aber selbstverständlich nur für die Idee, denn er gehört nicht zu den kopflosen Hitzbolden, die nicht einsehen, daß in der Praxis Manches anders sein muß als in der Idee. In der Sprache des gemeinen Lebens: ein Schwefler. Ein Philister und Pantoffelheld, aber

in seinem philisterhaften Selbstbewußtsein nicht ohne Liebenswürdigkeit, in dem Ertragen seiner ehelichen Leiden nicht ohne Würde und Humor. Konnte er doch in jüngeren Jahren, als er noch nicht alle Hoffnung aufgegeben hatte, seinen Hausdrachen zu zähmen, auf die kostbare Idee verfallen, seine liebe Isabella durch den Anblick der Niobiden auf bessere Gedanken zu bringen: denn wenn sie diese furchtbare Familienzerrüttung sieht, so dachte er, geht sie vielleicht in sich und dankt Gott, daß ihr Mann und ihre Kinder gesund sind. Die feine psychologische Kunst, welche Homberger in der Schilderung dieses Charakters offenbart, findet am ehesten in den Novellen Rudolph Lindau's ihr Analogon, mit dem der Autor auch sonst, in der ganzen mehr inductiven Art seines Dichtens, mannigfache Berührungspunkte hat.

Etwas Aehnliches — nicht genau das Nämliche — läßt sich von den Geschichten des Majors sagen. Eine bestimmte Sphäre unserer Gesellschaft, die militärische — und zwar die militärische Süddeutschlands — ist mit großer Treue in allen ihren Eigenthümlichkeiten festgehalten; und wiederum verstärkt sich die Wirkung durch die Form, die der Dichter gewählt, dadurch, daß ein Glied eben jener Sphäre, ein in ihren Anschauungen und Empfindungen, in ihrer Denk- und Sprechart Aufgewachsener durchweg und ausschließlich das Wort führt. Bei den anderen Autoren redet doch hier und dort einmal der Dichter oder eine andere Person der Erzählung; bei Hopfen spricht von Anfang bis zu Ende, mit Ausnahme des ersten kurzen Satzes in jeder Novelle, Niemand Anderer als der Major, er berichtet in einer Folge und beantwortet nur von Zeit zu Zeit eine fingirte Zwischenrede, die man aber — ähnlich wie in den Gardinenpredigten des Engländers Jerrold — nicht in den Worten des Unterbrechenden, sondern nur in der Wiederholung des Unterbrochenen zu hören bekommt. Nicht nur der Erzähler, sondern auch die Zuhörer und der Ort der Erzählung werden uns, lediglich auf indirectem Wege, deutlich. Als den Ort erkennt man ohne viel Mühe das Militärcasino der bayrischen Residenz. An einem bevorzugten Tische sitzen, bei einem wackern Trunke, die Besseren unter den vielen Besuchern des Locals, lauschend um den beliebten Erzähler geschart, der schon über die Langeweile manches trüben Winterabends, an dem weder ein rechtes Gespräch noch ein vernünftiges Spiel zu Stande kommen will, ihnen hinweggeholfen hat. Und jedes Ohr hängt an Aeneens Munde, der etwa also anhebt vom erhabenen Sitz: „Ich will euch gern erzählen, was ich von dem Schicksal des armen Jungen zu berichten weiß." Und dabei ringelt er langsam den Schnauzbart durch die Finger oder zwirbelt ihn nachdenklich, „als spänne er aus seinem rothen Haare die Erinnerung lieb und lang und hielte sie fest wie an einem Faden". Und nun erzählt er, in seiner kräftigen und herzlichen Art, mit vielen charakteristischen Wendungen, in originellen Bildern und eigenthümlich construirten Sätzen, wie dieser sich mit Gott Amour herumgeschlagen hat, und jener in dem großen Rummel von Anno 66 sein Liebchen fand; wie der leichtlebige Pius, der verlorene Kamerad, zu Grunde gegangen und der lange Schahernack seine häßliche Wette gewonnen hat, und zuletzt, das liebenswürdigste von Allem, wie er selbst, der prächtige Erzähler, in Feindesland die kleine Nicolette hat lieben lernen und wie der heiß entbrannte Völkerzwist doch die Liebenden von einander trennen mußte.

Zu eigenthümlichen Effecten führt schließlich die gewählte Form in dem Werke, das uns noch zu besprechen bleibt, in der Dichtung Conrad Ferdinand Meyer's, „Der Heilige". Wir widmen dieser Novelle eine etwas eingehendere Betrachtung, da wir den Dichter des „Georg Jenatsch" in die allererste Reihe unter unsern Erzählern stellen und sein neues Werk zu den hervorragendsten Schöpfungen unsrer Zeit zählen.

Was zunächst vortheilhaft an dem Dichter auffällt, ist die außerordentliche Einfachheit seiner Kunstübung. Während nur zu viele selbst unserer besten Autoren allzu stark nach Einer Seite hin gravitiren, an dem Ton, den sie einmal unter großem Beifall angeschlagen haben, allzu zäh festhalten und gar bald dazu gelangen, dasjenige auszubilden, was man „Manier" zu nennen pflegt, ist es bei Meyer schier

unmöglich, mit einem Schlagwort, wie bei jenen, die Art seines Dichters, seine Manier, zu kennzeichnen, es sei denn, daß man sagen wollte, es bestehe seine Manier eben darin, keine Manier zu haben. Was den innersten Kern seiner Kunst ausmacht, ist einfach zu sagen: es ist Kraft, unverbrauchtes, unbegrenztes dichterisches Vermögen, das mit wuchtiger Eindringlichkeit den Dingen zu Leibe geht, mit unerbittlicher Strenge und Knappheit sie anpackt und sie wiedergibt ohne Minus, aber auch ohne Plus, ohne irgend ein äußerlich Herangetragenes, dem Dichtwerk künstlich Eingepflanztes.

Meyer ist vor Allem ein alemannischer Dichter und die charakteristischen Züge dieses Volksstammes wären in seinem Naturell unschwer aufzudecken. Hierauf wol beruht es im Wesentlichen, wenn man ihn hie und da mit seinem Landsmann Gottfried Keller verglichen hat. Ebensogut könnte man Scheffel nennen, dessen „Ekkehard" mit Meyer's historischen Erzählungen sehr wohl sich in Parallele setzen ließe. Und wie Keller, zuerst von Heyse, als der „Shakespeare der Novelle" bezeichnet worden ist, so wird man auch bei Meyer sich nicht selten an Shakespeare erinnert fühlen, zumal in seiner neuen Erzählung, welche von dem Untergange eines edeln Herrschers erzählt und, gleich den Königsdramen des Briten, in die harten Familienkämpfe des Regentenhauses uns blicken läßt, in eine Welt der Zuchtlosigkeit und der wilden Begierden, inmitten derer für die reinen, lichten Frauengestalten, für die zarten Jungfrauen Grace und Hilde, kein Raum ist.

Seinem Grundthema nach berührt sich „Der Heilige" in eigenthümlicher Weise mit Auerbach's „Brigitta". Wie dort der Rittmeister gegen Brigitta, so hat hier König Heinrich seinem Kanzler Thomas a Becket gegenüber schwere Schuld auf sich geladen, er hat durch seine frevle Liebesgier den Tod der holden Grace, des einzig geliebten Schatzes des Kanzlers, herbeiführen helfen und jener müht sich, gleich der Brigitta, seinem Schuldner zu vergeben. Aber auch seine Kraft, auch das Vermögen des Heiligen erlahmt an der unmöglichen Aufgabe; wenn auch der Salvator den Verräther Judas geküßt hat — „ein bloßer Mensch vermag solches nicht, denn es geht gegen Natur und Geblüt". Und wie die stolze Brigitta erst durch des Schicksals ernste Mahnungen zur Läuterung und Vertiefung ihres Seins gelangt, so geschieht es auch dem Kanzler, der nun erst der „Heilige" wird, als den ihn die Kirche feiert. Alles weltliche Streben, alle Ehrbegier und irdische Hoffart fällt machtlos von ihm ab; nichts für sich fordert er von dem Herrscher, den es sehnlich nach Versöhnung verlangt, — er fordert „Seelen gegen Seele" und will den Tod Grace's vergeben, wenn der König seine schwergedrückten Brüder, die Sachsen, freigibt. Doch der Haß erweist sich mächtiger als die Liebe, das blasse Gespenst der Verstorbenen drängt sich von Neuem zwischen die Hadernden und beide, der Herr wie der Diener, gehen zu Grunde, jener in Zorn und Feindschaft mit den Seinen, dieser, obgleich gewaltsam ermordet, in heiliger Hoheit.

Der höchst energische und nachhaltige Eindruck, den diese ergreifende Erzählung ausübt, würde sich leicht bis zur Unerträglichkeit gesteigert haben, wenn nicht durch die Form der Dichtung die Wirkung des Schrecklichen auf das Glücklichste gemildert wäre. Die Ereignisse treten uns nicht unmittelbar entgegen, sondern aus der Schilderung des ehrlichen Schwaben Hans, der an allen wesentlichen Vorgängen Antheil nahm, allein dessen Schicksal, weil wir ihn in Person vor uns sehen, uns weiter keine Sorge zu machen braucht. Es handelt sich um bereits vergangene, abgethane Dinge, die nur wie aus weiter Ferne, gleichsam gedämpft, zu uns dringen und schon darum nicht in ihrer vollen Wucht wirken; und die Individualität des Erzählers wie des Zuhörers trägt noch dazu bei, das allzu starke Gewicht zu mindern. In voller, runder Figur, plastisch deutlich, treten beide uns entgegen, der vornehmkluge, ironische Chorherr, mit der feinen schmächtigen Gestalt, der ein paar Geschichtchen und Menschlichkeiten aus dem Leben des Heiligen hatte erfahren wollen und nun von einem qualvollen, unglückseligen Kampfe vernehmen muß, und der ehrenfeste Hans in seiner unergründlichen Schwabenschlauheit, die bei Hofe in eine theils echte, theils echtschwäbische Treuherzigkeit sich wandelt, der wackere Diener seines Herrn,

der an dem traurigen Schicksal Heinrich's innigen Antheil nimmt, aber über all dem Schrecklichen die Speise und den Trank nimmer vergißt; der, trotz seiner harten Sparsamkeit, all seine im Herrendienst schwer erworbene Habe daran geben wollte, um seinen König von jener schweren That loszukaufen und der schließlich bei seinen beiden Rossen den Frieden sucht, denn es thut ihm wohl, für zwei kluge und treue Geschöpfe zu sorgen, die nichts wissen von Verrath und von Sünde.

Auch der Ort der Erzählung, der schmale Wohnraum des Chorherrn, welcher an dem dunklen Wintertage mehr von der Flamme des Herdes, als durch das einzige Bogenfensterchen erhellt wird, steht uns anschaulich vor Augen. Der Chorherr, der sich von Anfang an zu dem Berichte zweifelnd verhält und stets das Bestreben hat, das Schreckliche abzustumpfen, hat zugleich auch eine Rolle ungefähr wie der antike Chor oder der raisonneur in der französischen Comödie: er zieht eine Art Moral und spricht die Meinung des Dichters und des Lesers aus, wenn er beispielsweise das meiste Gefallen an der leuchtenden Gestalt des Richard Löwenherz findet oder am Schluß als einen Trost es ansieht, daß Meister Hans aus allen diesen Nöthen glücklich entkommen ist und vor ihm sitzt als ein Frommer und Ehrbarer.

Die Form der Erzählung trägt zuletzt und nicht am Wenigsten dazu bei, daß das alterthümliche Gepräge, welches der Sprache der Novelle mit so viel maßhaltender Kunst aufgedrückt ist, glaubwürdiger und ungezwungener herauskommt; denn wenn die Personen jener fremden Zeiten selbst in der ihnen natürlichen Sprache sich vernehmen lassen, so wird uns das Alterthümliche weniger leicht als alterthümelnd, das Archaische weniger leicht als archaisirend erscheinen, wie wenn der Dichter in eigenem Namen zu uns redete.

So ist auch in Rücksicht auf die Form Meyer's Dichtung vollendet zu nennen, und derjenige Beurtheiler, der es als ein heiliges Princip ansähe, daß in jeder rechtschaffenen Kritik mindestens Eines getadelt sein müsse — er würde gegenüber diesem Werke schier in Verlegenheit gerathen. Otto Brahm.

φκ. **Das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger.** Von Dr. Alwin Schultz, ao. Professor der Kunstgeschichte an der Universität Breslau. Erster Band, mit 111 Holzschnitten. Leipzig, S. Hirzel. 1879.

Wenn H. v. Treitschke neulich das Hervortreten der Culturgeschichte vor der politischen Geschichte als ein Verkennen der wahren Aufgabe des Historikers dargestellt hat, so hat die bisherige Behandlung des Mittelalters wenigstens zu diesem Vorwurf unmöglich Veranlassung geben können. Die Cultur des classischen Alterthums ist uns verhältnißmäßig genau bekannt und treffliche zusammenfassende Darstellungen wie diejenige Friedlaender's haben dafür gesorgt, daß diese Kenntniß in weite Kreise getragen wurde. Dagegen fehlt es noch gänzlich an einer mittelalterlichen Culturgeschichte, die mehr als flüchtige Compilation genannt werden könnte. Nur einzelne Ansätze zu einer solchen sind gemacht worden. Ich nenne die Studien Falke's, Antony Meray's, v. Raumer's, Weinhold's, besonders Thomas Wright's „Womankind in Western Europe" (London 1869) und dessen „The Homes of other Days" (London 1871), ein Werk, das wenigstens für England ein ziemlich vollständiges Bild des häuslichen und Privatlebens im Mittelalter bietet und das, wie es scheint, von dem Verfasser des uns vorliegenden Buches nicht benutzt wurde.

Es ist keine Culturgeschichte des Mittelalters, welche uns Alwin Schultz in diesem Werke bietet, aber doch ein gutes Stück einer solchen. Wollte man den überreichen Stoff nach den Ständen eintheilen, so hätten sich Adel, Geistlichkeit, Bürger und Bauern in denselben zu theilen, und es wäre der erste Theil, den uns der Verfasser hier in einem typographisch und xylographisch glänzend ausgestatteten Buche vorlegt. Der bisher erschienene erste Band des Werkes behandelt in sieben Kapiteln 1) die Wohnungen des Adels: Burgen, Schlösser und Zubehör; 2) die physische und intellectuelle Erziehung der Kinder; 3) das materielle Leben; Pflege des Leibes, Trachten, Putz, Luxus, Handel; 4) die Mahlzeiten; 5) die Jagd; 6) die Reisen und andere Vergnügen; 7) das sittliche Leben, dessen Ausartungen; Feste; die Ehe.

Die Quellen, aus welchen der Verfasser sein Material gewinnt, sind sowol literarische als monumentale, und es muß dankend hervorgehoben werden, daß diese Verbindung hier, allerdings im Anschlusse an die Methode Wright's und Viollet-le-Duc's, zum ersten Male in Deutschland mit Erfolg versucht wird. In der Verarbeitung des oft sehr buntscheckigen Materials würde man oft mehr Kürze und besseres Auseinanderhalten von local und chronologisch zuweilen sehr weit auseinanderliegenden Quellen wünschen: sehr vieles ist auch hineingezogen, was strenggenommen nicht in den Rahmen des Werkes fällt.

Die Holzschnitte sind im Ganzen vorzüglich und eine willkommene Illustration des Stoffes, den die bildliche Beigabe oft erst zum vollen Verständniß bringen muß. Sie stehen weit über denjenigen bei Wright. Doch hätte der Herr Verfasser bei der Auswahl zuweilen kritischer sein müssen. So gibt er Fig. 3 Merian's Ansicht von Fleckenstein wieder, obgleich dieselbe erwiesener Maßen reines Phantasiestück ist und nur ein ganz falsches Bild einer mittelalterlichen Burg zu erwecken vermag. Weshalb Fig. 89 die modernerneuerte Reiterstatue des Kaisers Rudolf von Habsburg am Straßburger Münster zur Abbildung ausgewählt ist, läßt sich ebenso wenig absehen. Daß die Ausführungen sich mit Vorliebe auf deutsche Monumente stützen, ist selbstverständlich und gewiß in der Ordnung. Doch hätten England und Frankreich, namentlich auch die Normandie für manche Punkte mehr herangezogen werden müssen.

ε. σ. **Pfingstsonntag und Pfingstmontag.** Eine altstraßburger Erzählung nach dem alemannischen Lustspiel des Daniel Arnold „Pfingstmontag" von August Schricker. Nördlingen, Beck'sche Buchhandlung. 1880.

Eine Straßburger Gesellschaft setzte auf das Postament der Friedrich'schen Bildsäule Arnold's die Worte „Hommage à l'auteur du Pfingstmontag", ein grausam ironisches Epigramm gegen die Verfasser dieser Widmung. Ist doch der französisch plappernde Licentiat die komische Figur des berühmten elsässischen Lustspiels und dieses selbst ein Werk durchaus unfranzösisch, grundbeutsch, derbalemannisch, gesund bürgerlich von dem ersten bis zum letzten Verse. 1816 erschien es, vier Jahre später stellte ihm Goethe, seiner Straßburger Jugendtage gedenkend, den allbekannten Geleitbrief aus. Unlängbar bietet das treffliche Werk durch den Dialekt und seine zahlreichen Gallicismen dem großen nichtelsässischen Publicum starke Schwierigkeiten. Um so dankbarer ist die Bearbeitung in Erzählungsform durch einen literarisch bewährten Straßburger zu begrüßen. Mehr als die Vertrautheit mit der Mundart und eine flinke Mache der Transscription war dazu nöthig; es bedurfte des Eintauchens in den Geist und das häusliche Leben der alten „Steckelburger", die von den heutigen Bourgeois in Manchem unterschieden sind, des sicheren Tactes, der dem Hochdeutschen eine discrete alemannische Färbung läßt, der Technik, welche dramatische Effecte in epische umschafft. Allerdings waren die empfindlichen dramatischen Mängel des breiten, behaglich schwatzenden Originals Vortheile für diese Umarbeitung, die, eine Volkserzählung im besten Sinn, hoffentlich vielen Deutschen ein figuren- und farbenreiches Bild des altstraßburger Bürgerthums mit seinem Humor, seiner ehrenfesten Strenge und seiner knorrigen Tüchtigkeit liefern wird. Meister Starkhans, eine der besten Väterfiguren der bürgerlichen Gattung, hat bei Schricker nichts eingebüßt.

ιρ. **Gesammelte poetische Werke von Ludwig August Frankl.** 3 Bände. Wien, A. Hartleben. 1880.

Des Unternehmens, die poetischen Werke Ludwig August Frankl's gesammelt herauszugeben, haben wir uns aufrichtig gefreut. Wie eine Ehrenpflicht des österreichischen Volkes erscheint es uns, seinem greisen Dichter in diesem Denkmal einen Nachruhm zu sichern, den Ludwig August Frankl dreimal verdient: als Poet, als Lohn seines Vaterlandes, und als Mensch. Wir dürfen an dieser Stelle dem reichen und mannigfaltigen dichterischen Schaffen Frankl's nicht versuchen, gerecht zu werden — soviel ist sicher: nennt man die besten österreichischen Dichter, dann wird auch sein Name genannt. Es war eine fruchtbare und bedeutungsvolle Epoche für die deutsche Dichtkunst überhaupt, jene Vormärz-Periode in Oesterreich, und mit am Kräftigsten hat für der Freiheit heiliges Gut, für des Vaterlandes Heil [illegible] Größe, Ludwig August Frankl

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. August zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Baumgarten. — La France qui rit par J. Baumgarten. II. Cassel, Th. Kay. 1880.

Bernard. — Zwei Herzen und ein Schlag. Epische Dichtung von Jean Bernard. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag. 1880.

Biedermann. — Deutschland im achtzehnten Jahrhundert. Von Professor Dr. Karl Biedermann. II. Geistige, sittliche und gesellige Zustände. 2. Theil. 3. Abthlg. Des ganzen Werkes vierter (Schluß-)Band. Leipzig, J. J. Weber. 1880.

Brandenburg. — Der Krieg gegen Frankreich, zur Erinnerung an 1870 und 1871 in Versen erzählt von Konrad Brandenburg. Erlangen, Andr. Deichert. 1880.

Correspondenz, Politische, Friedrich's des Grossen. IV. Band. Berlin, Alex. Duncker. 1880.

Dannemann. — Maria von Schottland. Schauspiel in 5 Acten von Fritz Dannemann. Bremen, W. H. Hollmann. 1880.

Fischer. — Die Nation und der Bundestag. Ein Beitrag zur deutschen Geschichte von Karl Fischer. Leipzig, Fues's Verlag. 1880.

Freiheit, Die, der Elbeschifffahrt. Geschichtliche Erläuterungen der staatsrechtlichen Sachlage. Hamburg, G. J. Herbst. 1880.

Gentleman's Rauch-Brevier von J. S. Stuttgart, A. Werther. 1880.

Geschichte, Allgemeine, in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkung von Felix Bamberg, Alex. Brückner, Felix Dahn, Joh. Dümichen ꝛc. ꝛc., herausgegeben von Wilhelm Oncken. 19. 20. Abthlg. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1880.

Giesebrecht. — Geschichte der deutschen Kaiserzeit. Von Wilhelm v. Giesebrecht. V. Band. Die Zeit Kaiser Friedrich's des Rothbarts. 1. Abthlg. Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn. 1880.

Hartmann. — Das Oberammergauer Passionsspiel in seiner ältesten Gestalt zum ersten Male herausgegeben von August Hartmann. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1880.

Jagwitz. — Von Plewna bis Adrianopel. Geschichte der zweiten Hälfte des russisch-türkischen Krieges 1877—78 unter besonderer Berücksichtigung der russischen Taktik. Nach russischen und türkischen Quellen bearbeitet von Premier-Lieutenant F. von Jagwitz. Mit 1 Uebersichtskarte und 5 Skizzen. Berlin, Luckhardt'sche Verlagshandlung. 1880.

Keller. — Der grüne Heinrich. Roman von Gottfried Keller. Neue Ausgabe in vier Bänden. III. Band. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1879.

Kiepert. — Politische Uebersichts-Karte vom Königreich Hellas oder Griechenland, mit Angabe der von der Berliner Conferenz am 24. Juni 1880 angenommenen neuen Nord-Grenze, nach amtlichen Quellen von Heinrich Kiepert. Berlin, Dietr. Reimer. 1880.

Kiepert. — Karte der neuen Grenzen auf der Balkan-Halbinsel nach den Bestimmungen des Vertrages von Berlin vom 13. Juli 1878 und der Conferenz von Berlin vom 24. Juni 1880 nach amtlichen Quellen zusammengestellt von Heinrich Kiepert. Berlin, Dietr. Reimer. 1880.

Kiepert. — Politische Uebersichtskarte von Afrika. Nach den neuesten Forschungen und Reise-Ergebnissen berichtigt und ergänzt von Heinrich Kiepert. Berlin, Dietr. Reimer. 1880.

Kraz. — Die drei Reden des Perikles bei Thukydides, übersetzt und erklärt von Dr. Heinrich Kraz. Nördlingen, C. H. Beck'sche Buchhandlung. 1880.

Kretschmer. — Die Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zum neunzehnten Jahrhundert von Albert Kretschmer und Dr. Carl Rohrbach in Gotha. 2. Aufl. 3. Lfg. Leipzig, J. G. Bach's Verlag.

Lippert. — Die Völker und Staaten der Erde. Einer volksverständlichen Geographie ethnologisch-politischer oder zweiter Theil. Von Julius Lippert. Mit vielen Abbildungen. Herausgegeben vom deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. 1880.

Liszt. — Gesammelte Schriften von Franz Liszt. Band I. Fr. Chopin von Fr. Liszt. Frei in's Deutsche übertragen von La Mara. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1880.

Malser. — Vom Kreuzweg des Lebens. Novellistische Studien von Hans Malser. Herausgegeben von P. K. Rosegger. Stuttgart, Levy & Müller. 1881.

Memphis in Leipzig oder G. Ebers und seine „Schwestern". Herausgegeben von H. Steinhausen. 2. Aufl. Frankfurt a. M., Mahlau & Waldschmidt. 1880.

Museen, Königliche, zu Berlin. Führer durch die Königlichen Museen. Herausgegeben von der Generalverwaltung. Berlin. Weidmann'sche Buchhandlung. 1880.

Niggeler. — Gedichte von Rudolf Niggeler. Zweite, veränderte und vermehrte Auflage. Bern, J. Dalp'sche Buchhandlung. 1880.

Pantenius. — Im Gottesländchen. Erzählungen aus dem Kurländischen Leben von Theodor Hermann Pantenius. Band I. Im Banne der Vergangenheit. Mitau, E. Behre's Verlag. 1880.

Peters. — Arthur Schopenhauer als Philosoph und Schriftsteller. Eine Skizze von Dr. Carl Peters. Berlin, O. Hentze's Verlag. 1880.

Petersen. — Polyteknisk Laereansbalt og Nationalokonomi af Aleksis Petersen. Kjobenhavn. 1880.

Power. — Das Wesen der Form. Stunden des Nachdenkens über die Erscheinungen des Erdenlebens von Moritz Power. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag. 1880.

Prätorius. — Gedichte und poetische Erzählungen von Eduard Prätorius. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag. 1880.

Raich. — Novalis' Briefwechsel mit Friedrich und August Wilhelm, Charlotte und Caroline Schlegel. Herausgegeben von Dr. J. M. Raich. Mainz, Frz. Kirchheim. 1880.

Ravenstein. — Karte der West-Tyroler und Engadiner-Alpen von Ludwig Ravenstein. Frankfurt a. M., Verlag der geogr. Anstalt von L. Ravenstein.

Rülf. — Der Einheitsgedanke. Als Fundamentalbegriff aller Religion und Wissenschaft, als Verständigungsbasis unter den Gebildeten aller Confessionen und Nationen gemeinfaßlich dargestellt von Dr. J. J. Rülf. Memel, R. Schmidt. 1880.

Sachs' encyklopädisches Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Hand- und Schul-Ausgabe. Zwei Theile: Theil I: französisch-deutsch. Theil II: deutsch-französisch. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung. 1880.

Schalk-Kalender für 1881. I. Jahrgang. Herausgegeben von Ernst Eckstein. Leipzig, Fr. Thiel.

Schauspiel und Bühne. Beiträge zur Erkenntniss der dramatischen Kunst, herausgegeben von Johannes Lepsius und Ludwig Traube. 1. Heft. München, Adf. Ackermann, Hofbuchhandlung. 1880.

Scherner. — Aus der Natur. Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Winterbilder von Dr. Carl Albert Scherner. Breslau, A. Gosohorsky's Buchhandlung. 1880.

Schneider. — Herbstblüthen. Gedichte von Franz Schneider. Prag, H. Dominicus. 1880.

Spreewald, Der. Fragment aus einem altgriechischen Gedicht über denselben, bei Gelegenheit und zur Feier der 11. deutschen Anthropologen-Versammlung in Berlin nach eignem alten Codex rescriptus Spreewaldensis zum ersten Male herausgegeben und mit einer Uebersetzung und einigen Noten versehen von G. J. J. S. a./Gr. Göttingen. 1880.

Taine. — Geschichte der englischen Literatur. Von H. Taine. Autorisirte deutsche Ausgabe. III. Band: Die Neuzeit. Bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Dr. phil. Gustav Gerth. Leipzig, E. J. Günther's Nachf. 1880.

Todhunter. — A study of Shelley by John Todhunter. London, C. Kegan Paul & Co. 1880.

Transcendentalism, Scientific. By D. M. London, Williams & Norgate. 1880.

Universal-Bibliothek. 1346. Jörg Wickram's Rollwagenbüchlein. Ausgewählt und sprachlich erneuert von Karl Pannier. Leipzig, Phil. Reclam jun.

Warneck. — Ehret die Frauen. Beiträge zum modernen Culturleben der Frauenwelt. Von Dr. F. S. Warneck. Mitau, E. Behre's Verlag. 1880.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Elwin Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.